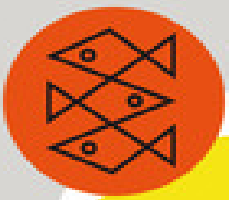
CHIMAMANDA NGOZI

ADICHIE

DIE HÄLFTE DER SONNE

ROMAN



Telegram:@shabarsbibliothek

Chimamanda Ngozi Adichie

Die Hälfte der Sonne

Roman

Aus dem Englischen von Judith Schwaab

Telegram:@shabarsbibliothek



Telegram:@shabarsbibliothek

Telegram:@shabarsbibliothek

Inhalt

- Meine Großväter, Nwoye David [...]
- Erster Teil Die frühen Sechziger
  - 1
  - 2
  - 3
    - 1. Das Buch: Die Welt schwieg, als wir starben
  - 4
  - 5
  - 6
    - 2. Das Buch: Die Welt schwieg, als wir starben
- Zweiter Teil Die späten Sechziger
  - 7
  - 8
  - 9
  - 10
  - 11
  - 12
    - 3. Das Buch: Die Welt schwieg, als wir starben
  - 13
  - 14
  - 15
  - 16
  - 17
  - 18
    - 4. Das Buch: Die Welt schwieg, als wir starben
- Dritter Teil Die frühen Sechziger
  - 19
  - 20
  - 21
    - 5. Das Buch: Die Welt schwieg, als wir starben
  - 22
  - 23
  - 24

Telegram:@shabarsbibliothek

        - 6. Das Buch: Die Welt schwieg, als wir starben
- Vierter Teil Die späten Sechziger
    - 25
    - 26
    - 27
    - 28
    - 29
    - 30
        - 7. Das Buch: Die Welt schwieg, als wir starben
    - 31
    - 32
    - 33
    - 34
    - 35
    - 36
    - 37
        - 8. Das Buch: Die Welt schwieg, als wir starben
- Nachwort der Autorin
- Literatur
- Glossar

Telegram:@shabarsbibliothek

Telegram:@shabarsbibliothek

Meine Großväter, Nwoye David Adichie und Aro-Nweke Felix Odigwe, die ich niemals kennenlernte, haben den Krieg nicht überlebt.
Meine Großmütter, Nwabuodu Regina Odigwe und Nwamgbafor Agnes Adichie, beides bemerkenswerte Frauen, kamen mit dem Leben davon.
Dieses Buch ist der Erinnerung an sie gewidmet;
ka fa nodu na ndokwa.
Und Mellitus, wo auch immer er ist.

Ich sehe ihn heute noch –
dürr, dünn wie Draht, in der Sonne und dem Staub
der trockenen Monate
Grundstein auf den winzigen Überresten der Leidenschaft und des Mutes.

Aus: Chinua Achebe, »Mango Seedling« in:
›Christmas in Biafra and Other Poems‹

Telegram:@shabarsbibliothek

Telegram:@shabarsbibliothek

Erster Teil

Die frühen Sechziger

1

Der Master war ein wenig verrückt; er hatte zu viele Jahre damit verbracht, in Übersee Bücher zu lesen, sprach mit sich selbst, wenn er in seinem Arbeitszimmer war, grüßte nicht immer zurück und hatte zu viele Haare. Das sagte Ugwus Tante leise, als sie den Pfad entlanggingen. »Aber er ist ein guter Mensch«, fügte sie hinzu. »Und solange du gut arbeitest, wirst du auch gut essen. Sogar Fleisch wirst du jeden Tag bekommen.« Sie blieb stehen, um auszuspucken; der Speichel löste sich schmatzend von ihren Lippen und landete im Gras.

Ugwu konnte nicht glauben, dass irgendwer, nicht einmal der Master, bei dem er leben sollte, tatsächlich *jeden Tag* Fleisch aß. Dennoch widersprach er seiner Tante nicht, denn die Erwartung hatte ihn stumm gemacht, und er hatte genug damit zu tun, sich sein neues Leben fern des Dorfes vorzustellen. Sie waren schon eine Weile zu Fuß unterwegs, seit sie vom Lastwagen gestiegen waren, und die Nachmittagssonne brannte ihm in den Nacken. Aber es machte ihm nichts aus. Er wäre noch Stunden weitergegangen, selbst wenn die Sonne noch heißer geschienen hätte. So etwas wie die Straßen, die auftauchten, nachdem sie an den Toren der Universität vorbeigekommen waren, hatte er noch nie gesehen, Straßen, die

Telegram:@shabarsbibliothek

so glattgeteert waren, dass er große Lust hatte, sich zu bücken und die Wange an sie zu legen. Niemals würde es ihm gelingen, seiner Schwester Anulika die Bungalows zu beschreiben, die in der Farbe des Himmels gestrichen waren und wie höfliche, gutgekleidete Männer nebeneinanderstanden, und die Hecken, die sie voneinander trennten und oben so flach gestutzt waren, dass sie aussahen wie in Blätter gehüllte Tische.

Seine Tante ging schneller, und ihre Slipper machten ein merkwürdiges Geräusch, das durch die stille Straße hallte. Ugwu fragte sich, ob sie durch ihre dünnen Sohlen hindurch auch spürte, wie der Steinkohleteer unter ihren Füßen heißer und heißer wurde. Sie kamen an einem Straßenschild vorbei, auf dem ODIM STREET stand, und Ugwu sprach das Wort *Street* leise vor sich hin, so wie er das immer tat, wenn er ein englisches Wort sah, das nicht allzu lang war. Als sie das Anwesen betraten, stieg ihm ein schwerer, süßlicher Geruch in die Nase, und er war sich sicher, dass er von den Büschen am Eingang herrührte, die über und über mit weißen Blüten bedeckt waren. Die Büsche hatten die Form von schmalen Hügeln. Der Rasen glitzerte. Darüber schwebten Schmetterlinge.

»Ich habe deinem Master gesagt, dass du alles rasch lernen wirst, *osiso-osiso*«, meinte seine Tante. Ugwu nickte eifrig, obwohl sie ihm das schon viele Male gesagt hatte, nämlich jedes Mal, wenn sie ihm die Geschichte erzählte, wie sein Glück zustande gekommen war: dass sie vor einer Woche im Mathematikinstitut den Flur gewischt hatte und den Master hatte sagen hören, er brauche einen Houseboy, der bei ihm saubermache, und dass sie sofort gesagt hatte, sie könne ihm helfen, noch bevor seine Sekretärin oder der Bürobote selbst anbieten konnten, ihm jemanden zu besorgen.

»Ich werde schnell lernen, Tante«, sagte Ugwu. Er schaute sich den Wagen an, der in der Garage geparkt war; ein silberner Metallstreifen lag

Telegram:@shabarsbibliothek

wie eine Halskette rund um seinen blauen Körper.

»Denk daran, wenn er dich ruft, musst du immer ›Ja, Sah!‹ antworten!«

»Ja, Sah!«, wiederholte Ugwu.

Sie standen vor der Glastür. Fast hätte Ugwu die Zementwand berührt, um zu spüren, wie anders sie sich anfühlte als die Lehmmauern der Hütte seiner Mutter, in denen noch die Fingerabdrücke vom Bauen zu sehen waren, aber er beherrschte sich. Einen kurzen Moment lang wünschte er sich, wieder dort zu sein, in der Hütte seiner Mutter, unter der dämmrigen Kühle des Strohdaches; oder in der Hütte seiner Tante, der einzigen Hütte im Dorf, die mit einem Wellblechdach gedeckt war.

Seine Tante klopfte an das Glas. Ugwu sah die weißen Vorhänge hinter der Tür. Eine Stimme sagte auf Englisch: »Ja? Herein.«

Sie zogen ihre Schuhe aus, bevor sie hineingingen. Ugwu hatte noch nie ein so großes Zimmer gesehen. Trotz der braunen Sofas, die in einem Halbkreis aufgestellt waren, der Beistelltischchen daneben, der Regale, die mit Büchern vollgestopft waren, und dem Tisch in der Mitte mit einer Vase, in der rote und weiße Plastikblumen steckten, sah der Raum so aus, als wäre immer noch zu viel Platz darin. Der Master saß in einem Lehnstuhl und trug ein Unterhemd und ein Paar Shorts. Er hielt sich nicht aufrecht, sondern hing schräg im Sessel und hatte ein Buch auf dem Gesicht liegen, als hätte er vergessen, dass er gerade jemanden zu sich hereingebeten hatte.

»Guten Tag, Sah! Hier ist der Junge«, sagte Ugwus Tante.

Der Master schaute auf. Er hatte eine sehr dunkle Haut, wie alte Borke, und das Haar, das seine Brust und die Beine bedeckte, hatte einen glänzenden, noch dunkleren Schimmer. Er nahm seine Brille ab.

»Der Houseboy, Sah.«

»Ach ja, Sie haben mir den Houseboy gebracht. *I kpotago ya*.« Das Igbo des Masters hörte sich in Ugwus Ohren federleicht an. Es war ein Igbo, das

Telegram:@shabarsbibliothek

von den geschmeidigen Klängen der englischen Sprache untermalt war, das Igbo eines Menschen, der oft Englisch sprach.

»Er wird hart arbeiten«, sagte seine Tante. »Er ist ein sehr guter Junge. Sagen Sie ihm einfach, was er tun soll. Danke, Sah!«

Der Master brummte, statt zu antworten, während er Ugwu und seine Tante mit leicht zerstreuter Miene betrachtete, als hielte ihre Anwesenheit ihn davon ab, sich an etwas Wichtiges zu erinnern. Ugwus Tante klopfte dem Jungen auf die Schulter, flüsterte ihm zu, er solle seine Sache gut machen, und drehte sich dann zur Tür. Nachdem sie gegangen war, setzte der Master seine Brille wieder auf und wandte sich seinem Buch zu, wobei er noch weiter auf die Seite sank und die Beine ausstreckte. Er wirkte entspannt. Selbst wenn er umblätterte, blieben seine Augen auf das Buch gerichtet. Ugwu stand an der Tür und wartete. Sonnenlicht strömte durch die Fenster herein, und von Zeit zu Zeit fuhr eine sanfte Brise in die Vorhänge und hob sie an. In dem Zimmer war es still, bis auf das Rascheln der Seiten, wenn der Master umblätterte. Eine Weile stand Ugwu da, bevor er sich langsam auf das Bücherregal zubewegte, als wollte er sich darin verstecken. Dann schließlich, nach einer Weile, ließ er sich zu Boden sinken, die Basttasche zwischen seinen Knien. Er blickte zur Zimmerdecke hoch, die so weit oben und so blendend weiß war. Er schloss die Augen und versuchte, sich das geräumige Zimmer mit den fremden Möbeln ins Gedächtnis zu rufen, aber es wollte ihm nicht gelingen. Wieder überkam ihn Verwunderung, er öffnete die Augen und schaute umher, um ganz sicherzugehen, dass das alles Wirklichkeit war. Und dass er es war, der auf diesen Sofas sitzen, diesen glänzend-glatten Boden polieren und diese zarten Vorhänge waschen würde.

»*Kedu afa gi?* Wie heißt du?«, fragte der Master unvermittelt.

Ugwu stand auf.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Wie heißt du?«, fragte der Master wieder und setzte sich gerade hin. Er füllte den Sessel ganz aus, sein dickes Haar türmte sich dicht auf seinem Kopf auf. Seine Arme waren muskulös, die Schultern breit. Ugwu hatte sich einen älteren Mann vorgestellt, jemand Gebrechlichen, und war plötzlich von der Furcht erfüllt, diesen Master, der so jugendlich und tüchtig aussah, wie jemand, der nichts brauchte, nicht zufriedenstellen zu können.

»Ugwu, Sah.«

»Ugwu. Und du kommst aus Obukpa?«

»Aus Opi, Sah.«

»Du könntest ebenso gut zwölf wie dreißig sein.« Der Master kniff die Augen zusammen. »Wahrscheinlich dreizehn.« Das Wort »dreizehn« sagte er auf Englisch.

»Ja, Sah.«

Der Master wandte sich wieder seinem Buch zu. Ugwu stand da. Der Master blätterte einige Seiten weiter und schaute dann auf. »*Ngwa*, geh in die Küche, im Kühlschrank müsste etwas zu essen für dich sein.«

»Ja, Sah.«

Ugwu betrat vorsichtig die Küche, setzte langsam einen Fuß vor den anderen. Als er das weiße Ding sah, das fast so groß war wie er selbst, wusste er, dass das der Kühlschrank war. Seine Tante hatte ihm davon erzählt. Das sei eine Art kalter Schuppen, in dem man Lebensmittel aufbewahrte, damit sie nicht schlecht wurden. Er machte ihn auf und schnappte nach Luft, als ihm die Kälte entgegenströmte. Orangen, Brot, Bier, Erfrischungsgetränke, alle möglichen Dinge in Kartons und Dosen standen auf den verschiedenen Ebenen, und ganz obendrauf lag ein glänzendes gebratenes Hähnchen, dem nur ein Bein fehlte. Ugwu streckte die Hand aus und berührte es. Der Kühlschrank atmete schwer in seinen Ohren. Er berührte das Hähnchen noch einmal und leckte sich den Finger

Telegram:@shabarsbibliothek

ab, dann drehte er das andere Bein ab und aß es auf, bis er schließlich nur noch die abgenagten Knochen in der Hand hatte. Als Nächstes brach er sich etwas Brot ab, ein dickes Stück, das er nur allzu gern mit seinen Geschwistern geteilt hätte, wäre ein Verwandter zu Besuch gekommen und hätte das Brot als Geschenk mitgebracht. Er aß schnell, bevor der Master hereinkam und es sich anders überlegte. Schließlich war er mit dem Essen fertig, stand am Spülbecken und versuchte gerade, sich ins Gedächtnis zu rufen, was seine Tante über Wasserhähne gesagt hatte, dass man sie öffnete, damit das Wasser herausströmte wie bei einer Quelle, als der Master hereinkam. Er hatte sich ein bedrucktes Hemd und eine Hose angezogen. Seine Zehen, die durch die Lederslipper schauten, sahen irgendwie weiblich aus, vielleicht weil sie so sauber waren. Sie gehörten zu Füßen, die immer in Schuhen steckten.

»Was ist?«, fragte der Master.

»Sah …« Ugwu wies auf das Spülbecken.

Der Master kam zu ihm herüber und drehte an dem metallenen Wasserhahn. »Du solltest dich erst einmal im Haus umschauen und deine Tasche in das erste Zimmer auf dem Gang bringen. Ich mache jetzt einen Spaziergang, um einen klaren Kopf zu bekommen, *i nugo*?«

»Ja, Sah.« Ugwu sah ihm nach, wie er durch die Hintertür hinausging. Er war nicht groß. Sein Gang war forsch, voller Energie, und er sah aus wie Ezeagu, der Mann, der in Ugwus Dorf den Rekord im Ringen hielt.

Ugwu drehte den Wasserhahn zu, wieder auf, dann zu. Auf und zu und auf und zu, bis er lachen musste über diesen Zauber fließenden Wassers und das Huhn und das Brot, die wie Balsam in seinem Magen lagen. Er ging am Wohnzimmer vorbei in den Flur. Überall in den drei Schlafzimmern, auf dem Waschbecken und den Schränkchen im Bad lagen Bücher, im Arbeitszimmer waren sie vom Boden bis zur Decke gestapelt, alte

Telegram:@shabarsbibliothek

Zeitungen türmten sich neben den Cola-Kisten und den Kartons mit Premier Bier in der Speisekammer. Einige der Bücher lagen offen mit dem Gesicht nach unten, als hätte der Master sie noch nicht fertig gelesen, jedoch beschlossen, rasch mit einem anderen anzufangen. Ugwu versuchte, die Titel zu lesen, doch die meisten waren zu lang, zu schwierig. *Nicht-parametrische Methoden. Eine afrikanische Studie. Die große Kette des Daseins. Der Angriff der Normannen auf England.* Auf Zehenspitzen ging er von Zimmer zu Zimmer, weil er das Gefühl hatte, dass seine Füße schmutzig waren, und während er umherging, reifte in ihm der Entschluss, alles zu tun, um dem Master zu gefallen, damit er in diesem Haus des Fleisches und der kühlen Böden bleiben durfte. Gerade war er dabei, sich die Toilette anzuschauen, und strich mit der Hand über den schwarzen Plastiksitz, als er die Stimme des Masters hörte.

»Wo bist du, mein Guter?« Er sagte »mein Guter« auf Englisch.

Ugwu stürzte ins Wohnzimmer. »Ja, Sah!«

»Wie heißt du noch mal?«

»Ugwu, Sah.«

»Ja, Ugwu. Schau mal hier, *nee anya*, weißt du, was das ist?« Der Master zeigte auf etwas, und Ugwu betrachtete den Metallkasten, der über und über mit gefährlich aussehenden Knöpfen bedeckt war.

»Nein, Sah«, sagte Ugwu.

»Das ist eine Musiktruhe. Sie ist neu und sehr gut. Ganz anders als diese alten Grammophone, die man ewig aufziehen muss. Du musst damit sehr vorsichtig sein, besonders vorsichtig. Sie darf niemals mit Wasser in Berührung kommen.«

»Ja, Sah.«

»Ich bin jetzt weg zum Tennisspielen, und dann gehe ich in den Mitarbeiterclub.« Der Master nahm ein paar Bücher vom Tisch. »Vielleicht

Telegram:@shabarsbibliothek

komme ich erst spät zurück. Richte dich also ein und ruh dich ein bisschen aus.«

»Ja, Sah.«

Nachdem Ugwu den Master hatte wegfahren sehen, stellte er sich neben die Musiktruhe und schaute sie sich genau an, ohne sie zu berühren. Dann machte er sich auf einen Rundgang durchs Haus, hinauf und hinab, berührte Bücher und Vorhänge und Möbel und Teller, und als es dunkel wurde, schaltete er das Licht an und staunte darüber, wie hell die Birne brannte, die von der Decke baumelte, und dass sie keine langen Schatten warf wie die Palmöllampen zu Hause. Dort war seine Mutter vermutlich gerade dabei, das Abendessen zuzubereiten und im Mörser *akpu* zu zerkleinern, den Stößel fest mit beiden Händen gepackt. Chioke, die zweite Ehefrau, kümmerte sich um den Topf mit wässriger Suppe, der auf drei Steinen über dem Feuer stand. Die Kinder waren vom Fluss zurück und liefen um den Brotfruchtbaum, um sich gegenseitig zu necken und zu jagen. Vielleicht sah Anulika ihnen dabei zu. Sie war jetzt das älteste Kind im Haushalt, und wenn alle rund um das Feuer hockten und aßen, war sie diejenige, die kleine Streitigkeiten schlichtete, wenn die Jüngeren sich etwa um die Streifen Trockenfisch in der Suppe balgten. Sie wartete, bis das ganze *akpu* gegessen war, verteilte dann den Fisch, damit jedes Kind ein Stückchen abbekam, und behielt das größte für sich, so wie Ugwu es immer getan hatte.

Ugwu machte den Kühlschrank auf und aß noch etwas Brot und Huhn. Rasch stopfte er sich das Essen in den Mund, und dabei schlug sein Herz, als würde er laufen; dann pulte er weitere Stücke Fleisch heraus, zog an den Flügeln. Die Stücke steckte er in seine Shorts, bevor er in sein Schlafzimmer ging. Er würde sie behalten, bis seine Tante zu Besuch kam, und sie bitten, das Essen Anulika mitzubringen. Vielleicht konnte er sie ja

Telegram:@shabarsbibliothek

auch bitten, etwas davon Nnesinachi zu geben. Vielleicht würde Nnesinachi dann ja endlich Notiz von ihm nehmen. Es war ihm nie ganz klar gewesen, wie er und Nnesinachi miteinander verwandt waren, aber er wusste, dass sie aus derselben *umunna* stammten und folglich niemals heiraten konnten. Trotzdem wünschte er, seine Mutter würde Nnesinachi nicht immer als seine Schwester bezeichnen, wenn sie solche Sachen sagte wie: »Nimm dieses Palmöl hier und bringe es Mama Nnesinachi, und wenn sie nicht zu Hause ist, lass es bei deiner Schwester.«

Nnesinachi klang immer unbestimmt, wenn sie mit ihm sprach, ihre Augen wanderten hin und her, als machte es für sie keinen Unterschied, ob er da war oder nicht. Manchmal nannte sie ihn Chiejina. So hieß sein Vetter, der jedoch überhaupt nicht so aussah wie er, und wenn er dann sagte: »Aber ich bin’s doch«, erwiderte sie: »Verzeih mir, Ugwu, mein Bruder«, mit einer abweisenden Förmlichkeit, die bedeutete, dass keine weitere Unterhaltung erwünscht war. Trotzdem mochte er die Botengänge zu ihrem Haus. Dann konnte er sie manchmal vornübergebeugt sehen, wenn sie etwa das Feuerholz fächelte oder wenn sie *ugu*-Blätter für den Suppentopf ihrer Mutter hackte oder einfach nur draußen auf ihre jüngeren Geschwister aufpasste, wobei ihr Wickeltuch manchmal so tief hing, dass er von oben einen Blick auf ihre Brüste erhaschen konnte. Seit sie zu wachsen begonnen hatten, diese spitzen Brüste, fragte er sich, ob sie sich wohl weich und geschmeidig anfühlten oder eher so hart wie die unreife Frucht des *ube*-Baums. Oft wünschte er sich, Anulika wäre nicht so flachbrüstig – überhaupt fragte er sich, warum sie so lange brauchte, obwohl Nnesinachi und sie gleich alt waren –, damit er ihre Brüste anfassen könnte. Natürlich würde Anulika ihm auf die Finger schlagen, vielleicht sogar ins Gesicht, aber er würde es ganz schnell machen, einmal drücken und dann weglaufen,

Telegram:@shabarsbibliothek

dann hätte er wenigstens eine Vorstellung davon und würde wissen, was er zu erwarten hätte, wenn er endlich die von Nnesinachi berühren würde.

Es bekümmerte ihn, dass er vielleicht nie die Gelegenheit haben würde, sie zu berühren, weil ihr Onkel sie dazu aufgefordert hatte, zu ihm nach Kano zu kommen und einen Beruf zu erlernen. Ende des Jahres, wenn das letzte Kind ihrer Mutter, mit dem sie schwanger war, erst einmal laufen konnte, würde sie nach Norden aufbrechen. Ugwu wünschte, er hätte darüber ebenso viel Freude und Dankbarkeit empfunden wie der Rest der Familie; schließlich konnte man im Norden sein Glück machen, und er hatte von Leuten gehört, die zum Geldverdienen dorthin gegangen waren und bei ihrer Rückkehr die alten Hütten abgerissen und durch Häuser mit Wellblechdach ersetzt hatten. Allerdings fürchtete er, einer von den schmerbäuchigen Händlern im Norden könnte ein Auge auf sie werfen, und kaum hatte man sich’s versehen, würde jemand ihrem Vater Palmwein bringen, und es würde Ugwu nie mehr gelingen, jene Brüste zu berühren. Sie, diese Brüste, hob er sich meist bis zum Schluss auf in den Nächten, wenn er sich selbst berührte, zuerst langsam und dann immer heftiger, bis sich ein ersticktes Stöhnen seiner Kehle entrang. Er fing immer mit ihrem Gesicht an, mit ihren vollen Wangen und dem Elfenbeinton ihrer Zähne, und dann stellte er sich vor, wie sie die Arme um ihn legte und wie sich ihr Körper an ihn schmiegte. Dann schließlich nahmen ihre Brüste vor ihm Gestalt an, manchmal fühlten sie sich hart an und machten ihm Lust hineinzubeißen, ein anderes Mal jedoch waren sie so weich, dass er Angst hatte, ihr weh zu tun, wenn er sich auch nur vorstellte, sie zu drücken.

Einen Moment lang ging ihm durch den Kopf, ob er auch heute Nacht an sie denken sollte. Doch er beschloss, es nicht zu tun. Nicht in seiner ersten Nacht im Haus des Masters, auf diesem Bett, das so anders war als seine handgeflochtene Bastmatte zu Hause. Zuerst drückte er mit den Händen in

Telegram:@shabarsbibliothek

die federnde Weichheit der Matratze. Dann untersuchte er die Stoffschichten darüber, weil er sich unsicher war, ob er darauf schlafen oder sie abnehmen sollte, bevor er sich hinlegte. Schließlich stieg er ins Bett und legte sich auf die Tücher, seinen Körper zu einem festen Ball zusammengerollt.

Er träumte, dass der Master ihn rief – *Ugwu, mein Guter* –, und als er aufwachte, stand der Master an der Tür und schaute ihn an. Vielleicht war es ja gar kein Traum gewesen. Er kroch aus dem Bett und schaute verwirrt zu den Fenstern mit den zugezogenen Vorhängen. War es spät? Hatte das weiche Bett ihn getäuscht und verschlafen lassen? Normalerweise wachte er beim ersten Hahnenschrei auf.

»Guten Morgen, Sah!«

»Hier drinnen riecht es stark nach Brathuhn.«

»Tut mir leid, Sah.«

»Wo ist das Huhn?«

Ugwu kramte in den Taschen seiner Shorts und zog die Hähnchenstücke hervor.

»Essen die Leute bei euch, während sie schlafen?«, fragte der Master. Er trug etwas, das aussah wie ein Frauenmantel, und zwirbelte geistesabwesend an der Kordel, die um seine Leibesmitte geschlungen war.

»Sah?«

»Wolltest du das Huhn im Bett essen?«

»Nein, Sah.«

»Essen bleibt entweder im Speisezimmer oder in der Küche.«

»Ja, Sah.«

»Heute müssen Küche und Bad geputzt werden.«

»Ja, Sah.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Der Master drehte sich um und ging hinaus. Ugwu stand zitternd mitten im Zimmer, die Hühnerstückchen immer noch in der ausgestreckten Hand. Er wünschte, er hätte nicht am Speisezimmer vorbeigemusst, um in die Küche zu gehen. Schließlich steckte er das Huhn wieder in die Tasche, holte tief Luft und ging aus dem Zimmer. Der Master saß am Esstisch, die Teetasse stand vor ihm auf einem Stapel Bücher.

»Jetzt ist es endlich heraus«, sagte der Master. »Natürlich hat für mich nie ein Zweifel daran bestanden. Weißt du, wer Lumumba in Wirklichkeit umgebracht hat? Das waren die Amerikaner und die Belgier. Mit Katanga hatte das nichts zu tun.«

»Ja, Sah«, sagte Ugwu. Er wünschte sich, der Master würde weiterreden, damit er seiner tiefen Stimme lauschen könnte und dem wohlklingenden Singsang von englischen Wörtern in Igbo-Sätzen.

»Du bist mein Houseboy«, sagte der Master. »Wenn ich dir den Befehl gebe, hinauszugehen und eine Frau, die draußen auf der Straße vorbeigeht, mit einem Stock zu schlagen, und wenn du ihr eine blutige Wunde am Bein zufügst, wer ist dann verantwortlich für die Wunde, du oder ich?«

Ugwu starrte den Master an und schüttelte den Kopf. Er fragte sich, ob sein Master sich auf eine etwas verquere Weise immer noch auf die Hühnerstückchen bezog.

»Lumumba war Premierminister des Kongo. Weißt du, wo der Kongo liegt?«, fragte der Master.

»Nein, Sah.«

Der Master stand rasch auf und ging ins Arbeitszimmer hinüber. Ugwu war so verwirrt und voller Angst, dass seine Augenlider zitterten: Würde der Master ihn nach Hause schicken, weil er nicht gut Englisch sprach, weil er Hühnerstückchen in seine Tasche gesteckt hatte oder weil er die seltsamen Orte nicht kannte, die der Master genannt hatte? Der Master kam

Telegram:@shabarsbibliothek

mit einem großen Stück Papier zurück, das er auseinanderfaltete und auf dem Esstisch ausbreitete, nachdem er die Bücher und Zeitschriften beiseitegeschoben hatte. Er zeigte mit seinem Füllfederhalter darauf. »Das ist unsere Welt, obwohl die Leute, die diese Karte gezeichnet haben, beschlossen hatten, ihr Land über unseres zu stellen. Siehst du, es gibt weder oben noch unten.« Der Master hob das Papier auf und legte es so zusammen, dass die Kanten sich berührten und ein Hohlraum in der Mitte entstand. »Unsere Welt ist rund, sie hört nie auf. *Nee anya*, das hier ist alles Wasser, die Meere und Ozeane, hier ist Europa, und da ist unser Kontinent, Afrika, und der Kongo befindet sich etwa hier. Weiter oben liegt Nigeria, und Nsukka ist da, im Südosten. Dort sind wir.« Er tippte mit seinem Füller auf die Stelle.

»Ja, Sah.«

»Bist du in die Schule gegangen?«

»Zweite Klasse Grundschule, Sah. Aber ich lerne alles schnell.«

»Zweite Klasse? Wie lange ist das her?«

»Viele Jahre schon, Sah. Aber ich lerne alles sehr schnell!«

»Warum hast du mit der Schule aufgehört?«

»Mein Vater hat eine ganze Ernte verloren, Sah.«

Der Master nickte langsam. »Warum hat dein Vater niemanden gesucht, der ihm das Schulgeld leiht?«

»Sah?«

»Dein Vater hätte sich etwas borgen sollen!«, erwiderte der Master barsch und fügte dann hinzu: »Bildung geht vor! Wie können wir der Ausbeutung Widerstand leisten, wenn wir nicht einmal das Werkzeug haben, um sie zu begreifen?«

»Ja, Sah!« Ugwu nickte eifrig. Er war entschlossen, so aufgeweckt wie möglich zu erscheinen, seit er den leidenschaftlichen Glanz in den Augen

Telegram:@shabarsbibliothek

seines Masters gesehen hatte.

»Ich werde dich an der Grundschule für die Kinder des Lehrpersonals einschreiben lassen«, sagte der Master. Er klopfte immer noch mit seinem Stift auf das Stück Papier.

Ugwus Tante hatte ihm gesagt, wenn er einige Jahre gute Dienste leistete, würde ihn der Master auf die Handelsschule schicken, wo er Maschineschreiben und Kurzschrift lernen könnte. Die Grundschule für das Lehrpersonal hatte sie erwähnt, aber nur, um zu erzählen, dass die Dozentenkinder dorthin gingen, in blauen Uniformen und weißen Socken, die mit so feiner Spitze besetzt waren, dass man sich fragte, warum jemand so viel Zeit auf einfache Socken verwandt hatte.

»Ja, Sah«, sagte er. »Danke, Sah.«

»Ich nehme an, du wirst der Älteste in deiner Klasse sein, wenn du in deinem Alter mit der dritten anfängst«, sagte der Master. »Und ihren Respekt wirst du dir nur verschaffen, wenn du der Beste bist. Hast du verstanden?«

»Ja, Sah!«

»Setz dich, mein Guter.«

Ugwu suchte sich den Stuhl aus, der am weitesten vom Master entfernt war, und stellte die Füße unbeholfen nebeneinander. Eigentlich stand er lieber.

»Es gibt immer zwei Antworten auf die Dinge, die man dir über unser Land beibringen wird: die eigentliche Antwort und die Antwort, die du in der Schule geben musst, um zu bestehen. Du musst Bücher lesen und beide Antworten lernen. Bücher werde ich dir geben, ausgezeichnete Bücher.« Der Master unterbrach sich und nahm einen Schluck Tee. »Sie werden dir beibringen, dass ein Weißer namens Mungo Park den Niger entdeckt hat. Das ist Blödsinn. Unsere Leute haben schon im Niger gefischt, lange bevor

Telegram:@shabarsbibliothek

Mungos Großvater auf die Welt kam. Aber in deiner Prüfung schreib, dass es Mungo Park war.«

»Ja, Sah.« Ugwu wünschte, dieser Mensch namens Mungo Park hätte den Master nicht so beleidigt.

»Kannst du nicht mal was anderes sagen?«

»Sah?«

»Sing mir ein Lied vor.«

»Sah?«

»Sing ein Lied für mich. Was für Lieder kennst du? Sing!« Der Master nahm seine Brille ab. Seine Augenbrauen sahen streng und zerzaust aus. Ugwu fing an, ein altes Lied zu singen, das er auf dem Hof seines Vaters gelernt hatte. Das Herz schlug schmerzhaft in seiner Brust. *»Nzogbo nzogbu enyimba, enyi …«*

Zuerst sang er leise, aber der Master klopfte mit seinem Stift auf den Tisch und sagte: »Lauter!«, und so hob er die Stimme, doch der Master sagte immer noch: »Lauter!«, bis Ugwu schrie. Nachdem er das Lied mehrere Male wiederholt hatte, bat ihn der Master aufzuhören. »Gut, gut!«, sagte er. »Kannst du Tee machen?«

»Nein, Sah. Aber ich lerne schnell«, sagte Ugwu. Das Singen hatte etwas in ihm gelöst, er atmete leichter, und sein Herz schlug nicht mehr so heftig. Und er war überzeugt davon, dass der Master verrückt war.

»Ich esse meistens im Mitarbeiterclub. Vermutlich muss ich jetzt, wo du da bist, mehr einkaufen.«

»Sah, ich kann kochen.«

»Du kochst?«

Ugwu nickte. Er hatte viele Abende damit verbracht, seiner Mutter beim Kochen zuzuschauen. Er hatte für sie das Feuer angezündet oder die Glut entfacht, wenn sie auszugehen drohte. Er hatte Yamswurzeln und Maniok

Telegram:@shabarsbibliothek

für sie geschält, hatte Spelzen aus dem Reis gepustet, die Bohnen nach Käfern abgesucht, Zwiebeln geschält und Pfeffer gemahlen. Oft, wenn seine Mutter ihren Husten hatte und krank war, hatte er sich gewünscht, er und nicht Anulika würde kochen. Das hatte er nie jemandem verraten, nicht einmal Anulika; die hatte sowieso schon zu ihm gesagt, er verbringe zu viel Zeit mit kochenden Frauen und dass ihm vielleicht nie ein Bart wachse, wenn er so weitermache.

»Na gut, dann kannst du dir dein eigenes Essen zubereiten«, sagte der Master. »Schreib einfach eine Liste, was du brauchst.«

»Ja, Sah.«

»Du weißt wahrscheinlich nicht, wie man zum Markt kommt, oder? Ich werde Jomo bitten, dir den Weg zu zeigen.«

»Jomo, Sah?«

»Jomo kümmert sich um das Anwesen. Er kommt dreimal die Woche. Ein seltsamer Kauz, ich habe gesehen, wie er mit einem Wunderstrauch gesprochen hat.« Der Master hielt inne. »Jedenfalls kommt er morgen.«

Später schrieb Ugwu eine Liste mit Lebensmitteln und gab sie dem Master.

Der Master schaute sich die Liste eine Weile an. »Bemerkenswerte Mischung«, sagte er auf Englisch. »Ich denke, in der Schule werden sie dir beibringen, mehr Vokale zu verwenden.«

Ugwu missfiel der amüsierte Ausdruck im Gesicht des Masters. »Wir brauchen Holz, Sah«, sagte er.

»Holz?«

»Für Ihre Bücher, Sah. Damit ich sie aufräumen kann.«

»Ach, du meinst *Regale*. Ich denke, ein paar mehr könnten wir schon noch irgendwo aufbauen, vielleicht im Flur. Ich werde mit jemandem von der Hausverwaltung sprechen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ja, Sah.«

»Odenigbo. Nenn mich Odenigbo.«

Ugwu schaute ihn zweifelnd an. »Sah?«

»Ich heiße nicht Sah. Nenn mich Odenigbo.«

»Ja, Sah.«

»Odenigbo werde ich immer heißen. Sir ist beliebig. Ebenso gut könntest morgen du der Sir sein.«

»Ja, Sah … Odenigbo.«

Ugwu war »Sah« wirklich lieber; er mochte die frische Kraft, die in dem Wort steckte, und als ein paar Tage später zwei Männer von der Hausverwaltung kamen, um auf dem Flur Regale aufzubauen, sagte er ihnen, sie müssten warten, bis Sah nach Hause komme; er selber könne das weiße Blatt Papier mit den maschinegeschriebenen Wörtern nicht unterzeichnen. Das Wort »Sah« sagte er voller Stolz.

»Das ist so ein Houseboy aus dem Dorf«, sagte einer der Männer abfällig, und Ugwu schaute dem Mann ins Gesicht und murmelte einen Fluch über akuten Durchfall, der ihn und seine ganze Nachkommenschaft sein Leben lang heimsuchen solle. Während er die Bücher seines Masters einräumte, nahm er sich vor zu lernen, wie man offizielle Dokumente unterschrieb, und fast hätte er seinen Vorsatz laut ausgesprochen.

In den folgenden Wochen, in denen er jeden Winkel des Bungalows untersuchte, in denen er auch entdeckte, dass Bienen im Cashewbaum ein Nest gebaut hatten und die Schmetterlinge sich im Hof versammelten, wenn die Sonne am hellsten schien, war er ebenso darauf bedacht, sich den Tagesablauf seines Masters anzueignen. Jeden Morgen holte er die *Daily Times* und die *Renaissance*, die der Zeitungsverkäufer an die Tür brachte, und legte sie dem Master gefaltet auf den Tisch neben den Tee und das Brot. Bevor der Master mit seinem Frühstück fertig war, hatte Ugwu seinen

Telegram:@shabarsbibliothek

Opel gewaschen, und wenn der Master von der Arbeit nach Hause kam und ein Mittagsschläfchen hielt, wischte er nochmals den Staub von dem Wagen, bevor sein Master sich auf den Weg zum Tennisplatz machte. An den Tagen, an denen sich der Master stundenlang in sein Arbeitszimmer zurückzog, bemühte er sich, leise zu sein. Sollte der Master auf dem Korridor auf und ab gehen und mit lauter Stimme sprechen, sorgte er dafür, dass immer heißes Wasser für Tee bereitstand. Jeden Tag schrubbte er die Fußböden. Er wischte die Lamellen der Jalousien, bis sie im Nachmittagslicht funkelten, kümmerte sich um die winzigen Risse in der Badewanne und polierte die Unterteller, auf denen er den Freunden des Masters Kolanüsse servierte. Jeden Tag kamen mindestens zwei Menschen zu Besuch, und aus der Musiktruhe im Wohnzimmer tönte dann leise, seltsam flötenartige Musik, so leise, dass Ugwu in der Küche oder auf dem Flur, wo er die Kleidung seines Masters bügelte, das Reden und Lachen und Gläserklirren hören konnte.

Er wollte noch viel mehr tun, wollte dem Master allen Grund geben, ihn zu behalten, und so kam es, dass er eines Morgens die Socken des Masters bügelte. Eigentlich sahen sie gar nicht zerknittert aus, die schwarzen gerippten Socken, aber er dachte, sie würden noch besser aussehen, wenn sie noch glatter waren. Das heiße Bügeleisen zischte, und als er es in die Höhe hob, sah er, dass die Hälfte der Socke daran festklebte. Er erstarrte. Der Master saß am Esstisch, war fast mit dem Frühstück fertig und würde jeden Moment hereinkommen, um Socken und Schuhe anzuziehen, die Ordner vom Regal zu nehmen und zur Arbeit zu fahren. Ugwu wollte die Socke unter dem Stuhl verstecken und rasch zur Schublade laufen, um ein frisches Paar zu holen, aber seine Beine wollten sich nicht bewegen. Er stand mit der verbrannten Socke da und wusste, dass der Master ihn genau so antreffen würde, wenn er hereinkam.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Du hast meine Socken gebügelt, richtig?«, fragte der Master. »Du dummer Ignorant!« »Ignorant« klang aus seinem Munde wie Musik.

»Tut mir leid, Sah. Tut mir leid, Sah!«

»Ich hab dir gesagt, du sollst mich nicht Sir nennen.« Der Master nahm einen Aktenordner vom Regal. »Ich bin spät dran.«

»Sah? Soll ich ein anderes Paar bringen?«, fragte Ugwu. Der Master war schon ohne Socken in seine Schuhe geschlüpft und eilte hinaus. Ugwu hörte, wie er die Tür zuknallte und wegfuhr. Ein schweres Gewicht lastete auf seiner Brust; er wusste nicht, warum er die Socken gebügelt hatte, warum er es nicht bei dem Safarianzug belassen hatte. Böse Geister, das war es. Die bösen Geister hatten ihn dazu gebracht. Immerhin lauerten sie überall, und wann immer er am Fieber erkrankt oder als er einmal von einem *ube*-Baum gefallen war, hatte seine Mutter seinen Körper mit *okwuma* eingerieben und dabei die Worte gemurmelt: »Wir werden sie bekämpfen, niemals werden sie siegen.«

Er ging auf den vorderen Hof hinaus, vorbei an den Steinen, die sich in Reih und Glied um den getrimmten Rasen zogen. Die bösen Geister würden nicht siegen. Er würde nicht zulassen, dass sie ihn besiegten. In der Mitte des Rasens befand sich wie eine Insel im grünen Meer ein runder, grasloser Fleck, auf dem eine dünne Palme wuchs. Eine so kurze Palme hatte Ugwu noch nie gesehen, auch keine, deren Blätter auf so vollkommene Weise in alle Richtungen standen. Der Baum sah so aus, als wäre er nicht stark genug, um Früchte zu tragen, überhaupt sah er nicht sehr nützlich aus, wie die meisten Pflanzen hier. Ugwu hob einen Stein auf und warf ihn, so weit er konnte. So viel ungenutzter Platz. In seinem Dorf nutzten die Leute sogar die winzigsten Stellen rund um ihre Häuser, um sie mit nützlichem Gemüse und Kräutern zu bepflanzen. Ihr Lieblingskraut *arigbe* hatte seine Großmutter nicht anpflanzen müssen, weil es überall wild wuchs. *Arigbe*

Telegram:@shabarsbibliothek

mache das Herz eines Menschen weich, pflegte sie zu sagen. Sie war die zweite von drei Ehefrauen gewesen und hatte nicht die besondere Stellung innegehabt, die der ersten oder der letzten Frau gebührte, weshalb sie ihrem Mann jedes Mal eine würzige Yamsgrütze mit *arigbe* zubereitet hatte, bevor sie mit einer Bitte an ihn herangetreten war. Das hatte sie Ugwu erzählt; es habe immer gewirkt. Vielleicht würde es auch bei seinem Master wirken.

Ugwu lief umher und suchte nach *arigbe.* Er schaute zwischen den rosa Blumen, unter dem Cashewbaum mit dem löchrigen Bienenstock, der in einer Astgabel hing, unter dem Zitronenbaum, an dessen Stamm schwarze Ameisensoldaten auf und ab krabbelten, und unter den Papayabäumen, deren reifende Früchte dort, wo die Vögel an ihnen gepickt hatten, von dicken Löchern zerfurcht waren. Doch der Boden war sauber, keine Kräuter; Jomo jätete gründlich und sorgfältig, nichts, was nicht erwünscht war, blieb hier stehen.

Als sie sich zum ersten Mal begegnet waren, hatte Ugwu Jomo gegrüßt, und Jomo hatte genickt und, ohne etwas zu sagen, mit seiner Arbeit weitergemacht. Er war ein kleiner Mann mit einem zähen, verschrumpelten Körper, der, wie Ugwu fand, das Gießen nötiger gehabt hätte als die Pflanzen, auf die er mit der Tülle seiner Metallkanne zielte. Schließlich schaute Jomo zu Ugwu auf. *»Afa m bu Jomo«*, verkündete er, als wüsste Ugwu seinen Namen nicht. »Manche Leute nennen mich Kenyatta, nach dem großen Mann in Kenia. Ich bin Jäger.«

Ugwu wusste nicht, was er erwidern sollte, weil Jomo ihm direkt in die Augen schaute, als erwartete er, dass auch Ugwu von einer bemerkenswerten Tätigkeit berichtete.

»Was für Tiere tötest du denn?«, fragte Ugwu. Jomo strahlte, als sei dies genau die Frage, die er sich gewünscht hatte, und begann, über sein Leben als Jäger zu berichten. Ugwu saß auf der Treppe, die in den Hinterhof

Telegram:@shabarsbibliothek

führte, und hörte ihm zu. Schon vom ersten Tag an glaubte er kein Wort von Jomos Geschichten – wie er sich zum Beispiel mit bloßen Händen gegen einen Leoparden verteidigt oder wie er zwei Paviane mit einem einzigen Schuss erlegt hatte –, aber er hörte ihm gerne zu und verschob das Waschen der Kleider des Masters auf die Tage, an denen Jomo kam, damit er draußen sitzen konnte, während Jomo arbeitete. Dies tat Jomo mit langsamer Besonnenheit. All sein Rechen, Gießen und Pflanzen schien von einer feierlichen Weisheit erfüllt zu sein. Manchmal blickte er mitten im Stutzen einer Hecke auf, sagte: »Das ist gutes Fleisch«, und ging dann zu der Ziegenledertasche, die hinten auf sein Fahrrad gebunden war, um darin nach seiner Schleuder zu suchen. Einmal holte er mit einem kleinen Stein eine Buschtaube vom Cashewbaum herunter, wickelte das Tier in Blätter ein und steckte es in seine Tasche.

»Geh ja nicht in die Nähe dieser Tasche, wenn ich nicht dabei bin«, sagte er zu Ugwu. »Sonst findest du vielleicht einen Menschenkopf darin.«

Ugwu lachte, aber für ganz unwahrscheinlich hielt er das nicht. Er wünschte sich so sehr, Jomo wäre heute zur Arbeit gekommen. Jomo wäre die ideale Person gewesen, um sich nach *arigbe* zu erkundigen, ja vielleicht auch für einen Rat, wie man den Master am besten versöhnlich stimmen könne.

Er verließ das Anwesen und ging auf die Straße hinaus, um zwischen den Pflanzen am Straßenrand zu schauen, bis er die zerknitterten Blätter in der Nähe einer Kasuarinenwurzel sah. So etwas wie die würzige Schärfe der *arigbe* hatte er in dem eintönigen Essen, das der Master aus dem Mitarbeiterclub nach Hause brachte, nie gerochen; er würde einen Eintopf damit würzen, dem Master etwas davon mit Reis anbieten und ihn danach um Nachsicht anflehen. *Bitte schicken Sie mich nicht nach Hause, Sah. Ich werde für die verbrannte Socke zusätzlich arbeiten. Ich werde das Geld*

Telegram:@shabarsbibliothek

verdienen, damit ich sie ersetzen kann. Genau wusste er nicht, wie er das Geld verdienen sollte, das er für die Socke brauchte, aber trotzdem wollte er es dem Master anbieten.

Wenn die *arigbe* das Herz des Masters erweichte, würde er das Kraut vielleicht im Hinterhof anpflanzen und noch ein paar andere Kräuter dazu. Er würde dem Master sagen, dass er sich um den Garten kümmern könne, bevor er mit der Schule anfing, denn die Direktorin hatte dem Master mitgeteilt, er könne erst Mitte des Semesters mit dem Unterricht beginnen. Vielleicht machte er sich auch zu viele Hoffnungen. Was hatte es für einen Sinn, über einen Kräutergarten nachzudenken, wenn der Master ihn sowieso entließ, wenn er ihm nicht verzeihen würde, dass er die Socke verbrannt hatte? Er ging rasch in die Küche, legte die *arigbe* auf den Tisch und maß etwas Reis ab.

Stunden später hörte er mit einem dumpfen Gefühl der Vorahnung das Auto des Masters, das Knirschen des Kieses in der Auffahrt, das Summen des Motors, dann kam der Wagen in der Garage zum Stehen. Er stand vor dem Eintopf und rührte darin herum, wobei sich seine Faust mit derselben Kraft um die Schöpfkelle verkrampfte, wie sich sein Magen zusammenzog. Würde ihn der Master entlassen, bevor er die Gelegenheit hatte, ihm etwas von dem Essen anzubieten? Und was würde er seiner Familie sagen?

»Guten Nachmittag, Sah – Odenigbo«, rief er, noch bevor der Master in die Küche getreten war.

»Ja, ja«, sagte der Master. Er hielt mit der einen Hand ein paar Bücher an die Brust gedrückt und in der anderen seine Aktentasche. Ugwu eilte zu ihm, um ihm mit den Büchern zu helfen. »Sah? Werden Sie essen?«, fragte er auf Englisch.

»Was denn essen?«

Telegram:@shabarsbibliothek

Ugwus Magen verkrampfte sich noch mehr. Er fürchtete, er könnte platzen, als er sich bückte, um die Bücher auf den Esstisch zu legen. »Eintopf, Sah.«

»Eintopf?«

»Ja, Sah. Sehr guten Eintopf, Sah.«

»Dann probiere ich ein wenig davon.«

»Ja, Sah.«

»Nenn mich Odenigbo!«, fuhr ihn der Master an, bevor er hinausging, um sein nachmittägliches Bad zu nehmen.

Nachdem Ugwu das Essen serviert hatte, blieb er an der Küchentür stehen und schaute dem Master zu, wie er eine Gabel voll Eintopf und Reis nahm, dann noch eine. Schließlich rief er: »Ausgezeichnet, mein Guter.«

Ugwu trat hinter der Tür hervor. »Sah? Ich kann die Kräuter in einem kleinen Garten anbauen. Dann kann ich noch mehr Eintöpfe wie diesen kochen.«

»In einem Garten?« Der Master hielt inne, um einen Schluck Wasser zu trinken und in seiner Zeitschrift eine Seite umzublättern. »Nein, nein, nein. Draußen ist Jomos Revier und drinnen deins. Arbeitsteilung, mein Guter. Wenn wir Kräuter brauchen, bitten wir Jomo, sich darum zu kümmern.« Ugwu liebte den Klang der Worte »Arbeitsteilung«, »mein Guter«, auf Englisch gesprochen.

»Ja, Sah«, sagte er, obwohl ihm bereits eine Idee gekommen war, welcher Platz sich wohl am besten als Kräutergarten eignen würde: in der Nähe des Dienstbotenquartiers, wo der Master nie hinkam. Jomo konnte er den Kräutergarten nicht anvertrauen, und so würde er sich selbst darum kümmern, wenn der Master ausgegangen war. Auf diese Weise würde ihm *arigbe*, das Kraut der Vergebung, niemals ausgehen. Erst später an diesem

Telegram:@shabarsbibliothek

Abend wurde ihm bewusst, dass der Master die verbrannte Socke längst vergessen haben musste, bevor er nach Hause gekommen war.

Auch andere Dinge wurden Ugwu bewusst. Er war kein normaler Houseboy; Doktor Okekes Houseboy nebenan schlief nicht in einem Bett in einem Zimmer, er schlief auf dem Küchenboden. Der Houseboy am Ende der Straße, mit dem Ugwu auf den Markt ging, entschied nicht selbst, was gekocht werden würde, er kochte, was immer man ihm sagte. Und sie alle hatten keinen Master oder keine Madam, die ihnen Bücher gaben und sagten: »Das hier ist ausgezeichnet, ganz ausgezeichnet.«

Ugwu verstand die meisten Sätze in den Büchern nicht, aber er tat trotzdem so, als läse er. Auch die Gespräche zwischen dem Master und seinen Freunden verstand er nicht zur Gänze, aber er lauschte dennoch und hörte, dass die Welt mehr dagegen tun könne, wenn in Sharpeville Schwarze umgebracht wurden, dass es den Amerikanern recht geschehe, wenn man in Russland ihr Spionageflugzeug abgeschossen hatte, dass de Gaulle sich in Algerien ungeschickt verhalte und dass die Vereinten Nationen Tshombe in der Provinz Katanga niemals loswerden würden. Ab und zu stand der Master auf, hob seine Stimme und sein Glas – »Auf den tapferen schwarzen Amerikaner, der an der Universität von Mississippi zugelassen wurde!« – »Auf Ceylon und die erste weibliche Premierministerin der Welt!« – »Auf Kuba, das die Amerikaner mit ihren eigenen Waffen geschlagen hat!« –, und dann hörte Ugwu das Klirren von Bierflaschen gegen Gläser, von Gläsern gegen Gläser, von Flaschen gegen Flaschen.

An den Wochenenden kamen mehr Freunde zu Besuch, und wenn er Getränke servierte, stellte ihn der Master manchmal vor, auf Englisch natürlich. »Ugwu hilft mir hier im Haus. Ein sehr gescheiter Bursche.« Dann fuhr Ugwu mit dem Öffnen der Bier- und Colaflaschen fort und

Telegram:@shabarsbibliothek

spürte, wie sich eine Welle von Stolz von den Zehenspitzen her in seinem ganzen Körper ausbreitete. Besonders gefiel es ihm, wenn der Master ihn Ausländern vorstellte wie Mr Johnson, der aus der Karibik kam und stotterte, oder Professor Lehman, dem näselnden Weißen aus Amerika, dessen Augen das durchdringende Grün eines frischen Blattes hatten. Als Ugwu ihn das erste Mal gesehen hatte, war er etwas verängstigt gewesen, weil in seiner Vorstellung nur böse Geister grasgrüne Augen hatten.

Bald merkte er sich die Gäste, die regelmäßig kamen, und brachte ihnen ihre Getränke, bevor der Master ihn darum bat. Da war Doktor Patel, der Inder, der Golden Guinea Bier mit Cola trank. Der Master nannte ihn »Doc«. Wann immer Ugwu Kolanüsse brachte, sagte der Master: »Doc, Sie wissen ja, dass die Kolanuss kein Englisch versteht«, und sprach auf Igbo einen Segen über die Nuss. Doktor Patel lachte jedes Mal mit großem Vergnügen, lehnte sich im Sofa zurück und warf seine kurzen Beine in die Luft, als hätte er diesen Witz noch nie gehört. Wenn der Master die Kolanuss dann aufgebrochen hatte und den Unterteller herumreichte, nahm Doktor Patel immer ein Stückchen und steckte es sich in die Hemdentasche; niemals sah Ugwu ihn etwas davon essen.

Da war der große, hagere Professor Ezeka mit einer Stimme, die so heiser war, als flüsterte er. Immer hob er sein Glas in die Höhe und hielt es gegen das Licht, um zu prüfen, ob Ugwu es richtig gespült hatte. Manchmal brachte er seine eigene Flasche Gin mit. Bei anderen Gelegenheiten bat er um Tee, untersuchte auf die übliche Weise die Zuckerdose und die Kondensmilchbüchse und murmelte: »Bakterien sind zu ganz erstaunlichen Dingen fähig.«

Da war Okeoma, der am häufigsten kam und am längsten blieb. Er sah jünger aus als die anderen Gäste, trug immer kurze Hosen und hatte buschiges, gescheiteltes Haar, das noch höher abstand als das des Masters.

Telegram:@shabarsbibliothek

Im Gegensatz zum Haar des Masters sah es jedoch struppig und verfilzt aus, als würde Okeoma es nie kämmen. Okeoma trank Fanta. An manchen Abenden las er aus seinen Gedichten vor, in der Hand einen Stapel Papier, und Ugwu linste durch die Küchentür und sah all die Gäste, die zuhörten, ihre Gesichter halb erstarrt, als wagten sie nicht zu atmen. Danach klatschte der Master und sagte mit seiner lauten Stimme: »Das Sprachrohr unserer Generation!«, und dann ging das Klatschen weiter, bis Okeoma mit barscher Stimme rief: »Genug!«

Und dann war da Miss Adebayo, die wie der Master Brandy trank und überhaupt nicht dem entsprach, wie sich Ugwu eine Frau von der Universität vorgestellt hatte. Seine Tante hatte ihm ein wenig über Frauen von der Universität erzählt. Sie kannte sich aus, denn bei Tage arbeitete sie als Putzfrau an der wissenschaftlichen Fakultät und am Abend als Kellnerin im Mitarbeiterclub; manchmal bezahlten sie Dozenten auch dafür, dass sie zu ihnen nach Hause kam und saubermachte. Sie berichtete, dass die Dozenten oft gerahmte Fotos aus ihrer Studentenzeit in Ibadan und Großbritannien und Amerika auf dem Regal stehen hatten. Zum Frühstück aßen sie Eier, die nicht richtig gar waren, so dass das Eigelb auf dem Teller herumrutschte, und die Frauen trugen Perücken aus glattem, elastischem Haar und Maxikleider, die ihnen bis zu den Fußknöcheln reichten. Einmal erzählte sie die Geschichte von einem Paar, das zu einer Cocktailparty in den Mitarbeiterclub ging. Die beiden stiegen aus einem schmucken Peugeot 404, der Mann in einem eleganten cremefarbenen Anzug, die Frau in einem grünen Kleid. Alle drehten sich nach ihnen um, wie sie Hand in Hand die Straße überquerten, und dann blies der Wind der Frau die Perücke vom Kopf. Sie hatte eine Glatze. Das komme von den heißen Kämmen, sagte seine Tante, mit denen sie ihre Haare glätteten, weil sie aussehen wollten wie die Weißen, obwohl sie sich dabei nur die Haare versengten.

Telegram:@shabarsbibliothek

Ugwu hatte sich die kahlköpfige Frau vorgestellt: schön, mit einer geraden Nase, die sich nach oben richtete, nicht wie die plattgedrückten flachen Nasen, an die er gewöhnt war. Er stellte sich Ruhe vor, Zerbrechlichkeit, eine Frau, deren Niesen, deren Lachen und Reden so weich waren wie die zarten Federn unter dem Kinn eines Huhns. Doch die Frauen, die den Master besuchten, diejenigen, die er im Supermarkt und auf den Straßen traf, waren anders. Die meisten trugen tatsächlich Perücken (nur ein paar hatten ihr Haar zu Zöpfchen geflochten, teils mit Fäden durchwirkt), aber sie alle waren keine zarten Grashälmchen. Sie waren laut. Die lauteste war Miss Adebayo. Sie war keine Igbo; das hätte Ugwu schon aus ihrem Namen geschlossen, selbst wenn er sie und ihr Hausmädchen nicht eines Tages auf dem Markt getroffen und das schnelle, unverständliche Yoruba hätte sprechen hören. Damals hatte sie ihn aufgefordert zu warten, damit sie ihn zurück auf das Campusgelände mitnehmen könne, aber er hatte gedankt und gesagt, er würde ein Taxi nehmen, weil er noch so viele Sachen besorgen müsse; dabei war er mit dem Einkaufen fertig gewesen. Er wollte nicht in ihrem Auto mitfahren, er mochte es nicht, wie sich ihre Stimme im Wohnzimmer über die des Masters erhob, wenn sie ihre Meinung vertrat und diskutierte. Oft kämpfte er gegen sein Verlangen an, hinter der Küchentür die Stimme zu erheben und ihr zu sagen, sie solle den Mund halten, besonders wenn sie den Master einen Sophisten nannte. Er wusste nicht, was »Sophist« bedeutete, aber er mochte es nicht, wenn sie den Master so nannte. Auch die Art, wie sie den Master anschaute, gefiel ihm nicht. Selbst wenn jemand anders redete und sich ihre Aufmerksamkeit auf diese Person hätte richten sollen, lag ihr Blick immer auf Ugwus Herrn. Eines Samstagabends ließ Okeoma ein Glas fallen, und Ugwu kam ins Zimmer, um die Scherben einzusammeln, die auf dem Boden lagen. Er ließ sich Zeit mit dem Saubermachen. Von hier aus konnte man dem Gespräch

Telegram:@shabarsbibliothek

besser folgen, und es war leichter zu verstehen, was Professor Ezeka sagte. Von der Küche aus war der Mann kaum zu hören.

»Wir sollten auf das, was in den Südstaaten der USA passiert, wirklich eine entschiedene panafrikanische Antwort geben«, sagte Professor Ezeka.

Der Master schnitt ihm das Wort ab. »Du weißt doch, dass die panafrikanische Bewegung im Grunde ein europäischer Gedanke ist.«

»Du lenkst ab«, sagte Professor Ezeka und schüttelte in seiner überheblichen Art den Kopf.

»Vielleicht *ist* sie ein europäischer Gedanke«, sagte Miss Adebayo. »Aber bei globaler Betrachtung gehören wir alle derselben Rasse an.«

»Was für eine globale Betrachtung?«, fragte der Master. »Die globale Betrachtung des weißen Mannes! Begreifst du denn nicht, dass wir uns nur in den Augen der Weißen ähnlich sind?« Es kam durchaus vor, dass sich die Stimme des Masters erhob, das hatte Ugwu schon bemerkt, und bei seinem dritten Brandy begann er meistens, mit dem Glas in der Hand zu gestikulieren, wobei er sich so weit nach vorne beugte, dass er fast nur noch auf der Kante seines Sessels saß. Spät in der Nacht, nachdem der Master zu Bett gegangen war, setzte sich Ugwu oft in diesen Sessel und stellte sich vor, wie er selber so schnell Englisch sprach, wie er mit imaginären Gästen leidenschaftliche Diskussionen führte und Worte benutzte wie »dekolonialisieren« und »panafrikanisch«, wobei er den Klang der Stimme seines Masters nachahmte und immer weiter und weiter nach vorne rutschte, bis er auf der Kante saß.

»Natürlich sind wir alle gleich, wir alle haben die Unterdrückung durch die Weißen gemeinsam«, sagte Miss Adebayo trocken. »Der Panafrikanismus ist einfach nur die vernünftigste Antwort darauf.«

»Natürlich, natürlich, aber ich behaupte, die authentische Identität eines Afrikaners verdankt sich einzig seinem Stamm«, sagte der Master. »Ich bin

Telegram:@shabarsbibliothek

Nigerianer, weil ein weißer Mann Nigeria geschaffen und mir diese Identität gegeben hat. Ich bin schwarz, weil die Weißen das Schwarze als größtmöglichen Gegenpol zu ihrem Weiß konstruiert haben. Aber ich war ein Igbo, bevor der weiße Mann kam.«

Professor Ezeka schnaubte und schüttelte den Kopf, die dünnen Beine gekreuzt. »Aber du bist dir doch erst wegen des weißen Mannes bewusst geworden, dass du ein Igbo bist. Der Pan-Igbo-Gedanke entstand erst unter weißer Vorherrschaft. Du musst doch begreifen, dass der Stamm als solcher heute ein ebenso koloniales Produkt ist wie die Nation und die Rasse.« Professor Ezeka schlug erneut die Beine übereinander.

»Der Pan-Igbo-Gedanke hat lange vor dem weißen Mann existiert!«, rief der Master. »Frag nur die Ältesten deines Dorfes nach eurer Geschichte.«

»Das Problem ist, dass Odenigbo ein hoffnungsloser Anhänger des Stammesgedankens ist. Wir müssen ihn zum Verstummen bringen«, sagte Miss Adebayo.

Und dann tat sie etwas, das Ugwu erschreckte: Sie stand lachend auf, ging zum Master hinüber und presste seine Lippen zusammen. Lange stand sie so da, die Hand an seinem Mund. Ugwu stellte sich vor, wie der mit Brandy durchsetzte Speichel des Masters ihre Finger benetzte, und er erstarrte, während er die Glasscherben einsammelte. Er wünschte, der Master hätte nicht dort gesessen und den Kopf geschüttelt, als wäre die Sache einfach nur furchtbar lustig.

Danach wurde Miss Adebayo zu einer Bedrohung. Sie sah mehr und mehr wie ein Flughund aus, mit ihrem verkniffenen Gesicht, ihrer fleckigen Haut und den Kleidern aus bedrucktem Stoff, die sich um ihren Körper bauschten wie Flügel. Ugwu reichte ihr immer zuletzt etwas zu trinken und brachte, wenn sie klingelte, lange Minuten damit zu, sich die Hände an einem Geschirrtuch abzutrocknen, bevor er die Tür aufmachte, um sie

Telegram:@shabarsbibliothek

einzulassen. Er fürchtete, sie könnte den Master heiraten und ihr Hausmädchen, das nur Yoruba sprach, mitbringen, und dann würde sie seinen Kräutergarten kaputt machen und ihm sagen, was er kochen solle und was nicht. Bis er das Gespräch zwischen dem Master und Okeoma mit anhörte.

»Sie sah nicht so aus, als wollte sie heute nach Hause gehen«, sagte Okeoma. »*Nwoke m*, bist du sicher, dass du nicht irgendwelche Absichten hast?«

»Red keinen Blödsinn.«

»Selbst wenn, würde niemand in London es erfahren.«

»Jetzt hör mir mal zu …«

»Ich weiß, dass du nicht auf diese Weise an ihr interessiert bist, aber was mich immer verblüfft, ist, was die Frauen an dir finden.«

Okeoma lachte, und Ugwu war erleichtert. Er wollte Miss Adebayo nicht, er wollte überhaupt keine Frau, die bei ihnen eindrang und ihr Leben in Unordnung brachte. An manchen Abenden, wenn die Besucher früh gegangen waren, saß er im Wohnzimmer auf dem Boden und hörte dem Master zu. Meistens sprach der Master über Dinge, die Ugwu nicht verstand, als hätte der Brandy ihn vergessen lassen, dass Ugwu keiner von seinen Besuchern war. Aber das machte nichts. Alles, was Ugwu brauchte, war seine tiefe Stimme, war die Melodie seines mit englischen Wendungen durchsetzten Igbo, das Schimmern seiner dicken Brillengläser.

Er war schon vier Monate bei dem Master, als der zu ihm sagte: »Übers Wochenende kommt eine besondere Frau zu uns. Eine ganz besondere Frau. Du musst dafür sorgen, dass das Haus sauber ist. Ich werde Essen aus dem Mitarbeiterclub bestellen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Aber, Sah, ich kann kochen«, sagte Ugwu mit einer traurigen Vorahnung.

»Sie ist gerade erst aus London zurück, mein Guter, und mag ihren Reis auf eine bestimmte Weise zubereitet. Gebraten, glaube ich. Ich bin mir nicht sicher, ob du etwas Entsprechendes machen kannst.« Der Master wandte sich zum Gehen.

»Das kann ich sehr gut, Sah«, sagte Ugwu schnell, obwohl er keine Ahnung hatte, was gebratener Reis war. »Lassen Sie mich den Reis machen, und Sie besorgen das Huhn aus dem Mitarbeiterclub.«

»Geschickte Verhandlungstechnik«, sagte der Master auf Englisch. »Also gut. Du machst den Reis.«

»Ja, Sah«, sagte Ugwu. Später putzte er die Zimmer und schrubbte sorgfältig die Toilette, wie er das immer tat, aber danach schaute sich der Master alles an und sagte, es sei nicht sauber genug, und dann ging er fort und brachte eine neue Dose Vim-Scheuerpulver und fragte mit barscher Stimme, warum Ugwu nicht zwischen den Fliesen saubergemacht habe. Ugwu putzte sie noch einmal. Er schrubbte, bis ihm der Schweiß zu beiden Seiten des Gesichts herunterlief und sein Arm weh tat. Als er am Samstag kochte, hatte er Wut im Bauch. Der Master hatte sich noch nie über seine Arbeit beschwert. Das war alles die Schuld dieser Frau, dieser Frau, die in den Augen des Masters so besonders war, dass Ugwu nicht einmal für sie kochen sollte. Eben direkt aus London zurückgekehrt.

Als es an der Tür klingelte, murmelte er einen Fluch, ihr Bauch möge vom Kotessen anschwellen. Er hörte die erhobene Stimme des Masters, aufgeregt und kindlich, gefolgt von einer langen Stille, und Ugwu stellte sich vor, wie sie sich umarmten und wie sie ihren hässlichen Körper an den des Masters drückte. Dann hörte er ihre Stimme. Er blieb stocksteif stehen. Immer hatte er gedacht, das Englisch des Masters sei mit nichts zu

Telegram:@shabarsbibliothek

vergleichen, weder mit dem von Professor Ezeka, dessen Englisch man kaum hören konnte, noch mit dem von Okeoma, der Englisch sprach wie Igbo, mit denselben Kadenzen und Pausen, oder mit dem von Patel, dessen Englisch wie ein schwächliches Trällern war. Nicht einmal der Weiße, Mister Lehman, der die Worte durch seine Nase zu pressen schien, klang so gediegen wie der Master. Das Englisch des Masters war Musik, aber was Ugwu jetzt von dieser Frau hörte, das war Magie. Es war eine höhere Sprache, eine Sprache voller Licht, die Art von Englisch, die Ugwu im Radio des Masters hörte und die mit knapper Präzision gesprochen wurde. Sie erinnerte daran, wie man mit einem frisch geschärften Messer eine Yamswurzel aufschnitt, jede Scheibe ein Stück glatte, geschmeidige Perfektion.

»Ugwu!«, rief der Master. »Bring Cola!«

Ugwu ging ins Wohnzimmer. Sie roch nach Kokosnuss. Er begrüßte sie, murmelte ein »Guten Tag«, die Augen auf den Boden gerichtet.

»*Kedu?*«, fragte sie.

»Mir geht es gut, Mah.« Er schaute sie immer noch nicht an. Als er die Flasche öffnete, lachte sie über etwas, das der Master gesagt hatte. Gerade wollte Ugwu die kalte Cola in ihr Glas gießen, als sie seine Hand berührte und sagte: »*Rapuba*, kümmere dich nicht darum.«

Ihre Hand war etwas feucht. »Ja, Mah.«

»Dein Master hat mir erzählt, wie gut du für ihn sorgst, Ugwu«, sagte sie. Auf Igbo klangen die Worte bei ihr weicher als auf Englisch, und es enttäuschte ihn, wie leicht sie ihr von den Lippen gingen. Er hatte sich gewünscht, ihr Igbo sei holprig; dass ihr so perfektes Englisch mit einem so perfekten Igbo vereinbar war, hatte er nicht erwartet.

»Ja, Mah«, murmelte er. Seine Augen waren immer noch auf den Boden gerichtet.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Was hast du denn für uns gekocht, mein Guter?«, fragte der Master, als wüsste er es nicht. Er klang nervtötend munter.

»Ich serviere jetzt, Sah«, sagte Ugwu auf Englisch und wünschte im selben Moment, er hätte gesagt *Ich werde dann jetzt servieren*, weil das besser klang und mehr Eindruck auf sie gemacht hätte. Während er den Tisch deckte, bemühte er sich, nicht ins Wohnzimmer hinüberzuschauen, obwohl er ihr Lachen hörte und die Stimme des Masters mit ihrer irritierenden neuen Klangfarbe.

Als sie und der Master am Tisch Platz nahmen, schaute er sie endlich an. Ihr ovales Gesicht war glatt wie ein Ei und hatte die satte Farbe regendurchtränkter Erde, und ihre Augen waren groß und schräg. Sie sah aus, als wäre es einfach nicht vorgesehen, dass sie wie alle anderen Menschen ging und sprach; am besten, man setzte sie in ein Glaskästchen wie das im Arbeitszimmer des Masters, wo die Leute ihren kurvenreichen, fleischigen Körper bewundern könnten und wo sie unbeschadet die Zeit überdauern würde. Ihr Haar war lang, und die beiden Zöpfe, die ihr bis zum Hals hinunterhingen, endeten in einem weichen Büschel. Sie lächelte gern; ihre Zähne waren von demselben strahlenden Weiß wie ihre Augäpfel. Er wusste nicht, wie lange er sie angestarrt hatte, bis der Master sagte: »Das kann Ugwu eigentlich viel besser. Er macht einen ausgezeichneten Eintopf.«

»Er schmeckt nach nicht viel, was natürlich besser ist, als wenn er schlecht schmecken würde«, sagte sie und lächelte den Master an, bevor sie sich an Ugwu wandte. »Ich zeige dir, wie man Reis richtig zubereitet, Ugwu, und du solltest auch nicht so viel Öl nehmen.«

»Ja, Mah«, sagte Ugwu. Er hatte sich das Rezept für gebratenen Reis selbst ausgedacht und den Reis in Erdnussöl geschwenkt, und dabei hatte er halb gehofft, dass beide dann im Eiltempo auf die Toilette müssten.

Telegram:@shabarsbibliothek

Mittlerweile jedoch wollte er eine vollendete Mahlzeit kochen, zum Beispiel einen schmackhaften Jollof-Reis oder seinen Spezialeintopf mit *arigbe*, um ihr zu zeigen, wie gut er kochen konnte. Den Abwasch verschob er auf später, damit das laufende Wasser ihre Stimme nicht übertönte. Als er ihnen Tee servierte, ordnete er die Plätzchen immer wieder neu auf dem Teller an, um noch eine Weile bleiben und ihrer Stimme lauschen zu können, bis der Master schließlich sagte: »Das ist dann jetzt in Ordnung, mein Guter.« Sie hieß Olanna. Aber der Master sagte ihren Namen nur ein Mal; meistens nannte er sie *nkem*, meine Frau. Sie sprachen über die Auseinandersetzung zwischen dem Sardauna und dem Premier der Westregion, und dann sagte der Master noch, sie würden warten, bis sie nach Nsukka zog, und dass es schließlich nur noch ein paar Wochen seien. Ugwu hielt den Atem an, um sicherzugehen, dass er richtig verstanden hatte. Gerade lachte der Master und sagte: »Aber wir werden hier zusammenleben, *nkem*, und das Apartment in der Elias Avenue kannst du auch behalten.«

Sie würde also nach Nsukka ziehen. Sie würde in diesem Haus leben. Ugwu ging von der Tür weg und schaute den Topf an, der auf dem Herd stand. Sein Leben würde sich verändern. Er würde lernen, wie man Reis briet, er würde weniger Öl verwenden, und er würde ihren Anordnungen folgen. Er war traurig, und doch war seine Traurigkeit unvollständig, denn er war auch voller Erwartung und erfüllt von einer Aufregung, die er nicht gänzlich verstehen konnte.

An jenem Abend stand er im Hinterhof, neben dem Zitronenbaum, und wusch das Bettzeug des Masters, als er von der Wanne mit dem Seifenwasser aufblickte und sah, dass sie an der Hintertür stand und ihn beobachtete. Zunächst war er sich sicher, dass er sich das nur einbildete, weil die Leute, an die er am meisten dachte, ihm oft in Visionen erschienen.

Telegram:@shabarsbibliothek

Mit Anulika führte er die ganze Zeit imaginäre Gespräche, und wenn er sich des Nachts berührte, tauchte auch Nnesinachi kurz auf und hatte ein rätselhaftes Lächeln auf dem Gesicht. Doch Olanna stand wirklich an der Tür. Jetzt kam sie über den Hof auf ihn zu. Sie trug nur ein Wickeltuch, und während sie ging, stellte er sich vor, sie sei eine gelbe Cashew, wohlgeformt und reif.

»Mah? Wünschen Sie etwas?«, fragte er. Er wusste, wenn er die Hand ausstreckte und sie berührte, dann würde es sich anfühlen wie Butter, die Art von Butter, die der Master aus einem Papierpäckchen auswickelte und auf sein Brot strich.

»Lass mich dir dabei helfen.« Sie zeigte auf das Laken, das er gerade ausspülte, und er zog langsam das tropfnasse Wäschestück aus der Lauge. Sie nahm ein Ende und trat einen Schritt zurück. »Dreh dein Ende zu dir hin«, sagte sie.

Er drehte das Laken nach rechts, sie nach links, und sie beobachteten, wie das Wasser herauslief. Das Laken war glitschig.

»Danke, Mah«, sagte er.

Sie lächelte. Unter ihrem Lächeln fühlte er sich größer. »Oh, schau, diese Papayas sind fast reif. *Lotekwa*, vergiss nicht, sie zu pflücken.«

Da war etwas Glattes, wie Poliertes an ihrer Stimme, an ihrem ganzen Wesen; sie war wie der Stein direkt unter einer sprudelnden Quelle, glattgeschliffen von all den Jahren funkelnden Wassers, und wenn er sie anschaute, dann war das so, als würde man diesen Stein finden und wissen, dass es nur ganz wenige davon gab. Er schaute ihr hinterher, wie sie wieder hineinging.

Die Arbeit, sich um den Master zu kümmern, wollte er mit niemandem teilen, auch wollte er nicht, dass sein Leben mit dem Master aus dem Gleichgewicht geriet, und doch war ihm der Gedanke unerträglich, sie nie

Telegram:@shabarsbibliothek

mehr wiederzusehen. Später, nach dem Abendessen, schlich er auf Zehenspitzen zum Schlafzimmer des Masters und legte sein Ohr an die Tür. Sie stöhnte laut, ein Geräusch, das überhaupt nicht zu ihr passte, so unkontrolliert und aufwühlend und rau. Er stand lange Zeit da, bis das Stöhnen verstummte, dann ging er in sein Zimmer zurück.

Telegram:@shabarsbibliothek

2

Olanna nickte im Takt der Highlife-Musik aus dem Autoradio. Ihre Hand lag auf Odenigbos Oberschenkel; immer wenn er schaltete, hob sie sie an, legte sie dann wieder hin und lachte, wenn er sie neckte, sie sei eine Aphrodite der Ablenkung. Es war berauschend, neben ihm zu sitzen, während die Fenster heruntergekurbelt waren und die Luft sich mit Staub und den verträumten Rhythmen von Rex Lawson füllte. In zwei Stunden hatte er eine Vorlesung, aber er hatte darauf bestanden, sie nach Enugu an den Flughafen zu bringen, und sie hatte nur schwach protestiert. Als sie auf den schmalen Straßen durch Milliken Hill fuhren, einen tiefen Abwasserkanal auf der einen, einen steilen Hügel auf der anderen Seite, sagte sie ihm nicht, dass er ein wenig zu schnell fuhr. Auch schaute sie nicht nach dem handgeschriebenen Schild am Straßenrand, auf dem in groben Buchstaben stand: LIEBER SPÄT ALS TOT.

Als sie den geschmeidigen weißen Umrissen der aufsteigenden Flugzeuge näherten, machte sich Enttäuschung in ihr breit. Er parkte hinter dem säulenbestandenen Eingang. Gepäckträger umringten den Wagen. »Sah? Madam? Haben Sie Gepäck?«, aber Olanna hörte kaum hin, weil er sie an sich gezogen hatte. »Ich kann es kaum erwarten, *nkem*«, sagte er, die Lippen an ihren Mund gepresst. Er schmeckte nach Marmelade. Sie wollte ihm sagen, dass auch sie es kaum erwarten könne, nach Nsukka zu ziehen, aber das wusste er sowieso, und seine Zunge steckte in ihrem Mund, und sie spürte wieder diese Wärme zwischen ihren Beinen.

Telegram:@shabarsbibliothek

Ein Auto hupte. Ein Träger rief: »Hallo, der Platz hier ist nur zum Ausladen, ja? Nur ausladen!«

Schließlich ließ Odenigbo sie los, sprang aus dem Auto und lief zum Kofferraum, um ihre Tasche herauszuholen. Er trug sie an den Ticketschalter. »Gute Reise, *ije oma*«, sagte er.

»Fahr vorsichtig«, sagte sie.

Sie sah ihn weggehen. Ein bulliger Mann in Khakihose und einem kurzärmeligen Hemd, das noch ganz steif vom Bügeln war. Beim Gehen setzte er mit angriffslustigem Selbstvertrauen ein Bein vor das andere: der Gang eines Menschen, der niemanden nach dem Weg fragen würde, weil er sich sicher war, dass er irgendwie ans Ziel kam. Nachdem er weggefahren war, senkte sie den Kopf und roch an ihrer Haut. An diesem Morgen hatte sie ganz impulsiv sein Old Spice aufgetragen, es ihm jedoch nicht gesagt, weil er dann gelacht hätte. Für die abergläubische Geste, einen Hauch von ihm mitzunehmen, hätte er kein Verständnis gehabt. Es war, als könnte der Duft, wenigstens eine Weile lang, ihre Fragen zum Verstummen bringen und sie ein bisschen mehr sein lassen wie ihn, ein Mensch, der sich seiner selbst gewiss war und weniger grübelte.

Sie wandte sich an den Ticketverkäufer und schrieb ihren Namen auf ein Stück Papier. »Guten Tag! Einmal nach Lagos, bitte.«

»Ozobia?« Das pockennarbige Gesicht des Ticketverkäufers verzog sich zu einem breiten, strahlenden Lächeln. »Die Tochter von Chief Ozobia?«

»Ja.«

»Oh! Gut, Madam. Ich werde den Träger bitten, Sie zur VIP-Lounge zu begleiten.« Der Verkäufer drehte sich um. »Ikenna! Wo ist er denn bloß, dieser dumme Junge? Ikenna!«

Olanna schüttelte den Kopf und lächelte. »Nein, nein, nicht nötig.« Sie lächelte wieder, beruhigend, um ihm zu versichern, dass es nicht seine

Telegram:@shabarsbibliothek

Schuld war, wenn sie nicht die VIP-Lounge aufsuchen wollte.

Die allgemeine Wartehalle war überfüllt. Olanna nahm gegenüber von drei kleinen Kindern in durchgewetzten Kleidern und Schuhen Platz; immer wieder kicherten sie, während ihr Vater ihnen strenge Blicke zuwarf. Eine alte Frau mit einem sauertöpfischen runzligen Gesicht, ihre Großmutter, saß direkt neben Olanna, hielt eine Handtasche fest umklammert und murmelte vor sich hin. Olanna konnte den muffigen Geruch ihres Wickeltuchs riechen; wahrscheinlich war es für diese Gelegenheit aus einer uralten Truhe hervorgekramt worden. Als eine metallische Stimme die Ankunft eines Fluges der Nigeria Airways verkündete, sprang der Vater auf und setzte sich dann wieder.

»Sie scheinen auf jemanden zu warten«, sagte Olanna auf Igbo zu ihm.

»Ja, *nwanne m*, mein Bruder kommt nach vier Jahren aus Übersee zurück, wo er studiert hat.« Der Dialekt des Mannes, der offenbar aus Owerri stammte, hatte einen stark ländlichen Beiklang.

»Aha!«, sagte Olanna. Sie wollte ihn fragen, woher genau sein Bruder zurückkam und was er studiert hatte, aber sie tat es nicht. Vielleicht wusste der Mann es gar nicht.

Die Großmutter wandte sich an Olanna. »Er ist der Allererste aus unserem Dorf, der nach Übersee gegangen ist, und unsere Leute haben einen Tanz für ihn einstudiert. Wir treffen uns in Ikeduru mit ihnen.« Sie lächelte stolz und entblößte dabei braune Zähne. Ihr Akzent war noch stärker, es war kaum zu verstehen, was sie sagte. »Die anderen Frauen im Dorf sind schrecklich neidisch, aber ist es etwa meine Schuld, dass ihre Söhne nichts im Hirn haben und mein Sohn ein Stipendium der Weißen erhalten hat?«

Wieder wurde die Landung eines Flugzeuges verkündet, und der Vater sagte: »*Chere!* Ist er das? Das ist er!«

Telegram:@shabarsbibliothek

Die Kinder sprangen auf, und der Vater befahl ihnen, sich wieder zu setzen, stand aber selbst auf. Die Großmutter drückte die Handtasche an ihren Bauch. Olanna schaute zu, wie das Flugzeug landete. Es setzte auf und war gerade auf dem Weg über die Rollbahn, als die Großmutter aufschrie und ihre Handtasche fallen ließ.

Olanna fuhr zusammen. »Was ist los? Was ist denn los?«

»Mama!«, sagte der Vater.

»Warum bleibt es nicht stehen?«, fragte die Großmutter und legte vor Verzweiflung beide Hände an den Kopf. »*Chi m!* Mein Gott! Ich mache mir Sorgen! Wo bringt es meinen Sohn jetzt schon wieder hin? Habt ihr mich alle getäuscht?«

»Mama, es bleibt gleich stehen«, sagte Olanna. »Das machen Flugzeuge immer, wenn sie landen.« Sie hob die Handtasche auf und nahm die alte, schwielige Hand in die ihre. »Gleich bleibt es stehen.« Sie ließ die Hand nicht mehr los, bis das Flugzeug zum Stehen gekommen war, dann zog die Großmutter ihre Hand weg und murmelte etwas von dummen Leuten, die keine richtigen Flugzeuge bauen konnten. Olanna sah zu, wie die Familie zum Flugsteig eilte. Als sie einige Minuten später zu ihrem eigenen Gate ging, schaute sie oft zurück, weil sie hoffte, einen Blick auf den Sohn aus Übersee werfen zu können. Doch er war nirgends zu sehen.

Ihr Flug war turbulent. Der Mann neben ihr aß Kolanüsse, die er mit einem lauten Knirschen zerbiss, und als er sie ansprach, rückte sie langsam von ihm ab, bis sie an die Wand des Flugzeuges gepresst saß.

»Ich muss es Ihnen einfach sagen, Sie sind wunderschön«, sagte er.

Sie lächelte, bedankte sich und hielt die Augen auf ihre Zeitung gerichtet. Odenigbo würde es amüsieren, wenn sie ihm von diesem Mann erzählte, so wie er immer über ihre Bewunderer lachte, er mit seinem bedingungslosen Vertrauen. Das war es auch gewesen, was sie zuerst an

Telegram:@shabarsbibliothek

ihm angezogen hatte, an jenem Junitag vor zwei Jahren in Ibadan, dieser Art von regnerischem Tag, der schon zur Mittagszeit das dunkle Indigoblau der Abenddämmerung trug. Damals war sie zu den Ferien aus England zurück und unterhielt eine ernsthafte Beziehung zu Mohammed. Odenigbo hatte sie zunächst gar nicht bemerkt, als er vor ihr in der Schlange stand, um eine Eintrittskarte für das Universitätstheater zu kaufen. Vielleicht hätte sie ihn nie bemerkt, hätte da nicht ein weißer Mann mit silbrigem Haar hinter ihm gestanden und wäre vom Ticketverkäufer nach vorne gewinkt worden. »Treten Sie doch zu mir«, sagte der Verkäufer in diesem komisch gekünstelten »weißen« Akzent, dessen sich ungebildete Menschen gerne befleißigten.

Olanna war verärgert gewesen, jedoch nur ein wenig, da sie wusste, dass die Schlange sich rasch vorwärtsbewegte. Deshalb hatte sie auch der Wutausbruch eines Mannes in einem braunen Safarianzug und mit einem Buch in der Hand überrascht: Odenigbo. Er ging an der Schlange vorbei, führte den Weißen an seinen Platz zurück und schrie dann den Ticketverkäufer an: »Sie elender Ignorant! Sie sehen einen Weißen und finden, dass er besser aussieht als Ihre eigenen Leute? Und jetzt entschuldigen Sie sich bei jedem Einzelnen in dieser Schlange. Auf der Stelle!«

Olanna starrte ihn an, den Bogen seiner Augenbrauen hinter der Brille, seinen dicklichen Körper, und dabei dachte sie bereits über einen möglichst schmerzfreien Weg nach, wie sie sich von Mohammed freimachen könnte. Vielleicht hätte sie auch gewusst, wie Odenigbo war, wenn er nichts gesagt hätte; allein sein Haarschnitt verriet schon alles, dieser Schopf, der ihm in einem großen Heiligenschein vom Kopf abstand. Aber da war auch eine unübersehbare Gepflegtheit an ihm, denn er gehörte nicht zu denen, die ihre radikalen Ansichten mit Nachlässigkeit untermauerten. Sie lächelte und

Telegram:@shabarsbibliothek

sagte: »Gut gemacht!«, als er an ihr vorüberging, und das war das Kühnste, was sie jemals getan hatte, denn sie hatte zum ersten Mal die Aufmerksamkeit eines Mannes bewusst auf sich gezogen. Er blieb stehen und stellte sich vor: »Mein Name ist Odenigbo.«

»Ich bin Olanna«, sagte sie, und später würde sie ihm sagen, dass ein magisches Knistern in der Luft gelegen habe, und er würde ihr sagen, sein Verlangen sei in jenem Moment so groß gewesen, dass seine Lenden geschmerzt hätten.

Als auch sie schließlich dieses Verlangen gespürt hatte, war sie über alle Maßen überrascht gewesen. Sie hatte nicht gewusst, dass die drängenden Bewegungen eines Mannes die Erinnerung aussetzen lassen konnten, dass es einen Ort gab, an dem sie weder denken noch sich erinnern konnte, sondern nur fühlen. Auch nach zwei Jahren hatte diese Intensität nicht nachgelassen, noch hatte es ihre Ehrfurcht vor seinen selbstgewissen Überspanntheiten und seinem entschlossenen Moralismus. Doch sie fürchtete, das lag nur daran, dass ihre Beziehung in kleinen Schlucken genossen wurde: Sie sah ihn, wenn sie in den Ferien nach Hause kam, man schrieb sich, man sprach am Telefon. Jetzt, da sie zurück in Nigeria war, würden sie zusammenleben, und sie konnte nicht verstehen, dass ihn dies nicht wenigstens mit einer gewissen Unsicherheit erfüllte. Er war sich einfach zu sicher.

Sie schaute auf die Wolken vor ihrem Fenster hinaus, rauchige Dickichte, die vorbeischwebten, und dachte, wie zerbrechlich sie doch waren.

Olanna hatte keine Lust, mit ihren Eltern zu Abend zu essen, vor allem, weil sie Chief Okonji eingeladen hatten. Doch ihre Mutter kam zu ihr ins Zimmer, um sie darum zu bitten, ihnen Gesellschaft zu leisten; schließlich

Telegram:@shabarsbibliothek

kam es nicht jeden Tag vor, dass man den Finanzminister zu Besuch hatte, und dieses Essen war sogar noch wichtiger, wegen des Bauvertrages, den sein Vater sich wünschte. »*Biko*, zieh etwas Schönes an, Kainene macht sich auch schick«, hatte ihre Mutter hinzugefügt, als könnte die Erwähnung ihrer Zwillingsschwester für alles als Rechtfertigung dienen.

Jetzt strich Olanna die Serviette auf ihrem Schoß glatt und lächelte dem Diener zu, der einen Teller mit einer Avocadohälfte vor sie auf den Tisch stellte. Seine weiße Uniform war so steif gestärkt, dass die Hosenbeine aussahen, als wären sie aus Pappkarton gemacht.

»Danke, Maxwell«, sagte sie.

»Ja, Tante«, murmelte Maxwell und ging mit seinem Tablett weiter.

Olanna schaute in die Runde. Ihre Eltern schenkten ihre ganze Aufmerksamkeit Chief Okonji, der eine Geschichte über ein Treffen mit Premierminister Balewa neulich zum Besten gab, und nickten eifrig. Kainene inspizierte ihren Teller auf ihre typisch schelmische Art, als machte sie sich über die Avocado lustig. Keiner von ihnen dankte Maxwell. Olanna wünschte, sie hätten es getan; es war so einfach, diejenigen, die einem dienten, in ihrer Menschlichkeit anzuerkennen. Als sie das Thema einmal angeschnitten hatte, hatte ihr Vater erwidert, er bezahle seinen Leuten einen guten Lohn, und ihre Mutter hatte erklärt, wenn man ihnen danke, gebe ihnen das die Möglichkeit, unhöflich zu sein, während Kainene wie üblich nichts gesagt hatte, den gewohnt gelangweilten Ausdruck auf dem Gesicht.

»Das ist die beste Avocado, die ich seit langem gegessen habe«, sagte Chief Okonji.

»Sie ist von einer unserer Farmen«, sagte ihre Mutter. »Sie liegt in der Nähe von Asaba.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich lasse Ihnen von unserem Diener ein paar einpacken«, sagte ihr Vater.

»Großartig«, sagte Chief Okonji. »Olanna, ich hoffe, Ihnen schmeckt sie auch, was? Sie schauen sie schon die ganze Zeit an, als würde sie beißen.« Er lachte, ein übertrieben lautes Gelächter, in das ihre Eltern prompt einfielen.

»Sie ist sehr gut.« Olanna schaute auf. An Chief Okonjis Lächeln war etwas Schmieriges. Letzte Woche, als er ihr im Ikoyi-Club seine Karte in die Hand gedrückt hatte, war ihr dieses Lächeln aufgestoßen, weil es so aussah, als füllte sich sein Mund durch die Bewegung der Lippen mit Speichel, der ihm am Kinn herunterzulaufen drohte.

»Ich hoffe, Sie haben darüber nachgedacht, zu uns ins Ministerium zu kommen, Olanna. Wir brauchen dringend erstklassige Köpfe wie Sie«, sagte Chief Okonji.

»Wie viele Leute gibt es schon, denen vom Finanzminister persönlich ein Job angeboten wird, oder?«, fragte ihre Mutter, an niemand Besonderen gerichtet, und ihr Lächeln erleuchtete das ovale, dunkelhäutige Gesicht, das so beinahe-perfekt und symmetrisch war, dass Freunde sie »Kunst« nannten.

Olanna legte ihren Löffel hin. »Ich habe beschlossen, nach Nsukka zu gehen. In zwei Wochen fahre ich.«

Sie sah, wie ihr Vater den Mund zusammenkniff. Ihre Mutter ließ ihre Hand eine Sekunde lang in der Luft schweben, als wäre diese Nachricht zu tragisch, um mit dem Salzstreuen fortzufahren. »Ich dachte, du hättest dich noch nicht entschieden«, sagte sie.

»Zu viel Zeit kann ich mir dafür nicht nehmen, weil sie den Job sonst jemand anderem anbieten«, sagte Olanna.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Nsukka? Stimmt das? Sie haben beschlossen, nach Nsukka zu ziehen?«, wollte Chief Okonji wissen.

»Ja, ich habe mich für eine Stelle als Lehrkraft am Institut für Soziologie beworben und sie gerade bekommen«, sagte Olanna. Normalerweise mochte sie ihre Avocado ohne Salz, aber heute war sie so fad, dass ihr fast übel davon wurde.

»Oh, dann verlassen Sie uns also hier in Lagos«, sagte Chief Okonji. Sein Gesicht schien zu schmelzen und in sich zusammenzusinken. Schließlich wandte er das Gesicht in die andere Richtung und fragte übertrieben munter: »Und was ist mit Ihnen, Kainene?«

Kainene schaute Chief Okonji direkt in die Augen – ihr typischer Blick, so ausdruckslos, so leer, dass er fast feindselig wirkte. »Ja, was ist eigentlich mit mir?« Sie hob die Brauen. »Auch ich werde meinen kürzlich erworbenen Abschluss gut nutzen. Ich ziehe nach Port Harcourt, um dort Daddys Geschäfte zu führen.«

Olanna wünschte, sie hätte immer noch diese blitzartigen Eingebungen, in denen sie ganz genau wusste, was Kainene durch den Kopf ging. Als sie noch auf der Grundschule waren, hatten sie sich manchmal angeschaut und gelacht, ohne ein Wort zu sprechen, weil sie an den gleichen Witz gedacht hatten. Sie bezweifelte, dass Kainene diese Gedankenblitze immer noch hatte, weil sie über solche Dinge nicht mehr redeten. Eigentlich redeten sie überhaupt nicht mehr miteinander.

»Kainene wird also die Zementfabrik leiten?«, fragte Chief Okonji, an ihren Vater gewandt.

»Sie wird den kompletten Osten übernehmen, die Fabriken wie auch unsere neuen Ölinteressen. Fürs Geschäftliche hat sie schon immer ein ausgezeichnetes Händchen gehabt.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Wer auch immer gesagt hat, mit Zwillingstöchtern seien Sie ganz schön dumm dran, der ist ein Lügner«, sagte Chief Okonji.

»Kainene ist nicht nur wie ein Sohn, sie ist wie zwei Söhne«, sagte ihr Vater. Er schaute Kainene an, die den Blick abwandte, als sei der Stolz in seiner Miene völlig belanglos, und Olanna konzentrierte sich wieder auf ihren Teller, damit keiner merkte, dass sie die beiden beobachtet hatte. Der Teller war elegant und von einem hellen Grün, dieselbe Farbe wie das Innere der Avocado.

»Warum kommen Sie nicht alle dieses Wochenende zu mir in mein Haus, hm?«, fragte Chief Okonji. »Und sei es nur, um die Fisch-Pfeffer-Suppe meines Kochs zu kosten. Der Knabe ist aus Nembe; er weiß mit frischem Fisch umzugehen.«

Ihre Eltern glucksten laut vor Vergnügen. Olanna war sich nicht sicher, was daran lustig war, aber schließlich war es der Minister, der einen Witz gemacht hatte.

»Das klingt wundervoll«, sagte Olannas Vater.

»Es wird für uns alle schön sein zu fahren, bevor Olanna nach Nsukka geht«, sagte ihre Mutter.

Olanna verspürte eine leichte Irritation, wie ein prickelndes Gefühl auf ihrer Haut. »Ich würde liebend gerne kommen, aber ich werde dieses Wochenende nicht hier sein.«

»Du wirst nicht hier sein?«, wollte ihr Vater wissen, und sie fragte sich, ob der Ausdruck in seinen Augen ein verzweifeltes Flehen war. Sie fragte sich auch, auf welche Weise ihre Eltern Chief Okonji im Gegenzug für den Vertrag eine Affäre mit ihr versprochen hatten, ob sie es ganz offen ausgesprochen oder ob sie es nur angedeutet hatten.

»Ich habe schon lange geplant, nach Kano zu fahren, um Onkel Mbaezi und die Familie zu besuchen, und Mohammed auch«, sagte sie.

Telegram:@shabarsbibliothek

Ihr Vater stocherte in seiner Avocado herum. »Ich verstehe.«

Olanna nippte an ihrem Wasser und sagte nichts.

Nach dem Essen ging man auf den Balkon, um einen Digestif zu nehmen. Olanna mochte dieses After-Dinner-Ritual, bei dem sie sich oft von ihren Eltern und den Gästen absonderte, um am Geländer zu stehen und auf die hohen Laternen hinunterzuschauen. Sie erleuchteten die Gartenpfade unten so hell, dass der Swimmingpool aussah wie Silber und sich ein glühendes Leuchten über das Rot und Rosa der Hibiskussträucher und der Bougainvilleen legte. Beim ersten und einzigen Mal, als Odenigbo hier bei ihr in Lagos gewesen war, hatten sie an dieser Stelle gestanden und auf den Swimmingpool hinabgeschaut, und Odenigbo hatte den Flaschenkorken hinuntergeworfen und zugesehen, wie er im Wasser gelandet war. Er hatte eine Menge Brandy getrunken, und als ihr Vater sagte, die Idee einer Universität in Nsukka sei Blödsinn, weil Nigeria für eine eigene Universität noch nicht bereit sei und man sich auch nicht, statt von einer anständigen britischen Universität, von einer amerikanischen unterstützen lassen solle, erhob er gleich die Stimme. Olanna dachte, er würde merken, dass ihr Vater ihn nur reizen und ihm zeigen wollte, wie wenig ihn ein langjähriger Dozent aus Nsukka beeindruckte. Sie dachte, er würde die Worte ihres Vaters kommentarlos hinnehmen. Doch seine Stimme wurde lauter und lauter, während er argumentierte, Nsukka sei frei von kolonialen Einflüssen, und sie zwinkerte ihm mehrmals zu, um ihn zu bremsen, obwohl er das möglicherweise gar nicht merkte, weil es auf der Veranda sehr schummrig war. Schließlich läutete das Telefon, und das Gespräch war beendet. Aus den Augen ihrer Eltern sprach widerwilliger Respekt, das konnte Olanna deutlich sehen, doch das hielt sie nicht davon ab zu denken, dass Odenigbo verrückt und nicht der Richtige für sie war, einer dieser hitzköpfigen Uni-Typen, die einfach nur redeten und redeten,

Telegram:@shabarsbibliothek

bis alle Kopfschmerzen bekamen und trotzdem keiner begriffen hatte, was eigentlich gesagt worden war.

»Was für eine kühle Nacht«, sagte Chief Okonji hinter ihr. Olanna drehte sich um. Sie wusste nicht, wann ihre Eltern und ihre Schwester hineingegangen waren.

»Ja«, sagte sie.

Chief Okonji stand vor ihr. Seine *agbada* war am Kragen üppig mit Goldfaden bestickt. Sie schaute auf seinen Hals mit den Speckrollen und stellte sich vor, wie er sie zum Waschen auseinanderspreizte.

»Wie wär's mit Sonntag? Da ist eine Cocktailparty im Ikoyi Hotel«, sagte er. »Ich möchte, dass Sie alle ein paar Leute kennenlernen, die im Ausland leben. Sie suchen nach Grund und Boden, und ich kann dafür sorgen, dass sie Grundstücke Ihres Vaters für das Fünf- oder Sechsfache kaufen.«

»Am Sonntag fahre ich für St. Vincent de Paul mit einer Hilfslieferung über die Dörfer.«

Chief Okonji kam näher. »Ich kann Sie einfach nicht vergessen«, sagte er, und ein Hauch seines alkoholgeschwängerten Atems traf ihr Gesicht.

»Ich bin nicht interessiert, Chief.«

»Ich kann Sie einfach nicht vergessen«, sagte er noch einmal. »Schauen Sie, Sie müssen nicht im Ministerium arbeiten. Ich kann Sie in irgendeine Behörde berufen, welche auch immer Sie wollen, und ich kann Ihnen eine Wohnung einrichten, an einem Ort Ihrer Wahl.« Er zog sie an sich, und eine Weile tat Olanna nichts, ließ sich schlaff gegen ihn sinken. Sie war es gewöhnt, von Männern begrabscht zu werden, die in einer Wolke parfümgetränkten Anspruchsdenkens durch die Welt spazierten und allein deshalb, weil sie mächtig waren und sie schön fanden, von der Annahme ausgingen, dass sie zusammengehörten. Schließlich schob sie ihn von sich

Telegram:@shabarsbibliothek

weg und verspürte eine leichte Übelkeit, weil sich ihre Hände tief in seine weiche Brust gruben. »Lassen Sie das, Chief.«

Seine Augen waren geschlossen. »Ich liebe dich, glaub mir. Ich liebe dich wirklich.«

Sie löste sich aus seiner Umarmung und ging nach drinnen. Aus dem Wohnzimmer drangen schwach die Stimmen ihrer Eltern. Sie blieb stehen, um an den welkenden Blumen in einer Vase auf dem Beistelltischchen neben der Treppe zu schnuppern, obwohl sie wusste, dass die Blüten wahrscheinlich ihren Duft längst verloren hatten, und ging dann nach oben. Ihr Zimmer kam ihr seltsam fremd vor: die warmen Töne des Holzes, die hellbraunen Möbel, der burgunderfarbene Teppichboden, der sich unter ihren Füßen flauschig anfühlte, die großzügige Raumaufteilung, die der Grund dafür war, warum Kainene ihre Mädchenzimmer »Wohnung« nannte. Eine Ausgabe der *Lagos Life* lag immer noch auf ihrem Bett; sie hob sie hoch und schaute sich auf Seite fünf das Foto von sich und ihrer Mutter an, wie sie mit zufriedenen und selbstgefälligen Gesichtern an einer Cocktailparty beim britischen Hochkommissar teilnahmen. Als ein Fotograf auf sie zugekommen war, hatte ihre Mutter sie an sich gezogen, doch später, als das Blitzlicht verloschen war, hatte Olanna den Mann zu sich gerufen und ihn gebeten, das Foto nicht zu veröffentlichen. Er hatte sie seltsam angeschaut. Heute wurde ihr bewusst, wie töricht es gewesen war, ihn darum zu bitten, denn natürlich würde er nie begreifen, mit welchem Unbehagen sie das Glamourleben ihrer Eltern teilte.

Sie lag im Bett und las, als ihre Mutter klopfte und hereinkam.

»Ach, du liest noch«, sagte ihre Mutter. Sie hielt mehrere Stoffrollen in der Hand. »Der Chief ist gerade gegangen. Er sagte, ich solle dich grüßen.«

Am liebsten hätte Olanna gefragt, ob sie ihm wirklich eine Affäre mit ihr versprochen hatten, aber sie wusste, dass sie das nie fertigbringen würde.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Was sind das für Stoffe?«

»Der Chief hat seinen Fahrer noch schnell vor seiner Abfahrt zum Auto geschickt, damit er das hier holt. Das ist die neueste Spitze aus Europa. Siehst du? Sehr hübsch, *i fukwa*?«

Olanna befingerte das Material. »Ja, sehr hübsch.«

»Hast du gesehen, was er heute angehabt hat? Ganz echt! *Ezigbo!*« Ihre Mutter setzte sich neben sie aufs Bett. »Und weißt du, man sagt, dass er nie ein Kleidungsstück zweimal trägt. Wenn er etwas ein Mal anhatte, gibt er es an die Bediensteten weiter.«

Olanna stellte sich die Holzkisten der armen Hausdiener vor, völlig unpassend vollgestopft mit Spitze. Die Jungen bekamen sicher jeden Monat nur wenig Lohn, dafür aber abgelegte Kaftane und *agbadas*, die sie niemals tragen konnten. Sie war müde. Gespräche mit ihrer Mutter ermüdeten sie.

»Welche möchtest du, *nne*? Ich möchte für dich und Kainene einen langen Rock und eine Bluse machen lassen.«

»Ach nein, mach dir keine Gedanken, Mum. Lass dir doch selbst etwas nähen. In Nsukka werde ich nicht oft Gelegenheit haben, üppige Spitze zu tragen.«

Ihre Mutter fuhr mit dem Finger über ihr Nachtschränkchen. »Dieses dumme Hausmädchen macht einfach nicht richtig die Möbel sauber. Denkt sie denn, wir bezahlen sie fürs Nichtstun?«

Olanna legte ihr Buch hin. Ihre Mutter wollte ihr etwas sagen, das war deutlich zu sehen, und ihr steifes Lächeln, ihre förmlichen Gesten waren ein Anfang.

»Und wie geht es Odenigbo?«, fragte ihre Mutter schließlich.

»Ihm geht’s gut.«

Ihre Mutter seufzte, auf die übertriebene Art, in der sie Olanna signalisieren wollte, dass sie endlich zur Vernunft kommen solle. »Hast du

Telegram:@shabarsbibliothek

dir diesen Umzug nach Nsukka gut überlegt? Sehr gut?«

»Ich bin mir nie einer Sache sicherer gewesen.«

»Aber wirst du es dort bequem haben?« Das Wort »bequem« sprach ihre Mutter mit einem leichten Erschaudern aus, und Olanna musste fast lächeln, weil sie an Odenigbos schlichtes Universitätshaus dachte, mit seinen grob geschnittenen Zimmern, der schnörkellosen Einrichtung und den Böden, auf denen keine Teppiche lagen.

»Das geht schon in Ordnung für mich«, sagte sie.

»Du kannst auch hier in Lagos Arbeit finden und am Wochenende zu ihm fahren.«

»Ich möchte nicht in Lagos arbeiten. Ich möchte an der Universität tätig sein und mit ihm zusammenleben.«

Ihre Mutter schaute sie noch einen Moment lang an, stand dann auf und sagte: »Gute Nacht, meine Tochter«, mit einer Stimme, die leise und verletzt klang.

Olanna schaute auf die Tür. Sie war an Missbilligung gewöhnt, die meisten der wichtigen Entscheidungen ihres Lebens hatte ihre Mutter missbilligt: als sie sich zum Beispiel lieber zwei Wochen von ihrer Schule in Heathgrove hatte beurlauben lassen, statt sich bei ihrer Klassenlehrerin dafür zu entschuldigen, dass sie gesagt hatte, ihr Unterricht über die Pax Britannica sei widersprüchlich; als sie sich in Ibadan der studentischen Unabhängigkeitsbewegung angeschlossen hatte; oder als sie sich geweigert hatte, Igwe Okagbues Sohn oder später den von Chief Okaro zu heiraten. Trotzdem weckte diese Missbilligung jedes Mal den Wunsch in ihr, sich zu entschuldigen und es auf irgendeine Weise wiedergutzumachen.

Sie war schon fast eingeschlafen, als Kainene klopfte. »Und, wirst du die Beine für diesen Elefanten breit machen, damit Daddy seinen Vertrag bekommt?«, fragte Kainene.

Telegram:@shabarsbibliothek

Olanna setzte sich überrascht auf. Sie konnte sich nicht erinnern, wann Kainene das letzte Mal zu ihr ins Zimmer gekommen war.

»Daddy hat mich förmlich von der Veranda weggezerrt, damit du mit unserem verehrten Herrn Minister allein sein kannst«, sagte Kainene. »Wird er denn Daddy den Vertrag jetzt geben?«

»Das hat er nicht gesagt. Aber es ist auch nicht so, als würde er von ihm nichts bekommen. Daddy gibt ihm immerhin zehn Prozent.«

»Zehn Prozent sind Standard, also ist eine zusätzliche Vergünstigung schon hilfreich. Wahrscheinlich haben die anderen Bewerber keine schöne Tochter.« Das Wort »schön« zog Kainene in die Länge, bis es widerlich und klebrig klang. Schööön. Sie blätterte in der *Lagos Life.* Ihr seidener Morgenrock war fest um die magere Taille gegürtet. »Der Vorteil, die hässliche Tochter zu sein, besteht darin, dass keiner dich als sexuellen Köder benutzt.«

»Sie benutzen mich nicht als sexuellen Köder.«

Eine Weile sagte Kainene gar nichts; sie schien sich auf einen Artikel in der Zeitung zu konzentrieren. Dann schaute sie auf. »Richard geht auch nach Nsukka. Er hat das Stipendium bekommen und wird sein Buch dort schreiben.«

»Oh, gut. Bedeutet das, dass du auch öfter in Nsukka sein wirst?«

Kainene überging die Frage. »Richard kennt niemanden in Nsukka, vielleicht könntest du ihn ja mit deinem revolutionären Liebhaber bekanntmachen.«

Olanna lächelte. Revolutionärer Liebhaber. Solche Dinge konnte Kainene sagen, ohne eine Miene zu verziehen. »Ich werde sie einander vorstellen«, sagte sie. Weder hatte sie jemals einen von Kainenes Freunden gemocht noch hatte es ihr gefallen, dass Kainene in England mit so vielen Weißen ausgegangen war. Deren kaum verhüllte Herablassung und ihre

Telegram:@shabarsbibliothek

Vorurteile hatten sie geärgert. Dennoch hatte sie auf Richard Churchill anders reagiert, als Kainene ihn zum Abendessen mitgebracht hatte. Vielleicht, weil er nicht die übliche Überheblichkeit der Engländer an den Tag legte und nicht meinte, die Afrikaner besser zu verstehen als sie sich selbst; stattdessen war eine Unsicherheit – fast Schüchternheit – an ihm, die ihn liebenswert machte. Vielleicht lag es aber auch nur daran, dass ihre Eltern ihn ignoriert hatten, unbeeindruckt von einem Mann, der niemanden kannte, den es zu kennen lohnte.

»Ich denke, Richard wird es bei Odenigbo gefallen«, sagte Olanna. »Abends ist es dort wie in einem politischen Club. Zuerst hat er nur Afrikaner eingeladen, weil es an der Universität so viele Ausländer gab und er wollte, dass die Afrikaner eine Gelegenheit erhielten, gesellschaftlich miteinander zu verkehren. Am Anfang brachte jeder seine Getränke selbst mit, aber jetzt bittet er sie, einfach etwas Geld beizusteuern, und er kauft jede Woche Getränke, und sie treffen sich bei ihm zu Hause …« Olanna hielt inne. Kainene schaute sie ausdruckslos an, und Olanna hatte das Gefühl, sie habe ihre unausgesprochene Regel gebrochen und eine müßige Plauderei angefangen.

Kainene wandte sich zur Tür. »Wann fährst du nach Kano?«

»Morgen.« Olanna wünschte sich, Kainene wäre geblieben, hätte sich aufs Bett gesetzt, sich ein Kissen auf den Schoß gelegt, und sie hätten sich Klatsch erzählt und bis in die tiefe Nacht gelacht.

»Gute Fahrt, *jee ofuma.* Grüß Tante und Onkel und Arize.«

»Das mach ich«, sagte Olanna, obwohl Kainene bereits hinausgegangen war und die Tür hinter sich geschlossen hatte. Sie lauschte den Schritten ihrer Schwester auf dem Teppich im Flur. Erst jetzt, da sie beide aus England zurück waren und wieder im selben Haus wohnten, wurde Olanna bewusst, wie sehr sie sich voneinander entfernt hatten. Kainene war immer

Telegram:@shabarsbibliothek

diejenige gewesen, die sich zurückgezogen hatte, der mürrische und oft sauertöpfische Teenager, diejenige, die nicht willens gewesen war, es ihren Eltern recht zu machen, und diese Aufgabe deshalb Olanna überlassen hatte. Trotzdem hatten sie sich immer nahegestanden. Früher waren sie sogar Freundinnen gewesen. Sie fragte sich, wann genau sich das geändert hatte. Sicher jedenfalls vor ihrer Abreise nach England, denn in London hatten sie nicht einmal gemeinsame Freunde gehabt. Vielleicht war es auf der Oberschule in Heathgrove passiert. Möglicherweise sogar davor. Es war nichts Konkretes geschehen, kein Streit, kein einschneidendes Ereignis, vielmehr hatten sie sich einfach auseinanderentwickelt, doch jetzt war es Kainene, die an einem weit entfernten Ort ihre Anker warf, damit sie nicht mehr aufeinander zutreiben konnten.

Olanna beschloss, nach Kano nicht das Flugzeug zu nehmen. Lieber saß sie am Zugfenster und schaute auf die dichten Wälder, die an ihr vorbeizogen, auf die weiten, grasbewachsenen Ebenen, auf das Vieh, das mit dem Schwanz wedelte, während es von barbrüstigen Nomaden zusammengetrieben wurde. Als sie in Kano ankam, fiel ihr wieder einmal auf, wie sehr es sich von Lagos unterschied, von Nsukka, von ihrer Heimatstadt Umunnachi, und wie anders als der Süden der Norden überhaupt war. Hier war der Sand fein, grau, von der Sonne versengt, ganz anders als die klumpige rote Erde bei ihnen zu Hause; die Bäume wirkten wie gezähmt im Vergleich zu der wuchernden grünen Wand, die sich an der Straße nach Umunnachi auftürmte und Schatten warf. Hier gab es endlose Meilen flachen Landes, eine Versuchung, den Blick immer weiter in die Ferne zu richten, bis er auf den silbrig-weißen Himmel traf.

Am Bahnhof nahm sie sich ein Taxi und bat den Fahrer, zuerst am Markt zu halten, damit sie ihren Onkel Mbaezi begrüßen konnte.

Telegram:@shabarsbibliothek

In den schmalen Gängen auf dem Markt manövrierte sie an kleinen Jungen vorbei, die große Lasten auf dem Kopf trugen, an feilschenden Frauen und schreienden Händlern. Von einem Schallplattenstand tönte laute Highlife-Musik, und sie verlangsamte ein wenig ihren Schritt, um Bobby Bensons »Taxi Driver« mitzusummen, bevor sie auf den Marktstand ihres Onkels zueilte. Seine Regale waren mit Eimern und anderen Haushaltsgeräten gefüllt.

»Omalicha!«, sagte er, als er sie sah. Er nannte sie, wie er ihre Mutter nannte – Schöne. »Gerade habe ich an dich gedacht. Ich wusste, dass du bald einmal zu Besuch kommen würdest.«

»Hallo, Onkel, guten Tag.«

Sie umarmten sich. Olanna legte ihren Kopf an seine Schulter; er roch nach Schweiß, nach Markt, nach den Waren, die auf staubigen Holzregalen feilgeboten wurden.

Es war schwer, sich vorzustellen, dass ihr Onkel Mbaezi und ihre Mutter zusammen aufgewachsen waren, als Bruder und Schwester. Nicht nur, weil das hellhäutige Gesicht ihres Onkels nichts von der Schönheit ihrer Mutter hatte, sondern auch wegen der Erdigkeit, die ihm anhaftete. Manchmal fragte sich Olanna, ob sie ihn ebenso bewundert hätte, wenn er nicht so anders gewesen wäre als ihre Mutter.

Wann immer sie ihn besuchte, saß Onkel Mbaezi nach dem Abendessen mit ihr auf dem Hof und erzählte ihr die letzten Neuigkeiten aus der Familie – von der unverheirateten Tochter eines Vetters, die schwanger geworden war, und dass er sie eingeladen hatte, bei ihnen zu wohnen, um der Häme des Dorfes zu entfliehen; oder von einem Neffen, der hier in Kano verstorben war, weshalb der Onkel nun nach der billigsten Möglichkeit suchte, den Leichnam nach Hause zu transportieren. Oder er sprach über Politik: was der Igbo-Verband in Kano gerade organisierte,

Telegram:@shabarsbibliothek

wogegen er protestierte, was er diskutierte. Der Verband hielt seine Zusammenkünfte bei ihm im Hof ab; ein paarmal hatte sie sich dazugesetzt, und sie erinnerte sich immer noch an das Treffen, als verärgerte Männer und Frauen sich darüber beschwert hatten, dass auf Schulen im Norden keine Igbo-Kinder zugelassen wurden. Onkel Mbaezi war aufgestanden und hatte mit dem Fuß gestampft. »*Ndi be anyi!* Mein Volk! Wir werden unsere eigene Schule bauen! Wir werden Geld sammeln und unsere eigene Schule bauen!« Nach seiner Rede war Olanna in den zustimmenden Applaus eingefallen, hatte mit den anderen im Chor gerufen: »Wohl gesprochen! So soll es sein!«, aber sie hatte sich Sorgen gemacht, dass es schwierig sein würde, eine Schule zu bauen, und dass es überhaupt vielleicht praktischer wäre, die Leute im Norden davon zu überzeugen, Igbo-Kinder zuzulassen.

Dennoch fuhren sie heute, nur ein paar Jahre später, mit dem Taxi die Airport Road entlang und kamen an der Igbo Union Grammar School vorbei. Es war große Pause, und der Schulhof war voller Kinder; Jungen spielten in verschiedenen Teams auf demselben Spielfeld Fußball, so dass mehrere Bälle gleichzeitig in der Luft waren und Olanna sich fragte, wie die Kinder sie auseinanderhalten konnten. Die Mädchen standen in Grüppchen näher bei der Straße, spielten *oga* und *swell* und klatschten rhythmisch, wenn sie zuerst auf dem einen und dann auf dem anderen Bein hüpften. Noch bevor das Taxi vor dem Gemeindeplatz in Sabon Gari hielt, hatte Olanna Tante Ifeka entdeckt, die neben ihrem Kiosk an der Straße saß. Tante Ifeka wischte sich die Hände an ihrem verwaschenen Wickeltuch ab, umarmte Olanna, hielt sie von sich weg, um sie zu betrachten, und umarmte sie wieder. »Unsere Olanna!«

»Meine Tante! *Kedu?*«

»Jetzt wo ich dich sehe, geht es mir noch besser.«

»Ist Arize noch nicht aus ihrem Nähkurs zurück?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Sie müsste jeden Moment da sein.«

»Wie geht es ihr? *O na-agakwa?* Macht sie Fortschritte beim Nähen?«

»Das ganze Haus ist voll mit Schnittmustern, die sie angefertigt hat.«

»Und was ist mit Odinchezo und Ekene?«

»Die sind dort. Letzte Woche haben sie uns besucht und nach dir gefragt.«

»Wie behandelt Maiduguri sie? Geht es mit ihren Geschäften bergauf?«

»Zumindest haben sie nicht gesagt, dass sie verhungern«, sagte Tante Ifeka mit einem leichten Achselzucken. Olanna blickte forschend in ihr schlichtes Gesicht und wünschte sich einen kurzen, schuldbewussten Moment lang, Tante Ifeka wäre ihre Mutter. Tante Ifeka war sowieso wie eine Mutter für sie, da sie Kainene und Olanna an ihren Brüsten gestillt hatte, als bei ihrer eigenen Mutter kurz nach der Geburt die Milch versiegt war. Kainene pflegte zu sagen, die Brüste ihrer Mutter seien überhaupt nicht ausgetrocknet gewesen, sie habe die Zwillinge nur einer Amme übergeben, um ihre eigenen Brüste davor zu bewahren, schlaff zu werden.

»Komm, *ada anyi*«, sagte Tante Ifeka. »Lass uns reingehen.« Sie zog die hölzernen Rollläden des Kiosks herunter, deckte die sorgfältig angeordneten Schachteln mit Streichhölzern, Kaugummi, Süßigkeiten, Zigaretten und Waschmittel ab, nahm dann Olannas Tasche und ging ihr über den Hof voraus. Die Kleider hingen still und steif an der Wäscheleine, als hätte die heiße Nachmittagssonne sie bereits getrocknet. Alte Autoreifen, mit denen die Kinder spielten, türmten sich unter dem *kuka*-Baum. Olanna wusste, dass es mit der stillen Reglosigkeit des Hofes bald vorbei sein würde, wenn die Kinder aus der Schule kamen, die Familien die Türen offen ließen und sich die Veranda und die Küche mit Geplauder füllte. Der flache Bungalow war ungetüncht. Onkel Mbaezis Familie lebte in zwei Zimmern. In dem ersten, wo die abgewetzten Sofas am Abend beiseitegeschoben wurden, um

Telegram:@shabarsbibliothek

Platz für die Schlafmatten zu machen, packte Olanna die Geschenke aus, die sie mitgebracht hatte – Brot, Schuhe, Cremetiegel –, während Tante Ifeka ihr zusah, die Hände auf dem Rücken verschränkt. »Möge ein anderer das auch für dich tun. Möge ein anderer das auch für dich tun«, sagte Tante Ifeka.

Ein paar Momente später kam Arize, und Olanna wappnete sich insgeheim, stellte beide Beine fest auf den Boden, damit Arizes aufgeregte Umarmung sie nicht umwarf.

»Schwester! Du hättest uns vorher sagen sollen, dass du kommst! Wenigstens hätten wir den Hof besser gefegt! Ach, Schwesterherz! *Aru amaka gi!* Du siehst gut aus! Es gibt so viel zu erzählen!«

Arize lachte. Ihr unförmiger Körper und ihre rundlichen Arme wackelten, als sie lachte. Olanna drückte sie an sich. Sie hatte das Gefühl, alles war in Ordnung hier und die Dinge genau so, wie sie sein sollten, und selbst wenn sie für eine Weile ins Schleudern gerieten, würde sich am Schluss doch alles wieder zum Guten wenden. Deshalb kam sie nach Kano: wegen dieses beständigen Friedens. Als Tante Ifekas Blicke jetzt im Hof herumflitzten, wusste sie, dass sie auf der Suche nach einem passenden Huhn war. Wenn Olanna zu Besuch kam, schlachtete Tante Ifeka immer eines, selbst wenn es ihr letztes war, ein Stück von ihrem Federvieh, das im Hof herumschlenderte, auf den Flügeln ein oder zwei Kleckse rote Farbe, um es von den Nachbarshühnern zu unterscheiden, die ein Stückchen Stoff um die Flügel gebunden hatten oder mit einer anderen Farbe bemalt waren. Olanna hatte aufgehört, wegen des Huhns zu protestieren, ebenso wenig wie sie sich noch dagegen wehrte, dass Onkel Mbaezi und Tante Ifeka auf Matten schliefen, neben den vielen Verwandten, die sie immer zu beherbergen schienen, damit Olanna ihr Bett haben konnte.

Telegram:@shabarsbibliothek

Tante Ifeka trat wie zufällig auf eine braune Henne zu, packte sie schnell und reichte sie Arize, damit die sie im Hinterhof schlachtete. Während Arize das Huhn rupfte und Tante Ifeka die Spelzen aus dem Reis blies, saßen sie vor der Küche im Hof. Eine Nachbarin war gerade dabei, Maisbrei zu kochen, und jedes Mal, wenn das Wasser überkochte, zischte das Feuer unter dem Topf. Jetzt spielten Kinder im Hof, wirbelten weißen Staub auf, schrien. Unter dem *kuka*-Baum gab es Streit, und Olanna hörte, wie ein Kind dem anderen auf Igbo zurief: »Die Muschi von deiner Mutter!«

Die Sonne hatte sich kurz vor ihrem Untergang rot verfärbt, als Onkel Mbaezi nach Hause kam. Er rief Olanna zu sich, damit sie seinen Freund Abdulmalik begrüßte. Olanna war dem Mann, der zum Volk der Hausa gehörte, schon einmal begegnet; er verkaufte Lederslipper gleich neben Onkel Mbaezis Stand auf dem Markt, und sie hatte damals mehrere Paare davon gekauft, um sie nach England mitzunehmen, sie aber nie getragen, weil dort tiefster Winter war.

»Unsere Olanna hat gerade ihren Master gemacht. Einen Master an der Londoner Universität! Das ist nicht leicht!«, sagte Onkel Mbaezi stolz.

»*Kai*, gut gemacht«, sagte Abdulmalik. Er öffnete seine Tasche, zog ein Paar Slipper heraus und hielt es ihr hin, sein schmales Gesicht zu einem breiten Lächeln verzogen. Seine Zähne waren verfärbt von Kolanuss und Tabak und einer weiteren Substanz, die Olanna nicht kannte, lauter Flecken in verschiedenen Schattierungen von Gelb und Braun. Er sah so aus, als wäre er es, der ein Geschenk erhielt; sein Gesichtsausdruck war der eines Menschen, der für Bildung tiefe Bewunderung hegte und dabei von der gelassenen Gewissheit erfüllt war, dass er selbst sie nie erlangen würde.

Sie nahm die Slipper mit beiden Händen entgegen. »Danke, Abdulmalik. Danke.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Abdulmalik zeigte auf die reifen, kürbisartigen Schoten am *kuka*-Baum und sagte: »Du musst kommen zu mir nach Hause. Meine Frau kochen sehr süße *kuka*-Suppe.«

»Oh. Nächstes Mal komme ich bestimmt«, sagte Olanna.

Er murmelte weitere Glückwünsche und setzte sich dann mit Onkel Mbaezi auf die Veranda, vor ihnen stand ein Eimer mit Zuckerrohr. Sie zogen mit den Zähnen die harte grüne Schale ab und lutschten am saftigen grünen Fruchtfleisch, dabei sprachen sie Hausa und lachten. Die ausgelutschten Reste spuckten sie in den Staub. Olanna setzte sich eine Weile zu ihnen, aber ihr Hausa war zu schnell für sie, und sie hatte Schwierigkeiten zu folgen. Sie wünschte, ebenso flüssig Hausa und Yoruba zu beherrschen wie ihr Onkel, ihre Tante und die Cousine, und hätte dafür mit Freuden ihr Französisch und Latein eingetauscht.

In der Küche war Arize gerade dabei, das Huhn aufzuschneiden, und Tante Ifeka wusch den Reis. Sie zeigte ihnen die Slipper von Abdulmalik und zog sie an; durch die schmalen, gefalteten Riemen sahen ihre Füße schlanker aus, weiblicher.

»Sehr hübsch«, sagte Tante Ifeka. »Ich werde ihm danken.«

Olanna nahm auf einem Hocker Platz und versuchte, über die Eier der Kakerlaken hinwegzusehen, glatte schwarze Kapseln, die in allen Ecken des Tisches lagen. Eine Nachbarin schichtete in einer Ecke der Küche ein Holzfeuer auf, und trotz der Entlüftungsschlitze im Dach erfüllte der Rauch die Küche.

»*I makwa*, ihre ganze Familie isst tagaus, tagein Stockfisch«, sagte Arize und nickte mit geschürzten Lippen in Richtung Nachbarin. »Ich weiß nicht, ob ihre armen Kinder überhaupt wissen, wie Fleisch schmeckt.« Arize warf den Kopf in den Nacken und lachte.

Telegram:@shabarsbibliothek

Olanna betrachtete die Frau genauer. Sie war eine Ijaw und konnte Arizes Igbo nicht verstehen. »Vielleicht schmeckt ihnen Stockfisch einfach«, sagte sie.

»*O du egwu!* Von wegen schmecken! Weißt du, wie billig das Zeug ist?« Arize lachte immer noch, während sie sich der Frau zuwandte. »Ibiba, ich erzähle gerade meiner großen Schwester, dass deine Suppe immer so köstlich riecht.«

Die Frau hörte einen Moment lang auf, in das Feuerholz zu pusten, und lächelte. Es war ein wissendes Lächeln, und Olanna fragte sich, ob die Frau vielleicht doch Igbo verstand, aber beschlossen hatte, gute Miene zu Arizes Sticheleien zu machen. Da war etwas an Arizes überschäumendem Schalk, das die Leute nachsichtig stimmte.

»Und du ziehst also nach Nsukka, um Odenigbo zu heiraten, Schwester?«, fragte Arize.

»Was das Heiraten angeht, weiß ich nicht so recht. Ich möchte einfach näher bei ihm sein, und ich möchte unterrichten.«

Arizes runde Augen waren voller Bewunderung und Verwirrung. »Bloß Frauen, die zu viele Bücher kennen wie du, können so etwas sagen, Schwester. Wenn Leute wie ich, die keine Bücher kennen, so lange warten, werden sie welk.« Arize hielt inne und zog ein durchscheinend blasses Ei aus dem Inneren des Huhns. »Ich will einen Ehemann, und zwar gleich heute oder morgen, jawohl! Meine Freundinnen haben mich alle schon verlassen und sind in die Häuser ihrer Ehemänner gezogen!«

»Du bist noch jung«, sagte Olanna. »Erst mal solltest du dich auf das Nähen konzentrieren.«

»Krieg ich vom Nähen etwa ein Kind? Selbst wenn ich gleich zur Schule gegangen wäre, würde ich immer noch ein Kind wollen, und zwar jetzt.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Es besteht kein Grund zur Eile, Ari.« Olanna wünschte, sie hätte ihren Hocker näher an die Tür stellen können, um mehr frische Luft zu bekommen. Aber sie wollte Tante Ifeka, Arize oder sogar die Nachbarin nicht merken lassen, dass der Rauch ihre Augen und ihre Kehle reizte oder dass der Anblick der Kakerlakeneier ihr Übelkeit bereitete. Sie wollte den Eindruck erwecken, dass sie an all das gewöhnt war, an dieses Leben.

»Ich weiß, dass du Odenigbo heiraten wirst, Schwester, aber ich bin mir ehrlich gesagt nicht sicher, ob ich möchte, dass du einen Mann aus Aba nimmst. Männer aus Aba sind doch *so* hässlich, *kai*! Wäre Mohammed bloß ein Igbo gewesen, dann hätte ich meine Haare gegessen, wenn du ihn nicht geheiratet hättest. Einen schmuckeren Mann habe ich nie gesehen.«

»Odenigbo ist nicht hässlich. Gut aussehen kann man auf verschiedene Weise«, erwiderte Olanna.

»Das haben die Verwandten des hässlichen Affen auch zu ihm gesagt, *enwe* – dass man auf verschiedene Weise gut aussehen kann.«

»Männer aus Aba sind nicht hässlich«, sagte Tante Ifeka. »Immerhin kommen meine Leute auch von daher.«

»Und, sehen sie nicht aus wie der Affe?«, fragte Arize.

»Dein ganzer Name lautet Arizendikwunnem, stimmt's? Du stammst vom Volke deiner Mutter ab. Also siehst du vielleicht selbst aus wie ein Affe«, murmelte Tante Ifeka.

Olanna lachte. »Warum legst du dich eigentlich beim Thema Heirat so ins Zeug, Ari? Hast du jemanden gesehen, der dir gefällt? Oder soll ich dir einen von Mohammeds Brüdern bringen?«

»Nein, *biko*!« Arize wedelte in gespieltem Entsetzen mit der Hand. »Papa wäre der Allererste, der mich umbringen würde, sollte ich einen solchen Hausa-Mann auch nur anschauen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Es sei denn, dein Vater würde eine Leiche töten, denn vorher mach ich dich kalt«, sagte Tante Ifeka und erhob sich mit der Schüssel gesäubertem Reis.

»Es gibt da jemanden, Schwester.« Arize rückte näher an Olanna heran. »Aber ich weiß nicht, ob er mich wirklich anschaut.«

»Warum flüstert ihr?«, wollte Tante Ifeka wissen.

»Rede ich etwa mit dir? Spreche ich nicht gerade mit meiner großen Schwester?«, fragte Arize ihre Mutter. Doch sie erhob die Stimme, als sie fortfuhr: »Sein Name ist Nnakwanze, und er stammt aus einem Ort in der Nähe, aus Ogidi. Er ist bei der Eisenbahn. Aber er hat noch nichts zu mir gesagt. Ich weiß nicht einmal, ob er mich genau genug anschaut.«

»Wenn er dich nicht genau genug anschaut, dann ist was mit seinen Augen nicht in Ordnung«, sagte Tante Ifeka.

»Habt ihr diese Frau gesehen? Warum kann ich nicht in Ruhe mit meiner Schwester reden?«

Arize rollte mit den Augen, aber es war klar, dass sie sich freute, denn vielleicht hatte sie gerade die Gelegenheit beim Schopfe ergriffen, ihre Mutter von Nnakwanze wissen zu lassen.

In der Nacht, als Olanna auf dem Bett ihres Onkels und ihrer Tante lag, beobachtete sie Arize durch den dünnen Vorhang; er lag über einer Schnur, die mit Nägeln an der Wand befestigt war. Die Schnur war nicht festgezurrt, und der Vorhang hing in der Mitte durch. Sie folgte dem leichten Auf und Ab von Arizes Atmung und fragte sich, wie es wohl für Arize und ihre Brüder Odinchezo und Ekene gewesen war, ihre Eltern stets durch diesen Vorhang zu sehen, die Geräusche zu hören, die in den Ohren eines Kindes wie unheimliche Schmerzenslaute klingen mussten, während sich die Hüften des Vaters auf und ab bewegten und die Mutter sich mit den Armen an ihn klammerte. Ihren eigenen Eltern hatte sie nie beim Liebemachen

Telegram:@shabarsbibliothek

zugehört, und sie hatte auch nie etwas bemerkt, das darauf hindeutete, dass sie es überhaupt taten. Doch sie war auch ihr Leben lang durch Flure von ihnen getrennt gewesen, und die waren immer länger und mit immer dickeren Teppichen ausgelegt gewesen, je öfter sie umgezogen waren. Als sie in ihr jetziges Haus mit seinen zehn Zimmern übergesiedelt waren, hatten ihre Eltern sich zum ersten Mal für getrennte Schlafzimmer entschieden. »Ich brauche den ganzen Schrank, und es wird schön sein, wenn dein Vater zu Besuch kommt!«, hatte ihre Mutter gesagt. Doch in Olannas Ohren hatte das mädchenhafte Kichern ihrer Mutter nicht echt geklungen. Immer wenn sie hier in Kano war, kam ihr die Beziehung ihrer Eltern noch angestrengter, noch beschämender vor als sonst.

Das Fenster über ihr war offen; die stille Nachtluft war erfüllt von den schweren Gerüchen aus dem Rinnstein hinter dem Haus, in den die Leute ihre Toiletteneimer leerten. Bald vernahm sie das gedämpfte Geplauder der Männer von der Nachtreinigung, die den Unrat und die Abwässer einsammelten; schließlich schlief sie beim Kratzen der Schaufeln ein, während die Männer im Schutz der Dunkelheit ihre Arbeit verrichteten.

Die Bettler, die vor dem Tor des Hauses von Mohammeds Familie lagerten, bewegten sich nicht, als sie Olanna sahen. Sie blieben auf dem Boden sitzen, an die Lehmmauern des Anwesens gelehnt. Fliegen hockten in dicken Klumpen auf ihnen, so dass es einen Moment lang so aussah, als wären ihre ausgefransten weißen Kaftane mit dunkler Farbe vollgekleckst. Olanna wollte ihnen etwas Geld in ihre Bettelschalen legen, entschied sich dann aber dagegen. Wäre sie ein Mann in einem Kaftan gewesen, so hätten sie ihr zugerufen und ihre Schalen hingehalten, und die Fliegen hätten sich in großen, summenden Wolken erhoben.

Telegram:@shabarsbibliothek

Einer der Torwächter erkannte sie und öffnete die Türen. »Willkommen, Madam.«

»Danke, Sule. Wie geht es dir?«

»Sie erinnern sich an meinen Namen, Madam!« Er strahlte. »Danke, Madam. Es geht mir gut.«

»Und deiner Familie?«

»Gut, Madam, so Allah will.«

»Ist dein Herr aus Amerika zurück?«

»Ja, Madam. Bitte kommen Sie herein. Ich werde den Herrn rufen lassen.«

Mohammeds roter Sportwagen stand vor dem großen, sandigen Hof, doch was Olannas Aufmerksamkeit wirklich weckte, war das Haus, die anmutige Schlichtheit seines Flachdaches. Sie nahm auf der Veranda Platz.

»Was für eine wunderbare Überraschung!«

Sie schaute auf, und da stand Mohammed in einem weißen Kaftan und lächelte zu ihr herab. Seine Lippen hatten einen sinnlichen Schwung, Lippen, die sie einst oft geküsst hatte – damals, als sie die meisten Wochenenden in Kano verbrachte, um in seinem Haus Reis mit den Fingern zu essen, ihm beim Polospiel im Flying Club zuzuschauen und die schlechten Gedichte zu lesen, die er für sie geschrieben hatte.

»Du siehst so gut aus«, sagte sie zu ihm, als sie sich umarmten. »Ich war mir nicht sicher, ob du schon aus Amerika zurück bist.«

»Ich hatte vor, dich in Lagos zu besuchen.« Mohammed trat einen Schritt zurück, um sie zu betrachten. An der Art, wie er den Kopf schief legte und seine Augen schmal wurden, erkannte sie, dass er sich immer noch Hoffnungen machte.

»Ich ziehe nach Nsukka«, sagte sie.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Dann wirst du also endgültig eine Intellektuelle und heiratest deinen Dozenten.«

»Von Heirat hat niemand etwas gesagt. Und wie geht es Janet? Oder heißt sie Jane? Ich komme mit deinen Amerikanerinnen immer durcheinander.«

Mohammed zog eine Augenbraue hoch. Ohne es zu wollen, bewunderte sie den Karamellton seiner Haut. Früher hatte sie ihn immer damit aufgezogen, dass er hübscher sei als sie.

»Was hast du denn mit deinen Haaren gemacht?«, fragte er. »Das steht dir überhaupt nicht. Möchte Odenigbo etwa, dass du so aussiehst? Wie eine Buschfrau?«

Olanna berührte ihr Haar, das erst kürzlich mit schwarzem Faden zu Zöpfchen geflochten worden war. »Das hat meine Tante gemacht. Mir gefällt es.«

»Mir nicht. Mir gefallen deine Perücken besser.« Mohammed kam näher und umarmte sie noch einmal. Als sie spürte, wie sich seine Arme um sie schlossen, stieß sie ihn von sich weg.

»Du willst nicht, dass ich dich küsse.«

»Nein«, sagte sie, obwohl es gar keine Frage gewesen war. »Du erzählst mir nichts über Janet-Jane.«

»Jane. Das bedeutet also, dass ich dich nicht mehr sehe, wenn du nach Nsukka ziehst.«

»Natürlich werden wir uns sehen.«

»Ich weiß, dass dein Dozent verrückt ist, also komme ich bestimmt nicht nach Nsukka.« Mohammed lachte. Aus seinem großen, schlanken Körper und seinen schmalen Fingern sprachen Zerbrechlichkeit und Sanftmut. »Möchtest du was Kaltes zu trinken? Oder ein Glas Wein?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ihr habt Alkohol in diesem Haus? Das muss dein Onkel erfahren«, neckte ihn Olanna.

Mohammed läutete eine Glocke und bat einen Diener, Getränke zu bringen. Dann saß er da und rieb nachdenklich Daumen und Zeigefinger aneinander. »Manchmal habe ich das Gefühl, mein Leben läuft ins Leere. Ich bin auf Reisen, fahre importierte Autos, und die Frauen laufen mir hinterher. Aber irgendwas fehlt, irgendetwas stimmt nicht. Verstehst du, was ich meine?«

Sie sah ihn argwöhnisch an; sie wusste, worauf er hinauswollte. Dennoch war sie gerührt und geschmeichelt, als er sagte: »Ich wünschte, die Dinge wären geblieben, wie sie waren.«

»Du wirst schon noch eine gute Frau finden«, sagte sie etwas lahm.

»Blödsinn«, erwiderte er, und während sie beieinandersaßen und Cola tranken, dachte sie an den ungläubigen Schmerz, der sich auf seinem Gesicht abgezeichnet hatte, als sie ihm damals gesagt hatte, sie müsse auf der Stelle mit ihm Schluss machen, weil sie ihm nicht untreu werden wolle. Damals hatte sie erwartet, er würde aufbegehren, denn sie wusste durchaus, wie sehr er sie liebte, doch als er dann sagte, sie solle sich keinen Zwang antun und mit Odenigbo schlafen, solange sie ihn nur nicht verlasse, war sie dennoch schockiert – ausgerechnet Mohammed, der oft halb scherzhaft erzählte, er stamme von einer langen Ahnenreihe von Glaubenskriegern ab, der Verkörperung frommer Männlichkeit. Vielleicht war das auch der Grund, warum sich in ihre Zuneigung zu ihm fortan immer Dankbarkeit mischte, egoistische Dankbarkeit; er wäre durchaus in der Lage gewesen, ihr die Trennung schwerer zu machen, indem er deutlich mehr Schuldgefühle in ihr verursacht hätte.

Sie stellte ihr Glas ab. »Komm, lass uns ein bisschen herumfahren. Ich hasse es, wenn ich nach Kano komme und nur diese hässlichen Bauten aus

Telegram:@shabarsbibliothek

Zement und Zink von Sabon Gari zu Gesicht bekomme. Ich möchte endlich mal wieder die Lehmstatuen sehen und auf den hübschen Stadtmauern spazieren gehen.«

»Manchmal bist du wie die Weißen. Die glotzen auch am liebsten alltägliche Dinge an.«

»Wirklich?«

»Das war ein Witz. Wie sollst du jemals lernen, nicht alles so ernst zu nehmen, wenn du mit diesem verrückten Dozenten zusammenlebst?« Mohammed stand auf. »Komm, zuerst machen wir noch einen Abstecher zu meiner Mutter, damit du ihr guten Tag sagen kannst.«

Während sie den Hof, an dem die Gemächer seiner Mutter lagen, durch ein kleines Tor betraten, dachte Olanna daran zurück, mit welcher Beklommenheit sie früher immer hierhergekommen war. Der Empfangsbereich war wie gehabt – die goldfarbenen Wände, die dicken persischen Teppiche und die eingemeißelten Muster an den freiliegenden Decken. Auch Mohammeds Mutter schien sich nicht verändert zu haben, mit ihrem Ring in der Nase und den Seidenschals, die sie sich um den Kopf schlang. Sie war immer so perfekt zurechtgemacht, dass Olanna sich manchmal fragte, ob es ihr nicht lästig war, sich jeden Tag herauszuputzen, nur um dann zu Hause herumzusitzen. Doch die ältere Frau trug nicht wie früher eine reservierte Miene zur Schau und sprach auch nicht mehr so steif, den Blick auf einen Punkt gerichtet, der irgendwo zwischen Olannas Gesicht und der handgeschnitzten Wandverkleidung lag. Stattdessen stand sie auf und umarmte Olanna.

»Du siehst so hübsch aus, meine Liebe. Lass dir bloß nicht diese Haut von der Sonne verderben.«

»*Na gode*. Danke, Hajia«, sagte Olanna und fragte sich, wie manche Leute es schafften, ihre Zuneigung zu jemandem nach Belieben an- und

Telegram:@shabarsbibliothek

abzuschalten und Gefühle einfach zuzulassen oder zu unterdrücken.

»Ich bin für sie nicht mehr die Igbo-Frau, die du heiraten wolltest und die deine Abstammung mit dem Blut von Ungläubigen beschmutzt hätte«, sagte Olanna, als sie in Mohammeds roten Porsche stiegen. »Also bin ich jetzt zur Freundin geworden.«

»Ich hätte dich trotzdem geheiratet, und das wusste sie. Ihre Vorlieben spielten keine Rolle.«

»Zuerst vielleicht nicht, aber später? Ich meine, wenn wir erst einmal zehn Jahre verheiratet gewesen wären?«

»Deine Eltern dachten genauso wie sie.« Mohammed schaute sie an. »Warum reden wir eigentlich jetzt darüber?« In seinen Augen lag eine unaussprechliche Traurigkeit. Aber vielleicht war das auch nur Einbildung. Möglicherweise wollte sie ja, dass er traurig aussah, weil sie nie heiraten würden. Eine Heirat kam für sie nicht mehr in Frage, und doch genoss sie es, sich mit dem Gedanken an Dinge zu beschäftigen, die sie nicht taten und niemals tun würden.

»Tut mir leid«, sagte sie.

»Es gibt nichts, wofür du dich entschuldigen musst.« Mohammed nahm ihre Hand. Das Auto machte ein knirschendes Geräusch, als sie durch die Tore fuhren. »Im Auspuff ist zu viel Staub. Diese Automobile sind einfach nicht für hierzulande gemacht.«

»Du solltest dir einen robusten Peugeot kaufen.«

»Ja, das sollte ich wirklich.«

Olanna schaute zu den Bettlern hinüber, die zusammengesunken an den Wänden des Palastes hockten, ihre Körper und die Bettelschalen mit Fliegen bedeckt. Die Luft roch nach den würzig-säuerlichen Blättern des *neem*-Baumes.

»Ich bin nicht wie die Weißen«, sagte sie leise.

Telegram:@shabarsbibliothek

Mohammed schaute sie an. »Natürlich bist du das nicht. Du bist Nationalistin und Patriotin und wirst bald deinen Dozenten, den Freiheitskämpfer, heiraten.«

Olanna fragte sich, ob hinter Mohammeds leichtem Ton ernsthafter Spott steckte. Ihre Hand lag immer noch in der seinen, und ihr kam der Gedanke, ob es wohl schwer für ihn war, den Wagen mit einer Hand zu lenken.

An einem windigen Samstag zog Olanna nach Nsukka, und am darauf folgenden Tag brach Odenigbo zu einer Mathematikkonferenz an der Universität von Ibadan auf. Er wäre nicht gefahren, hätte die Konferenz nicht das Werk seines großen Förderers, des afroamerikanischen Mathematikers David Blackwell, zum Schwerpunkt gehabt.

»Er ist der größte lebende Mathematiker, der allergrößte«, sagte er. »Warum kommst du nicht mit, *nkem*? Es ist nur für eine Woche.«

Olanna lehnte ab; sie wollte die Gelegenheit beim Schopfe ergreifen und sich einleben, solange er nicht da war, wollte in seiner Abwesenheit Frieden mit ihren Ängsten schließen. Als er weg war, warf sie als Allererstes die roten und weißen Plastikblumen weg, die auf dem Mitteltisch standen.

Ugwu sah entsetzt aus. »Aber, Mah, die sind noch gut.«

Sie führte ihn nach draußen zu den afrikanischen Lilien und den rosa Rosen, die Jomo gerade gegossen hatte, und bat Ugwu, ein paar davon abzuschneiden. Dann zeigte sie ihm, wie viel Wasser er in die Vase füllen sollte. Ugwu schaute die Blumen an und schüttelte den Kopf, als könnte er nicht glauben, wie töricht sie war. »Aber die sterben, Mah. Die anderen nicht.«

»Ja, aber die hier sind besser, *fa makali*«, sagte Olanna.

»Wie besser, Mah?« Er antwortete stets auf Englisch, wenn sie ihn auf Igbo anredete, als betrachtete er die Tatsache, dass sie Igbo mit ihm sprach,

Telegram:@shabarsbibliothek

als Affront, gegen den er sich verteidigen musste, indem er konsequent auf Englisch antwortete.

»Sie sind einfach schöner«, sagte sie und merkte, dass sie eigentlich gar nicht erklären konnte, warum frische Blumen besser waren als künstliche. Als sie die Plastikblumen später in einem Küchenschrank entdeckte, überraschte sie das nicht. Ugwu hatte sie aufgehoben, ebenso wie er alte Zuckerschachteln, Flaschenkorken und sogar die Schalen von Yamswurzeln aufhob. Das kam daher, dass er in seinem Leben nie viel besessen hatte, das wusste sie; es fiel ihm einfach schwer, etwas wegzuwerfen, selbst Dinge, die nutzlos waren. Als sie mit ihm in der Küche saß, sprach sie deshalb über die Notwendigkeit, nur Dinge zu behalten, die nützlich waren, und hoffte, er würde sie nicht fragen, was denn an frischen Blumen nützlich sei. Sie bat ihn, in der Speisekammer sauberzumachen und die Regale mit alten Zeitungen auszulegen, und während er bei der Arbeit war, fragte sie ihn nach seiner Familie. Es war schwer, sich diese Leute vorzustellen, denn aufgrund seines eingeschränkten Wortschatzes beschrieb er jeden als »sehr gut«. Sie ging mit ihm auf den Markt, und nachdem sie einige Dinge für den Haushalt besorgt hatten, kaufte sie ihm einen Kamm und ein Hemd. Sie brachte ihm bei, wie man Reis mit grüner Paprika und gewürfelten Karotten briet, bat ihn, die Bohnen nicht so lange zu kochen, bis sie zu Brei wurden, nicht alles in Öl zu baden und nicht zu sparsam mit dem Salz zu sein. Obwohl sie schon bei der ersten Begegnung seinen Körpergeruch bemerkt hatte, ließ sie ein paar Tage verstreichen, bevor sie ihm etwas duftenden Puder für seine Achselhöhlen gab und ihn bat, zwei Verschlusskappen Dettol in sein Badewasser zu schütten. Er sah zufrieden aus, als er an dem Puder schnupperte, und sie fragte sich, ob er merkte, dass es sich um eine weibliche Duftnote handelte. Sie fragte sich auch, was er eigentlich über sie dachte. Seine Zuneigung war deutlich zu spüren, aber da war auch ein

Telegram:@shabarsbibliothek

Ausdruck stiller Erwartung in seinem Gesicht, als erhoffte er sich etwas von ihr. Und sie befürchtete, diese Erwartung nicht erfüllen zu können.

An dem Tag, als sie die Fotos an der Wand umhängte, begann er endlich, Igbo mit ihr zu sprechen. Ein Gecko war hinter dem holzgerahmten Foto von Odenigbo bei der Abschlusszeremonie an der Universität hervorgekrochen, und Ugwu schrie: »*Egbukwala!* Nicht töten!«

»Was?« Sie drehte sich auf dem Stuhl um, auf dem sie stand, und schaute ihn an.

»Wenn Sie ihn umbringen, bekommen Sie Bauchweh«, sagte er. Sie fand es lustig, wie er sprach, mit diesem Opi-Dialekt und seiner Art, die Worte regelrecht auszuspucken.

»Natürlich bringen wir den nicht um. Lass uns das Foto an die Wand dort hängen.«

»Ja, Mah«, sagte er, und dann erzählte er auf Igbo, wie seine Schwester Anulika einmal von schrecklichen Bauchschmerzen heimgesucht worden war, nachdem sie einen Gecko getötet hatte.

Als Odenigbo zurückkehrte, fühlte sich Olanna bereits viel weniger wie eine Besucherin; er zog sie leidenschaftlich zu sich her, küsste sie, drückte sie an sich.

»Du solltest zuerst etwas essen«, sagte sie.

»Ich weiß genau, was ich essen möchte.«

Sie lachte. Es war lächerlich, wie glücklich sie sich fühlte.

»Was ist denn hier passiert?«, fragte Odenigbo und schaute sich im Zimmer um. »All die Bücher auf dem Regal da?«

»Deine älteren Bücher sind im zweiten Schlafzimmer. Ich brauche Platz für *meine* Bücher.«

»*Ezi okwu?* Du bist richtig eingezogen, was?« Odenigbo lachte.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Jetzt geh und nimm ein Bad«, sagte sie.

»Und was soll der blumige Duft an meinem guten Houseboy?«

»Ich habe ihm etwas parfümierten Talkumpuder gegeben. Ist dir sein Körpergeruch nicht aufgefallen?«

»So riechen die Leute aus dem Dorf. Ich habe auch so gerochen, bevor ich Aba verließ, um die Oberschule zu besuchen. Aber von solchen Dingen weißt du nichts.« Sein Ton klang sanft und neckisch, aber seine Hände waren nicht sanft. Sie knöpften ihre Bluse auf, holten eine ihrer Brüste aus dem BH. Sie war sich nicht sicher, wie viel Zeit verstrichen war, aber als Ugwu irgendwann klopfte und sagte, es sei Besuch für sie da, lagen sie fest umschlungen auf dem Bett.

»Können die nicht wieder weggehen?«, murmelte sie.

»Komm, *nkem*«, sagte Odenigbo. »Ich kann es kaum erwarten, dass sie dich kennenlernen.«

»Lass uns einfach noch ein bisschen hier bleiben.« Sie fuhr mit der Hand über das gekräuselte Haar auf seiner Brust, aber er küsste sie und stand auf, um nach seiner Unterwäsche zu suchen.

Olanna kleidete sich zögernd an und ging ins Wohnzimmer.

»Meine Freunde, meine Freunde«, verkündete Odenigbo mit einer übertrieben ausladenden Geste. »Da ist sie nun endlich, Olanna.«

Die Frau, die an der Musiktruhe herumkurbelte, drehte sich um und ergriff Olannas Hand. »Wie geht’s?«, fragte sie. Um den Kopf trug sie einen leuchtend orangeroten Turban.

»Danke, sehr gut«, sagte Olanna. »Sie müssen Lara Adebayo sein.«

»Ja«, sagte Miss Adebayo. »Er hat uns gar nicht gesagt, dass Sie geradezu unlogisch hübsch sind.«

Einen Moment lang verwirrt, machte Olanna einen Schritt zurück. »Ich betrachte das als Kompliment.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Und was für einen anständigen englischen Akzent Sie haben«, murmelte Miss Adebayo mit einem mitleidigen Lächeln, bevor sie sich wieder der Musiktruhe zuwandte. Sie hatte einen kompakten Körper und einen geraden Rücken, der in ihrem steifen, orangerot bedruckten Kleid noch gerader wirkte; es war der Körper einer Fragestellerin, der man selbst keine Fragen zu stellen wagte.

»Ich bin Okeoma«, sagte der Mann mit dem wuscheligen Schopf ungekämmter Haare. »Ich dachte, Odenigbos Freundin sei ein menschliches Wesen. Er hat uns nicht gesagt, dass Sie eine Meerjungfrau sind.«

Olanna lachte, dankbar für die Herzlichkeit in Okeomas Gesichtsausdruck und die Art, wie er ihre Hand einen Moment zu lang drückte. Doktor Patel sah schüchtern aus, als er sagte: »Sehr nett, Sie endlich kennenzulernen«, und Professor Ezeka schüttelte ihr die Hand und nickte dann etwas geringschätzig, als sie sagte, ihren Abschluss habe sie in Soziologie gemacht, nicht in einer richtigen Wissenschaft.

Nachdem Ugwu Getränke serviert hatte, sah Olanna, wie Odenigbo das Glas an seine Lippen hob, aber alles, woran sie denken konnte, war, dass sich diese Lippen noch wenige Minuten zuvor um ihre Brustwarze geschlossen hatten. Heimlich bewegte sie sich so, dass sie mit der Innenseite ihres Armes über ihre Brust strich, und schloss die Augen, als ein köstlicher Schmerz sie wie mit Nadeln durchfuhr. Manchmal biss Odenigbo zu hart zu. Sie wünschte, die Gäste würden wieder gehen.

»Hat nicht der große Denker Hegel Afrika ein Land der Kindheit genannt?«, fragte Professor Ezeka in gekünsteltem Ton.

»Vielleicht haben dann ja die Leute, die in den Kinos in Mombasa Schilder mit der Aufschrift ›Keine Kinder und Afrikaner‹ aufgehängt haben, Hegel gelesen«, sagte Doktor Patel und kicherte.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Hegel kann man doch nicht ernst nehmen. Habt ihr ihn genau gelesen? Er ist lustig, sehr lustig, aber Hume und Voltaire und Montesquieu und Locke haben über Afrika dasselbe gedacht«, sagte Odenigbo. »Größe hängt immer vom Betrachtungswinkel ab. Kürzlich wurden die Israelis gefragt, was sie vom Eichmann-Prozess halten, und einer sagte, er verstehe nicht, wie irgendjemand die Nazis für bedeutend halten konnte. Aber sie waren es doch, oder etwa nicht? Sie sind es immer noch!« Odenigbo gestikulierte, die Handfläche zeigte nach oben, und Olanna dachte daran, wie diese Hand ihre Taille gepackt hatte.

»Was die Leute einfach nicht begreifen, ist: Hätte Europa sich mehr um Afrika gekümmert, wäre der Holocaust an den Juden nie passiert«, sagte Odenigbo. »Letztlich hätte es gar keinen Krieg gegeben!«

»Wie meinst du das?«, fragte Miss Adebayo. Sie führte ihr Glas an die Lippen.

»Wie kannst du noch fragen, was ich meine? Das liegt doch auf der Hand. Alles fing mit den Herero an.« Odenigbo rutschte auf seinem Stuhl herum, seine Stimme war laut geworden, und Olanna fragte sich, ob er noch wusste, wie laut sie vorher gewesen waren, und wie er hinterher lachend gesagt hatte: »Wenn wir nachts so weitermachen, wecken wir wahrscheinlich Ugwu auf, den armen Kerl.«

»Da haben wir’s wieder, Odenigbo!«, sagte Miss Adebayo. »Du sagst, wenn die Weißen die Herero nicht umgebracht hätten, dann hätte der Holocaust nicht stattgefunden? Ich sehe überhaupt keinen Zusammenhang!«

»Begreifst du denn nicht?«, fragte Odenigbo. »Sie haben ihre Rassenforschung bei den Herero angefangen und bei den Juden abgeschlossen. Natürlich besteht da ein Zusammenhang!«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Deine Argumentation ist alles andere als wasserdicht, du Sophist«, sagte Miss Adebayo und stürzte den Inhalt ihres Glases mit geringschätziger Miene herunter.

»Aber der Krieg war etwas Schlechtes, das auch etwas Gutes hatte«, warf Okeoma ein. »Der Bruder meines Vaters hat damals in Birma gekämpft, und als er zurückkam, hatte er nur eine brennende Frage – wieso hatte ihm niemand gesagt, dass die Weißen nicht unsterblich sind?«

Alle lachten. Da war etwas Gewohnheitsmäßiges an ihrem Lachen, als hätten sie Varianten dieses Gespräches schon so oft geführt, dass sie genau wussten, wann gelacht wurde. Auch Olanna lachte und hatte einen Moment lang das Gefühl, ihr Lachen sei anders, schriller als das der anderen.

In den folgenden Wochen, in denen sie Studienanfängern einen Einführungskurs in Soziologie gab, Mitglied des Mitarbeiterclubs wurde, mit anderen Dozenten Tennis spielte, Ugwu zum Markt fuhr, mit Odenigbo spazieren ging und der St.-Vincent-de-Paul-Gesellschaft von St. Peter beitrat, begann sie sich langsam an Odenigbos Freunde zu gewöhnen. Odenigbo zog sie damit auf, dass mehr Leute zu Besuch kämen, seit sie da war, und dass sowohl Okeoma als auch Patel dabei seien, sich in sie zu verlieben. Okeoma sei auffallend erpicht darauf, Gedichte über Göttinnen vorzulesen, die ihr verdächtig ähnlich seien, und Doktor Patel erzähle zu viele Geschichten aus seiner Zeit in Makerere, in denen er den vollendet galanten Intellektuellen zum Besten gebe.

Olanna mochte Doktor Patel, aber es waren Okeomas Besuche, auf die sie sich am meisten freute. Sein unordentliches Haar, seine zerknitterte Kleidung und seine dramatischen Gedichte waren der Grund, warum sie sich wohlfühlte mit ihm. Und sie merkte schon früh, dass es Okeomas Ansichten waren, auf die Odenigbo die größten Stücke hielt, und wie oft

Telegram:@shabarsbibliothek

Odenigbo sagte: »Das Sprachrohr unserer Generation!«, als glaubte er das wirklich. Was sie von Professor Ezekas unverhohlener Hochnäsigkeit halten sollte, von seiner Überzeugung, alles besser zu wissen als die anderen und trotzdem lieber zu schweigen, wusste sie nicht. Auch bei Miss Adebayo war sie sich nicht sicher. Es wäre leichter gewesen, hätte sich Miss Adebayo eifersüchtig gezeigt, aber wie es schien, hielt sie Olanna mit ihrer »unintellektuellen« Art, ihrem allzu hübschen Gesicht und ihrem armseligen Wir-reden-wie-unsere-englischen-Unterdrücker-Akzent für eine unwürdige Konkurrentin. Sie merkte, dass sie mehr sprach, wenn Miss Adebayo da war, und wie sie verzweifelt mit ihren Meinungen Eindruck zu schinden versuchte – dass Nkrumah tatsächlich die Vorherrschaft über ganz Afrika anstrebe, dass es arrogant von den Amerikanern sei, darauf zu bestehen, die Sowjets sollten ihre Raketen aus Kuba abziehen, während ihre eigenen in der Türkei blieben, und dass Sharpeville nur ein dramatisches Beispiel für die vielen hundert Schwarzen sei, die der südafrikanische Staat tagtäglich umbrachte –, doch all ihren Äußerungen schien etwas Unoriginelles anzuhaften. Und sie vermutete, dass Miss Adebayo das genauso sah; jedenfalls nahm sie oft, sobald Olanna das Wort ergriff, eine Zeitschrift zur Hand, goss sich noch etwas zu trinken ein oder stand auf, um zur Toilette zu gehen. Schließlich gab Olanna auf. Sie würde Miss Adebayo nie mögen, und Miss Adebayo würde sie umgekehrt nicht einmal im Traum sympathisch finden. Vielleicht sah Miss Adebayo ihr an, dass sie vor vielen Dingen Angst hatte, dass sie unsicher war und nicht zu den Leuten gehörte, die keine Geduld für Selbstzweifel aufbrachten. Leute wie Odenigbo. Leute wie Miss Adebayo selbst, die einer Frau in die Augen schauen und ihr in aller Seelenruhe sagen konnten, dass sie auf unlogische Weise hübsch sei, die überhaupt auf einen solchen Ausdruck kamen, »unlogisch hübsch«.

Telegram:@shabarsbibliothek

Und doch dachte Olanna, wenn sie mit Odenigbo im Bett lag, ihre Beine verschlungen, dass sich ihr Leben in Nsukka anfühlte, als steckte sie mitten in einem weichen Federkissen, selbst an den Tagen, an denen Odenigbo sich stundenlang in seinem Arbeitszimmer einschloss. Jedes Mal, wenn er den Vorschlag machte zu heiraten, lehnte sie ab. Sie waren zu glücklich, aber das Glück war zerbrechlich, und sie wollte diese Beziehung hüten wie ihren Augapfel; die Ehe, befürchtete sie, würde ihre Verbindung gewöhnlich werden lassen.

Telegram:@shabarsbibliothek

3

Richard sagte wenig auf den Partys, zu denen ihn Susan mitnahm. Wenn sie ihn vorstellte, fügte sie immer hinzu, er sei Schriftsteller, und er hoffte, die Gäste würden ihm von selbst die Zurückgezogenheit eines Schriftstellers zugestehen, obwohl er stets fürchtete, sie durchschauten ihn und wüssten, dass er vor allem eines war: fehl am Platz. Doch sie waren freundlich zu ihm; das würden sie zu jedem sein, der Susans Freund war, solange Susan sie mit ihrer geistreichen Art, ihrem Lachen und ihren grünen Augen, die in einem vom Weingenuss geröteten Gesicht funkelten, bei Laune hielt.

Richard hatte nichts dagegen, abseitszustehen und zu warten, bis sie zu gehen bereit war, es machte ihm nichts aus, dass keiner ihrer Freunde den Versuch unternahm, ihn ins Gespräch zu ziehen, und er begehrte nicht einmal auf, als eine betrunkene Frau mit teigigem Gesicht ihn einmal als Susans »hübschen Knaben« betitelte. Was ihn störte, waren die reinen Ausländerpartys, auf denen Susan ihn drängte, doch »zu den Männern zu gehen«, während sie sich dem Kreis von Frauen anschloss, die Erfahrungen mit dem Leben in Nigeria austauschten. Bei den Männern fühlte er sich unwohl. Die meisten von ihnen waren Engländer, ehemalige Verwaltungsangestellte der Kolonialmacht oder Geschäftsleute von John Holt, Kingsway, GB Ollivant, Shell-BP oder der United Africa Company. Ihre Haut war von der Sonne und vom Alkohol gerötet. Sie kicherten darüber, wie ethnisch geprägt die nigerianische Politik war, und dass diese Leute vielleicht doch noch nicht bereit seien, sich selbst zu regieren. Man sprach über Kricket, über die Plantagen, die man besaß oder zu besitzen

Telegram:@shabarsbibliothek

plante, über das perfekte Wetter in Jos, über geschäftliche Möglichkeiten in Kaduna. Wenn Richard sein Interesse an Igbo-Ukwu-Kunst erwähnte, sagten sie, noch gebe es keinen Markt dafür, weshalb er sich gar nicht erst die Mühe machte zu erklären, dass es ihm überhaupt nicht ums Geschäft ging, sondern sein Interesse rein ästhetischer Natur war. Wenn er dann sagte, er sei gerade erst in Lagos angekommen und wolle ein Buch über Nigeria schreiben, schenkten sie ihm ein kurzes Lächeln und gute Ratschläge: Die Leute hier seien alle arme Teufel, er solle sich vor ihren körperlichen Ausdünstungen ebenso hüten wie vor ihrer Art, auf der Straße stehen zu bleiben und einen anzustarren, er solle niemals eine Geschichte glauben, in der von großem Pech im Leben die Rede sei, und dem Personal gegenüber keinesfalls Schwäche zeigen. Zu allen afrikanischen Eigenarten gab es Geschichten, die sie illustrierten. Besonders blieb ihm die vom hochnäsigen Afrikaner im Gedächtnis: Ein Afrikaner führt einen Hund spazieren, und ein Engländer fragt: »Wo willst du denn mit dem Affen hin?«, und der Afrikaner antwortet: »Das ist kein Affe, das ist ein Hund!« – als hätte der Engländer mit *ihm* geredet!

Richard lachte über die Witze. Er gab sich auch Mühe, sich bei den Gesprächen nicht treiben zu lassen und nicht zu zeigen, wie unbeholfen er sich fühlte. Lieber sprach er sowieso mit den Frauen, obwohl er gelernt hatte, nicht allzu lange bei einer bestimmten Frau zu verweilen, weil Susan sonst unter Umständen wieder ein Glas an die Wand schleuderte, wenn sie nach Hause kamen. Als das zum ersten Mal passiert war, hatte es ihn verblüfft. Er hatte kurz mit Clovis Bancroft über die Zeit gesprochen, als ihr Bruder vor Jahren Distriktsbevollmächtigter in Enugu gewesen war, und Susan war während der Heimfahrt in ihrem vom Chauffeur gelenkten Wagen sehr still gewesen. Vielleicht, hatte er gedacht, war sie eingenickt; deshalb machte sie auch nicht wie sonst Bemerkungen über das grauenvolle

Telegram:@shabarsbibliothek

Kleid von jemandem oder über die unsäglichen Horsd’œuvres, die serviert worden waren. Doch als sie zu Hause angekommen waren, hatte sie ein Glas aus dem Schrank genommen und es an die Wand gepfeffert. »Diese schreckliche kleine Person, Richard, und das direkt unter meinen Augen! Es ist so grauenvoll!« Sie hatte sich auf das Sofa gesetzt und die Hände vors Gesicht geschlagen, bis er sich entschuldigt hatte, obwohl ihm eigentlich gar nicht klar gewesen war, wofür.

Einige Wochen später knallte wieder ein Glas gegen die Wand. Er sprach mit Julia March, hauptsächlich über ihre Forschungen zu den Asantehene in Ghana, und stand völlig versunken da und hörte ihr zu, als Susan herüberkam und ihn am Arm nahm. Später, nach dem spröden Klirren von zersplitterndem Glas, sagte Susan, sie wisse, dass er nicht flirten wolle, aber er müsse begreifen, wie anmaßend die Leute seien, und das Gerede überall sei schlimm, einfach nur schlimm. Wieder hatte er sich entschuldigt und sich gefragt, was wohl die Bediensteten dachten, wenn sie die Scherben wegräumten.

Dann kam jenes Abendessen, bei dem er mit einer Universitätsdozentin über die Kunst der Nok sprach, einer schüchternen Yoruba-Frau, die sich ebenso fehl am Platz zu fühlen schien wie er. Er rechnete bereits mit Susans Reaktion und war darauf eingestellt, sich zu entschuldigen, noch bevor sie das Wohnzimmer betrat, um ein Glas zu retten. Doch auf dem Heimweg war Susan in Plauderstimmung, sie fragte ihn, ob seine Unterhaltung mit der Frau interessant gewesen sei, und sagte, sie hoffe, er habe etwas erfahren, das er in seinem Buch verwenden könne. Im dämmrigen Inneren des Wagens starrte er sie von der Seite an. Das hätte sie nicht gesagt, wenn er mit einer der Britinnen gesprochen hätte, obwohl einige von ihnen sogar an der nigerianischen Verfassung mitgewirkt hatten. Schwarze Frauen, das

Telegram:@shabarsbibliothek

wurde ihm jetzt erst bewusst, empfand sie einfach nicht als bedrohlich, weil sie keine gleichwertigen Rivalinnen waren.

Tante Elizabeth hatte gesagt, Susan sei lebhaft und charmant, wenngleich ein wenig älter als er, und sie sei schon eine ganze Weile in Nigeria und könne ihn herumführen. Richard wollte nicht, dass ihn jemand herumführte; früher war er auf seinen Auslandsreisen auch gut zurechtgekommen. Doch Tante Elizabeth bestand darauf. *Afrika* sei etwas ganz anderes als Argentinien oder Indien. Sie sagte »Afrika« in dem Ton von jemandem, der einen Schauder unterdrückt, oder vielleicht lag es daran, dass sie überhaupt nicht wollte, dass er wegfuhr, sondern es lieber gesehen hätte, wenn er in London geblieben wäre und weiter für die *News Chronicle* geschrieben hätte. Er glaubte immer noch nicht, dass irgendjemand seine kleine Kolumne las, obwohl Tante Elizabeth behauptete, alle ihre Freundinnen täten es. Sie jedenfalls las sie; schließlich schob er bei dem Job eine ruhige Kugel und hätte ihn wohl nicht angeboten bekommen, wäre der Redakteur kein alter Freund von ihr gewesen.

Richard versuchte gar nicht erst, Tante Elizabeth zu erklären, warum er nach Nigeria fahren wollte, aber Susans Angebot, ihn herumzuführen, nahm er schließlich an. Das Erste, was ihm bei seiner Ankunft in Lagos an Susan auffiel, war ihre sprühende Lebhaftigkeit, ihr schickes, hübsches Aussehen, die Art, wie sie sich ganz und gar auf ihn konzentrierte und seinen Arm berührte, wenn sie lachte. Sie sprach sehr verständig über Nigeria und die Nigerianer. Als sie an den lärmenden Märkten vorbeifuhren, wo Musik aus den Läden plärrte, an den wackligen Ständen der Straßenverkäufer, den Rinnsteinen, in denen dickflüssiges, schmutziges Wasser floss, sagte sie: »Die Leute hier haben eine wunderbare Energie, aber nur wenig Sinn für Hygiene, fürchte ich.« Sie erzählte ihm, die Hausa im Norden seien ein würdevoller Menschenschlag, während die Igbo mürrisch und geldgierig

Telegram:@shabarsbibliothek

seien und die Yoruba ein munteres Völkchen, aber auch die größten Speichellecker, die man sich denken könne. An Samstagabenden, wenn sie auf die buntgekleideten Menschentrauben zeigte, die vor den hellerleuchteten Vordächern auf der Straße tanzten, sagte sie: »Da haben wir's wieder, die Yoruba machen riesige Schulden, um solche Partys zu schmeißen.«

Sie half ihm dabei, eine kleine Wohnung zu finden, sich ein noch kleineres Auto zu kaufen, einen Führerschein zu bekommen, und führte ihn durch die Museen in Lagos und Ibadan. »Du musst all meine Freunde kennenlernen«, sagte sie, und als sie ihn beim ersten Mal als Schriftsteller vorstellte, hätte er sie am liebsten korrigiert. Journalist, nicht Schriftsteller. Doch er *war* ja auch Schriftsteller, zumindest war er sich sicher, dass er einer werden wollte, ein Künstler, jemand, der etwas schuf. Das mit dem Journalismus war nur vorübergehend, etwas, das er machen würde, bis er endlich seinen brillanten Roman schreiben würde.

Er ließ es also zu, dass Susan ihn als Schriftsteller ankündigte. Immerhin schienen ihre Freunde ihn dann eher zu akzeptieren. Professor Nicholas Green schlug sogar vor, er solle sich für ein Forschungsstipendium für Ausländer in Nsukka bewerben, um dort in universitärer Umgebung schreiben zu können. Richard folgte seinem Rat, nicht nur wegen der Aussicht, an einer Universität schreiben zu können, sondern auch, weil er dann im Osten des Landes sein würde, dem Land der Igbo-Ukwu-Kultur, dem Land der berühmten umflochtenen Töpfe. Immerhin war er ihretwegen nach Nigeria gekommen.

Er war bereits einige Monate in Nigeria, als Susan ihn fragte, ob er bei ihr einziehen wolle, da ihr Haus in Ikoyi geräumig sei und einen hübschen Garten habe und weil sie denke, er könne wesentlich besser dort arbeiten als in der Mietwohnung mit den rauen Zementfußböden und diesem Vermieter,

Telegram:@shabarsbibliothek

der sich darüber beschwerte, dass Richard zu lange das Licht anließ. Eigentlich war Richard nicht begeistert. Lange wollte er in Lagos sowieso nicht mehr bleiben, sondern im Land herumreisen, während er auf eine Nachricht aus Nsukka wartete. Doch Susan hatte bereits ihr helles Arbeitszimmer für ihn renoviert, und so zog er ein. Tag um Tag saß er in ihrem Ledersessel und brütete über Büchern und dem wenigen Forschungsmaterial, schaute aus dem Fenster auf die Gärtner hinab, die den Rasen gossen, und hämmerte auf der Schreibmaschine herum, obwohl ihm durchaus bewusst war, dass er nur tippte und nicht schrieb. Susan bemühte sich, ihm die Stille zu gewähren, die er brauchte, und schaute nur ab und zu herein und flüsterte: »Möchtest du einen Tee?« oder: »Etwas Wasser?« oder: »Wie wär’s mit einem frühen Mittagessen?« Auch er antwortete flüsternd, als wäre sein Schreiben etwas Heiliges geworden und der Raum sakrosankt. Er sagte ihr nicht, dass er bislang nichts Rechtes geschrieben hatte und sich die Ideen in seinem Kopf noch nicht zu Figuren, einem Milieu und Motiven verdichtet hatten. Vielleicht würde sie das ja verletzen; seine Schriftstellerei war zu ihrem liebsten Hobby geworden, und sie kam jeden Tag mit neuen Büchern und Zeitschriften aus der Bibliothek des British Council nach Hause. Sie betrachtete sein Buch als etwas, das bereits existierte und folglich auch beendet werden konnte. Er jedoch war sich nicht einmal sicher, was eigentlich sein Thema war. Aber er war ihr dankbar dafür, dass sie an ihn glaubte. Es war, als könnte ihr Glaube an seine Schriftstellerei sie Wirklichkeit werden lassen, und er zeigte ihr seine Dankbarkeit, indem er mit ihr die Partys besuchte, die er so schrecklich fand. Nach ein paar dieser Partys beschloss er, mitzugehen allein genüge nicht; er würde versuchen, witzig zu sein. Konnte er auch nur eine witzige Bemerkung machen, wenn er vorgestellt wurde, so würde das vielleicht sein Schweigen wiedergutmachen und, was noch wichtiger war, Susan eine

Telegram:@shabarsbibliothek

Freude bereiten. Eine Weile übte er vor dem Badezimmerspiegel einen drolligen selbstironischen Gesichtsausdruck und eine gemessene Sprechweise. »Das ist Richard Churchill«, pflegte Susan zu sagen, und er schüttelte seinem Gegenüber die Hand und witzelte: »Nicht verwandt oder verschwägert mit Sir Winston, fürchte ich, sonst wäre etwas Klügeres aus mir geworden.«

Susans Freunde lachten darüber, obwohl er sich fragte, ob nicht eher Mitleid mit seinem unbeholfenen Humor dahintersteckte als aufrichtiges Amüsement. Doch niemals hatte jemand in spöttischem Ton »wie witzig« gesagt, so wie Kainene an jenem ersten Tag in der Cocktailbar des Federal Palace Hotel. Sie rauchte. Sie stieß perfekte Rauchkringel aus. Sie stand im selben Grüppchen wie er und Susan, und er schaute sie an und dachte, bestimmt war sie die Geliebte eines der Politiker hier. Das tat er immer bei Leuten, die er kennenlernte: raten, warum sie wohl da waren und wer von wem mitgebracht worden war. Vielleicht lag das daran, dass er auf keiner dieser Partys gewesen wäre, wenn er nicht Susan gekannt hätte. Kainene hielt er nicht für die Tochter eines wohlhabenden Nigerianers, weil es ihr an der sonst üblichen kultivierten Zurückhaltung mangelte. Sie kam ihm mehr vor wie eine Mätresse: ihr schamlos roter Lippenstift, ihr enges Kleid, ihre Raucherei. Andererseits hatte sie nicht das Plastiklächeln, das diese Konkubinen sonst auszeichnete. Sie verfügte nicht einmal über diese ganz spezielle Hübschheit, die ihn den Gerüchten Glauben schenken ließ, wonach nigerianische Politiker ihre Geliebten untereinander austauschten. Eigentlich war sie überhaupt nicht hübsch. Das bemerkte er jedoch erst, als eine von Susans Freundinnen sie ihm vorstellte. »Das ist Kainene Ozobia, die Tochter von Chief Ozobia. Kainene hat gerade ihren Master in London gemacht. Kainene, das ist Susan Grenville-Pitts vom British Council, und das ist Richard Churchill.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Sehr erfreut«, sagte Susan zu Kainene und drehte sich dann weg, um mit jemand anderem zu sprechen.

»Hallo«, sagte Richard. Kainene blieb lange stumm, um ihn zu mustern, die Zigarette zwischen den Lippen, und so fuhr er sich mit der Hand durchs Haar und murmelte: »Mit Sir Winston bin ich leider weder verwandt noch verschwägert, sonst wäre etwas Klügeres aus mir geworden.«

Sie blies den Rauch aus und sagte: »Wie witzig.« Sie war sehr dünn und sehr groß, fast so groß wie er, und schaute ihm direkt in die Augen, mit einem Ausdruck stählerner Leere im Gesicht. Ihre Haut hatte die Farbe belgischer Schokolade. Er nahm seine Beine etwas auseinander und stemmte die Füße fester in den Boden, weil er fürchtete, sonst ins Wanken zu geraten und mit ihr zu kollidieren.

Susan kam zurück und zupfte ihn am Ärmel, aber er wollte noch nicht gehen, und als er den Mund öffnete, war er sich nicht sicher, was er sagen sollte. »Es hat sich herausgestellt, dass Kainene und ich einen gemeinsamen Freund in London haben. Hab ich dir schon von Wilfred vom *Spectator* erzählt?«, meinte er schließlich.

»Oh«, sagte Susan lächelnd. »Wie nett. Dann lass ich euch noch ein bisschen über alte Zeiten plaudern. Bin bald zurück.«

Sie tauschte Küsschen mit einem älteren Paar und ging zu einer Gruppe am anderen Ende des Raumes.

»Sie haben Ihre Frau gerade angelogen«, sagte Kainene.

»Sie ist nicht meine Frau.« Das leicht schwindelige Gefühl, das ihn überkam, als er so plötzlich allein bei ihr zurückblieb, überraschte ihn. Sie hob ihr Glas und nahm einen Schluck. Sie atmete ein und aus. Silbrige Aschekrümel fielen auf den Boden. Alles schien in Zeitlupe abzulaufen; der Hotelsaal wurde größer und kleiner, und die Luft pulsierte in diesem Raum, in dem es, wie es einen Moment lang schien, nur Kainene und ihn gab.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Würden Sie bitte zur Seite treten?«, bat sie.

Er war irritiert. »Wie bitte?«

»Hinter Ihnen steht ein Fotograf, der unbedingt ein Bild von mir machen möchte, besonders von meiner Halskette.«

Er trat einen Schritt zur Seite und beobachtete sie, wie sie in die Kamera schaute. Sie posierte nicht, schien sich aber wohlzufühlen; offenbar war sie daran gewöhnt, auf Partys fotografiert zu werden.

»Die Halskette werden Sie morgen in *Lagos Life* wiederfinden. Ich vermute, das wäre dann mein Beitrag zu unserem neuerdings unabhängigen Land. Ich gebe meinen nigerianischen Landsleuten etwas, das sie begehren können, einen Anreiz, hart zu arbeiten«, sagte sie und trat wieder an seine Seite.

»Es ist eine schöne Kette«, sagte er, obwohl er sie eher pompös fand. Trotzdem hätte er am liebsten die Hand ausgestreckt und die Kette berührt, sie kurz angehoben und dann wieder in die Kuhle ihres Halses zurückgelegt. Ihre Schlüsselbeine standen deutlich hervor.

»Natürlich ist sie nicht schön. Mein Vater hat einen grauenhaften Geschmack, wenn es um Schmuck geht«, sagte sie. »Aber es ist sein Geld. Gerade sehe ich übrigens, dass meine Schwester und meine Eltern nach mir suchen. Ich sollte gehen.«

»Ihre Schwester ist auch hier?«, fragte Richard schnell, bevor sie sich umdrehen und gehen konnte.

»Ja, wir sind Zwillinge«, sagte sie und hielt inne, als wäre das eine bedeutsame Enthüllung. »Kainene und Olanna – ihr Name bedeutet ›Gold Gottes‹, meiner bedeutet pragmatischer ›Schauen wir mal, was Gott als Nächstes bringt‹.«

Richard beobachtete, wie ihre Lippen sich an einer Seite zu einem Lächeln hochzogen, einem zynischen Lächeln, von dem er den Eindruck

Telegram:@shabarsbibliothek

hatte, es verberge sich etwas anderes dahinter. Vielleicht Unzufriedenheit. Er wusste nicht, was er sagen sollte. Ihm war, als glitte ihm die Zeit zwischen den Fingern hindurch.

»Wer ist älter?«, erkundigte er sich.

»Wer älter ist? Was für eine Frage.« Sie zog die Augenbrauen hoch. »Man sagt, ich sei zuerst da gewesen.«

Richard hielt sein Weinglas in beiden Händen und fragte sich, ob es wohl zerbrechen würde, wenn er noch weiter so fest zudrückte.

»Da ist sie, meine Schwester«, sagte Kainene. »Soll ich Sie miteinander bekanntmachen? Jeder will sie kennenlernen.«

Richard drehte sich nicht um. »Lieber möchte ich mit Ihnen reden«, sagte er. »Das heißt, wenn es Ihnen nichts ausmacht.« Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar. Sie beobachtete ihn; unter ihren Blicken fühlte er sich wie ein Halbwüchsiger.

»Sie sind schüchtern«, sagte sie.

»Man hat mir schon Schlimmeres vorgeworfen.«

Sie lächelte auf eine Weise, aus der er schloss, dass sie diese Bemerkung witzig gefunden hatte. Er empfand es als Erfolgserlebnis, sie zum Lächeln gebracht zu haben.

»Sind Sie schon mal auf dem Markt in Balogun gewesen?«, fragte sie. »Dort legen sie Fleischstücke auf den Tisch, und der Käufer soll sie betasten und befummeln und dann entscheiden, welches er nimmt. Meine Schwester und ich sind Fleisch. Wir sind hier, damit passende Junggesellen uns erbeuten können.«

»Oh«, machte er. Was sie gesagt hatte, kam ihm seltsam intim vor, obwohl sie denselben trockenen, sarkastischen Ton angeschlagen hatte, der ihr wie selbstverständlich von den Lippen kam. Am liebsten hätte er ihr

Telegram:@shabarsbibliothek

auch etwas von sich erzählt, um kleine Vertrautheiten mit ihr auszutauschen.

»Da kommt die Ehefrau, die Sie vorhin verleugnet haben«, murmelte Kainene.

Susan kam zurück und drückte ihm ein Glas in die Hand. »Hier, Liebling«, sagte sie und wandte sich dann an Kainene. »War nett, Sie kennenzulernen.«

»War nett, *Sie* kennenzulernen«, sagte Kainene und hob ihr Glas andeutungsweise in Susans Richtung.

Susan manövrierte ihn weg von Kainene. »Das ist die Tochter von Chief Ozobia, stimmt's? Ziemlich außergewöhnlich, das alles; ihre Mutter ist atemberaubend schön, wirklich atemberaubend. Chief Ozobia gehört halb Lagos, einer von diesen schrecklichen Neureichen. Besonders viel Bildung hat er nicht abbekommen, seine Frau auch nicht, und ich nehme an, das macht alles an ihm so *offensichtlich.*«

Normalerweise amüsierten Richard Susans Minibiographien, aber heute irritierte ihn ihr Flüstern. Den Champagner wollte er nicht; ihre Fingernägel gruben sich in seinen Arm. Sie führte ihn zu einer Gruppe anderer Ausländer und blieb stehen, um zu plaudern, laut zu lachen, leicht betrunken. Er suchte den Raum nach Kainene ab. Zuerst konnte er das rote Kleid nicht entdecken, aber dann sah er sie neben ihrem Vater stehen; da war etwas Wuchtiges an Chief Ozobia, an den weit ausholenden Handbewegungen, die er beim Sprechen machte, an der üppig bestickten *agbada* aus blauem Stoff, deren unzählige Falten ihn noch breiter wirken ließen, als er war. Mrs Ozobia schien nur halb so groß zu sein wie er und trug Wickeltuch und Kopfbedeckung aus demselben blauen Stoff. Einen Moment lang war Richard verblüfft darüber, wie perfekt mandelförmig ihre Augen waren, die weit auseinander in einem einschüchternden Gesicht

Telegram:@shabarsbibliothek

standen. Er wäre nie darauf gekommen, dass das Kainenes Mutter war, und ebenso wenig, dass sie und Olanna Zwillingsschwestern waren. Olanna ähnelte ihrer Mutter, obwohl sie mit ihrem weicheren Gesicht, der lächelnden Zuvorkommenheit und dem fleischigen, kurvenreichen Körper, der ihr schwarzes Kleid gut ausfüllte, eine zugänglichere Schönheit war. Es war ein Körper, den Susan »afrikanisch« genannt hätte. Neben Olanna sah Kainene noch dünner aus, fast androgyn, und ihr schmaler Maxirock brachte ihre jungenhaften Hüften besonders gut zur Geltung. Richard starrte sie lange an, weil er sich wünschte, sie würde nach ihm suchen. Sie wirkte unnahbar, wie sie die Leute in ihrem Grüppchen mal mit gleichgültiger, mal mit spöttischer Miene betrachtete. Dann endlich schaute sie auf, ihre Blicke begegneten sich, und sie legte den Kopf schief und hob die Brauen, als wüsste sie ganz genau, dass er sie beobachtet hatte. Er wandte den Blick ab, schaute dann schnell wieder hin, entschlossen, diesmal zu lächeln und irgendeine brauchbare Geste zu machen, aber sie hatte ihm den Rücken zugedreht. Er schaute sie an, bis sie mit ihren Eltern und Olanna aufbrach.

In der nächsten Ausgabe der *Lagos Life* entdeckte Richard ihr Foto und blickte lange forschend in ihr Gesicht, ohne zu wissen, was er eigentlich darin suchte. In einem Anfall manischer Produktivität schrieb er ein paar Seiten, fiktive Porträts einer großen Frau mit ebenholzschwarzer Haut und nahezu flacher Brust. Er ging zur Bibliothek des British Council und suchte in den Wirtschaftsmagazinen nach dem Namen ihres Vaters. Er schrieb alle vier Nummern neben dem Namen »Ozobia« aus dem Telefonbuch ab. Anschließend nahm er viele Male den Hörer ab, legte ihn aber jedes Mal wieder auf die Gabel, sobald er die Stimme der Vermittlung hörte. Er übte vor dem Spiegel, was er zu ihr sagen würde, die Gesten, die er machen wollte, obwohl ihm durchaus bewusst war, dass sie ihn gar nicht würde

Telegram:@shabarsbibliothek

sehen können, wenn er am Telefon mit ihr sprach. Er zog in Erwägung, ihr eine Karte zu schicken oder vielleicht einen Obstkorb. Am Schluss rief er doch an. Es schien sie nicht zu überraschen, von ihm zu hören. Oder vielleicht lag das nur daran, dass sie so gelassen wirkte, während ihm das Herz in der Brust hämmerte.

»Hätten Sie Lust, etwas mit mir trinken zu gehen?«, fragte er.

»Ja. Sagen wir Zobis Hotel, zwölf Uhr heute Mittag? Es gehört meinem Vater, und ich kann eine private Suite für uns bekommen.«

»Ja, ja, das wäre nett.«

Er hängte auf, völlig durcheinander. Er war sich nicht sicher, ob er aufgeregt sein sollte und was sich hinter der »privaten Suite« verbergen mochte. Als sie sich in der Lounge trafen, trat sie dicht an ihn heran, damit er sie auf die Wange küssen konnte, und ging ihm dann voraus nach oben zur Terrasse, wo sie sich setzten und auf die Palmen am Swimmingpool hinabschauten. Es war ein sonniger, lichtdurchfluteter Tag. Ab und zu wiegten sich die Palmwedel in einer leichten Brise, und er hoffte, dass der Wind sein Haar nicht allzu sehr zerzauste und der Schirm über ihnen die unvorteilhaften tomatenroten Pünktchen verhinderte, die immer auf seinen Wangen auftauchten, wenn er draußen in der Sonne war.

»Von hier aus kann man Heathgrove sehen«, sagte sie und zeigte in eine Richtung. »Die ungeheuer kostspielige und verschwiegene britische Oberschule, die meine Schwester und ich besucht haben. Mein Vater fand uns zu jung, um ins Ausland geschickt zu werden, war aber entschlossen, uns so weit zu Europäerinnen zu machen wie möglich.«

»Ist es das Gebäude mit dem Turm?«

»Ja. Eigentlich besteht die ganze Schule nur aus zwei Gebäuden. Wir waren nur sehr wenige. Die Schule ist so exklusiv, dass viele Nigerianer

Telegram:@shabarsbibliothek

nicht einmal wissen, dass sie existiert.« Sie blickte eine Weile in ihr Glas. »Haben Sie Geschwister?«

»Nein. Ich war ein Einzelkind. Meine Eltern starben, als ich neun war.«

»Neun. Da waren Sie noch klein.«

Er war froh darüber, dass sie keine allzu mitleidige Miene aufsetzte, auf die verlogene Art so vieler Leute, die so taten, als hätten sie seine Eltern gekannt.

»Sie waren oft weg. Eigentlich hat mich sowieso unsere Haushälterin Molly großgezogen. Als sie tot waren, wurde beschlossen, dass ich bei meiner Tante in London leben soll.« Richard hielt inne und genoss einen Moment lang das seltsam unbestimmte Gefühl von Intimität, das ihn überkam, wenn er von sich selbst sprach, etwas, das er nur selten tat. »Martin und Virginia, mein Cousin und meine Cousine, waren etwa in meinem Alter, aber furchtbar hochnäsig; Tante Elizabeth lebte auf ziemlich großem Fuß, wissen Sie, und ich war nur der Cousin aus dem kleinen Dorf in Shropshire. Schon am ersten Tag, als ich dorthin kam, spielte ich mit dem Gedanken wegzulaufen.«

»Und, haben Sie’s getan?«

»Viele Male, ja. Aber sie haben mich immer gefunden. Manchmal habe ich’s nur eine Straße weit geschafft.«

»Und wo sind Sie hingelaufen?«

»Wie bitte?«

»Wo wollten Sie hin?«

Darüber musste Richard eine Weile nachdenken. Er wusste, dass er vor einem Haus weggelaufen war, wo an den Wänden lauter Bilder von längst Verblichenen hingen und ihn bedrohten. Aber wohin er damals wollte, wusste er nicht. Dachten Kinder über so etwas überhaupt nach?

»Vielleicht wollte ich zu Molly. Ich weiß nicht.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich habe gewusst, wohin ich wollte. Aber da es nicht existierte, bin ich auch nicht weggelaufen«, sagte Kainene und lehnte sich in ihrem Stuhl zurück.

»Wie das?«

Sie zündete sich eine Zigarette an, als hätte sie die Frage nicht gehört. Wenn sie schwieg, fühlte er sich hilflos und verspürte das Verlangen, ihre Aufmerksamkeit zurückzugewinnen. Am liebsten hätte er ihr von den umflochtenen Töpfen erzählt. Er wusste nicht mehr, wann er zum ersten Mal etwas über die Igbo-Ukwu-Kultur gelesen hatte, über den Mann, der im Jahre 1939 einen Brunnen ausgehoben und die Bronzeabgüsse entdeckt hatte, bei denen es sich durchaus um die ältesten Afrikas handeln konnte, weil sie bis ins 9. Jahrhundert zurückreichten. Doch es war in einer Ausgabe des *Colonies Magazine* gewesen, wo er die Fotos gesehen hatte. Der umflochtene Topf war ihm sofort ins Auge gefallen, und er war mit dem Finger über das Foto gefahren und hatte sich danach gesehnt, das feingearbeitete Metall wirklich anfassen zu können. Er wollte ihr erklären, wie tief ihn dieses Gefäß berührt hatte, überlegte es sich aber dann anders. Er würde sich Zeit lassen. Dieser Gedanke fühlte sich seltsam tröstlich an, weil ihm bewusst wurde, dass er sich das am allermeisten wünschte – ihre Zeit.

»Sind Sie nach Nigeria gekommen, um vor etwas davonzulaufen?«

»Nein«, sagte er. »Ich war immer schon ein Einzelgänger, und nach Afrika wollte ich auch immer schon, also habe ich meinen bescheidenen Job bei der Zeitung an den Nagel gehängt, bei meiner Tante einen großzügigen Kredit aufgenommen, und da bin ich nun.«

»Ich hätte nicht gedacht, dass Sie ein Einzelgänger sind.«

»Warum nicht?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Weil Sie gut aussehen. Gutaussehende Menschen sind normalerweise keine Einzelgänger.« Sie sagte das ausdruckslos, als wäre es kein Kompliment, und er hoffte, sie hatte nicht bemerkt, dass er rot geworden war.

»Nun, ich bin es aber«, sagte er. Etwas anderes fiel ihm nicht ein. »Ich bin es immer gewesen.«

»Ein Einzelgänger und ein moderner Erforscher des dunklen Kontinents«, sagte sie trocken.

Er lachte. Das Geräusch quoll einfach so aus ihm heraus, und er schaute hinunter auf den blauen Pool und dachte vergnügt, dass vielleicht jene Schattierung von Blau auch die Farbe der Hoffnung war.

Am nächsten Tag trafen sie sich zum Mittagessen und am Tag danach auch. Jedes Mal ging sie ihm in die Suite voraus, und sie saßen auf der Terrasse, aßen Reis und tranken kaltes Bier. Bevor sie einen Schluck nahm, berührte sie den Rand ihres Glases mit der Zungenspitze. Dieser kurze Anblick ihrer rosa Zunge erregte ihn, und zwar umso mehr, als sie sich dessen gar nicht bewusst zu sein schien. Wenn sie schwieg, kam sie ihm grüblerisch, in sich versunken vor, und doch verspürte er eine Verbindung zu ihr, vielleicht gerade weil sie so fern und zurückgezogen wirkte. Er stellte fest, dass er mit ihr auf eine Weise sprach, wie er es gewöhnlich nie tat, und wenn der Nachmittag dann zu Ende war und sie aufstand, oft, um ihren Vater zu einer Sitzung zu treffen, spürte er, wie sich das Blut in seinen Füßen gestaut hatte und sie sich ganz dick anfühlten. Er wollte nicht gehen, konnte den Gedanken nicht ertragen, wieder in Susans Arbeitszimmer zu sitzen, zu tippen und auf Susans gedämpftes Klopfen zu warten. Er begriff nicht, warum sie keinen Verdacht hegte, warum sie ihn nicht einfach anschaute und merkte, wie anders er sich fühlte, warum sie nicht einmal roch, dass er

Telegram:@shabarsbibliothek

mehr Aftershave benutzte. Natürlich war er ihr nicht untreu geworden, aber Treue hatte nicht nur mit Sex zu tun. Mit Kainene zu lachen, ihr von Tante Elizabeth zu erzählen, ihr zuzuschauen, wie sie rauchte – auch das musste eine Form von Untreue sein; zumindest fühlte es sich so an. Auch dass sein Herz schneller schlug, wenn Kainene ihn zum Abschied küsste, war Untreue. Ihre Hand, die sich am Tisch auf die seine legte, war Untreue. Aber an dem Tag, als Kainene ihm nicht den üblichen Abschiedskuss gab, sondern ihre geöffneten Lippen auf seinen Mund presste, war er trotzdem überrascht. Er hatte es sich nicht gestattet, sich allzu große Hoffnungen zu machen. Vielleicht lag es daran, dass er, erfüllt von jener hemmenden Mischung aus Überraschung und Verlangen, zunächst keine Erektion hatte. Sie entkleideten sich rasch. Sie drückte ihren nackten Körper an ihn, doch er war immer noch schlaff. Er erkundete die Kuhlen ihrer Schlüsselbeine und ihrer Hüften und versuchte, Körper und Geist dazu zu bringen, besser zusammenzuarbeiten, versuchte, die Lust über die Angst siegen zu lassen, aber er wurde einfach nicht hart. Er spürte das schlaffe Gewicht zwischen seinen Beinen.

Sie setzte sich im Bett auf und zündete sich eine Zigarette an.

»Tut mir leid«, sagte er, und als sie die Achseln zuckte und schwieg, wünschte er, er hätte sich nicht entschuldigt. Da war etwas Bedrückendes an dieser luxuriösen, mit Möbeln überladenen Suite, während er sich die Hose anzog, die er besser gleich anbehalten hätte, und sie ihren BH zuhakte. Er wünschte, sie würde etwas sagen.

»Sollen wir uns morgen treffen?«, fragte er.

Sie blies den Rauch durch die Nase aus und schaute ihm hinterher, wie er sich in Luft auflöste. »Das ist ganz schön krass, findest du nicht?«, fragte sie.

»Sollen wir uns morgen treffen?«, fragte er nochmals.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich fahre mit meinem Vater nach Port Harcourt, um ein paar Ölleute zu treffen«, sagte sie. »Aber am frühen Mittwochnachmittag bin ich wieder zurück. Wir könnten uns zu einem späten Lunch treffen.«

»Ja, so machen wir es«, sagte er, und bis sie ihm Tage später in der Hotellobby entgegenkam, hatte er Angst, sie würde nicht erscheinen. Sie aßen zu Mittag und sahen den Schwimmern unten zu. Heute war sie ein wenig lebhafter, sie rauchte mehr, sprach mehr. Sie erzählte ihm von den Leuten, denen sie begegnet war, seit sie für ihren Vater arbeitete, und wie sehr sie sich alle glichen. »Die neue nigerianische Oberklasse ist eine Ansammlung von Ungebildeten, die nichts lesen, in überteuerten libanesischen Restaurants Essen in sich hineinschaufeln, das ihnen nicht schmeckt, und deren Gespräche sich in einem Thema erschöpfen – wie macht sich das neue Auto?« Einmal lachte sie. Einmal nahm sie seine Hand. Aber sie bat ihn nicht in die Suite, und er fragte sich, ob sie der Sache einfach Zeit geben wollte oder ob sie beschlossen hatte, dass diese Art von Beziehung doch nicht das war, was sie sich mit ihm wünschte.

Selbst aktiv zu werden brachte er nicht fertig. Es vergingen Tage, bis sie ihn schließlich fragte, ob er hineingehen wolle, und er fühlte sich wie ein Schauspieler, der in einem Stück die Zweitbesetzung ist und hofft, dass die erste Garnitur nicht auftaucht, dann aber wie gelähmt ist durch seine Unbeholfenheit und offenbar doch noch nicht bereit für das Rampenlicht, nach dem er sich so lange gesehnt hat. Sie führte ihn hinein. Als er begann, ihr das Kleid über die Schenkel zu ziehen, schob sie ihn ganz ruhig von sich, als wüsste sie, dass seine Ungeduld nur der Harnisch seiner Angst war. Sie hängte ihr Kleid über den Stuhl. Seine Angst, sie wieder zu enttäuschen, war so groß, dass es ihn mit geradezu irrer Dankbarkeit erfüllte, als er tatsächlich eine Erektion bekam, und er war so dankbar, dass ihn, kaum war er in sie eingedrungen, schon jenes unwillkürliche Beben überkam, das er

Telegram:@shabarsbibliothek

nicht mehr stoppen konnte. Sie lagen eine Weile da, er auf ihr drauf, dann rollte er herunter. Er wollte ihr so gerne sagen, dass ihm das noch nie passiert sei und dass sein Sexualleben mit Susan befriedigend, wenn auch etwas oberflächlich sei.

»Es tut mir so leid«, sagte er.

Sie zündete sich eine Zigarette an, betrachtete ihn. »Möchtest du heute Abend zum Essen zu uns kommen? Meine Eltern haben ein paar Leute eingeladen.«

Einen Moment lang war er entsetzt. Dann sagte er: »Ja, ich komme gern.« Er hoffte, die Einladung bedeute etwas, habe etwas mit Kainenes Wahrnehmung ihrer Beziehung zu tun. Doch als er im Haus ihrer Eltern in Ikoyi ankam, stellte sie ihn mit den Worten vor: »Das ist Richard Churchill«, und machte dann eine Pause, die wie die bewusste Herausforderung wirkte, ihre Eltern und die anderen Gäste mochten denken, was sie wollen. Ihr Vater schaute ihn prüfend an und fragte, was er beruflich mache.

»Ich bin Schriftsteller«, sagte er.

»Schriftsteller? Ich verstehe«, sagte Chief Ozobia.

Richard bereute, gesagt zu haben, dass er Schriftsteller sei, und fügte quasi als Wiedergutmachung hinzu: »Ich bin fasziniert von den Entdeckungen in Igbo-Ukwu. Die Bronzeabgüsse.«

»Hhmm«, murmelte Chief Ozobia. »Ist jemand von Ihrer Familie geschäftlich in Nigeria?«

»Nein, leider nicht.«

Chief Ozobia lächelte und schaute weg. Den restlichen Abend sagte er nicht mehr viel zu Richard. Auch Mrs Ozobia nicht, die ihrem Mann überallhin folgte, majestätisch und von einer Schönheit, die aus der Nähe noch einschüchternder war. Olanna war anders. Ihr Lächeln war verhalten,

Telegram:@shabarsbibliothek

als Kainene sie miteinander bekanntmachte, aber im Gespräch wurde sie herzlicher, und er fragte sich, ob das Mitleid war, was in ihren Augen aufflackerte, als hätte sie bemerkt, wie begierig er darauf war, die richtigen Dinge zu sagen, ohne zu wissen, was die richtigen Dinge waren. Ihre Wärme schmeichelte ihm.

Als sie weit weg von ihm am Tisch Platz nahm, fühlte er sich seltsam allein. Kaum war der Salat serviert, fing sie mit einem der Gäste an, über Politik zu reden. Richard wusste, dass es darum ging, wie dringend Nigeria eine Republik werden musste, statt weiterhin Königin Elisabeth als Staatsoberhaupt anzuerkennen, aber er hatte nicht besonders aufmerksam zugehört, als sie sich an ihn wandte und fragte: »Sind Sie nicht meiner Meinung, Richard?« Als ob seine Meinung etwas zählte. Er räusperte sich. »Oh, absolut«, sagte er, obwohl er sich gar nicht sicher war, welchem Gedanken er eigentlich zugestimmt hatte. Er war dankbar dafür, dass sie ihn ins Gespräch einbezogen hatte, ihn als zugehörig betrachtete, und war wie bezaubert von ihrer Art, von dieser Mischung aus Naivität und Hochnäsigkeit, Ausdruck eines Idealismus, der alles daransetzte, sich nicht einer trostlosen Wirklichkeit zu beugen. Ihre Haut leuchtete. Ihre Wangen hoben sich, wenn sie lächelte. Doch ihr fehlte Kainenes mystische Melancholie, die ihn zugleich aufputschte und verwirrte. Kainene saß neben ihm und sagte wenig während des Essens. Einmal bat sie einen der Bediensteten in scharfem Ton, ein Glas auszutauschen, das verschmiert war, ein anderes Mal beugte sie sich zu Richard hinüber und sagte: »Die Soße ist widerlich, findest du nicht?« Die meiste Zeit aber schaute sie mit undurchdringlicher Miene vor sich hin, beobachtete, trank, rauchte. Er hätte zu gern gewusst, was sie dachte. Einen ähnlichen körperlichen Schmerz empfand er, wenn er sie begehrte, wenn er davon träumte, in ihr zu sein, so tief wie möglich in sie einzudringen, und dabei etwas zu entdecken hoffte,

Telegram:@shabarsbibliothek

von dem er wusste, dass er es niemals finden würde. Es war, als würde man ein Glas Wasser nach dem anderen trinken und immer noch Durst haben und allmählich Angst bekommen, dass man den Durst vielleicht nie würde löschen können.

Richard machte sich Sorgen um Susan. Oft schaute er sie an, ihr gerades Kinn und die grünen Augen, und sagte sich, dass es unfair war, sie zu täuschen, im Arbeitszimmer herumzulungern, bis sie eingeschlafen war, sie anzulügen, wenn er behauptete, in der Bibliothek, im Museum oder dem Poloclub gewesen zu sein. Doch mit ihr zusammen zu sein brachte eine beruhigende Stabilität mit sich, und auch ihr Flüstern und die Atmosphäre ihres Arbeitszimmers mit seinen Bleistiftzeichnungen von Shakespeare an den Wänden schenkten ihm eine gewisse Sicherheit. Kainene war anders. Wenn er von Kainene wegging, war er erfüllt von einem schwindelerregenden Glücksgefühl und einer Ungewissheit, die ihn in gleichem Maße benommen machte. Er wollte sie fragen, was sie von den Dingen hielt, über die sie nie sprachen – ihre Beziehung, eine Zukunft, Susan –, aber seine Unsicherheit machte ihn jedes Mal stumm; er fürchtete sich vor den Antworten, die sie ihm geben könnte.

Er schob alle Entscheidungen von sich weg, bis zu dem Morgen, an dem er aufwachte und an jenen Tag in Wentnor zurückdachte, als er draußen spielte und hörte, wie Molly nach ihm rief: »Richard! Abendessen!« Statt zu antworten, er sei schon unterwegs, und zu ihr zu laufen, duckte er sich unter eine Hecke und schrammte sich dabei die Knie auf. »Richard! Richard!« Molly klang mittlerweile wütend, doch er verhielt sich ruhig, kauerte immer noch am Boden. »Richard! Wo bist du, Dicky?« Ein Kaninchen hielt inne, um ihn zu beobachten, ihre Blicke trafen sich, und in diesen kurzen Momenten wussten nur das Kaninchen und er, wo er war.

Telegram:@shabarsbibliothek

Dann sprang das Kaninchen heraus, Molly schaute unter den Büschen nach und sah ihn. Sie gab ihm eine Ohrfeige, und er musste für den Rest des Tages auf seinem Zimmer bleiben. Sie sagte, sie habe sich sehr aufgeregt und würde Mr. und Mrs Churchill Bericht erstatten. Doch jene kurzen Momente waren es wert gewesen, jene Momente reiner, vollkommener Selbstvergessenheit, in denen er das Gefühl hatte, er, und nur er allein, habe die Kontrolle über das Universum seiner Kindheit. Als er daran zurückdachte, traf er die Entscheidung, mit Susan Schluss zu machen. Es war gut möglich, dass seine Beziehung zu Kainene nicht lange andauern würde, aber die Momente ihres Zusammenseins und das Wissen, weder von Lügen noch von Täuschungen belastet zu sein, machten das wett.

Seine Entschlossenheit gab ihm Auftrieb. Trotzdem schob er das Vorhaben, Susan die Wahrheit zu sagen, noch eine Woche hinaus, bis zu dem Abend, an dem sie von einer Party zurückkehrten und sie zu viel Wein getrunken hatte.

»Möchtest du noch einen Schlummertrunk, Liebling?«, fragte sie.

»Susan, ich habe dich sehr gern«, sagte er hastig. »Aber ich bin mir nicht sicher, ob die Dinge besonders gut laufen, ich meine, die Dinge zwischen uns.«

»Was sagst du da?«, fragte Susan, obwohl ihr gedämpfter Ton und ihr bleiches Gesicht ihm deutlich zeigten, dass sie wusste, worauf er hinauswollte.

Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar.

»Wer ist es?«, fragte Susan.

»Es ist keine andere Frau. Ich habe einfach nur das Gefühl, dass wir unterschiedliche Bedürfnisse haben.« Er hoffte, nicht unehrlich zu klingen; aber es stimmte schon, sie hatten immer verschiedene Dinge gewollt,

Telegram:@shabarsbibliothek

immer auf verschiedene Dinge Wert gelegt. Er hätte niemals bei ihr einziehen dürfen.

»Es ist aber nicht Clovis Bancroft, oder?« Ihre Ohren waren rot. Sie wurden immer rot, wenn sie getrunken hatte, aber ihm fiel erst jetzt auf, wie seltsam das war, diese feuerroten Ohren rechts und links neben ihrem blassen Gesicht.

»Nein, natürlich nicht.«

Susan schenkte sich selbst etwas zu trinken ein und setzte sich auf die Lehne des Sofas. »Mir hast du von der ersten Minute an gefallen, als ich dich gesehen habe, dabei war mir das selbst gar nicht klar. Ich dachte, wie gut aussehend und sanft er ist, und ich muss schon damals am Flughafen beschlossen haben, dich nie wieder gehen zu lassen.« Sie lachte leise, und er bemerkte die winzigen Fältchen um ihre Augen.

»Susan«, sagte er und unterbrach sich, weil es nichts mehr zu sagen gab. Er hatte nicht gewusst, dass sie so von ihm dachte. Ihm wurde klar, wie wenig sie miteinander geredet hatten und dass ihre Beziehung wie ein schlichtes Fließen gewesen war, zu dem sie nur wenig beigetragen hatten, er zumindest. Die Beziehung war ihm einfach *geschehen.*

»Für dich ist das alles zu schnell gegangen, stimmt's?«, sagte Susan. Sie kam zu ihm herüber. Sie hatte sich wieder gefangen, ihr Kinn zitterte nicht mehr. »Du hattest irgendwie gar keine Möglichkeit, das Land auf eigene Faust zu erkunden, mehr davon zu sehen, wie du es eigentlich wolltest, und dann bist du hier eingezogen, und ich hab dich auf diese ganzen Partys geschleppt, mit all den Leuten, die sich nicht viel aus Schriftstellerei und afrikanischer Kunst und diesen Dingen machen. Das muss für dich schrecklich gewesen sein. Es tut mir furchtbar leid, Richard, und ich verstehe es. Natürlich musst du ein bisschen vom Land sehen. Kann ich dir helfen? Ich habe Freunde in Enugu und Kaduna.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Richard nahm ihr das Glas aus der Hand, stellte es hin und nahm sie in seine Arme. Als ihm der vertraute Duft ihres Apfelshampoos in die Nase stieg, erfüllte ihn eine schwache Wehmut. »Nein, das krieg ich schon hin«, sagte er.

Sie glaubte nicht, dass es wirklich vorüber war, das war offensichtlich, sie dachte, er würde zu ihr zurückkommen, und er sagte nichts, um sie von diesem Glauben abzubringen. Als der Diener mit der weißen Schürze die Vordertür öffnete, um ihn hinauszulassen, war es Richard vor Erleichterung ein wenig schwindelig.

»Bye, Sah«, sagte der Diener.

»Leb wohl, Okon.« Richard fragte sich, ob der unergründliche Okon jemals das Ohr an die Tür gepresst hatte, wenn er und Susan ihre glaszersplitternden Auseinandersetzungen gehabt hatten. Einmal hatte er Okon gebeten, ihm ein paar Worte Efik beizubringen, aber das hatte Susan unterbunden, nachdem sie sie eines Tages im Arbeitszimmer angetroffen hatte, Okon unruhig vor sich hin zappelnd, Richard Worte nachsprechend. Okon hatte Susan dankbar angeschaut, als habe sie ihn gerade vor einem verrückten Weißen gerettet, und Susans Ton war nachsichtig gewesen, als sie Richard später erklärt hatte, sie habe Verständnis dafür, dass er die Gepflogenheiten hier nicht kannte. Bestimmte Grenzen würden einfach besser nicht überschritten. Es war ein Ton, der ihn an Tante Elizabeth erinnerte, daran, wie in England unmissverständlich und ungehemmt Anstand gepredigt wurde. Vielleicht hätte Susan, wenn er ihr von Kainene erzählt hätte, denselben Ton angeschlagen und erklärt, sie habe durchaus Verständnis dafür, wenn er es einmal mit einer Schwarzen probieren wolle.

Richard sah Okon winken, als er wegfuhr. Er verspürte das schier überwältigende Verlangen zu singen, doch er war kein Mensch, der sang.

Telegram:@shabarsbibliothek

Die Häuser in der Glover Street sahen alle aus wie das von Susan – gewaltig, von Palmen und trägen Rasenflächen umschlossen.

Am darauffolgenden Nachmittag saß Richard aufrecht und nackt im Bett und blickte auf Kainene hinab. Er hatte schon wieder versagt. »Es tut mir leid. Ich glaube, ich bin einfach zu erregt.«

»Kann ich eine Zigarette haben?«, fragte sie. Das seidige Bettlaken schmiegte sich um die eckige Magerkeit ihres Körpers.

Er zündete die Zigarette für sie an. Sie setzte sich unter dem Laken auf, und in der kühlen, klimatisierten Luft des Zimmers wurden ihre dunkelbraunen Brustwarzen hart. Sie wandte das Gesicht ab, als sie den Rauch ausstieß. »Wir lassen uns einfach Zeit«, sagte sie. »Und es gibt auch noch andere Möglichkeiten.«

Richard spürte einen raschen Anflug von Ärger – auf sich selbst, weil er so nutzlos und schlaff war, auf Kainene, wegen ihres halb spöttischen Lächelns und weil sie gesagt hatte, es gebe noch andere Möglichkeiten, als würde er für immer unfähig sein, es auf die übliche Weise zu tun. Er wusste, was er konnte. Er wusste, dass er fähig war, sie zu befriedigen. Er brauchte einfach Zeit; obwohl er in der Tat daran gedacht hatte, auf irgendwelche Kräuter zurückzugreifen, wirksame Männlichkeitskräuter, über die er irgendwo gelesen hatte und die afrikanische Männer zu sich nahmen.

»Nsukka ist ein kleiner staubiger Fleck mitten im Busch, das billigste Land, das sie kriegen konnten, um die Uni darauf zu bauen«, sagte Kainene. Es war verblüffend, wie schnell sie zu banalen Themen übergehen konnte. »Aber für deine Schriftstellerei wäre es ideal, oder?«

»Ja«, sagte er.

»Vielleicht gefällt es dir ja, und du möchtest bleiben.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Vielleicht.« Richard schlüpfte unter die Decken. »Aber ich bin so froh, dass du in Port Harcourt sein wirst und ich nicht den ganzen Weg nach Lagos fahren muss, um dich zu besuchen.«

Kainene sagte nichts, sondern rauchte mit gleichmäßigen Zügen, und einen schrecklichen Moment lang dachte er, sie würde ihm sagen, es sei vorbei, wenn sie beide Lagos verließen, und dass sie sich in Port Harcourt einen Mann suchen würde, der in der Lage war, »einen hochzukriegen«.

»Mein Haus wird wunderbar sein für unsere Wochenenden«, sagte sie schließlich. »Es ist riesig. Mein Vater hat es mir letztes Jahr geschenkt, als Teil meiner Mitgift, glaube ich, und als Anreiz für die richtige Sorte Männer, seine unattraktive Tochter zu heiraten. Schrecklich europäisch, dieser Gedanke, da es bei uns gar keine Mitgift gibt, sondern einen Brautpreis.« Sie drückte ihre Zigarette aus. Sie hatte sie nicht fertig geraucht. »Olanna hat gesagt, sie wolle kein Haus. Aber sie braucht auch keins. Häuser kann man sich für hässliche Töchter aufsparen.«

»Sag das nicht, Kainene.«

»Sag das nicht, Kainene«, äffte Kainene ihn nach. Sie stand auf, und am liebsten hätte er sie zu sich heruntergezogen. Doch er tat es nicht; er konnte seinem Körper nicht trauen und hätte es nicht ertragen, sie noch einmal zu enttäuschen. Manchmal hatte er das Gefühl, überhaupt nichts von ihr zu wissen, als würde er es nie schaffen, an sie heranzukommen. Und doch – zu anderen Zeiten, wenn er neben ihr lag, spürte er eine Ganzheit, die Gewissheit, dass er niemals etwas anderes brauchen würde als sie.

»Übrigens habe ich Olanna gebeten, dich mit ihrem Revoluzzer bekanntzumachen«, sagte Kainene. Sie nahm ihre Perücke ab, und mit dem kurzen Haar, das in ein gleichmäßiges Zöpfchenmuster geflochten war, sah ihr Gesicht jünger und kleiner aus. »Früher ist sie mit einem Hausa-Prinzen ausgegangen, einem von der angenehm farblosen Sorte, aber ihm fehlten

Telegram:@shabarsbibliothek

einfach die verrückten Ideen und Spleens. Dieser Odenigbo hält sich selbst für eine Art Freiheitskämpfer. Er ist Mathematiker, aber er verbringt seine ganze Zeit damit, Zeitungsartikel über seine eigene verquere Spielart des afrikanischen Sozialismus zu schreiben. Olanna findet das toll. Sie scheint überhaupt nicht zu merken, was für ein Witz der Sozialismus eigentlich ist.« Sie setzte sich ihre Perücke wieder auf und begann, sie zu bürsten; das wellige Haar, das in der Mitte gescheitelt war, reichte ihr bis zum Kinn. Richard mochte die klaren Linien ihres dünnen Körpers, die geschmeidige Glätte ihres erhobenen Armes.

»Der Sozialismus könnte in Nigeria durchaus funktionieren, wenn man es richtig macht, denke ich«, sagte er. »Eigentlich geht es doch um wirtschaftliche Gerechtigkeit, oder?«

Kainene schnaubte. »Bei den Igbo hat der Sozialismus nie eine Chance.« Sie ließ die Bürste in der Luft schweben. »Ogbenyealu ist ein gebräuchlicher Name für Mädchen, und weißt du, was er bedeutet? ›Keine Braut für einen armen Mann.‹ Einem Kind schon bei der Geburt diesen Stempel aufzudrücken ist Kapitalismus in Reinform.«

Richard lachte, und was ihn noch mehr amüsierte, war die Tatsache, dass sie nicht lachte; sie machte einfach mit dem Haarebürsten weiter. Er dachte an das nächste Mal, wenn er wieder mit ihr lachen würde, und an das übernächste. Zu seiner eigenen Überraschung dachte er oft über die Zukunft nach, noch bevor die Gegenwart vorüber war.

Er stand auf und empfand einen Moment der Scham, als sie seinen nackten Körper betrachtete. Vielleicht verzog sie bloß deshalb keine Miene, weil sie ihren Ekel verbergen wollte. Er schlüpfte in seine Unterwäsche und knöpfte hastig sein Hemd zu.

»Ich habe Susan verlassen«, platzte er heraus. »Momentan wohne ich im Princewill Guesthouse in Ikeja. Bevor ich nach Nsukka aufbreche, hole ich

Telegram:@shabarsbibliothek

noch meine Sachen bei ihr ab.«

Kainene schaute ihn an, und er sah Überraschung in ihrem Gesicht und noch etwas anderes, das er nicht genau benennen konnte. War es Verwirrung?

»Eigentlich war es nie eine richtige Beziehung«, sagte er. Er wollte nicht, dass sie dachte, er habe es ihretwegen getan, wollte nicht, dass sie ihm Fragen über ihre Beziehung stellte. Noch nicht.

»Du wirst einen Houseboy brauchen«, sagte sie.

»Wie bitte?«

»Einen Houseboy in Nsukka. Du brauchst jemanden, der dir die Wäsche macht und das Haus sauber hält.«

Einen Moment lang war er verblüfft über diesen Themenwechsel. »Einen Houseboy? Ich komme ganz gut allein zurecht. Ich lebe schon so lange allein.«

»Ich werde Olanna bitten, jemanden zu suchen«, sagte Kainene. Sie zog eine Zigarette aus ihrem Etui. Doch sie zündete sie nicht an. Stattdessen legte sie sie auf das Nachtkästchen, kam herüber und umarmte ihn. Bebend legten sich ihre Arme um ihn und hielten ihn fest. Er war so überrascht, dass er ihre Umarmung nicht erwiderte. So fest hatte sie ihn nie in den Arm genommen, es sei denn, sie waren im Bett. Sie schien selbst nicht recht zu wissen, was sie von diesem Zärtlichkeitsausbruch halten sollte, denn plötzlich zog sie sich wieder zurück und zündete die Zigarette an. An diese Umarmung würde er noch oft zurückdenken, und jedes Mal hatte er das Gefühl, damals sei eine Mauer in sich zusammengebrochen.

Eine Woche später brach Richard nach Nsukka auf. Er fuhr in gemäßigtem Tempo und hielt ab und zu am Straßenrand an, um auf die handgezeichnete Karte zu schauen, die Kainene ihm gegeben hatte. Nachdem er den Niger

Telegram:@shabarsbibliothek

überquert hatte, beschloss er, einen Abstecher nach Igbo-Ukwu zu machen. Jetzt, da er endlich im Igbo-Land war, wollte er zuallererst die Heimat der umflochtenen Töpfe sehen. Ein paar Zementhäuser ragten aus dem Dorf hervor; sie verunzierten den pittoresken Charakter des Dorfes mit seinen Lehmhütten, die dichtgedrängt zu beiden Seiten der Pfade standen. Diese waren so schmal, dass er sein Auto weit außerhalb parken musste. Schließlich begab er sich in die Obhut eines jungen Mannes in Khakishorts, der offenbar daran gewöhnt war, Besucher im Dorf herumzuführen. Sein Name war Emeka Anozie, und er hatte zu den Arbeitern gehört, die damals an der Entdeckung der ersten Gefäße beteiligt gewesen waren. Er zeigte Richard die breiten, rechteckigen Vertiefungen der Ausgrabungen und auch die Schaufeln und Siebe, die benutzt worden waren, um die Bronzetöpfe vom Staub zu befreien.

»Möchten Sie mit unserem großen Vater sprechen? Ich kann für Sie dolmetschen«, bot Emeka an.

»Danke, gern.« Richard war fast überwältigt von dem herzlichen Empfang, den man ihm bereitete, von den Nachbarn, die herbeigeschlendert kamen und sagten: »Guten Tag, *nno*, willkommen«, als würden sie nicht einmal einen Gedanken daran verschwenden, dass er als ungebetener Gast gekommen war.

Pa Anozie trug ein schmuddelig wirkendes Tuch, das um seinen Körper geschlungen und im Nacken verknotet war. Er führte ihn zu seinem schummrigen *obi*, in dem es nach Pilzen roch. Obwohl Richard schon darüber gelesen hatte, wie die Bronzegefäße gefunden worden waren, stellte er ihm dennoch diese Frage. Pa Anozie nahm eine Prise Schnupftabak und begann zu erzählen. Vor etwa zwanzig Jahren legte sein Bruder gerade einen Brunnen an, als er auf etwas Metallisches stieß, das sich als Trinkgefäß herausstellte. Kurz darauf fand er noch ein paar und buddelte sie

Telegram:@shabarsbibliothek

aus, wusch sie und holte die Nachbarn, damit sie sie anschauten. Die Krüge sahen gut verarbeitet und irgendwie vertraut aus, aber niemand kannte jemanden, der etwas Derartiges anfertigte. Schon bald verbreitete sich die Nachricht bis zum Distriktsbeauftragten in Enugu, der die Krüge nach Lagos zum Department of Antiquities bringen ließ. Eine Weile geschah gar nichts, niemand kam oder fragte nach den Bronzegefäßen, sein Bruder baute seinen Brunnen, und das Leben ging weiter. Dann, vor ein paar Jahren, kamen weiße Männer aus Ibadan und begannen mit den Ausgrabungen. Es wurde lange geredet, bevor man wirklich anfing, weil sowohl der Ziegenstall als auch die Mauer rund um das Grundstück entfernt werden mussten. Doch die Arbeiten kamen voran. Es war Harmattan, doch weil Gewitter befürchtet wurden, deckte man die Gräben mit Planen ab, die über Bambusstäben ausgebreitet wurden. Dann fand man herrliche Dinge: Kalebassen, Muscheln, viele Schmuckgegenstände, mit denen sich die Frauen herausputzten, Bilder von Schlangen, Töpfe.

»Man hat doch auch eine Begräbniskammer gefunden, richtig?«, fragte Richard.

»Ja.«

»Glauben Sie, darin hat einmal ein König gelegen?«

Pa Anozie warf Richard einen langen, gequälten Blick zu und murmelte eine Weile vor sich hin, einen kummervollen Ausdruck im Gesicht. Emeka lachte, bevor er übersetzte. »Papa sagt, er habe gedacht, Sie gehörten zu den Weißen, die etwas wissen. Er meint, die Leute in Igbo-Land wissen nicht, was ein König ist. Wir haben Priester und Stammesälteste. Vielleicht war die Begräbnisstätte für einen Priester gedacht. Aber der Priester kann Leute wie einen König nicht ausstehen. Diese törichten Leute nennen sich heute bloß deshalb Könige, weil die Weißen bei uns ihre *warrant chiefs* eingesetzt haben.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Richard entschuldigte sich. Er wusste, dass man von den Igbo sagte, sie seien schon seit Tausenden von Jahren ein republikanischer Stamm, aber in einem Artikel über die Igbo-Ukwu-Funde hatte gestanden, dass sie vielleicht doch einmal Könige gehabt und sie erst später abgeschafft hatten. Immerhin hatten die Igbo auch manche Götter abgeschafft, die sich als nutzlos herausgestellt hatten. Richard saß eine Weile da und versuchte, sich das Leben dieser Leute vorzustellen, die schon zur Zeit Alfreds des Großen zu solcher Schönheit, solcher Komplexität in der Lage gewesen waren. Darüber wollte er schreiben, etwas Neues daraus erschaffen, aber er wusste nicht, was. Vielleicht einen Roman mit einem Archäologen als Hauptfigur, der Bronzegefäße ausgräbt und dann in eine idyllische Vergangenheit versetzt wird?

Er dankte Pa Anozie und stand auf, um zu gehen. Pa Anozie sagte etwas, und Emeka fragte: »Papa fragt Sie, ob Sie nicht ein Foto von ihm machen wollen? Alle Weißen, die hierherkamen, wollten ein Foto machen.«

Richard schüttelte den Kopf. »Nein, tut mir leid, ich habe keine Kamera dabei.«

Emeka lachte. »Papa fragt, was das eigentlich für ein Weißer ist? Und warum kam er hierher, und was macht er?«

Während er in Richtung Nsukka fuhr, fragte sich auch Richard, was er eigentlich tat und, noch ungewisser, was er denn nun schreiben würde.

Das Universitätshaus an der Imoke Street war Wissenschaftlern und Künstlern vorbehalten, die auf der Durchreise waren; es war ein karges, fast asketisches Haus, und Richard brauchte nur einen raschen Blick auf die beiden Lehnstühle im Wohnzimmer, das schmale Bett und die nackten Küchenschränke zu werfen, um sich sofort daheim zu fühlen. Das Haus war erfüllt von einer angenehmen Stille. Als er jedoch Olanna und Odenigbo

Telegram:@shabarsbibliothek

besuchte, sagte Kainenes Schwester: »Sicher willst du dir die Zimmer ein wenig wohnlicher machen«, und er sagte: »Ja«, obwohl ihm die seelenlose Einrichtung des Gästehauses gerade gefiel. Er pflichtete Olanna nur bei, weil ihr Lächeln wie eine Art Trophäe war und ihre Aufmerksamkeit ihm schmeichelte. Sie bestand darauf, dass er ihren Gärtner Jomo zweimal die Woche zu sich kommen ließ, damit er ein paar Blumen in den Hof pflanzte. Sie stellte ihn ihren Freunden vor; sie zeigte ihm den Markt. Und sie sagte, sie habe den perfekten Houseboy für ihn gefunden.

Richard hatte sich einen jungen und munteren Burschen wie ihren Houseboy Ugwu vorgestellt, doch Harrison entpuppte sich als kleiner, gebeugter, steckendürrer Mann mittleren Alters, der ein viel zu großes weißes Hemd trug, das ihm bis über die Knie reichte. Zu Beginn jedes Gesprächs verbeugte er sich umständlich. Richard erzählte er mit unverhohlenem Stolz, dass er früher für den irischen Priester Father Bernard und den amerikanischen Professor Land gearbeitet habe. »Ich mache sehr guten Salat aus Roter Bete«, sagte er gleich an jenem ersten Tag, und Richard merkte, dass er nicht nur auf seinen Salat stolz war, sondern überhaupt auf seine Gerichte mit Roter Bete, die er an einem Stand für »Gemüsespezialitäten« kaufen musste, weil die meisten Nigerianer sie nicht aßen. Das erste Abendessen, das Harrison zubereitete, bestand aus einem schmackhaften Fisch mit dem Betensalat als Vorspeise. Eine purpurrote Rübe lag auch am nächsten Abend neben seinem Reis. »Das ist aus amerikanischem Rezept für Kartoffeleintopf«, sagte Harrison, während er Richard beim Essen zusah. Am nächsten Tag servierte er wieder Betensalat, und zwei Tage später stand ein geradezu beängstigend roter Rübeneintopf neben seinem Hühnchen.

»Jetzt reicht es erst mal, Harrison«, sagte Richard und hob abwehrend die Hand. »Bitte keine Rote Bete mehr.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Harrison sah enttäuscht aus, doch dann leuchtete sein Gesicht auf. »Aber, Sah, ich koche Ihnen Essen aus Ihrem Land, all das Essen, das Sie als Kind gegessen haben, das koche ich Ihnen. Eigentlich ich koche überhaupt kein nigerianisches Essen, nur ausländisches Rezept.«

»Nigerianisches Essen ist aber ganz in Ordnung, Harrison«, sagte Richard. Hätte Harrison nur gewusst, wie sehr er das Essen seiner Kindheit verabscheut hatte, den streng schmeckenden Räucherfisch mit den vielen Gräten, die Hafergrütze mit der ekelhaften dünnen Haut obendrauf, wie Wasser abweisender Futterstoff, den verkochten Braten mit den Fetträndern rundum, der in glibberiger Soße schwamm.

»Okay, Sah.« Harrison schaute griesgrämig drein.

»Ach übrigens, Harrison, kennst du zufällig irgendwelche Kräuter für Männer?«, fragte Richard in der Hoffnung, ganz beiläufig zu klingen.

»Sah?«

»Kräuter.« Richard machte eine vage Geste.

»Gemüse, Sah? Oh, ich mache alle möglichen Sorten Gemüse aus Ihrem Land sehr gut, Sah. Für Professor Land habe ich viele, viele Salate gemacht, alle verschieden.«

»Ja, aber ich meine Gemüse gegen Krankheiten.«

»Krankheit? Dann Sie müssen zum Doktor im Medical Center.«

»Ich interessiere mich für afrikanische Kräuter, Harrison.«

»Aber, Sah, die sind schlecht, vom Zauberdoktor. Vom Teufel sind die.«

»Natürlich.« Richard gab es auf. Er hätte wissen müssen, dass Harrison mit seiner übertriebenen Liebe zu allem Nicht-Nigerianischen nicht der richtige Ansprechpartner war. Er würde stattdessen Jomo fragen. Richard wartete, bis Jomo kam, stand eine Weile am Fenster und sah ihm dabei zu, wie er die frisch gepflanzten Lilien goss. Jomo stellte die Gießkanne ab und begann, die Früchte der Schirmmagnolie aufzusammeln; sie waren in der

Telegram:@shabarsbibliothek

vergangenen Nacht heruntergefallen und lagen, oval und von blassgelber Farbe, auf dem Rasen. Richard roch oft die schwere Süße ihrer Fäulnis, einen Duft, den er für immer mit seinem Aufenthalt in Nsukka verbinden würde. Jomo hielt eine Basttasche voller Früchte in der Hand, als Richard auf ihn zukam.

»Oh. Guten Morgen, Mister Richard, Sah«, sagte er auf seine feierliche Art. »Ich möchte Harrison die Früchte bringen, Sah, für den Fall, dass Sie sie möchten. Ich sie nicht nehme für mich selbst.« Jomo stellte die Tasche ab und griff wieder zu seiner Gießkanne.

»Das ist schon in Ordnung, Jomo. Ich möchte nichts von den Früchten«, sagte Richard. »Kennst du übrigens irgendwelche Kräuter für Männer? Für Männer, die Probleme haben … wenn sie mit einer Frau zusammen sind?«

»Ja, Sah.« Jomo fuhr mit dem Gießen fort, als wäre das eine Frage, die er jeden Tag hörte.

»Du kennst also Kräuter für Männer?«

»Ja, Sah.«

Richard spürte, wie sein Herz einen freudigen Satz machte. »Ich würde sie gerne einmal sehen, Jomo.«

»Mein Bruder hatte einmal ein Problem, weil die erste Frau nicht schwanger wurde, und die zweite auch nicht. Es gibt da ein Blatt, das der *dibia* ihm gab und das er kauen muss. Jetzt er hat alle beide Frauen schwanger.«

»Oh. Sehr gut. Könntest du mir dieses Kraut besorgen?«

Jomo hielt inne und schaute ihn an. Sein kluges, runzeliges Gesicht war voll aufrichtigen Mitgefühls. »Das nicht klappt bei weißem Mann, Sah.«

»Für meine Arbeit. Ich möchte darüber schreiben.«

Jomo schüttelte den Kopf. »Sie gehen zu *dibia* und fangen an, es zu kauen, vor ihm. Nicht gut für Schreiben, Sah.« Jomo wandte sich wieder

Telegram:@shabarsbibliothek

seiner Gießkanne zu und summte tonlos vor sich hin.

»Ich verstehe«, sagte Richard und versuchte, sich seine Enttäuschung nicht anmerken zu lassen, als er wieder hineinging; er hielt sich ganz aufrecht und ermahnte sich, schließlich sei er der Herr.

Harrison stand vor der Eingangstür und tat so, als würde er ein Glas polieren. »Gibt es etwas, das Jomo nicht gut macht, Sah?«, fragte er hoffnungsvoll.

»Ich habe Jomo nur ein paar Fragen gestellt.«

Harrison sah enttäuscht aus. Es war von Anfang an klar gewesen, dass er und Jomo, der Koch und der Gärtner, nicht gut miteinander auskamen, weil jeder sich für etwas Besseres hielt. Einmal hatte Richard mit angehört, wie Harrison Jomo anwies, die Pflanzen vor dem Arbeitszimmer nicht zu gießen, »weil das Geräusch von Wasser Sah bei Schreiben stört«. Harrison wollte, dass auch Richard das hörte, denn er sprach sehr laut, obwohl er direkt vor dem Fenster des Arbeitszimmers stand. Harrisons Unterwürfigkeit amüsierte Richard ebenso wie seine Ehrfurcht vor der Schriftstellerei; der Houseboy hatte sich angewöhnt, die Schreibmaschine jeden Tag abzustauben, obwohl sie nie staubig war, und warf nur widerwillig das Papier weg, das er im Abfalleimer sah. »Brauchen Sie das nicht mehr, Sah? Sie sind sicher?«, fragte er ihn oft, die zerknüllten Blätter in der Hand, und Richard sagte, ja, er sei sich sicher. Manchmal fragte er sich, was Harrison sagen würde, wenn er ihm verriete, dass er sich nicht einmal sicher war, was er da überhaupt schrieb, dass er einige Entwürfe über die Figur eines Archäologen geschrieben und diese dann wieder verworfen hatte, dass er eine Liebesgeschichte zwischen einem Engländer und einer Afrikanerin geschildert und auch sie wieder verworfen hatte, und dass er jetzt begonnen hatte, über das Leben in einer kleinen nigerianischen Stadt zu schreiben. Das meiste Material rührte von den Abenden her, die er

Telegram:@shabarsbibliothek

mit Odenigbo und Olanna und ihren Freunden verbrachte. Sie hatten ihn in ihren Kreis aufgenommen, ohne besonderes Aufhebens von ihm zu machen, und vielleicht fühlte er sich deshalb auch wohl dabei, einfach auf einem Sofa im Wohnzimmer zu sitzen und zuzuhören.

Als Olanna ihn Odenigbo mit den Worten vorgestellt hatte: »Das ist Kainenes Freund, von dem ich dir erzählt habe, Richard Churchill«, schüttelte dieser ihm herzlich die Hand und sagte: »Ich bin nicht Erster Minister des Königs geworden, um der Auflösung des britischen Empire vorzustehen.«

Richard brauchte einen Moment, bis er verstanden hatte, und lachte dann über Odenigbos schwache Nachahmung von Sir Winston Churchill. Später sah er, wie Odenigbo eine Ausgabe der *Daily Times* schwenkte und rief: »JETZT müssen wir mit der Entkolonialisierung unserer Bildung beginnen! Nicht morgen! Jetzt! Lehren wir sie unsere Geschichte!«, und er dachte, hier hatte er einen Mann vor sich, der der Exzentrizität seiner Persönlichkeit traute, einen Mann, der nicht besonders attraktiv war, aber selbst in einem Raum voller attraktiver Männer die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen vermochte.

Richard beobachtete auch Olanna, und jedes Mal, wenn er sie anschaute, fühlte er sich wie beschwingt, als wäre sie in den vergangenen Minuten noch schöner geworden. Doch wenn er Odenigbos Hand auf ihrer Schulter liegen sah oder sie sich später im Bett zusammen vorstellte, war es ihm unangenehm. Richard und Olanna sprachen nur wenig miteinander, abgesehen von den Gesprächen in der Runde, doch einen Tag, bevor er nach Port Harcourt fahren würde, um Kainene zu besuchen, sagte Olanna: »Richard, bitte grüße Kainene von mir.«

»Gern«, sagte er; es war das erste Mal, dass sie Kainene erwähnt hatte.

Telegram:@shabarsbibliothek

Kainene holte ihn in ihrem Peugeot 404 am Bahnhof ab und fuhr vom Zentrum Port Harcourts weg in Richtung Meer, zu einem einsam liegenden dreistöckigen Haus, dessen Veranden mit blassvioletter Bougainvillea zugewachsen waren. Richard roch die Salzigkeit der Luft, während Kainene ihn durch die großen Zimmer führte, deren Möbel auf geschmackvolle Weise bunt zusammengewürfelt waren, vorbei an Holzschnitzereien, Landschaftsgemälden in gedämpften Farben und rundlichen Skulpturen. Die gebohnerten Böden verströmten den Geruch von Holz.

»Ich wünschte, es wäre näher am Meer, dann hätten wir eine bessere Aussicht. Aber ich habe Daddys Einrichtung verändert. Es sieht doch nicht zu neureich aus, oder?«, fragte Kainene.

Richard lachte. Nicht nur, weil sie sich über Susan lustig machte – er hatte ihr erzählt, was Susan über ihren Vater gesagt hatte –, sondern weil sie »wir« gesagt hatte. »Wir« bedeutete sie beide; sie hatte ihn eingeschlossen. Als sie ihn ihrem Personal vorstellte, drei Männern in schlechtsitzenden Khakiuniformen, sagte sie mit ihrem typisch ironischen Lächeln: »Ihr werdet Mister Richard jetzt öfter sehen.«

»Willkommen, Sah«, riefen sie im Chor und standen fast stramm, als Kainene auf sie zeigte und jeweils den Namen nannte – Ikejide, Nnanna und Sebastian.

»Ikejide ist der Einzige von den dreien, der ein bisschen was im Kopf hat«, sagte Kainene.

Die drei lächelten, als wäre jeder von ihnen anderer Meinung, behielte sie aber natürlich lieber für sich.

»Also, Richard, jetzt führ ich dich erst einmal ein bisschen herum.« Kainene verbeugte sich zum Spaß und führte ihn durch die Hintertür hinaus in den Orangenhain.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Olanna hat mich gebeten, dir schöne Grüße auszurichten«, sagte Richard und nahm ihre Hand.

»Dann hat ihr Revoluzzer dich also in die Gemeinde aufgenommen. Wir sollten dankbar sein. Früher hat er nur schwarze Dozenten in sein Haus gelassen.«

»Ja, das hat er mir auch gesagt. Er meinte, Nsukka sei voller Leute von der USAID, dem Friedenskorps und der Michigan State University gewesen, und er habe ein Forum für die wenigen nigerianischen Dozenten schaffen wollen.«

»Und für ihre nationalistische Leidenschaft.«

»Ich vermute, ja. Er *ist* aber auch erfrischend anders.«

»Erfrischend anders«, wiederholte Kainene. Sie blieb stehen, um mit der Sohle ihrer Sandale etwas am Boden flach zu treten. »Du magst sie, oder? Olanna und Odenigbo.«

Er wollte ihr in die Augen schauen, um herauszufinden, was sie damit sagen wollte. Und er wollte ihr sagen, was sie hören wollte. »Ja, ich mag sie«, sagte er. Ihre Hand lag schlaff in seiner, und er hatte Angst, sie würde sie ihm entziehen. »Sie haben es mir so viel leichter gemacht, mich in Nsukka einzugewöhnen«, fügte er hinzu, als müsste er sich dafür rechtfertigen, dass er sie mochte. »Ich habe mich wirklich gut eingelebt, und natürlich ist da auch noch Harrison.«

»Natürlich, Harrison. Und wie geht es dem Rote-Rüben-Mann?«

Richard zog sie an sich, erleichtert darüber, dass sie nicht verärgert war. »Es geht ihm gut. Er ist wirklich ein feiner Kerl und sehr amüsant.«

Sie standen jetzt mitten im Orangenhain, unter dem dichten Geflecht der Zweige, und Richard spürte, wie ihn ein seltsames Gefühl überkam. Kainene erzählte etwas über einen ihrer Angestellten, aber er merkte, wie er sich langsam in sich zurückzog, wie seine Gedanken sich entfalteten und

Telegram:@shabarsbibliothek

mit sich selbst ins Zwiegespräch gerieten. Die Orangenbäume, die Anwesenheit so vieler Bäume um ihn herum, das Summen der Fliegen über seinem Kopf, das üppige Grün brachten in ihm Erinnerungen an das Haus seines Vaters in Wentnor zurück. Eigentlich war es widersinnig, dass dieser feuchte Ort in den Tropen, wo die Sonne bereits die Haut auf seinen Armen mit einem milden Scharlachrot überzog und sich die Bienen sonnten, ihn an das baufällige und selbst im Sommer zugige Anwesen seines Vaters erinnerte. Er sah die hohen Pappeln und Weiden hinter dem Haus, das Heidekraut und die Farne, wo er auf der Suche nach Dachsen herumgestreift war, und ganz in der Ferne die zerklüfteten Hügel, die sich über viele Meilen erstreckten, mit grasenden Schafen gesprenkelt. *Jene blauen, unvergessenen Hügel.* Er sah seinen Vater und seine Mutter oben bei ihm in seinem Zimmer sitzen, in dem es feucht und muffig roch, sah, wie sein Vater ihnen Gedichte vorlas.

Ein Luftzug, der tötet, weht mir ins Herz hinein
Aus jenem Land:
Was sind jene blauen, unvergessenen Hügel,
Welche Kirchtürme, welche Bauernhöfe sind das?

Dies ist das Land verlorener Zufriedenheit,
Ich sehe, wie es deutlich glänzt,
Die glücklichen Straßen, wo ich einst ging,
Wohin ich nie mehr zurückkehren kann.

Bei dem Ausdruck »blauen, unvergessenen Hügel« wurde die Stimme seines Vaters immer ganz tief, und wenn sie dann das Zimmer verließen, und in den Wochen danach, wenn sie wieder weg waren, schaute Richard

Telegram:@shabarsbibliothek

oft aus dem Fenster und sah zu, wie die fernen Hügel langsam einen blauen Ton annahmen.

Es verwirrte Richard zu sehen, wie beschäftigt Kainene hier war. In Lagos, bei ihren kurzen Begegnungen im Hotel, war ihm gar nicht bewusst gewesen, dass sie ein ausgefülltes Leben hatte, ein Leben, das auch ohne ihn ausgefüllt gewesen wäre. Der Gedanke, dass er nicht der einzige Bewohner ihrer Welt war, beunruhigte ihn auf seltsame Weise, doch noch sonderbarer fand er, wie fest eingespielt ihre Routine bereits war, obwohl sie doch erst wenige Wochen in Port Harcourt lebte. Ihre Arbeit kam an erster Stelle; sie war fest entschlossen, die Fabriken ihres Vaters wachsen zu lassen, ihre Sache noch besser zu machen als er. Am Abend kamen oft Besucher – Leute von anderen Firmen, die über Abschlüsse verhandelten, Leute von der Regierung, die über Bestechungsgelder verhandelten, Leute von der Fabrik, die über Jobs verhandelten – und parkten ihre Autos beim Eingang zum Garten. Stets sorgte Kainene dafür, dass sie nicht zu lange blieben, und sie bat Richard auch nicht, ihre Bekanntschaft zu machen, denn sie würden ihn nur langweilen, sagte sie, und so blieb er oben und las oder schrieb vor sich hin, bis sie wieder weg waren. Oft versuchte er, sich von dem bedrückenden Gedanken freizumachen, ob er Kainene auch diese Nacht wieder enttäuschen würde; auf seinen Körper war noch immer kein Verlass, und er hatte die Feststellung gemacht, dass das um so wahrscheinlicher war, je mehr er darüber nachdachte. Bei seinem dritten Besuch in Port Harcourt geschah es dann, dass der Diener an die Schlafzimmertür klopfte und verkündete: »Major Madu ist hier, Madam«, und Kainene Richard fragte, ob er wohl mit ihr hinunterkommen würde.

»Madu ist ein alter Freund von mir, und ich hätte es gern, dass du ihn kennenlernst. Er kommt gerade von einem Trainingslager der Armee in

Telegram:@shabarsbibliothek

Pakistan«, sagte sie.

Richard roch schon im Flur das Kölnischwasser, eine widerlich maskuline Duftnote. Der Mann, der es trug, war auf eine Weise beeindruckend, die Richard vom ersten Moment an für primitiv hielt: sein breites, mahagonifarbenes Gesicht, die breiten Lippen, eine breite Nase. Als er aufstand, um ihm die Hand zu schütteln, wäre Richard fast einen Schritt zurückgewichen. Der Mann war ein Gigant. Richard war daran gewöhnt, der Größte im Raum zu sein, derjenige, zu dem man aufblickte, doch vor ihm stand ein Mann, der mindestens acht Zentimeter größer war als er und mit seinen ausladenden Schultern und seinem wuchtigen Körperbau sogar noch größer wirkte – ein wahrer Koloss.

»Richard, das ist Major Madu Madu«, sagte Kainene.

»Hallo«, sagte Major Madu, »Kainene hat mir schon von Ihnen erzählt.«

»Hallo«, sagte Richard. Es kam ihm viel zu vertraut vor, wie dieser riesenhafte Mann mit dem leicht abschätzigen Lächeln Kainenes Namen aussprach, als würde er Kainene gut kennen, als wüsste er etwas, das er selbst nicht wusste, und Kainene hätte ihm all das, was er über Richard wusste, ins Ohr geflüstert, inmitten albernen Gekichers, das körperlicher Vertrautheit entsprang. Und was war das überhaupt für ein Name, Madu Madu? Richard setzte sich auf eines der Sofas und lehnte Kainenes Angebot, etwas zu trinken, ab. Er fühlte sich blass. Er wünschte, Kainene hätte gesagt: »Das ist mein Freund Richard.«

»Also haben Sie und Kainene sich in Lagos kennengelernt?«

»Ja«, sagte Richard.

»Sie hat mir erst von Ihnen erzählt, als ich sie vor etwa einem Monat aus Pakistan angerufen habe.«

Richard fiel keine passende Antwort ein. Er wusste nicht, dass Kainene ein Telefonat nach Pakistan geführt hatte, und er erinnerte sich nicht, dass

Telegram:@shabarsbibliothek

sie jemals erwähnt hatte, mit jemandem befreundet zu sein, der denselben Vor- wie Nachnamen hatte. »Und wie lange kennen Sie sich schon?«, fragte Richard und überlegte sofort, ob er wohl argwöhnisch geklungen hatte.

»Das Anwesen meiner Eltern in Umunnachi liegt direkt neben dem der Ozobias.« Major Madu wandte sich an Kainene. »Und sollen nicht auch unsere Vorfahren irgendwie miteinander verwandt gewesen sein? Bloß dass deine Leute uns das Land geklaut und wir sie dann vertrieben haben?«

»Es waren deine Leute, die unser Land geklaut haben«, sagte Kainene und lachte. Richard war überrascht von dem heiseren Unterton ihres Lachens. Und noch mehr überraschte ihn, wie vertraut sich Major Madu benahm, die Art, wie er sich ins Sofa sinken ließ, wie er wieder aufstand, um eine Platte aufzulegen, wie er mit den Dienern scherzte, die das Abendessen servierten. Richard fühlte sich ausgeschlossen. Er wünschte, sie hätte wie er einen Gin Tonic getrunken statt Whisky mit Wasser wie Major Madu. Er wünschte, der Mann hätte ihn nicht mit Fragen überhäuft, als wollte er ihm einen Job geben, als wäre der Mann der Gastgeber und Richard der Besucher. Wie gefällt es Ihnen in Nigeria? Ist der Reis nicht köstlich? Macht Ihr Buch Fortschritte? Wie finden Sie Nsukka?

Richard ärgerte sich über die Fragen und über die perfekten Tischmanieren des Mannes.

»Ich bin in Sandhurst ausgebildet worden«, sagte Major Madu. »Und was ich am meisten dort gehasst habe, war die Kälte. Erst recht, weil sie uns jeden Morgen in der Saukälte joggen ließen, nur mit einem dünnen Hemd und Shorts an.«

»Ich kann verstehen, dass Sie das kalt fanden«, sagte Richard.

»O ja. Jedem das Seine. Ich bin mir sicher, Sie werden hier bald schreckliches Heimweh kriegen«, sagte er.

»Das glaube ich eigentlich überhaupt nicht«, sagte Richard.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Na ja, die Briten haben doch gerade beschlossen, die Einwanderung aus dem Commonwealth zu begrenzen, stimmt’s? Sie wollen, dass die Leute in ihren Heimatländern bleiben. Natürlich liegt die Ironie darin, dass wir im Commonwealth die Briten nicht davon abhalten können, in unsere Länder zu ziehen.« Der Major kaute langsam seinen Reis und betrachtete einen Moment lang prüfend die Wasserflasche, als wäre es Wein, von dem er den Jahrgang wissen wollte. »Gleich nachdem ich aus England zurückkam, war ich beim Vierten Bataillon, das unter dem Oberbefehl der Vereinten Nationen in den Kongo ging. Unsere Einheit war überhaupt nicht gut geführt, aber trotzdem zog ich den Kongo der relativen Sicherheit in England vor. Schon allein wegen des Wetters.« Major Madu hielt inne. »Wir wurden im Kongo überhaupt nicht gut geführt. Wir standen unter dem Befehl eines britischen Colonel.« Er schaute zu Richard und kaute weiter. Langsam wurde Richard wütend; seine Finger fühlten sich steif an, und er befürchtete, seine Gabel würde ihm gleich aus der Hand fallen. Dann würde dieser unerträgliche Mann wissen, wie er sich fühlte.

Gleich nach dem Abendessen, als sie auf der mondbeschienenen Veranda saßen, etwas tranken und Highlife-Musik hörten, läutete es an der Tür.

»Das muss Udodi sein, ich habe ihm gesagt, er soll mich hier abholen«, sagte Major Madu.

Richard schlug nach einem Moskito, der nervtötend in der Nähe seines Ohres summte. Offenbar war Kainenes Haus zum Treffpunkt für den Mann und seine Freunde geworden.

Udodi war ein kleiner, gewöhnlich aussehender Mann, dem sowohl Major Madus wissender Charme als auch seine feine Arroganz fehlten. Er schien fast bis zur Besinnungslosigkeit betrunken zu sein, was Richard an

Telegram:@shabarsbibliothek

der übereifrigen Art bemerkte, wie er ihm die Hand schüttelte. »Sind Sie Kainenes Geschäftspartner? Machen Sie in Öl?«, fragte er.

»Ach, ich hab euch gar nicht vorgestellt, stimmt's?«, fragte Kainene. »Richard, Major Udodi Ekechi ist ein Freund von Madu. Udodi, das ist Richard Churchill, mein Freund.«

»Oh«, sagte Major Udodi und kniff die Augen zusammen. Er goss sich etwas Whisky in ein Glas, kippte ihn hinunter und sagte etwas auf Igbo, auf das Kainene in kaltem, klarem Englisch antwortete: »Die Wahl meiner Freunde geht dich nichts an, Udodi.«

Richard wünschte sich, er hätte den Mund öffnen und dem Mann deutlich seine Meinung sagen können, aber er brachte keinen Ton heraus. Er fühlte sich hilflos und schwach, die Art von Schwäche, die einen ergreift, wenn man krank oder traurig ist. Die Musik hatte aufgehört zu spielen, und er hörte das ferne Rauschen der Meeresbrandung.

»Tut mir leid, Mensch! Ich hab doch gar nicht gesagt, dass es mich was angeht!« Major Udodi lachte und griff wieder nach der Whiskyflasche.

»Jetzt mach aber mal langsam«, sagte Major Madu. »Du hast wohl heute schon ganz schön früh angefangen in der Offiziersmesse.«

»Das Leben ist kurz, mein Bruder!«, rief Major Udodi und goss sich noch einen Drink ein. Er wandte sich an Kainene. »Was ich sagen wollte, ist, dass es immer der gleiche Typ Frau ist, der sich bei uns mit Weißen einlässt. *I magonu*, eine arme Familie und ein Körper, wie er den weißen Männern gefällt.« Er hielt inne. Als er weitersprach, ahmte er spöttisch einen englischen Akzent nach. »Tolles Hinterquartier, die Puppen hier!« Er lachte. »Die Weißen können noch so viel rumfummeln an den Frauen hier, wenn's dunkel ist, aber heiraten werden sie niemals eine. Und wie denn auch! Sie können sie ja nicht mal in aller Öffentlichkeit schick ausführen. Und trotzdem sind die Frauen so ehrlos und reißen sich um die Männer,

Telegram:@shabarsbibliothek

bloß für ein paar Kröten und blödsinnigen Tee in einer schicken Dose. Das ist eine neue Form von Sklaverei, das sag ich euch, eine neue Sklaverei. Aber du bist die Tochter eines großen Mannes, was willst du also von ihm?«

Major Madu stand auf. »Tut mir leid, Kainene. Der Mann ist nicht ganz bei sich.« Er zog Major Udodi auf die Beine und sagte rasch etwas auf Igbo. Major Udodi lachte wieder. »Okay, okay, aber lass mich den Whisky mitnehmen. Die Flasche ist sowieso fast leer. Lass mich den Whisky mitnehmen.«

Kainene sagte nichts, als Major Udodi die Flasche vom Tisch nahm. Nachdem sie gegangen waren, setzte sich Richard neben sie und nahm ihre Hand. Er hatte das Gefühl, als hätte er sich in Luft aufgelöst und wäre deshalb auch von Major Madu nicht in seine Entschuldigung eingeschlossen worden. »Er war schrecklich. Es tut mir leid, dass er das getan hat.«

»Er war sturzbetrunken. Madu fühlt sich jetzt bestimmt ganz schlecht«, sagte Kainene. Sie wies auf eine Akte auf dem Tisch und fügte hinzu: »Gerade habe ich den Auftrag bekommen, Armeestiefel an das Bataillon in Kaduna zu liefern.«

»Das ist gut.« Richard trank sein Glas aus und schaute Kainene zu, die in der Akte blätterte.

»Der Verantwortliche dort ist Igbo, und Madu meinte, er sei erpicht darauf, den Vertrag mit einem Igbo abzuschließen. Ich hatte also Glück. Und er will bloß fünf Prozent Beteiligung.«

»Schmiergeld?«

»Oh, sind wir aber naiv.«

Ihr spöttischer Ton ärgerte ihn, ebenso wie die Geschwindigkeit, in der sie Major Madu von jeglicher Verantwortung für Major Udodis rüpelhaftes

Telegram:@shabarsbibliothek

Benehmen freigesprochen hatte. Er stand auf und begann, auf der Veranda auf und ab zu gehen. Insekten schwirrten um die Glühbirne.

»Du kennst Madu also schon sehr lange«, sagte er schließlich. Er hasste es, den Mann bei seinem Vornamen zu nennen; das setzte eine Herzlichkeit voraus, die er nicht empfand. Doch er hatte keine Wahl. Ganz gewiss würde er ihn nicht Major nennen; die Rangbezeichnung hätte ihn in seinen Augen erhöht.

Kainene blickte auf. »Ewigkeiten. Seine Familie und meine sind sehr eng miteinander verbunden. Ich weiß noch, einmal vor Jahren, als wir nach Umunnachi gefahren sind, um dort Weihnachten zu verbringen, hat er mir eine Schildkröte geschenkt. Das war das seltsamste und tollste Geschenk, was ich jemals von jemandem bekommen habe. Olanna hielt es für falsch, das arme Ding aus seiner natürlichen Umgebung zu reißen und so weiter und so fort, aber mit Madu kam sie sowieso nicht besonders gut klar. Ich habe das Tier in eine Schüssel gesetzt, und natürlich ist es bald darauf eingegangen.« Sie wandte sich wieder ihrer Akte zu.

»Er ist verheiratet, oder?«

»Ja. Adaobi macht gerade ihren Bachelor in London.«

»Siehst du ihn momentan deshalb so oft?« Er hatte die Frage fast krächzend gestellt, als müsste er sich dringend räuspern.

Sie gab keine Antwort. Vielleicht hatte sie ihn nicht gehört. Offenbar war sie ganz mit der Akte, dem neuen Vertrag, beschäftigt. Sie stand auf. »Ich mache mir schnell im Arbeitszimmer ein paar Notizen und bin dann gleich wieder bei dir.«

Er fragte sich, warum er ihr nicht direkt die Frage stellen konnte, ob sie Madu attraktiv fand, ob sie jemals etwas mit ihm gehabt hatte oder, noch schlimmer, immer noch etwas mit ihm hatte. Er fürchtete sich einfach davor. Er ging auf sie zu, legte seine Arme um sie und hielt sie fest, weil er

Telegram:@shabarsbibliothek

ihren Herzschlag spüren wollte. Das erste Mal in seinem Leben hatte er das Gefühl, als hätte er einen Platz gefunden, wo er hingehörte.

1. Das Buch: Die Welt schwieg, als wir starben

Im Prolog erzählt er die Geschichte der Frau mit der Kalebasse. Sie saß auf dem Boden eines Zugwaggons, inmitten von weinenden Menschen, schreienden Menschen, betenden Menschen. Sie war still, strich liebevoll und in einem sanften Rhythmus über die zugedeckte Kalebasse auf ihrem Schoß, bis sie den Niger überquert hatten, und dann hob sie den Deckel und bat Olanna und die anderen, die in der Nähe saßen, hineinzuschauen.
Olanna erzählt ihm diese Geschichte, und er schreibt sich die Einzelheiten auf. Sie schildert, wie die Blutflecken auf dem Wickeltuch der Frau in den Stoff gesickert waren und diesen zu einem rostigen Lila verfärbt hatten. Sie beschreibt die eingeritzten Muster auf der Kalebasse der Frau, schräge Linien, die sich kreuzen, und sie beschreibt den Kopf des Kindes darin: die schmutzigen Zöpfchen über dem dunkelbraunen Gesicht, die völlig weißen Augen, unheimlich weit aufgerissen, ein Mund, der ein überraschtes »O« zu bilden scheint.
Nachdem er das niedergeschrieben hat, erwähnt er die deutschen Frauen, die aus Hamburg geflüchtet sind, die verkohlten Leiber ihrer Kinder in Koffer gestopft, und die Frauen aus Ruanda, die sich winzige Teile ihrer verstümmelten Säuglinge in die Taschen steckten. Doch er hütet sich davor, Parallelen zu ziehen. Dennoch zeichnet er für den Buchumschlag eine Karte von Nigeria und zieht die wie ein Y geformte Linie der Flüsse Niger und Benue mit leuchtend rotem Stift nach. Das gleiche Rot verwendet er für die Grenzen des Gebietes im Südosten, wo drei Jahre lang ein Land existierte, das Biafra hieß.

Telegram:@shabarsbibliothek

4

Ugwu räumte langsam den Esstisch ab. Zuerst sammelte er die Gläser ein, dann die mit Eintopf verschmierten Schüsseln, das Besteck, und schließlich stapelte er die Teller übereinander. Selbst ohne während des Essens durch die Küchentür gespäht zu haben, wusste er ganz genau, wer wo gesessen hatte. Der Teller des Masters war immer am meisten mit Reis übersät, als wäre er beim Essen so zerstreut, dass ihm die meisten Körner von der Gabel fielen. Olannas Glas trug halbmondförmige Lippenstiftränder. Okeoma aß alles mit einem Löffel und schob Gabel und Messer gleich beiseite. Professor Ezeka hatte sein eigenes Bier mitgebracht, die fremdartig aussehende Flasche stand noch neben seinem Teller. Miss Adebayo ließ immer Zwiebelringe in ihrem Schälchen liegen. Und Mister Richard nagte nie seine Hühnerknochen ab.

In der Küche stellte Ugwu Olannas Teller auf dem Resopaltresen beiseite und schaute zu, wie Reis, Eintopf, Gemüse und Knochen in den Mülleimer glitten, als er die anderen Teller leerte. Einige der Knochen waren so säuberlich abgenagt, dass sie aussahen wie geschnitztes Holz. Der von Olanna nicht, weil sie nur die Enden leicht abgeknabbert hatte; die Knochen hatten immer noch ihre Form. Ugwu setzte sich, nahm einen davon in die Hand und schloss die Augen, während er daran lutschte und sich vorstellte, wie Olannas Lippen sich um denselben Knochen schlossen.

Genüsslich lutschte er einen Knochen nach dem anderen ab und bemühte sich gar nicht erst, die schmatzenden Geräusche, die er dabei machte, zu dämpfen. Er war allein. Der Master war mit Olanna und ihren Freunden

Telegram:@shabarsbibliothek

unterwegs zum Mitarbeiterclub. Es war die Zeit, in der es im Haus immer am stillsten war und er eine Weile einfach nichts tat, während der Abwasch im Spülbecken einweichte, das Abendessen noch in weiter Ferne lag und die Küche in gleißendes Sonnenlicht gebadet war. Olanna nannte das seine Hausaufgabenzeit, und wenn sie zu Hause war, bat sie ihn, seine Aufgaben mit in sein Zimmer zu nehmen. Sie wusste nicht, dass er nie allzu lange dafür brauchte, dass er danach oft am Fenster saß und sich durch irgendwelche schwierigen Sätze in einem der Bücher seines Masters kämpfte und oft zu den Schmetterlingen aufschaute, die draußen vor dem Haus über den weißen Blüten auf und ab flatterten.

Während er den zweiten Knochen abnagte, nahm er sein Übungsheft zur Hand. Das kalte Mark schmeckte säuerlich. Er las noch einmal das Gedicht, das er so sorgfältig von der Tafel abgeschrieben hatte, dass Missis Oguike selber es geschrieben zu haben schien, schloss dann die Augen und sagte es auf.

Und kann ich vergessen, dass ich die vielen
Gar schönen Dinge zu schau'n nicht vermag
Die der Pfeifer doch auch mir versprach!
Denn er ›führt‹ uns, so sagt' er, ins lustigste Land
Ganz nahe der Stadt und ihm wohlbekannt
Da wüchsen Früchte am Wasserfall
Und schönere Blumen als sonst überall,
Und alles sei neu in dem Wunderrevier.

Er öffnete die Augen und überflog die Gedichtzeilen, um festzustellen, ob er auch nichts ausgelassen hatte. Hoffentlich würde sich der Master nicht mehr daran erinnern, ihn zu bitten, das Gedicht aufzusagen, denn obwohl er sich die Worte genau gemerkt hatte, wüsste er keine Antwort auf die Frage:

Telegram:@shabarsbibliothek

Was bedeutet es denn? Oder: Was glaubst du denn, dass es bedeutet? Die Bilder in dem Buch, das Missis Oguike verteilt hatte und das einen langhaarigen Mann zeigte, dem eine ganze Horde fröhlicher Ratten folgte, waren ihm unbegreiflich, und je mehr Ugwu sie betrachtete, um so sicherer war er, dass das alles nur ein Witz war, der nichts weiter zu bedeuten hatte. Selbst Missis Oguike schien nicht zu wissen, was das alles bedeutete. Ugwu mochte die Lehrerin mittlerweile gern, weil sie ihn nicht anders behandelte als die anderen und nicht zu bemerken schien, dass er während der Pause immer allein im Klassenzimmer saß. Was sie allerdings schon am ersten Tag bemerkte, als sie ihn mündlich und schriftlich abfragte, während der Master draußen vor dem stickigen Zimmer wartete, war, wie schnell er lernte. »Der Junge wird sicher irgendwann eine Klasse überspringen können, er verfügt über eine angeborene Intelligenz«, hatte sie hinterher zum Master gesagt, als stünde Ugwu nicht direkt neben ihnen, und »angeborene Intelligenz« war auf der Stelle zu Ugwus Lieblingsausdruck geworden.

Er klappte das Übungsheft zu. Jetzt hatte er alle Knochen abgelutscht, und während er anfing, das Geschirr zu spülen, stellte er sich vor, der Geschmack von Olannas Mund wäre in seinem. Zum ersten Mal hatte er ihre Knochen abgenagt, als er, einige Wochen zuvor, sie und den Master sich an einem Samstagmorgen im Wohnzimmer hatte küssen sehen; ihre offenen Münder hatten sich aufeinandergepresst. Der Gedanke an ihren Speichel im Mund des Masters hatte ihn zugleich angewidert und erregt. Und er erregte ihn immer noch. Genauso ging es ihm mit ihrem nächtlichen Stöhnen: Gern hörte er es nicht, und doch ging er oft an ihre Tür, um sein Ohr an das kalte Holz zu pressen und zu lauschen. Ebenso wie er ihre Unterwäsche betastete, die sie zum Trocknen im Bad aufhängte – schwarze Slips, schlüpfrig-glatte BHs, weiße Miederhöschen.

Telegram:@shabarsbibliothek

Sie hatte sich so leicht in das Haus eingefügt. Am Abend, wenn das Wohnzimmer sich mit Gästen füllte, war ihre klare, vollkommene Stimme deutlich herauszuhören, und er stellte sich vor, wie es wäre, Miss Adebayo die Zunge herauszustrecken und zu sagen: »Ätsch, Sie können nicht so gut Englisch wie meine Madam, also halten Sie Ihren Rand.« Es schien, als hätten Olannas Kleider immer schon im Schrank gehangen, als tönten immer schon ihre Highlife-Rhythmen aus der Musiktruhe, als wehte immer schon ihr Kokosnussduft durch alle Zimmer, und ihr Impala parkte seit jeher in der Einfahrt. Trotzdem vermisste er die guten alten Zeiten mit dem Master. Er vermisste die Abende, wenn er auf dem Wohnzimmerboden saß und zuhörte, wie der Master mit seiner tiefen Stimme sprach, oder die Morgen, wenn er dem Master sein Frühstück brachte und wusste, dass die einzigen Stimmen seine und die des Masters sein würden.

Der Master hatte sich verändert; er schaute Olanna zu oft an, berührte sie zu oft, und wenn Ugwu ihm die Eingangstür öffnete, schossen seine Augen erwartungsvoll an ihm vorbei ins Wohnzimmer, um zu sehen, ob Olanna da war. Erst gestern hatte der Master zu Ugwu gesagt: »Dieses Wochenende kommt meine Mutter zu Besuch, also mach das Gästezimmer sauber.« Bevor Ugwu sagen konnte, »Ja, Sah«, hatte Olanna gemeint: »Ich denke, Ugwu sollte dann ins Dienstbotenquartier ziehen. Dann haben wir ein extra Gästezimmer. Vielleicht will Mama eine Weile bleiben.«

»Ja, natürlich«, hatte der Master gesagt, so prompt, dass sich Ugwu darüber geärgert hatte; fast war es so, als hätte er sogar seinen Kopf in ein loderndes Feuer gehalten, wenn Olanna ihn darum gebeten hätte. Es hatte den Anschein, als wäre jetzt sie der Master. Doch eigentlich machte es Ugwu nichts aus, in das Dienstbotenquartier zu ziehen, das bis auf ein paar Spinnweben und Kartons leer war. Dort würde er die Sachen verstecken können, die er aufgehoben hatte; und er konnte es ganz und gar zu seinem

Telegram:@shabarsbibliothek

Zimmer machen. Den Master hatte er noch nie von seiner Mutter sprechen hören, und als er später das Gästezimmer putzte, stellte er sich vor, wie sie wohl sein würde, diese Frau, die den Master gebadet und gefüttert und ihm die Rotznase geputzt hatte, als er noch klein gewesen war. Schon jetzt war Ugwu von Ehrfurcht erfüllt, weil sie den Master in die Welt gesetzt hatte.

Mit dem Mittagessengeschirr war er bald fertig. Wenn er sich auch mit dem Grünzeug für die Suppe zum Abendessen beeilte, konnte er noch schnell zu Mister Richards Haus hinübergehen und eine Weile mit Harrison plaudern, bevor der Master und Olanna zurückkamen. Mittlerweile zupfte er das Grünzeug mit den Händen auseinander, statt es zu schneiden. Olanna mochte es so; sie sagte, so behalte es seine Vitamine. Jetzt mochte er es auch lieber so, ebenso wie andere Dinge, die sie ihm beigebracht hatte – dass man Eier mit ein wenig Milch verquirlte, bevor man sie briet, gegrillte Kochbananen in kleine Würfelchen schnitt statt in wuchtige große Ovale und *moi-moi* statt in Bananenblättern in Aluminiumschälchen garte. Jetzt, da sie ihm den größten Teil des Kochens überließ, liebte er es, ab und zu durch die Küchentür zu lugen und zu sehen, wer die meisten Komplimente murmelte, wem was schmeckte, wer sich einen Nachschlag nahm. Doktor Patel liebte das Huhn mit *uziza*, Mister Richard ebenso, obwohl er nie die Haut mitaß. Vielleicht erinnerte ihn die blasse Hühnerhaut ja zu sehr an seine eigene. Einen anderen Grund konnte sich Ugwu nicht vorstellen; schließlich war die Haut das Schmackhafteste am ganzen Huhn. Mister Richard sagte immer: »Tolles Huhn, Ugwu, danke«, wenn Ugwu ins Esszimmer kam, um Wasser nachzugießen oder etwas abzuräumen. Manchmal, wenn sich die anderen Gäste ins Wohnzimmer zurückzogen, kam Mister Richard in die Küche, um ihm Fragen zu stellen. Es waren lächerliche Fragen. Hatten seine Leute Götterfiguren aus Holz oder aus Metall? War er jemals in dem Schrein am Fluss gewesen? Noch mehr

Telegram:@shabarsbibliothek

amüsierte es Ugwu, wenn Mister Richard seine Antworten in ein kleines Büchlein mit Ledereinband schrieb. Vor einigen Tagen, als Ugwu beiläufig das *ori-okpa*-Fest erwähnt hatte, waren Mister Richards blaue Augen noch strahlender geworden, und er hatte gesagt, er würde das Fest gerne besuchen und den Master bitten, ob Ugwu mit ihm zusammen in sein Heimatdorf fahren dürfe.

Ugwu lachte, als er das Grünzeug aus dem Kühlschrank holte. Er konnte sich Mister Richard beim *ori-okpa*-Fest nicht so recht vorstellen, zwischen all den *mmuo* (Mister Richard hatte gesagt, das seien doch Masken, oder?, und Ugwu hatte gesagt, ja, solange Masken so viel bedeute wie Geister), die durch das Dorf zogen, junge Männer piesackten und den jungen Frauen nachsetzten. Die *mmuo* selbst würden vielleicht sogar lachen, wenn sie den bleichen Fremden sahen, der in einem Notizbuch herumkritzelte. Aber er war froh, Mister Richard gegenüber das Fest erwähnt zu haben, denn das bedeutete die Möglichkeit, Nnesinachi wiederzusehen, bevor sie in den Norden umzog. Allein der Gedanke, wie beeindruckt sie sein würde, wenn er im Auto eines Weißen vorfuhr, mit dem Weißen persönlich am Steuer! Gewiss würde sie ihn diesmal endlich wahrnehmen, da war er sich sicher, und er konnte es kaum erwarten, Anulika, seine Cousins und Cousinen und all die anderen Verwandten mit seinem Englisch, seinem neuen Hemd, seinem Wissen über Sandwiches und fließendes Leitungswasser und seinem duftenden Puder zu beeindrucken.

Ugwu hatte gerade das zerrupfte Grünzeug gewaschen, als es an der Tür läutete. Für die Freunde des Masters war es zu früh. Er ging zur Tür und wischte sich die Hand an der Schürze ab. Einen Moment lang fragte er sich, ob das wirklich seine Tante war, die da vor der Tür stand, oder nur die Vorstellung von ihr, weil er gerade an zu Hause gedacht hatte.

»Tante?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ugwuanyi«, sagte sie. »Du musst nach Hause kommen. *Oga gi kwanu?* Wo ist dein Master?«

»Nach Hause kommen?«

»Deine Mutter ist sehr krank.«

Ugwu betrachtete das Tuch, das sich seine Tante um den Kopf geschlungen hatte. Es war deutlich zu sehen, wo es fadenscheinig und brüchig und das Gewebe ganz dünn geworden war. Er dachte daran, wie man seine Cousine in Lagos benachrichtigt hatte, als ihr Vater gestorben war, indem man ihr gesagt hatte, sie müsse nach Hause kommen, weil er sehr krank sei. Wenn man weit weg von zu Hause war, hieß es von einem Verstorbenen immer, er sei sehr krank.

»Deine Mutter ist krank«, wiederholte die Tante. »Sie fragt nach dir. Ich werde dem Master sagen, dass du morgen wieder zurück bist, damit er nicht denkt, wir sind unverschämt. Viele Houseboys fahren jahrelang nicht nach Hause, weißt du.«

Ugwu bewegte sich nicht und rollte die Kante der Schürze zwischen den Fingern hin und her. Am liebsten hätte er seine Tante gebeten, ihm die Wahrheit zu sagen, ihm zu sagen, ob seine Mutter gestorben sei. Doch sein Mund wollte die Worte nicht aussprechen. Die Erinnerung an die letzte Krankheit seiner Mutter, als sie gehustet und gehustet hatte, bis sein Vater noch vor Morgengrauen den *dibia* geholt und die jüngere Ehefrau Chioke ihr den Rücken massiert hatte, machte ihm Angst.

»Der Master ist nicht da«, sagte er schließlich. »Aber er wird bald zurück sein.«

»Ich werde auf ihn warten und ihn bitten, dass du nach Hause kommen darfst.«

Er ging ihr in die Küche voraus, wo sich seine Tante setzte und ihm dabei zusah, wie er eine Yamswurzel aufschnitt und die Scheiben dann

Telegram:@shabarsbibliothek

würfelte. Er arbeitete schnell, fieberhaft. Das Sonnenlicht, das durch das Fenster hereinschien, war fast zu hell für den späten Nachmittag, war erfüllt von einem Unheil bringenden Strahlen.

»Geht es meinem Vater gut?«, fragte Ugwu.

»Es geht ihm gut.« Das Gesicht seiner Tante war undurchdringlich, ihre Stimme ausdruckslos; es war das Gebaren eines Menschen, der noch mehr schlechte Nachrichten auf Lager hat. Sie schien etwas zu verbergen. Vielleicht war seine Mutter ja tatsächlich tot, vielleicht waren seine beiden Eltern an diesem Morgen tot umgefallen. Ugwu verfiel in ein düsteres Schweigen, während er weiterschnippelte, bis schließlich der Master nach Hause kam, der weiße Tennisdress klebte verschwitzt an seinem Rücken. Er war allein. Ugwu wünschte, auch Olanna wäre nach Hause gekommen, denn er hätte gern ihr Gesicht angeschaut, wenn er sprach.

»Willkommen, Sah.«

»Ja, mein Guter.« Der Master legte den Tennisschläger auf den Küchentisch. »Etwas Wasser, bitte. Heute habe ich all meine Spiele verloren.«

Ugwu hielt das Wasser schon bereit, eiskalt in einem Glas, das auf einem Unterteller stand.

»Guten Abend, Sah«, grüßte seine Tante.

»Guten Abend«, sagte der Master und sah etwas verwirrt aus, als wüsste er nicht genau, wer sie war. »Ach ja. Wie geht es Ihnen?«

Doch bevor sie etwas erwidern konnte, sagte Ugwu: »Meine Mutter ist krank, Sah. Bitte, Sah, wenn ich gleich gehe, um sie zu besuchen, bin ich morgen wieder da.«

»Was?«

Ugwu wiederholte, was er gesagt hatte. Der Master starrte zuerst ihn an und dann den Topf auf dem Ofen. »Bist du mit dem Kochen fertig?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Nein, Sah. Ich koche ganz, ganz schnell, bevor ich gehe. Ich decke den Tisch und richte alles her.«

Der Master wandte sich an Ugwus Tante. »*Gini me?* Was fehlt denn seiner Mutter?«

»Sah?«

»Sind Sie taub?« Der Master zeigte auf sein Ohr, als wüsste Ugwus Tante nicht, was taub bedeute. »Was fehlt seiner Mutter?«

»Sah, ihre Brust steht in Flammen.«

»Brust in Flammen?« Der Master schnaubte. Er trank sein Wasser in einem Zug aus und wandte sich dann auf Englisch an Ugwu. »Zieh dir ein Hemd an und steig ins Auto. Dein Dorf ist doch nicht weit weg, oder? Wir dürften rechtzeitig wieder zurück sein.«

»Sah?«

»Zieh dir ein Hemd an und steig ins Auto!« Der Master kritzelte etwas auf die Rückseite eines Flugblatts und ließ es auf dem Tisch liegen. »Wir bringen deine Mutter hierher, und Patel soll sie sich anschauen.«

»Ja, Sah.«

Ugwu fühlte sich zerbrechlich, als er neben seiner Tante und dem Master zum Auto ging. Es kam ihm vor, als wären seine Glieder Besenstiele, solche von der Sorte, die während des Harmattan gerne zerbricht. Die Fahrt zum Dorf verlief größtenteils in Schweigen. Als sie an einigen Höfen vorbeifuhren, wo Mais und Maniok in dichten Reihen gepflanzt waren wie säuberlich geflochtene Zöpfchen, sagte der Master: »Siehst du? Darauf sollte sich unsere Regierung konzentrieren. Wenn wir lernen, ordentlich zu bewässern, wird es ein Leichtes sein, dieses Land zu ernähren. Dann können wir auch die koloniale Abhängigkeit von Importen überwinden.«

»Ja, Sah.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Und was tun diese Ignoranten in der Regierung stattdessen? Sie lügen und stehlen. Ein paar von meinen Studenten haben sich der Gruppe angeschlossen, die heute Morgen nach Lagos gefahren ist, um zu demonstrieren, weißt du.«

»Ja, Sah«, sagte Ugwu. »Warum demonstrieren sie, Sah?«

»Gegen die Volkszählung«, sagte der Master. »Die Zählung war ein Desaster, alle haben irgendwelche Zahlen gefälscht. Und Balewa wird nichts dagegen unternehmen, weil er genauso schuldig ist wie die anderen. Aber wir müssen uns wehren!«

»Ja, Sah«, erwiderte Ugwu, und inmitten seiner Sorge um seine Mutter empfand er auch einen Anflug von Stolz, weil er wusste, dass die Tante mit großen Augen hörte, wie er mit seinem Master ins Gespräch vertieft war. Und das auf Englisch! Sie blieben ein Stück vor der Hütte der Familie stehen.

»Hol rasch die Sachen deiner Mutter«, sagte der Master. »Ich bekomme heute Abend Besuch von Freunden aus Ibadan.«

»Ja, Sah!«, riefen Ugwu und seine Tante im Chor.

Ugwu kletterte aus dem Wagen und blieb stehen. Seine Tante stürzte in die Hütte, und kurz darauf kam sein Vater heraus. Seine Augen waren rot gerändert, und er sah noch buckliger aus, als Ugwu ihn in Erinnerung hatte. Er kniete im Staub nieder und umklammerte die Beine des Masters. »Danke, Sah. Danke, Sah. Möge ein anderer das auch für Sie tun.«

Der Master trat einen Schritt zurück, und Ugwu sah, wie sein Vater aus dem Gleichgewicht geriet und fast nach hinten umfiel. »Stehen Sie auf, *kunie*«, sagte der Master. Chioke kam aus der Hütte. »Das ist meine andere Ehefrau, Sah«, sagte sein Vater und rappelte sich auf. Chioke umklammerte die Hand des Masters mit beiden Händen und schüttelte sie. »Danke, Herr.

Telegram:@shabarsbibliothek

Deje!« Sie lief zurück in die Hütte und kam mit einer kleinen Ananas zurück, die sie dem Master in die Hand drückte.

»Nein, nein«, sagte der Master und schob die Ananas in ihre Hand zurück. »Die hiesigen Ananas sind zu säurehaltig, sie verbrennen mir den Mund.«

Die Dorfkinder scharten sich um das Auto, um hineinzuschauen, und strichen ehrfürchtig mit den Fingern über die blaue Karosserie. Ugwu verscheuchte sie. Er wünschte, Anulika wäre daheim, damit sie zusammen mit ihm in die Hütte ihrer Mutter gehen könnte. Er wünschte, Nnesinachi würde genau in diesem Moment vorbeikommen, seine Hand nehmen und ihn in das kleine Wäldchen am Fluss führen, ihr Wickeltuch aufbinden und ihm ihre Brüste anbieten, sie mit den Händen packen und ihm hinhalten. Die Kinder schnatterten laut. Auch einige Frauen standen da, mit verschränkten Armen, und sprachen leise. Sein Vater fragte den Master mehrmals, ob er Kolanuss wolle, Palmwein, einen Hocker zum Draufsitzen, etwas Wasser, und der Master sagte immer nur nein, nein, nein. Ugwu wünschte sich, sein Vater würde den Mund halten. Er ging zur Hütte und schaute hinein. Im Dämmerlicht traf sich sein Blick mit dem seiner Mutter. Sie sah verschrumpelt aus.

»Ugwu«, sagte sie. »*Nno*, willkommen.«

»*Deje*«, sagte er und schaute schweigend zu, wie die Tante ihr half, das Wickeltuch um ihre Taille zu binden, und sie dann hinausführte.

Ugwu war gerade dabei, seiner Mutter in den Wagen zu helfen, als der Master sagte: »Tritt beiseite, mein Guter.« Der Master stützte sie beim Einsteigen und sagte ihr, sie solle sich auf den Rücksitz legen, sich so weit wie möglich ausstrecken. Ugwu wünschte, der Master würde seine Mutter nicht berühren, weil ihre Kleider muffig und nach Alter rochen und weil er nicht wusste, dass ihr der Rücken weh tat, dass ihr Tarofeld immer nur

Telegram:@shabarsbibliothek

wenig Ernte brachte und dass ihre Brust tatsächlich in Flammen stand, wenn sie hustete. Was wusste der Master denn überhaupt von ihr, er, der nichts anderes tat, als abends mit seinen Freunden herumzukrakeelen und Brandy zu trinken?

»Machen Sie’s gut, wir lassen Ihnen eine Nachricht zukommen, wenn ein Doktor sie angeschaut hat«, sagte der Master zu Ugwus Vater und der Tante, bevor sie wegfuhren.

Ugwu versuchte, nicht zu seiner Mutter nach hinten zu schauen; er kurbelte sein Fenster herunter, damit die Luft laut an seinen Ohren vorbeizischte und ihn ablenkte. Als er sich schließlich doch zu ihr herumdrehte, kurz bevor sie auf den Campus fuhren, blieb ihm fast das Herz stehen, als er ihre geschlossenen Augen sah, ihre schlaffen Lippen. Doch ihre Brust hob und senkte sich. Sie atmete. Ugwu stieß langsam die Luft aus und dachte an jene kalten Abende zurück, wenn sie hustete und hustete und er an die harte Wand ihrer Hütte gelehnt stand und seinem Vater zuhörte und Chioke, die sie drängten, ihre Medizin zu nehmen.

Olanna machte die Tür auf. Sie trug eine Schürze, die vorne einen Ölfleck hatte. Seine Schürze. Sie küsste den Master. »Ich habe Patel gebeten zu kommen«, sagte sie und wandte sich dann an Ugwus Mutter. »Mama, *kedu*?«

»Mir geht es gut, danke«, wisperte seine Mutter. Sie schaute sich in dem Zimmer um und schien beim Anblick der Sofas, der Musiktruhe und der Vorhänge noch weiter zu schrumpfen.

»Ich bringe sie ins Zimmer«, sagte Olanna. »Ugwu, mach du bitte alles in der Küche fertig und deck den Tisch.«

»Ja, Mah.«

In der Küche rührte Ugwu in dem Topf mit der Pfeffersuppe. Die ölige Brühe bildete Schlieren, heiße, würzige Düfte stiegen auf und kitzelten ihn

Telegram:@shabarsbibliothek

in der Nase. Fleisch- und Kuttelstücke schwammen in der Suppe. Aber er achtete gar nicht darauf. Er strengte sich an, etwas zu hören. Es dauerte lange, viel zu lange, seit Olanna seine Mutter mit hineingenommen hatte und Doktor Patel zu ihnen gegangen war. Vom Pfeffer wurden seine Augen wässrig. Er erinnerte sich an jenes letzte Mal, als sie der Husten wieder krank gemacht hatte, wie sie aufgeschrien hatte, sie habe kein Gefühl mehr in den Beinen, und wie der *dibia* sie aufgefordert hatte, den bösen Geistern zu sagen, sie sollten sie in Ruhe lassen. »Sag ihnen, deine Zeit ist noch nicht gekommen! *Gwa ha kita!* Sag es ihnen jetzt!«, hatte er sie gedrängt.

»Ugwu!«, rief der Master. Seine Freunde waren eingetroffen. Ugwu ging ins Wohnzimmer, und seine Hände arbeiteten ganz mechanisch, während er Kolanüsse und Alligatorpfeffer verteilte, Flaschen öffnete, Eis schaufelte, die dampfenden Schalen mit Pfeffersuppe auf den Tisch stellte. Danach setzte er sich in die Küche, pulte an seinen Fußnägeln und versuchte, sich vorzustellen, was gerade im Schlafzimmer vorging. Aus dem Wohnzimmer war deutlich die laute Stimme des Masters zu hören. »Keiner sagt, es sei gut, Eigentum der Regierung anzuzünden, aber dass die dann die Armee schicken, um zu töten, nur damit die Ordnung wiederhergestellt wird? Die Tiv sind für nichts und wieder nichts gestorben. Für nichts! Balewa hat den Verstand verloren.«

Ugwu wusste nicht, wer die Tiv waren, aber bei dem Wort »gestorben« durchfuhr ihn ein Schauder. »Deine Zeit ist noch nicht gekommen«, flüsterte er. »Noch nicht gekommen.«

»Ugwu?« Olanna stand an der Küchentür.

Er sprang vom Hocker hoch. »Mah? Mah?«

»Du brauchst dir keine Sorgen um sie zu machen. Doktor Patel sagt, es sei eine Infektion, und sie wird wieder gesund.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Oh.« Ugwu war so erleichtert, dass er fürchtete abzuheben, wenn er auch nur ein Bein bewegte. »Danke, Mah.«

»Stell den Rest der Gemüsesuppe in den Kühlschrank.«

»Ja, Mah.« Ugwu sah ihr hinterher, wie sie ins Wohnzimmer zurückkehrte. Die Stickerei auf ihrem enganliegenden Kleid schimmerte, und einen Moment lang sah sie aus wie ein wohlgeformter Geist, der dem Meer entstiegen ist.

Die Gäste lachten jetzt. Ugwu spähte ins Wohnzimmer. Viele von ihnen saßen nicht mehr aufrecht, sondern zusammengesunken auf ihren Sitzen, vom Alkohol besänftigt, erfüllt von ihren Gedanken. Der Abend ging zu Ende. Die Gespräche würden sich sanfteren Themen wie Tennis und Musik zuwenden, dann würden sie aufstehen und laut über Dinge kichern, die nicht lustig waren, zum Beispiel über die Vordertür, die sich nicht richtig öffnen ließ, und die Nachtfledermäuse, die zu tief flogen. Er wartete, bis Olanna ins Bad und der Master in sein Arbeitszimmer gegangen waren, bevor er seine Mutter besuchte, die wie ein Kind zusammengerollt auf dem Bett lag und schlief.

Am nächsten Morgen leuchteten ihre Augen. »Ich bin gesund«, sagte sie. »Die Medizin, die der Doktor mir gegeben hat, hat sehr viel Kraft. Aber was mich umbringt, ist dieser Geruch.«

»Was für ein Geruch?«

»In ihrem Mund. Ich habe es gerochen, als deine Madam und dein Master mich heute Morgen besuchen kamen, und auch, als ich mich erleichtern war.«

»Ach das. Das ist Zahnpasta. Die nehmen wir, um unsere Zähne zu putzen.« Das »wir« sagte Ugwu voller Stolz, damit seine Mutter wusste, dass auch er diese Paste benutzte. Sie sah nicht besonders beeindruckt aus, sondern schnalzte ungehalten mit den Fingern und nahm ihr Zahnstäbchen

Telegram:@shabarsbibliothek

in die Hand. »Und was ist gegen das gute alte *atu* zu sagen? Von dem Geruch kommt es mir fast hoch. Wenn ich noch länger hierbleibe, kann ich wegen dieses Geruchs nichts bei mir behalten.«

Trotzdem sah seine Mutter beeindruckt aus, als Ugwu ihr erzählte, dass er im Dienstbotenquartier wohnte. Es war, als hätte man ihm sein eigenes Haus zugewiesen, ganz für ihn allein. Sie bat ihn, ihr die Unterkunft zu zeigen, staunte darüber, dass sie größer war als ihre eigene Hütte, und später bestand sie darauf, ihm in der Küche zu helfen, da es ihr schon viel bessergehe. Er schaute ihr zu, wie sie tief gebeugt den Boden wischte, und erinnerte sich daran, wie sie Anulika manchmal auf den Po gehauen hatte, weil sie sich beim Putzen nicht tief genug bückte. »Isst du Pilze oder was? Wisch wie eine Frau!«, pflegte sie dann zu sagen, und Anulika brummelte, der Besen sei zu kurz, und es sei nicht ihre Schuld, wenn die Leute zu geizig waren, längere Besen zu kaufen. Plötzlich wünschte Ugwu, Anulika wäre hier, ebenso die kleinen Kinder und die Klatschweiber aus seiner *umunna*. Er wünschte sich, sein ganzes Dorf wäre hier, damit er an ihren mitternächtlichen Gesprächen und Streitigkeiten teilnehmen könnte, aber im Haus des Masters mit fließendem Wasser, Kühlschrank und Herd wohnen wollte er auch.

»Morgen gehe ich nach Hause«, sagte seine Mutter.

»Du solltest noch ein paar Tage bleiben und dich ausruhen.«

»Morgen gehe ich. Ich werde deinem Master und der Herrin danken, wenn sie zurückkommen, und ihnen sagen, dass es mir gut genug geht, um nach Hause zurückzukehren. Möge ein anderer das für sie tun, was sie für mich getan haben.«

Am Morgen ging Ugwu mit ihr bis zum Ende der Odim Street. So schnell hatte er sie noch nie gehen sehen, trotz des verschlungenen Bündels,

Telegram:@shabarsbibliothek

das sie auf dem Kopf balancierte, und noch nie war ihm ihr Gesicht so faltenfrei erschienen.

»Bleib gesund, mein Sohn«, sagte sie und drückte ihm ein Zahnstäbchen in die Hand.

An dem Tag, als die Mutter des Masters aus dem Dorf eintraf, bereitete Ugwu einen Jollof-Reis mit viel Pfeffer zu. Er mischte den weißen Reis unter die Tomatensoße, schmeckte ab, legte den Deckel auf und stellte die Hitze herunter. Dann ging er wieder hinaus. Jomo hatte seinen Rechen an die Wand gelehnt, saß auf der Treppe und aß eine Mango.

»Was du da kochst, riecht sehr gut«, sagte Jomo.

»Das ist für die Mutter meines Masters, Jollof-Reis mit Brathuhn.«

»Ich hätte dir von meinem Fleisch abgeben sollen. Das wäre besser gewesen als das Huhn.« Jomo wies auf die Tasche, die hinten auf seinem Fahrrad festgebunden war. Er hatte Ugwu das kleine, pelzige Tier gezeigt, das in frische Blätter eingewickelt war.

»Ich kann hier doch kein Buschfleisch zubereiten!«, sagte Ugwu lachend auf Englisch.

Jomo schaute ihm ins Gesicht. »*Dianyi*, du redest schon Englisch wie die Kinder der Dozenten!«

Ugwu nickte, glücklich über das Kompliment und darüber, dass Jomo nie erfahren würde, wie jene Kinder mit ihrer gecremten Haut und ihrem mühelosen Englisch kicherten, wann immer Missis Oguike ihm eine Frage stellte, bloß wegen seiner Aussprache und weil sein Buschakzent so stark war.

»Harrison sollte einmal vorbeikommen und von jemandem gutes Englisch hören, der nicht damit prahlt«, sagte Jomo. »Er glaubt nämlich, er

Telegram:@shabarsbibliothek

weiß alles, bloß weil er bei einem weißen Mann lebt. *Onye nzuzu!* So ein Dummkopf!«

»Ein richtiger Dummkopf!«, sagte Ugwu. Ebenso vehement war seine Zustimmung am letzten Wochenende gewesen, als Harrison gesagt hatte, Jomo sei ein Dummkopf.

»Gestern hat dieser alte Ziegenbock den Wassertank abgeschlossen und sich geweigert, mir den Schlüssel zu geben«, sagte Jomo. »Er sagte, ich verschwende Wasser. Ist es etwa sein Wasser? Und was soll ich Mister Richard sagen, wenn seine Pflanzen eingehen?«

»Das ist schlecht.« Ugwu schnippte mit den Fingern, um zu zeigen, wie schlecht. Der letzte Streit zwischen den beiden Männern war gewesen, als Harrison den Rasenmäher versteckt und Jomo erst verraten hatte, wo er war, als Jomo Mister Richards Hemd, das voller Vogeldreck war, noch einmal gewaschen hatte. Immerhin seien es Jomos nutzlose Blumen, die die Vögel anlockten. Ugwu hatte beide Männer unterstützt. Jomo gegenüber hatte er erklärt, es sei nicht richtig gewesen von Harrison, den Rasenmäher zu verstecken, und zu Harrison hatte er später gesagt, Jomo hätte die Blumen dort gar nicht erst pflanzen sollen, weil bekannt sei, dass sie Vögel anlockten. Eigentlich waren Ugwu Jomos feierliche Art und seine erfundenen Geschichten lieber. Harrison wiederum, mit seinem hartnäckig falschen Englisch, steckte auf rätselhafte Weise voller Wissen über Dinge, die fremd und anders waren. Diese Dinge wollte Ugwu gerne erfahren. Deshalb pflegte er Freundschaft mit beiden Männern; er war zu einem Schwamm geworden, der viel aufsaugte und wenig abgab.

»Eines Tages werde ich Harrison ernsthaft weh tun, *maka Chukwu*«, sagte Jomo. Er warf den Mangokern weg, von dem er das orangerote Fruchtfleisch so säuberlich abgelutscht hatte, dass er schneeweiß war. »Jemand klopft an die Vordertür.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Oh. Sie ist gekommen. Das muss die Mutter meines Masters sein.« Ugwu eilte nach drinnen. Jomos Abschiedsgruß hörte er kaum.

Die Mutter des Masters war genauso stämmig gebaut wie er, auch die dunkle Haut und die strotzende Energie ihres Sohnes hatte sie; vermutlich würde sie nie Hilfe dabei brauchen, wenn sie ihren Wassertopf schleppte oder einen Stapel Feuerholz von ihrem Kopf hob. Ukwu war überrascht, als er die junge Frau sah, die mit gesenktem Blick neben ihr stand, mehrere Taschen in der Hand. Er hatte erwartet, sie würde allein kommen. Er hatte auch erwartet, sie würde etwas später kommen, wenn der Reis fertig war.

»Willkommen, Mama, *nno*«, sagte er. Er nahm der jungen Frau die Taschen ab. »Willkommen, Tante, *nno*.«

»Bist du der, der Ugwu heißt? Wie geht's?«, fragte die Mutter des Masters und klopfte ihm auf die Schulter.

»Gut, Mama. Ist Ihre Reise gut verlaufen?«

»Ja. *Chukwu du anyi.* Gott hat uns geleitet.« Sie schaute die Musiktruhe an. Ihr Wickeltuch aus grünem Brokat lag steif auf ihrer Leibesmitte und ließ ihre Hüften sehr breit aussehen. Sie trug das Tuch nicht mit der Selbstverständlichkeit der Frauen auf dem Campus, der Frauen, die daran gewöhnt waren, Korallenketten und goldene Ohrringe zu tragen. Ugwu vermutete, auch seine Mutter hätte ein solch feines Tuch so getragen – unsicher, als könnte sie gar nicht glauben, nicht mehr arm zu sein.

»Wie geht es dir, Ugwu?«, fragte sie noch einmal.

»Mir geht es gut, Mama.«

»Mein Sohn hat mir erzählt, wie gut du dich machst.« Sie fasste nach oben, um ihren grünen Kopfschmuck zurechtzurücken, den sie so tief im Gesicht trug, dass er fast ihre Augenbrauen bedeckte.

»Ja, Mama.« Ugwu schlug bescheiden die Augen nieder.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Gott schütze dich. Dein *chi* wird alle Steine brechen, die in deinem Weg liegen. Hörst du?« Sie klang wie der Master, so klangvoll und gebieterisch.

»Ja, Mama.«

»Kommt mein Sohn bald zurück?«

»Sie kommen am Abend zurück. Sie haben gesagt, Sie sollen sich ausruhen, Mama, wenn Sie kommen. Ich koche Reis und Hühnchen.«

»Ausruhen?« Sie lächelte und trat in die Küche. Ugwu sah zu, wie sie ihre Lebensmittel auspackte – getrockneten Fisch und Taro und Gewürze und Bitterspinat. »Komme ich nicht von einer Farm?«, fragte sie. »Wenn ich mich ausruhe, dann hier. Ich habe die Zutaten mitgebracht, um meinem Sohn eine anständige Suppe zuzubereiten. Ich weiß, du gibst dir Mühe, aber du bist nur ein Junge. Was weiß ein Junge schon darüber, wie man richtig kocht?«

Sie grinste und wandte sich an die jüngere Frau, die an der Tür stand, die Arme verschränkt und den Blick immer noch gesenkt, als wartete sie auf Anweisungen. »Ist es nicht so, Amala? Gehört ein Junge in die Küche?«

»*Kpa,* Mama, nein«, sagte Amala. Sie hatte eine schrille Stimme.

»Siehst du, Ugwu? Ein Junge gehört nicht in die Küche.« Die Mutter des Masters klang triumphierend. Sie stand am Küchentresen und war bereits dabei, etwas von dem getrockneten Fisch aufzubrechen und die nadelfeinen Gräten zu entfernen.

»Ja, Mama.« Es überraschte Ugwu, dass sie weder um ein Glas Wasser gebeten hatte noch zuerst ins Zimmer gegangen war, um sich umzuziehen. Nun schaute sie sich in der Küche um. Sie betrachtete argwöhnisch den Herd, klopfte mit dem Fingerknöchel an den Dampfdrucktopf, betastete die Töpfe.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Aha! Mein Sohn verschwendet Geld für diese teuren Dinge«, sagte sie. »Findest du nicht auch, Amala?«

»Ja, Mama«, sagte Amala.

»Die gehören meiner Madam, Mama. Sie hat viele Dinge aus Lagos mitgebracht«, sagte Ugwu. Es ärgerte ihn, dass sie davon ausging, alles hier gehöre dem Master, dass sie das Kommando über seine Küche übernahm und seinen perfekten Jollof-Reis mit Hühnchen mit Missachtung strafte.

Die Mutter des Masters antwortete nicht. »Amala, komm und bereite den Taro zu«, sagte sie.

»Ja, Mama.« Amala schaute hilflos den Herd an.

»Ugwu, mach das Feuer für sie an. Wir sind Leute aus dem Dorf und kennen nur Feuerholz!«, sagte die Mutter des Masters mit einem kurzen Lachen.

Weder Ugwu noch Amala lachten mit. Ugwu schaltete den Herd an. Die Mutter des Masters warf sich ein Stück Trockenfisch in den Mund. »Stell für mich Wasser auf, Ugwu. Und schneide dann diese *ugu*-Blätter für die Suppe.«

»Ja, Mama.«

»Gibt es hier im Haus ein scharfes Messer?«

»Ja, Mama.«

»Nimm es und schnippele die *ugu* damit.«

Ugwu setzte sich mit einem Schneidebrett hin. Er wusste, dass sie ihn beobachtete. Als er begann, die fasrigen Kürbisblätter zu schneiden, schrie sie auf: »Oje, oje! Schneidest du so *ugu*? *Alu melu!* Viel kleiner! So wie du das machst, kannst du die Blätter auch gleich ganz in die Suppe tun.«

»Ja, Mama.« Ugwu begann, die Blätter so dünn aufzuschneiden, dass sie brechen würden, sobald sie in die Suppe kamen.

Telegram:@shabarsbibliothek

»So ist’s besser«, sagte die Mutter des Masters. »Verstehst du jetzt, dass Jungen in der Küche nichts zu suchen haben? Nicht einmal *ugu* kannst du richtig schneiden.«

Am liebsten hätte Ugwu gesagt: Natürlich kann ich *ugu* schneiden. Ich kann viele Dinge in der Küche besser als Sie, aber stattdessen erklärte er: »Meine Madam und ich, wir schneiden das Gemüse gar nicht, wir zerrupfen es mit der Hand, damit die Nährstoffe besser zur Geltung kommen.«

»Deine Madam?« Die Mutter des Masters hielt inne. Es schien, als wollte sie noch etwas sagen, hielte sich aber zurück. Der Dampf aus dem Topf hing in der Luft. »Zeig Amala den Mörser, damit wir den Taro zerstoßen können«, sagte sie schließlich.

»Ja, Mama.« Ugwu rollte den hölzernen Stößel unter dem Tisch hervor und spülte ihn gerade ab, als Olanna nach Hause kam. Sie stand in der Küchentür; ihr Kleid passte perfekt, und ihr lächelndes Gesicht leuchtete.

»Mama!«, sagte sie. »Willkommen, *nno.* Ich bin Olanna. War Ihre Reise gut?« Sie streckte die Arme aus, um die Mutter des Masters zu umarmen. Eigentlich wollte sie die Arme ganz um sie schließen, doch die Mutter des Masters behielt ihre Arme bei sich und erwiderte Olannas Geste nicht.

»Ja, unsere Reise ist gut verlaufen«, sagte sie.

»Guten Tag«, sagte Amala.

»Willkommen.« Olanna schloss Amala kurz in ihre Arme und fragte, an die Mutter des Masters gewandt: »Ist das Odenigbos Verwandte von zu Hause, Mama?«

»Amala hilft mir im Haus«, sagte die Mutter des Masters. Sie hatte Olanna den Rücken zugedreht und rührte in der Suppe.

»Mama, kommen Sie, setzen wir uns doch. *Bia nodu ana.* Sie sollten sich nicht um die Küche kümmern. Sie sollten sich ausruhen. Lassen Sie Ugwu das machen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich möchte meinem Sohn eine anständige Suppe kochen.«

Eine kurze Pause trat ein, dann sagte Olanna: »Natürlich, Mama.« Sie sprach jetzt den Igbo-Dialekt, den Ugwu auch gehört hatte, als die Cousins des Masters zu Besuch gewesen waren. Sie lief in der Küche umher, begierig darauf, etwas zu tun, das der Mutter des Masters gefiel, aber es schien ihr nichts Rechtes einzufallen. Sie hob den Deckel vom Reistopf und schloss ihn wieder. »Lassen Sie mich wenigstens helfen, Mama. Ich gehe mich nur rasch umziehen.«

»Ich habe gehört, dass du nicht an deiner Mutterbrust getrunken hast«, sagte die Mutter des Masters.

Olanna blieb stehen. »Was?«

»Es heißt, du hast nicht an der Brust deiner Mutter getrunken.« Die Mutter des Masters drehte sich zu Olanna um. »Bitte geh zurück und sag denen, die dich geschickt haben, dass du meinen Sohn nicht finden konntest. Sag den anderen Hexen, du hast ihn nicht gesehen.«

Olanna starrte sie an. Die Mutter des Masters hatte die Stimme erhoben, als würde Olannas Schweigen sie dazu zwingen zu schreien. »Hast du mich gehört? Sag ihnen, dass bei meinem Sohn keine normale Medizin wirkt. Er wird keine abnorme Frau heiraten, da musst du zuerst mich umbringen. Nur über meine Leiche!« Die Mutter des Masters klatschte in die Hände, stieß ein Johlen aus und schlug sich dabei mit der Hand vor den Mund, damit der Klang widerhallte.

»Mama …«, hob Olanna an.

»Das Mama kannst du dir schenken«, sagte die Mutter des Masters. »Ich sagte, das Mama kannst du dir schenken. Lass einfach meinen Sohn in Ruhe. Sag den anderen Hexen, dass du ihn nicht gefunden hast!« Sie öffnete die Hintertür, ging hinaus und schrie: »Hallo, Nachbarn! Im Haus meines Sohnes ist eine Hexe! Nachbarn!« Ihre Stimme war schrill. Ugwu

Telegram:@shabarsbibliothek

hätte sie am liebsten geknebelt oder ihr den Mund mit dem geschnittenen Gemüse vollgestopft. Die Suppe brannte an.

»Mah? Wollen Sie hier im Zimmer bleiben?«, fragte er und ging auf Olanna zu.

Olanna schien sich langsam wieder zu fangen. Sie schob sich ein Zöpfchen hinters Ohr, nahm ihre Tasche vom Tisch und ging auf die Eingangstür zu. »Sag deinem Master, ich bin in meine Wohnung gefahren«, sagte sie.

Ugwu folgte ihr bis zur Tür und schaute zu, wie sie ins Auto stieg und wegfuhr. Sie winkte nicht. Im Hof war es still; keine Schmetterlinge flatterten zwischen den weißen Blüten hin und her. Wieder in der Küche, hörte Ugwu zu seiner Überraschung, dass die Mutter des Masters begonnen hatte, ein sanftes, melodiöses Kirchenlied zu singen. *»Nya nya oya mu ga-ana. Na m metu onu uwe ya aka …«*

Sie hörte auf zu singen und räusperte sich. »Wo ist diese Frau hin?«

»Ich weiß es nicht, Mama«, sagte Ugwu. Er ging zum Spülbecken und fing an, sauberes Geschirr in den Schrank zu räumen. Er hasste das starke Aroma ihrer Suppe, das die Küche erfüllte; wenn sie wieder weg war, würde er als Allererstes die Vorhänge waschen, denn dieser Geruch würde sich festsetzen.

»Deshalb bin ich gekommen, weil es heißt, sie hat meinen Sohn unter Kontrolle«, sagte die Mutter des Masters und rührte in der Suppe. »Kein Wunder, dass mein Sohn immer noch nicht geheiratet hat, während seine Schulkameraden schon ihre Kinder zählen. Sie hat ihre Zauberkraft angewendet, um ihn bei sich zu halten. Ich habe gehört, dass ihr Vater in Umunnachi einer Familie von faulen Bettlern angehörte, bis er eine Anstellung als Steuereintreiber bekam und anfing, hart arbeitenden Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen. Jetzt hat er mehrere Firmen aufgemacht,

Telegram:@shabarsbibliothek

läuft in Lagos herum und spielt den großen Mann. Ihre Mutter ist um keinen Deut besser. Wie kommt eine Frau dazu, ihre Kinder einer anderen zum Stillen zu geben, wenn sie selbst kerngesund ist? Ist das normal, *gbo*, Amala?«

»Nein, Mama.« Amalas Augen waren starr auf den Boden gerichtet, als suchte sie dort nach Mustern.

»Ich habe gehört, als sie aufwuchs, hat sie Diener gehabt, die ihr den *ike* abwischten, wenn sie mit dem Kacken fertig war. Und dann haben die Eltern sie auch noch an die Universität geschickt. Warum? Zu viel Schulbildung ruiniert eine Frau, das weiß doch jeder. Davon kriegt sie nur Flausen im Kopf und fängt an, ihren Mann zu beleidigen. Was für eine Ehefrau soll so eine abgeben?« Die Mutter des Masters nahm einen Zipfel ihres Wickeltuchs und wischte sich damit den Schweiß von der Stirn. »Diese Mädchen, die an die Universität gehen, rennen so lange den Männern hinterher, bis ihre Körper nutzlos geworden sind. Niemand weiß, ob sie Kinder kriegen kann. Weißt du es? Weiß überhaupt irgendjemand es?«

»Nein, Mama«, sagte Amala.

»Weiß es jemand, Ugwu?«

Ugwu stellte mit lautem Klirren einen Teller auf den Tisch und tat so, als hätte er sie nicht gehört. Sie kam zu ihm herüber und klopfte ihm auf die Schulter. »Mach dir keine Sorgen, mein Sohn wird eine gute Frau finden, und wenn er geheiratet hat, wird er dich nicht wegschicken.«

Vielleicht wurde die Frau ja schneller müde, wenn er ihr beipflichtete, und hielt dann endlich den Mund. »Ja, Mama«, sagte er.

»Ich weiß, wie hart mein Sohn gearbeitet hat, um dorthin zu kommen, wo er ist, und das alles darf nicht verschwendet werden an so eine liederliche Person.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Nein, Mama.«

»Mir ist es gleichgültig, wo die Frau herkommt, die mein Sohn heiraten wird. Ich bin nicht wie diese Mütter, die unbedingt Frauen aus ihrem eigenen Dorf für ihre Söhne finden wollen. Bloß keine Wawa soll es sein, und natürlich auch keine von diesen Imo oder Aro. Die haben ja einen derartigen Dialekt, dass man sich fragt, wer ihnen gesagt hat, dass wir alle zum Volk der Igbo gehören.«

»Ja, Mama.«

»Ich lasse es nicht zu, dass diese Hexe die Kontrolle über ihn bekommt. Sie wird keinen Erfolg haben. Wenn ich nach Hause komme, werde ich den *dibia* Nwafor Agbada aufsuchen; bei uns in der Gegend ist der Mann berühmt für seine Medizin.«

Ugwu stutzte. Er kannte viele Geschichten von Menschen, die Medizin vom *dibia* erhalten hatten: von der kinderlosen ersten Frau, die den Leib der zweiten Frau verstopfte, damit diese auch keine Kinder bekam; von der Frau, die den wohlhabenden Sohn des Nachbarn wahnsinnig werden ließ; von dem Mann, der seinen Bruder wegen einer Landstreitigkeit tötete. Vielleicht würde die Mutter des Masters ja Olannas Leib verstopfen, sie zum Krüppel machen oder, noch beängstigender, sie sogar töten.

»Ich komme gleich wieder, Mama. Mein Master hat mir aufgetragen, zum Kiosk zu gehen«, sagte Ugwu und lief rasch zur Hintertür hinaus, bevor sie etwas sagen konnte. Das alles musste er dem Master sagen. Bisher war er erst einmal in seinem Büro gewesen, zusammen mit Olanna, die mit dem Auto dort vorbeigefahren und etwas abgeholt hatte, aber er war sich sicher, es finden zu können. Es lag in der Nähe vom Zoo, den seine Klasse kürzlich besucht hatte. Sie waren im Gänsemarsch hinter Missis Oguike hergelaufen, er ganz am Schluss, weil er der Größte war.

Telegram:@shabarsbibliothek

An der Ecke Mbanefo Street sah er das Auto des Masters auf sich zufahren. Der Master hielt an.

»Das ist doch nicht der Weg zum Markt, mein Guter, oder?«

»Nein, Sah. Ich wollte zu Ihrem Büro.«

»Ist meine Mutter angekommen?«

»Ja, Sah. Sah, es ist etwas passiert.«

»Was?«

Ugwu erzählte dem Master vom Nachmittag, fasste rasch zusammen, was beide Frauen gesagt hatten, und schloss mit dem, was am allerschrecklichsten war: »Mama sagte, sie wird zum *dibia* gehen, Sah.«

»Was für ein Blödsinn«, sagte der Master. »*Ngwa*, steig ins Auto. Du kannst gleich mit mir zurückfahren.«

Ugwu war schockiert, dass der Master nicht schockiert war, dass er den Ernst der Lage nicht begriff, und fügte deshalb hinzu: »Es war ganz schlimm, Sah. Sehr schlimm. Mama hat die Madam fast geohrfeigt.«

»Was? Sie hat Olanna geohrfeigt?«, fragte der Master.

»Nein, Sah.« Ugwu hielt inne; vielleicht war er etwas zu weit gegangen. »Aber es sah so aus, als wollte sie meine Madam gleich schlagen.«

Das Gesicht des Masters entspannte sich. »Mit der Vernunft hat es die Frau nie besonders gehabt«, sagte er auf Englisch und schüttelte den Kopf. »Steig ein, wir fahren.«

Aber Ugwu wollte nicht in den Wagen steigen. Er wollte, dass der Master wendete und direkt zu Olanna in die Wohnung fuhr. Sein Leben war sicher und verlief in ruhigen Bahnen; man musste die Mutter des Masters daran hindern, dass sie die Dinge durcheinanderbrachte. Und der erste Schritt dazu war, dass der Master zu Olanna fuhr und sie besänftigte.

»Steig ins Auto«, sagte der Master noch einmal und langte über den Beifahrersitz zur Tür, um zu prüfen, ob die Tür verschlossen war.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Aber, Sah. Ich dachte, Sie fahren jetzt zu meiner Madam.«

»Steig ein, du Ignorant!«

Ugwu machte die Tür auf, kletterte auf den Sitz, und der Master fuhr zurück in die Odim Street.

Telegram:@shabarsbibliothek

5

Olanna schaute Odenigbo eine Weile durch die Glasscheibe an, bevor sie die Tür öffnete. Während er hereinkam, schloss sie die Augen, als wollte sie sich dem Genuss verweigern, den es ihr sonst immer bereitete, wenn ihr der Duft seines Old Spice in die Nase stieg. Er war in Tenniskleidung und trug die weißen Shorts, mit denen sie ihn oft aufzog, weil sie am Hintern zu stramm saßen.

»Ich hab mit meiner Mutter geredet, sonst wäre ich eher gekommen«, sagte er. Er drückte seine Lippen auf ihren Mund und wies auf den alten *boubou*, den sie trug. »Kommst du nicht mit in den Club?«

»Ich war gerade am Kochen.«

»Ugwu hat mir erzählt, was passiert ist. Es tut mir leid, wie sich meine Mutter benommen hat.«

»Ich musste einfach weg aus … deinem Haus.« Olanna zögerte. Eigentlich hatte sie »unser Haus« sagen wollen.

»Das wäre nicht nötig gewesen, *nkem.* Am besten hättest du sie ignoriert, wirklich.« Er legte eine Ausgabe der Zeitschrift *Drum* auf den Tisch und begann, im Zimmer auf und ab zu gehen. »Ich habe beschlossen, mit Doktor Okoro wegen des Streiks zu reden. Es ist einfach nicht hinzunehmen, dass Balewa und seine Kumpane ihre Forderungen schlichtweg ablehnen, und damit fertig. Einfach inakzeptabel. Wir müssen ihnen zeigen, dass wir sie unterstützen, und dürfen auf keinen Fall zulassen, dass man einen Keil zwischen uns treibt.«

»Deine Mutter hat eine Szene gemacht.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Du bist wütend.« Odenigbo sah verwirrt aus. Er setzte sich auf den Sessel, und ihr fiel zum ersten Mal auf, wie viel Platz zwischen den Möbelstücken blieb, wie karg ihre Wohnung eingerichtet war, wie unbelebt. Ihre Dinge befanden sich in seinem Haus; ihre Lieblingsbücher standen auf den Regalen in seinem Arbeitszimmer. »*Nkem*, ich wusste nicht, dass du das so ernst nehmen würdest. Du siehst doch, dass meine Mutter nicht weiß, was sie tut. Sie ist eine einfache Frau vom Dorf. Das Leben in einer neuen Welt will sie sich mit Fähigkeiten erkaufen, die besser in eine alte Welt passen.« Odenigbo stand auf und machte Anstalten, sie in die Arme zu nehmen, aber Olanna kehrte ihm den Rücken zu und ging in die Küche.

»Du sprichst nie über deine Mutter«, sagte sie. »Du hast mich nie gebeten, mit nach Aba zu kommen, um sie zu besuchen.«

»Ach, hör doch auf, *nkem.* So oft fahre ich auch wieder nicht zu ihr, und das letzte Mal habe ich dich sogar gefragt, aber da bist du nach Lagos gefahren.«

Sie ging zum Herd hinüber und strich mit einem Schwamm über die warme Oberfläche, wieder und wieder, mit dem Rücken zu Odenigbo. Sie hatte das Gefühl, ihm und sich selbst irgendwie unrecht zu tun, indem sie es zuließ, dass das Verhalten seiner Mutter sie in Aufregung versetzte. Eigentlich sollte sie darüberstehen, sollte es abtun als das Geschwätz einer Frau aus dem Dorf und nicht ständig an all die Antworten denken, die sie ihr hätte geben können, statt einfach nur stumm in der Küche zu stehen. Doch sie regte sich auf, und erst recht regte sie sich beim Anblick von Odenigbos Miene auf, als könnte er nicht glauben, dass sie, Olanna, bei weitem nicht von so edler Gesinnung war, wie er gedacht hatte. Er war schuld daran, dass sie sich klein fühlte und auf absurde Weise launenhaft, und sie befürchtete, was noch schlimmer war, dass er recht hatte. Sie befürchtete immer, dass er recht hatte. Einen kurzen, irrationalen Moment

Telegram:@shabarsbibliothek

lang wünschte sie sich, einfach von ihm weggehen zu können. Dann, wieder mit etwas mehr Vernunft, wünschte sie, ihn lieben zu können, ohne ihn zu brauchen. Dass sie ihn brauchte, gab ihm Macht, ohne dass er etwas dafür tun musste, und für sie bedeutete es, keine Wahl zu haben, ein Gefühl, das sie oft empfand, wenn sie mit ihm zusammen war.

»Was hast du gekocht?«, fragte Odenigbo.

»Reis.« Sie spülte den Schwamm aus und legte ihn beiseite. »Gehst du nicht Tennis spielen?«

»Ich dachte, du würdest mitkommen.«

»Mir ist nicht danach.« Olanna drehte sich um. »Warum ist das Verhalten deiner Mutter akzeptabel, weil sie eine Frau vom Dorf ist? Ich kenne Dorffrauen, die sich nicht so benehmen.«

»*Nkem*, das ganze Leben meiner Mutter spielt sich in Aba ab. Weißt du, was das für ein kleines Buschkaff ist? Natürlich fühlt sie sich durch eine gebildete Frau, die mit ihrem Sohn zusammenlebt, bedroht. Natürlich musst du eine Hexe sein. Nur so kann sie die Situation begreifen. Die wirkliche Tragödie unserer postkolonialen Welt ist nicht, dass die Mehrheit der Leute keinen Einfluss darauf hatten, ob sie diese neue Welt wollten oder nicht, sondern dass man dieser Mehrheit nicht die Mittel gegeben hat, mit der neuen Welt umzugehen.«

»Hast du mit ihr darüber gesprochen?«

»Ich sehe darin keinen Sinn. Hör mal, lass uns darüber diskutieren, wenn ich zurück bin. Ich möchte noch Doktor Okoro im Club erwischen. Ich bleibe dann heute Nacht hier.«

Sie hielt im Händewaschen inne. Eigentlich hatte sie sich gewünscht, er würde sie bitten, mit ihm zurück in sein Haus zu kommen, und ihr versprechen, seiner Mutter in ihrer Anwesenheit die Meinung zu sagen.

Telegram:@shabarsbibliothek

Stattdessen hatte er einfach beschlossen, bei ihr in der Wohnung zu bleiben, als wäre er ein kleiner Junge, der Angst vor seiner Mutter hat.

»Nein«, sagte sie.

»Was?«

»Ich sagte nein.« Sie ging ins Wohnzimmer, ohne sich die Hände abzutrocknen. Die Wohnung kam ihr plötzlich zu klein vor.

»Was ist los mit dir, Olanna?«

Sie schüttelte den Kopf. Sie würde es nicht zulassen, dass er ihr das Gefühl vermittelte, etwas sei nicht in Ordnung mit *ihr.* Es war ihr gutes Recht, wütend zu sein und sich ihre Demütigung nicht aus einer falsch verstandenen intellektuellen Überlegenheit heraus kleinreden zu lassen, und sie würde dieses Recht einfordern. »Geh«, sagte sie und wies auf die Tür. »Geh und spiel dein Tennis und komm nicht wieder hierher.«

Sie sah ihm zu, wie er aufstand und ging. Er knallte die Tür hinter sich zu. Einen Streit hatten sie noch nie gehabt; wenn sie nicht seiner Meinung war, hatte er sich nie so ungeduldig gezeigt wie bei anderen. Vielleicht lag es aber auch nur daran, dass er ihr einfach ihren Willen ließ und von vornherein keine großen Stücke auf ihre Meinung hielt. Ihr war schwindelig. Sie saß allein an ihrem nackten Esszimmertisch – selbst ihre Platzdeckchen befanden sich bei ihm im Haus – und aß den Reis. Er schmeckte fad, überhaupt nicht wie der von Ugwu. Sie drehte das Radio an. Sie vermeinte, in der Decke ein Rascheln zu hören. Schließlich stand sie auf, um ihre Nachbarin Edna Whaler zu besuchen; sie hatte immer schon die hübsche schwarze Amerikanerin kennenlernen wollen, die ihr manchmal amerikanische Plätzchen auf einem mit einem Tuch abgedeckten Teller brachte. Doch noch an der Tür überlegte sie es sich anders. Nachdem sie den halb aufgegessenen Reis in der Küche gelassen hatte, ging sie in der Wohnung umher, hob hier alte Zeitungen auf und legte sie dort wieder ab.

Telegram:@shabarsbibliothek

Schließlich ging sie zum Telefon und wartete auf die Stimme der Vermittlung.

»Jetzt machen Sie schon, geben Sie mir die Nummer, ich hab noch anderes zu tun«, sagte die träge, näselnde Stimme. Olanna war an unprofessionelle, für den Job ungeeignete Vermittlerinnen gewöhnt, aber das war die unverschämteste, die sie je erlebt hatte.

»*Haba*, ich unterbreche gleich das Gespräch, wenn Sie weiter meine Zeit verschwenden«, sagte die Telefonistin.

Olanna seufzte und sagte langsam Kainenes Nummer auf.

Kainene klang verschlafen, als sie abhob. »Olanna? Ist etwas passiert?«

Olanna spürte, wie Traurigkeit sie überkam; ihre Zwillingsschwester dachte also, es müsse etwas passieren, damit sie anrief. »Nichts ist passiert. Ich wollte nur *kedu* sagen und hören, wie es dir geht.«

»Schockierend.« Kainene gähnte. »Wie ist es in Nsukka? Wie geht es deinem revolutionären Liebhaber?«

»Odenigbo geht es gut. In Nsukka ist alles in Ordnung.«

»Richard scheint es zu gefallen. Sogar dein Revoluzzer scheint ihm zu gefallen.«

»Du solltest uns besuchen kommen.«

»Richard und ich treffen uns lieber hier in Port Harcourt. Diese Schuhschachtel von Haus, die sie ihm gegeben haben, ist irgendwie nicht so passend.«

Olanna hatte Kainene eigentlich sagen wollen, sie solle sie besuchen, sie und Odenigbo. Aber natürlich hatte Kainene das schon kapiert, sie hatte sie einfach absichtlich missverstanden.

»Ich fahre nächsten Monat nach London«, sagte sie. »Vielleicht könnten wir zusammen fahren.«

»Ich hab hier zu viel zu tun. Vorläufig noch kein Urlaub in Sicht.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Warum reden wir eigentlich nicht mehr miteinander, Kainene?«

»Was für eine Frage.« Kainene klang amüsiert, und Olanna sah ihr spöttisches Lächeln mit dem hochgezogenen Mundwinkel vor sich.

»Ich möchte nur wissen, warum wir nicht mehr miteinander reden«, sagte Olanna. Kainene antwortete nicht. Ein statisches Rauschen kam aus der Telefonleitung. Sie schwiegen so lange, dass Olanna das Gefühl hatte, sich entschuldigen zu müssen. »Ich will dich nicht länger aufhalten«, sagte sie.

»Kommst du zu Daddys Abendessen nächste Woche?«, fragte Kainene.

»Nein.«

»Das hätte ich mir denken können. Zu opulent für deinen enthaltsamen Revoluzzer und dich, nehme ich an?«

»Ich will dich nicht länger aufhalten«, wiederholte Olanna und legte auf. Sie hob den Hörer wieder hoch und wollte der Vermittlung die Nummer ihrer Mutter geben, legte dann aber doch wieder auf. Sie wünschte, es wäre jemand da, an den sie sich anlehnen könnte, und dann wünschte sie sich, sie wäre ein anderer Mensch, einer, der es nicht nötig hatte, sich an jemanden anzulehnen, wie Kainene. Sie zog an der Telefonschnur, um sie zu entwirren. Ihre Eltern hatten darauf bestanden, in ihrer Wohnung ein Telefon legen zu lassen, als hätten sie gar nicht gehört, wie sie gesagt hatte, sie würde praktisch bei Odenigbo leben. Sie hatte protestiert, wenngleich nur schwach, mit dem gleichen schlaffen Nein, mit dem sie auch ihre häufigen Überweisungen auf ihr Bankkonto und den neuen Impala mit den weichen Polstern quittiert hatte.

Obwohl sie wusste, dass sich Mohammed im Ausland aufhielt, gab sie der Vermittlung seine Nummer in Kano – die nasale Stimme sagte: »Sie telefonieren zu viel heute«, bevor sie sie durchstellte. Obwohl keine Verbindung zustande kam, saß Olanna noch lange mit dem Hörer in der

Telegram:@shabarsbibliothek

Hand da. Wieder war von der Decke ein Rascheln zu hören. Sie setzte sich auf den kalten Boden und lehnte den Kopf an die Wand, um zu sehen, ob er sich weniger leicht, weniger losgelöst anfühlen würde. Der Besuch von Odenigbos Mutter hatte ein Loch in ihr weiches Nest aus Federn gerissen, hatte sie erschreckt, ihr etwas weggenommen. Sie hatte das Gefühl, genau einen Schritt von dem Ort entfernt zu sein, an dem sie sein sollte. Als hätte sie ihre Perlen zu lange lose herumliegen lassen, und es wäre an der Zeit, sie einzusammeln und besser auf sie aufzupassen. Langsam kam ihr ein Gedanke: Sie wollte ein Kind von ihm. Über Kinder hatten sie nie wirklich gesprochen. Einmal hatte sie zu ihm gesagt, dass sie jene legendäre Sehnsucht vieler Frauen, ein Kind zur Welt zu bringen, nicht empfinde und dass ihre Mutter das »abnormal« genannt habe. Kainene allerdings habe gesagt, ihr gehe es ganz ähnlich. Er hatte gelacht und gesagt, in diese ungerechte Welt ein Kind zu setzen, sei sowieso ein Akt blasierter Bürgerlichkeit. Diesen Ausdruck hatte sie nie vergessen – das Kinderkriegen ein Akt blasierter Bürgerlichkeit; wie albern, wie falsch das doch war. Dennoch hatte sie bis jetzt nie ernsthaft darüber nachgedacht, ein Kind zu bekommen; dieses sehnende Ziehen in ihrem Unterleib kam ganz plötzlich, es war brennend und neu. Sie wollte das feste Gewicht eines Kindes, seines Kindes, in ihrem Leib spüren.

Als es an jenem Abend an der Tür klingelte, war sie gerade dabei, aus der Badewanne zu steigen, und ging in ein Handtuch gewickelt zur Tür. Odenigbo hielt ein in Zeitungspapier gehülltes Päckchen *suya* in der Hand, sie konnte den würzigen, rauchigen Duft bis zu der Stelle riechen, an der sie stand.

»Bist du noch böse?«, fragte er.

»Ja.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Dann zieh dich an, und wir fahren beide zurück. Ich werde mit meiner Mutter reden.«

Er roch nach Brandy. Er trat ein, legte das *suya*-Päckchen auf den Tisch, und sie konnte in seinen blutunterlaufenen Augen die Verletzlichkeit erkennen, die sich sonst so gut hinter seiner gewandten Selbstgewissheit verbarg. Er war also doch in der Lage, Angst zu empfinden. Sie schmiegte ihren Kopf in seine Halsbeuge, als er sie umarmte, und sagte leise: »Nein, das brauchst du nicht. Bleib hier.«

Nachdem seine Mutter weg war, kehrte Olanna in Odenigbos Haus zurück. Ugwu sagte: »Tut mir leid, Mah«, als wäre er irgendwie verantwortlich für Mamas Verhalten. Dann nestelte er an der Tasche seiner Schürze herum und sagte: »Gestern Abend, nachdem Mama und Amala weg waren, habe ich eine schwarze Katze gesehen.«

»Eine schwarze Katze?«

»Ja, Mah. Bei der Garage.« Er hielt inne. »Eine schwarze Katze bedeutet Unglück.«

»Ich verstehe.«

»Mama sagte, sie würde zu dem *dibia* im Dorf gehen.«

»Glaubst du, der *dibia* hat die schwarze Katze geschickt, damit sie uns beißt?« Olanna lachte.

»Nein, Mah.« Ugwu verschränkte ratlos die Arme. »So was ist mal in meinem Dorf passiert, Mah. Eine zweite Ehefrau ging zum *dibia* und holte sich eine Medizin, um die erste Frau zu töten, und in der Nacht, bevor die erste Frau starb, saß eine schwarze Katze vor ihrer Hütte.«

»Also wird Mama die Medizin des *dibia* verwenden und mich umbringen?«, fragte Olanna.

»Sie möchte Sie und den Master auseinanderbringen, Mah.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Sein Ernst berührte sie. »Ich bin mir sicher, das war nur die Katze des Nachbarn, Ugwu«, sagte sie. »Die Mutter deines Masters kann keine Medizin anwenden, um uns auseinanderzubringen. Nichts kann uns auseinanderbringen.«

Sie sah ihm hinterher, wie er in die Küche zurückkehrte, und dachte über das nach, was er gesagt hatte. *Nichts kann uns auseinanderbringen.* Natürlich hatte die *dibia*-Medizin von Odenigbos Mutter nichts zu bedeuten, und überhaupt glaubte sie nicht an übernatürliche Fetische, aber sie machte sich dennoch wieder Sorgen um ihre Zukunft mit Odenigbo. Sie wollte Gewissheit. Sie sehnte sich nach einem Zeichen, einem Regenbogen, der Sicherheit bedeutete. Immerhin war es eine Erleichterung, wieder in ihr Leben, ihr gemeinsames Leben zurückzufinden, ein Leben an der Uni, mit Tennis und Freunden, die das Wohnzimmer füllten. Weil sie normalerweise erst später am Abend kamen, überraschte es Olanna, als es eine Woche später nachmittags, als Odenigbo noch eine Vorlesung hielt, an der Tür klingelte. Es war Richard.

»Hallo«, sagte sie und ließ ihn herein. Er war sehr groß; sie musste den Kopf ein wenig in den Nacken legen, um sein Gesicht zu betrachten und seine Augen zu sehen, die das Blau eines unbewegten Meeres hatten, die Haare, die ihm in die Stirn fielen.

»Ich wollte nur rasch das hier für Odenigbo abgeben«, sagte er und reichte Olanna ein Buch. Sie liebte es, wie er Odenigbos Namen sagte, aufrichtig bemüht um die richtige Aussprache. Er wich ihrem Blick aus.

»Möchtest du dich nicht setzen?«, fragte sie.

»Dummerweise bin ich ein bisschen in Eile. Ich muss einen Zug kriegen.«

»Fährst du nach Port Harcourt zu Kainene?« Olanna fragte sich, warum sie sich überhaupt danach erkundigte. Es war so offensichtlich.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ja. Ich fahre jedes Wochenende hin.«

»Grüß sie schön von mir.«

»Das mach ich.«

»Letzte Woche habe ich mit ihr gesprochen.«

»Ja. Sie erwähnte es.« Richard stand immer noch da. Er schaute sie an und wandte dann blitzschnell den Blick ab, und sie sah, wie ihm die Röte ins Gesicht stieg. Diesen Blick hatte sie schon zu oft gesehen, um nicht zu wissen, dass er sie schön fand.

»Wie geht’s mit dem Buch voran?«, fragte sie.

»Recht gut. Es ist unglaublich, wie fein gearbeitet einige der Schmuckelemente sind, und es ist deutlich zu erkennen, dass sie als Kunst gemeint waren. Es war überhaupt kein Zufall … Ich will dich nicht damit langweilen.«

»Nein, das tust du nicht.« Olanna lächelte. Sie mochte seine Schüchternheit. Sie wollte nicht, dass er schon wieder ging. »Soll Ugwu dir etwas *chin-chin* bringen? Es ist großartig, er hat es heute Morgen erst gemacht.«

»Nein danke. Ich mache mich jetzt besser auf den Weg.« Aber er schien immer noch nicht gehen zu wollen. Er strich sich das Haar aus dem Gesicht, doch es fiel gleich wieder herunter.

»Na, dann eine gute Fahrt.«

»Danke.« Er stand immer noch da.

»Fährst du mit dem Auto? Ach nein, ich erinnere mich. Du nimmst ja den Zug.« Sie lachte etwas verlegen.

»Ja, ich nehme den Zug.«

»Eine gute Reise.«

»Ja. Also, dann.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Olanna sah ihm hinterher, und noch lange, nachdem sein Wagen rückwärts vom Anwesen gefahren war, stand sie da und beobachtete einen Vogel mit blutroter Brust, der auf dem Rasen hockte.

Am Morgen weckte Odenigbo sie auf, indem er ihren Finger in seinen Mund nahm. Sie öffnete die Augen und sah das diesige Licht des Morgengrauens durch die Vorhänge.

»Wenn du mich schon nicht heiratest, *nkem*, dann lass uns wenigstens ein Kind zusammen haben«, sagte er.

Wegen ihres Fingers hatte er undeutlich gesprochen, und so zog sie die Hand weg, setzte sich auf, schaute auf ihn hinab, auf seine breite Brust, die vom Schlaf verquollenen Augen, auf der Suche nach irgendeiner Sicherheit, dass sie ihn richtig verstanden hatte.

»Lass uns ein Kind kriegen«, sagte er wieder. »Ein kleines Mädchen wie du, und dann nennen wir sie Obianuju, weil sie uns zu etwas Ganzen macht.«

Eigentlich hatte Olanna den Eindruck vom Besuch seiner Mutter erst etwas verfliegen lassen wollen vor ihrer Eröffnung, dass sie sich ein Kind von ihm wünschte, doch nun war er es, der ihren Wunsch aussprach. Sie schaute ihn mit großem Erstaunen an. Das war Liebe: eine Verkettung von Zufällen, die Bedeutung gewannen und zu Wundern wurden. »Oder einen kleinen Jungen«, sagte er schließlich.

Odenigbo zog sie zu sich herab, und sie lagen nebeneinander, ohne sich zu berühren. Sie hörte den rauen Gesang der Amseln, die sich an den Papayas im Garten gütlich taten.

»Komm, wir lassen uns von Ugwu das Frühstück ans Bett bringen«, sagte er. »Oder ist heute einer deiner frommen Sonntage?« Er lächelte, als sie ihn nachsichtig angrinste, und sie streckte den Finger aus und fuhr die

Telegram:@shabarsbibliothek

Linie seiner Unterlippe mit dem leichten Flaum darunter nach. Er zog sie gern damit auf, dass Religion nichts mit Sozialarbeit zu tun habe, denn sie ging nur wegen der Zusammenkünfte der St.-Vincent-de-Paul-Gesellschaft zur Kirche und fuhr anschließend mit Ugwu über Feldwege zu nahegelegenen Dörfern, um Yamswurzeln und alte Kleider zu verschenken.

»Heute gehe ich nicht hin«, sagte sie.

»Gut. Wir haben nämlich was zu tun.«

Sie schloss die Augen, denn er lag jetzt auf ihr und flüsterte, während er sich zunächst genüsslich und dann immer kraftvoller bewegte: »Wir werden ein tolles Kind kriegen, *nkem*, ein ganz tolles Kind«, und sie sagte: »Ja, ja.« Hinterher erfüllte es sie mit einem Glücksgefühl, zu wissen, dass etwas von dem Schweiß auf ihrem Körper seiner war und etwas von dem auf seinem Körper ihrer. Jedes Mal, wenn er jetzt aus ihr hinausglitt, drückte sie die Beine zusammen, überkreuzte die Fußknöchel und holte tief Luft, als könnte die Bewegung ihrer Lungen eine Empfängnis beschleunigen. Doch sie zeugten kein Kind, das wusste sie. Der plötzliche Gedanke, dass etwas mit ihrem Körper nicht stimmen könnte, hüllte sie ein, senkte sich dumpf auf sie herab.

Telegram:@shabarsbibliothek

6

Richard aß die Pfeffersuppe langsam. Nachdem er die Kuttelstücke mit dem Löffel herausgefischt hatte, hob er die Glasschüssel an die Lippen und trank die Brühe. Ihm lief die Nase, auf seiner Zunge war ein köstliches Brennen, und er wusste, dass sein Gesicht rot war.

»Richard kann das so einfach essen«, sagte Okeoma, der neben ihm saß und ihn beobachtete.

»Ha! Ich hätte nicht gedacht, dass unser Pfeffer für einen wie dich geeignet wäre, Richard!«, meinte Odenigbo vom anderen Ende des Tisches.

»Nicht einmal ich kann so viel Pfeffer essen«, sagte ein anderer Gast, ein Wirtschaftsdozent aus Ghana, dessen Namen Richard immer vergaß.

»Das ist ein Beweis dafür, dass Richard in seinem früheren Leben Afrikaner war«, sagte Miss Adebayo und putzte sich die Nase mit der Serviette.

Die Gäste lachten. Auch Richard lachte, aber nicht zu laut, weil immer noch zu viel Pfeffer in seinem Mund war. Er lehnte sich in seinem Sitz zurück. »Es ist phantastisch«, sagte er. »Es putzt so richtig durch.«

»Die kleinen Koteletts schmecken aber auch sehr lecker, Richard«, sagte Olanna. »Vielen Dank fürs Mitbringen.« Sie saß neben Odenigbo und beugte sich vor, um Richard zuzulächeln.

»Ich weiß, dass dies hier Würstchen in Blätterteig sind, aber was ist das?« Odenigbo zeigte mit dem Finger auf das Tablett, das Richard mitgebracht hatte; Harrison hatte alles sorgfältig in Alufolie gewickelt.

»Gefüllte Auberginen, richtig?« Olanna schaute Richard an.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ja. Harrison hat alle möglichen Ideen. Er hat das Innere herausgekratzt und sie dann mit Käse gefüllt, glaube ich, und mit Gewürzen.«

»Weißt du eigentlich, dass die Europäer einer Afrikanerin die Eingeweide herausgenommen und sie ausgestopft haben, um sie dann in ganz Europa zur Schau zu stellen?«, fragte Odenigbo.

»Odenigbo, wir essen!«, rief Miss Adebayo, obwohl sie ein Lachen unterdrücken musste.

Die anderen Gäste lachten. Odenigbo nicht. »Da steckt eigentlich dasselbe Prinzip hinter«, sagte er. »Man füllt Essen, man stopft Leute aus. Wenn du das, was in einer Speise drin ist, nicht besonders magst, dann lass sie doch einfach liegen, füll sie nicht mit irgendetwas anderem. Meiner Meinung nach eine Verschwendung von Auberginen.«

Selbst Ugwu sah amüsiert aus, als er ins Zimmer kam, um den Tisch abzuräumen. »Mister Richard, Sah? Soll ich das Essen wieder für Sie einpacken?«

»Nein. Behalt es oder wirf es weg«, sagte Richard. Er nahm nie Essen mit zurück nach Hause. Was er Harrison hinterher mitbrachte, waren die Komplimente der Gäste, die gesagt hätten, wie hübsch das Essen aussehe, aber was er nicht sagte, war, dass die Gäste seine Kanapees dann stehen ließen, um Ugwus Pfeffersuppe, sein *moi-moi* und das Huhn in Bittermelone zu essen.

Alle standen auf, um ins Wohnzimmer hinüberzugehen. Bald würde Olanna das Licht ausmachen, weil der fluoreszierende Schein zu grell war, Ugwu würde Getränke nachschenken, und sie würden reden und lachen und Musik hören, und das Licht, das aus dem Flur hereinfiel, würde in dem Raum Schatten werfen.

Das war ihm der liebste Teil des Abends, obwohl er sich manchmal fragte, ob sich Olanna und Odenigbo in dem schummrigen Licht berührten.

Telegram:@shabarsbibliothek

Aber es war besser, nicht über sie nachzudenken, das wusste er; es ging ihn nichts an. Und doch tat er es. Er bemerkte, wie Odenigbo sie manchmal mitten in einer Diskussion anschaute, nicht, als brauchte er sie an seiner Seite, weil er nie irgendjemanden an seiner Seite zu brauchen schien, sondern einfach, um zu wissen, dass sie da war. Er sah auch, wie Olanna Odenigbo manchmal zuzwinkerte und ihm Dinge übermittelte, die er nie erfahren würde.

Im Wohnzimmer stellte Richard sein Bierglas auf ein Beistelltischchen und setzte sich neben Miss Adebayo und Okeoma. Seine Zunge brannte immer noch vom Pfeffer. Olanna stand auf, um andere Musik aufzulegen.

»Zuerst meine liebste Platte von Rex Lawson, und dann kommt Osadebe«, sagte sie.

»Er kupfert ein bisschen viel ab, findest du nicht, dieser Rex Lawson?«, fragte Professor Ezeka. »Uwaifo und Dairo sind die besseren Musiker.«

»Musik kupfert immer ein bisschen ab, Prof«, sagte Olanna in neckischem Ton.

»Rex Lawson ist ein waschechter Nigerianer. Er klammert sich nicht an seinen Kalabari-Stamm. Er singt in allen wichtigen Sprachen des Landes, das ist originell und gewiss Grund genug, ihn zu mögen«, sagte Miss Adebayo.

»Das ist genau ein Grund, ihn *nicht* zu mögen«, sagte Odenigbo. »Ein Nationalismus, der verlangt, man solle unseren verschiedenen Kulturen gegenüber gleichgültig sein, ist blöd.«

»Verschwendet eure Zeit nicht damit, Odenigbo nach Highlife zu fragen. Er hat die Musik nie begriffen«, sagte Olanna lachend. »Er steht auf klassische Musik, will es aber in der Öffentlichkeit nicht zugeben, weil es ein so westlicher Musikgeschmack ist.«

»Musik hat keine Grenzen«, sagte Professor Ezeka.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Aber sie ist doch gewiss in der Kultur verwurzelt, und die Kulturen sind spezifisch, oder?«, fragte Okeoma. »Könnte man dann nicht sagen, Odenigbo bewundert die westliche Kultur, weil sie die klassische Musik hervorgebracht hat?«

Alle lachten, und Odenigbo schaute Olanna auf diese Weise an, bei der seine Augen immer ganz weich wurden. Miss Adebayo schnitt wieder das Thema des französischen Botschafters an. Sie fand natürlich auch, dass die Franzosen keine Nuklearwaffen in Algerien hätten testen dürfen, verstand aber nicht, wie das für Balewa als Argument reichen konnte, die diplomatischen Beziehungen mit Frankreich abzubrechen. Sie klang erstaunt, was bei ihr ungewöhnlich war.

»Balewa hat das getan, weil er von seinem Verteidigungspakt mit England ablenken will, das liegt auf der Hand«, sagte Odenigbo. »Und er weiß, wenn er die Franzosen vor den Kopf stößt, kann er sich damit bei seinen Herren, den Briten, lieb Kind machen. Er ist ihre Marionette. Sie setzen ihn hin, sagen ihm, was er zu tun hat, und er macht es. Da haben wir es, das Modell Westminster.«

»Bitte kein Modell Westminster heute«, sagte Doktor Patel. »Okeoma hat uns versprochen, sein neues Gedicht vorzulesen.«

»Ich habe euch ja gesagt, Balewa hat das bloß deshalb gemacht, damit die Nordafrikaner ihn mögen«, sagte Professor Ezeka.

»Damit die Nordafrikaner ihn mögen? Glaubst du wirklich, er schert sich um die anderen Afrikaner? Der Weiße ist der einzige Herr, den Balewa kennt«, sagte Odenigbo. »Hat er etwa nicht gesagt, in Rhodesien seien die Afrikaner noch nicht bereit, sich selbst zu regieren? Wenn die Briten ihn auffordern, er soll sich selbst als kastrierten Affen bezeichnen, dann wird er es tun.«

»So ein Blödsinn!«, rief Professor Ezeka. »Du lenkst wieder einmal ab.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ihr wollt die Dinge bloß nicht so sehen, wie sie sind!« Odenigbo rutschte auf seinem Stuhl ein Stück nach vorne. »Wir leben in einer Zeit großer weißer Ungerechtigkeit. In Südafrika und in Rhodesien rauben sie den Schwarzen die menschliche Würde, sie haben geschürt, was im Kongo passiert, sie lassen die Afroamerikaner nicht wählen, sie lassen die Aborigines in Australien nicht wählen, aber am schlimmsten ist das, was sie hier machen. Dieser Verteidigungspakt ist schlimmer als Apartheid und Rassentrennung, aber wir merken es gar nicht. Sie sitzen hinter den Kulissen und ziehen die Strippen. Das ist sehr gefährlich!«

Okeoma lehnte sich zu Richard hin und zwinkerte ihm zu. »Die beiden werden mich heute wohl kein Gedicht mehr lesen lassen!«

»Die sind richtig kampfeslustig!«, sagte Richard.

»Wie immer.« Okeoma lachte. »Wie geht es denn übrigens mit deinem Buch vorwärts?«

»Ich ackere mich durch.«

»Ist es ein Roman über die Ausländer hier?«

»Äh, nein, eigentlich nicht.«

»Aber es ist doch ein Roman?«

Richard nahm einen Schluck von seinem Bier und fragte sich, was Okeoma wohl denken würde, wenn er die Wahrheit erführe – dass nicht einmal er selbst wusste, ob es ein Roman war oder nicht, weil die Seiten, die er bisher geschrieben hatte, sich noch nicht zu irgendeinem zusammenhängenden Ganzen fügten.

»Ich interessiere mich sehr für die Igbo-Ukwu-Kultur und möchte das zu einem zentralen Thema des Buches machen«, sagte er.

»Wie das?«

»Seit ich zum ersten Mal darüber gelesen habe, bin ich total fasziniert von den Bronzegefäßen. Die Einzelheiten sind verblüffend. Es ist ziemlich

Telegram:@shabarsbibliothek

unglaublich, dass diese Leute die komplizierte Technik des Gelbgussverfahrens schon zur Zeit der normannischen Eroberungen zur Perfektion gebracht haben. Die Bronzefiguren sind von einer unglaublichen Komplexität, einfach wundervoll.«

»Du klingst überrascht«, sagte Okeoma.

»Was?«

»Du klingst überrascht, als hättest du dir nie vorstellen können, dass *diese Leute* zu derlei Dingen fähig sind.«

Richard starrte Okeoma an; in der Art, wie Okeoma ihn mit leicht gerunzelter Stirn anschaute, lag eine neue, ruhige Art von Geringschätzung, bevor er sagte: »Genug jetzt, Odenigbo und Prof! Ich hab hier immer noch ein Gedicht für euch.«

Richard lutschte an seiner Zunge, die vom Pfeffer so verbrannt war, dass es schier unerträglich wurde, und wartete kaum ab, bis Okeoma sein seltsames Gedicht vorgetragen hatte – über Afrikaner, die wunde Stellen am Hintern bekommen, weil sie ihre Notdurft in importierte Eimer verrichten –, bevor er aufstand, um zu gehen.

»Ist es immer noch in Ordnung, wenn ich nächste Woche mit Ugwu in seine Heimat fahre, Odenigbo?«, fragte er.

Odenigbo sah Olanna an.

»Ja, natürlich«, antwortete Olanna. »Ich hoffe, das *ori-okpa*-Fest macht dir Spaß.«

»Trink doch noch ein Bier, Richard«, sagte Odenigbo.

»Ich fahre morgen früh nach Port Harcourt und muss jetzt ins Bett«, sagte Richard, aber Odenigbo hatte sich schon wieder an Professor Ezeka gewandt und sagte: »Aber was ist mit diesen bescheuerten Politikern im Abgeordnetenhaus, bei denen die Polizei Tränengas einsetzen musste?

Telegram:@shabarsbibliothek

Tränengas! Und die Ordonnanzen mussten ihre schlaffen Körper zu ihren Wagen tragen! Das muss man sich mal vorstellen!«

Der Gedanke, dass Odenigbo es gar nicht merken würde, wenn er weg war, versetzte Richard in niedergeschlagene Stimmung. Als er nach Hause kam, machte ihm Harrison die Tür auf und verbeugte sich. »Guten Abend, Sah. War alles gut mit Essen, Sah?«

»Ja, ja, und jetzt lass mich schlafen gehen«, erwiderte Richard barsch. Er war nicht in der Stimmung für das, was nun garantiert folgen würde: Harrisons Angebot, sämtliche Houseboys, die seine großartigen Rezepte für Sherry Trifle oder gefüllte Auberginen erlernen wollten, in dieser Kunst zu unterweisen. Richard ging in sein Arbeitszimmer, breitete die Manuskriptseiten auf dem Boden aus und schaute sie der Reihe nach durch, ein paar Seiten Roman über das Leben in einer kleinen Stadt, ein Kapitel des Archäologenromans, ein paar lose Blätter mit begeisterten Beschreibungen der Bronzen. Er begann, sie zu zerknüllen, Seite um Seite, bis er einen zerklüfteten Haufen Papierknäuel neben seinem Abfalleimer liegen hatte. Er stand auf und ging zu Bett, in den Ohren das Rauschen seines warmen Blutes.

Er schlief nicht gut; als das blendende Sonnenlicht wieder durch die Vorhänge strömte und er Harrisons Geschirrklappern und Jomos Scharren im Garten hörte, hatte er das Gefühl, als hätte er gerade erst den Kopf auf das Kissen gelegt. Er fühlte sich gereizt. Er konnte es kaum erwarten, endlich wieder anständig zu schlafen, Kainenes dünnen Arm an seinen Körper gepresst.

Harrison servierte Spiegeleier und Toast zum Frühstück.

»Sah? Da ist Papier, das ich auf dem Boden im Arbeitszimmer sehe?« Er sah beunruhigt aus.

»Lass es einfach da liegen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ja, Sah.« Harrison verschränkte die Arme und löste sie wieder. »Nehmen Sie Ihr Manskritt mit? Soll ich andere Papiere für Sie einpacken?«

»Nein, am Wochenende werde ich nicht arbeiten«, sagte Richard. Die Enttäuschung, die sich in Harrisons Gesicht abmalte, amüsierte ihn nicht wie sonst. Während er in den Zug stieg, fragte er sich, was Harrison wohl während des Wochenendes machte. Vielleicht kochte er sich selbst köstliche kleine Mahlzeiten. Er hätte seine schlechte Laune wirklich nicht an dem armen Mann auslassen sollen; schließlich war es nicht Harrisons Schuld, dass Okeoma Richard für herablassend hielt. Der Blick in Okeomas Augen bereitete ihm am meisten Sorgen: eine Mischung aus Verachtung und Argwohn, die ihn daran erinnerte, was er irgendwo gelesen hatte, dass nämlich die Gegensätze zwischen Afrikanern und Europäern immer unüberbrückbar sein würden. Okeoma täuschte sich, wenn er dachte, Richard sei einer von diesen Engländern, die den Afrikanern keine gleichwertige Intelligenz zubilligen wollten. Vielleicht hatte er überrascht geklungen, jetzt, wo er darüber nachdachte, aber es war die gleiche Überraschung, der er Ausdruck verliehen hätte, wenn eine ähnliche Entdeckung in England oder sonst wo auf der Welt gemacht worden wäre.

Straßenhändler wuselten im Gang herum. »Kauft Erdnüsse!« – »Kauft Orangen!« – »Kauft Kochbananen!«

Richard winkte eine junge Frau heran, die ein Tablett mit gekochten Erdnüssen trug, die er eigentlich gar nicht wollte. Sie senkte das Tablett, und er nahm eine Nuss, knackte die Hülse zwischen den Fingern, kaute die Nüsse und bat um zwei Messtassen voll. Sie schien überrascht, dass er das mit dem Probieren wusste, und er dachte missmutig, auch Okeoma wäre überrascht gewesen. Bevor er die Nüsse aß, schaute er sich jede genau an – weichgekocht, violett, verschrumpelt – und versuchte, nicht an die

Telegram:@shabarsbibliothek

zerknüllten Seiten in seinem Arbeitszimmer zu denken, bis der Zug in Port Harcourt ankam.

»Madu hat uns für morgen zum Abendessen eingeladen«, sagte Kainene, als sie ihn in ihrem langgestreckten amerikanischen Auto vom Bahnhof abholte. »Seine Frau ist gerade aus Übersee zurückgekehrt.«

»Wirklich?« Viel mehr sagte Richard nicht, sondern schaute stattdessen auf die Straßenhändler am Wegrand, die riefen, gestikulierten und hinter Autos herliefen, um ihr Geld einzufordern.

Am nächsten Morgen wachte er vom Geräusch des Regens auf, der an das Fenster klatschte. Kainene lag neben ihm, ihre Augen waren einen Spaltbreit offen, was unheimlich aussah, aber bedeutete, dass sie tief schlief. Er schaute ihre Haut an, die von der Farbe dunkler Schokolade war und ölig glänzte, und neigte den Kopf ihrem Gesicht zu. Er küsste sie nicht, vermied es, mit dem Gesicht das ihre zu berühren, hielt es aber so nahe, dass er die Feuchtigkeit ihres Atems spüren und seinen schwach milchigen Geruch riechen konnte. Dann streckte er sich und ging zum Fenster.

Hier in Port Harcourt regnete es schräg, das Wasser traf eher die Fenster und Mauern als das Dach. Vielleicht lag das daran, dass der Ozean so nah war und die Luft so prall voll mit Wasser, dass es zu schnell abregnete. In diesem Moment wurde der Regen sehr heftig, das Prasseln am Fenster wurde laut. Es klang so, als würde jemand Kieselsteine ans Glas werfen. Er streckte sich noch einmal. Jetzt hatte der Regen aufgehört, und die Fensterscheiben waren beschlagen. Hinter ihm rührte sich Kainene und murmelte etwas.

»Kainene?«, sagte er.

Ihre Augen waren immer noch halb offen, ihr Atem ging regelmäßig.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich gehe eine Runde spazieren«, sagte er, obwohl er sich nicht sicher war, dass sie ihn hörte.

Draußen pflückte Ikejide Orangen; seine Uniform bauschte sich am Rücken, wenn er die Früchte mit einem Stock anstupste und herunterholte.

»Guten Morgen, Sah«, sagte er.

»Kedu?«, sagte Richard. Mit Kainenes Personal übte er gern sein Igbo, weil die Männer immer so wenig Reaktion zeigten, dass es keinen Unterschied machte, ob er richtig betonte oder nicht.

»Es geht mir gut, Sah.«

»Jisie ike.«

»Ja, Sah.«

Richard ging zum hinteren Teil des Obsthains, von wo aus man durch das Dickicht der Bäume den weißen Schaum auf den Meereswellen sehen konnte. Er setzte sich auf den Boden. Er wünschte, Major Madu hätte sie nicht zum Abendessen eingeladen; die Frau dieses Mannes kennenzulernen interessierte ihn überhaupt nicht. Er stand auf, reckte sich, schlenderte zur Vorderseite des Hauses und betrachtete die violette Bougainvillea, die sich an den Wänden hochrankte. Eine Weile ging er das schlammige, verlassene Stück Straße hoch, das vom Haus wegführte, dann drehte er sich um und kehrte zurück. Kainene lag im Bett und las Zeitung. Er stieg zu ihr ins Bett, und sie streckte die Hand aus, um sein Haar zu berühren. Ihre Finger streichelten sanft seine Kopfhaut. »Ist mit dir alles in Ordnung? Du wirkst so angespannt seit gestern.«

Richard erzählte ihr, wie er sich über Okeomas Reaktion geärgert hatte, und weil sie nicht gleich antwortete, fügte er hinzu: »Ich erinnere mich noch an das erste Mal, als ich über Igbo-Ukwu-Kunst gelesen habe. Ein Oxford-Professor hatte in einem Artikel geschrieben, dass die Kunst von

Telegram:@shabarsbibliothek

einer Virtuosität sei, die auf sonderbare Weise an Rokoko denken lasse, fast an Fabergé. Damals habe ich mich schon in diese Formulierung verliebt.«

Sie faltete langsam die Zeitung zusammen und legte sie auf das Nachtschränkchen. »Warum ist es dir so wichtig, was Okeoma sagt?«

»Ich liebe diese Kunst. Es war schrecklich von ihm, mir vorzuwerfen, ich würde sie nicht respektieren.«

»Aber du machst einen Fehler, wenn du denkst, Liebe ließe keinen Raum für anderes. Es ist durchaus möglich, etwas zu lieben und trotzdem darauf herabzublicken.«

Richard rollte weg von ihr. »Ich weiß nicht, was ich eigentlich mache. Ich weiß nicht einmal, ob ich überhaupt ein Schriftsteller bin.«

»Das weißt du so lange nicht, bis du schreibst, oder?« Kainene stieg aus dem Bett, und er nahm einen metallischen Schimmer auf ihren dünnen Schultern wahr. »Ich merke schon, dass du keine große Lust hat, heute Abend auszugehen. Ich werde Madu anrufen und das Dinner absagen.«

Nachdem sie den Anruf getätigt hatte, kam sie zurück und setzte sich auf das Bett, und in dem Schweigen, das zwischen ihnen stand, war er ihr plötzlich dankbar für ihre Direktheit, die ihm keinen Platz für Selbstmitleid ließ und keine Möglichkeit, sich hinter etwas zu verstecken.

»Ich habe einmal meinem Vater ins Wasserglas gespuckt«, sagte sie. »Er hatte mich gar nicht besonders geärgert oder so. Ich habe es einfach gemacht. Damals war ich vierzehn. Für mich wäre es eine unglaubliche Befriedigung gewesen, wenn er daraus getrunken hätte, aber natürlich lief Olanna sofort los und holte ihm ein anderes Glas.« Sie streckte sich neben ihm aus. »Und jetzt erzählst du mir etwas Schreckliches, das du getan hast.«

Ihre seidige Haut, die sich an seiner rieb, erregte ihn ebenso wie die Tatsache, dass sie bereitwillig die abendlichen Pläne mit Major Madu

Telegram:@shabarsbibliothek

umgeworfen hatte. »Ich hatte nicht das Selbstvertrauen, etwas Schreckliches zu machen.«

»Na, dann erzähl mir irgendetwas.«

Er überlegte, ob er ihr von dem Tag in Wentnor erzählen sollte, als er sich vor Molly versteckt und zum ersten Mal die Möglichkeit verspürt hatte, sein Schicksal in die Hand zu nehmen. Doch er tat es nicht. Stattdessen erzählte er ihr von seinen Eltern, wie sie sich anschauten, wenn sie miteinander redeten, wie sie seine Geburtstage vergaßen und dann Molly Wochen später einen Kuchen backen ließen, auf dem stand: *Herzlichen Glückwunsch nachträglich.* Sie wussten nie, was und wann er aß; Molly gab ihm einfach etwas, wenn sie daran dachte. Sie hatten ihn nicht eingeplant und ihn deshalb so aufgezogen, als hätten sie es sich hinterher anders überlegt. Doch selbst als kleiner Junge hatte er eins begriffen: Es lag nicht daran, dass sie ihn nicht liebten, sondern sie vergaßen ihn oft, weil sie *einander* zu sehr liebten. Kainene hob ironisch ihre Augenbrauen, als würde sie aus seiner Argumentation nicht recht schlau, und weil sie das tat, hatte er Angst, ihr zu sagen, dass auch er manchmal glaubte, sie zu sehr zu lieben.

2. Das Buch: Die Welt schwieg, als wir starben

Er berichtet über den britischen Kriegsgewinnler Taubman Goldie, dem es mit Druck, falschen Versprechungen und Mord gelang, die Kontrolle über den Handel mit Palmöl zu erlangen, und schildert, wie er bei der Berliner Afrikakonferenz, bei der die Europäer Afrika unter sich aufteilten, dafür sorgte, dass Großbritannien Frankreich bei zwei Protektoraten am Niger zuvorkam: dem Norden und dem Süden.
Die Briten bevorzugten den Norden. Die Hitze dort war angenehm trocken. Das Volk der Hausa-Fulani hatte eine hellere Haut und war deshalb den negroiden Menschen aus dem Süden überlegen; sie waren Muslime und folglich so zivilisiert, wie man es bei Eingeborenen eben erwarten konnte; und sie hatten ein Feudalsystem, das sich perfekt für eine indirekte Herrschaft eignete. Gleichberechtigte Emire trieben für die

Telegram:@shabarsbibliothek

Briten Steuern ein; im Gegenzug sorgten die Briten dafür, dass christliche Missionare dem Land fernblieben.
Der feuchte Süden wiederum war voller Moskitos, Animisten und weit verstreuter Stämme. Das Volk der Yoruba war im Südwesten des Landes das größte. Im Südosten lebten die Igbo in kleinen, republikanischen Gemeinschaften. Sie waren unbelehrbar und besorgniserregend ehrgeizig. Da sie nicht einmal so viel gesunden Menschenverstand besaßen, um Könige zu haben, setzten die Briten sogenannte *warrant chiefs* ein, also bevollmächtigte Häuptlinge, weil eine indirekte Herrschaft die Krone weniger kostete. Missionare wurden ins Land gelassen, damit sie die Heiden zähmten, und das Christentum florierte ebenso wie die Bildung, die sie mit sich brachten. Im Jahre 1914 vereinte der Generalgouverneur den Norden und den Süden, und seine Frau suchte einen Namen aus. Es war die Geburtsstunde Nigerias.

Telegram:@shabarsbibliothek

Zweiter Teil

Die späten Sechziger

7

Ugwu lag auf einer Matte in der Hütte seiner Mutter und starrte eine tote Spinne an der Wand an; ihre Körperflüssigkeiten hatten die Farbe des Lehms zu einem dunkleren Rot verfärbt. Anulika maß mit einem Becher Brotfruchtsamen ab; das grobe Aroma des *ukwa* hing in der Luft. Sie redete. Sie redete schon eine ganze Weile, und Ugwu tat der Kopf weh. Sein Besuch zu Hause kam ihm viel länger vor als eine Woche, vielleicht auch, weil er fast nur Obst und Nüsse gegessen hatte und unter Blähungen und Magenkrämpfen litt. Das Essen seiner Mutter war ungenießbar: Das Gemüse war verkocht, das Maismehl zu klumpig, die Suppe zu wässrig und die Yamsscheiben rau, weil sie ohne einen Klecks Butter gekocht worden waren. Er konnte es kaum erwarten, wieder nach Nsukka zurückzukehren und eine richtige Mahlzeit zu sich zu nehmen.

»Ich möchte zuerst einen kleinen Jungen, weil das meine Stellung in Onyekas Haus festigen wird«, sagte Anulika. Sie ging hinüber, um eine Tasche aus dem Dachsparren zu holen, und Ugwu bemerkte wieder die neuen verdächtigen Rundungen ihres Körpers, die Brüste, die ihre Bluse ausfüllten, den Hintern, der bei jedem Schritt mitschwang. Onyeka musste sie berührt haben. Den Gedanken daran, wie dieser Mann mit dem

Telegram:@shabarsbibliothek

hässlichen Körper in seine Schwester eindrang, konnte Ugwu kaum ertragen. Alles war viel zu schnell gegangen; bei seinem letzten Besuch war noch über andere Bewerber geredet worden, doch von Onyeka hatte sie derart gleichgültig gesprochen, dass er nie auf die Idee gekommen wäre, dass sie seinen Antrag so schnell annehmen würde. Mittlerweile hatten es offenbar auch seine Eltern eilig, denn sie redeten allzu viel über Onyeka, seinen guten Job als Mechaniker in der Stadt, sein Fahrrad, sein gutes Benehmen, als gehörte er bereits zur Familie. Niemals hatte jemand erwähnt, wie gedrungen er war und wie spitz seine Zähne, was ihm das Aussehen einer Ratte gab.

»Weißt du, Onunna von Ezeugwus Anwesen hat zuerst ein Mädchen bekommen, und da sind die Leute ihres Ehemannes zu einem *dibia* gegangen, um herauszufinden, warum! Natürlich werden mir Onyekas Leute das nicht antun, das wagen sie nicht, aber ich will sowieso zuerst einen Jungen«, sagte Anulika.

Ugwu setzte sich auf. »Ich kann die Geschichten über Onyeka nicht mehr hören. Als er gestern vorbeikam, ist mir – etwas aufgefallen. Er sollte mehr baden, er riecht wie verdorbene Ölbohnen.«

»Und du, wie riechst du?« Anulika schüttete das *ukwa* in die Tasche und verknotete sie. »Ich bin fertig. Du gehst jetzt besser, bevor es zu spät wird.«

Ugwu trat auf den Hof hinaus. Seine Mutter war dabei, in einem Mörser etwas zu stampfen, sein Vater stand gebeugt neben ihr und schärfte ein Messer an einem Stein. Wenn das Metall sich am Stein rieb, entstanden winzige Funken, die kurz aufglommen und wieder erloschen.

»Hat Anulika das *ukwa* gut eingepackt?«, fragte seine Mutter.

»Ja, hat sie.« Ugwu hob die Tasche, um es ihr zu zeigen.

»Grüße deinen Master und deine Madam«, sagte seine Mutter. »Dank ihnen für alles, was sie uns geschickt haben.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ja, Mutter.« Er ging zu ihr hinüber und umarmte sie. »Bleib gesund. Und grüß Chioke, wenn sie zurückkommt.«

Sein Vater richtete sich auf und wischte die Messerklinge an seiner Handfläche ab, bevor er ihm die Hand schüttelte. »Gute Reise, *ije oma*. Wir sagen dir Bescheid, wenn Onyekas Familie uns mitteilt, sie sei bereit, Palmwein zu schicken. Das wird in ein paar Monaten sein.«

»Ja, Vater.« Ugwu stand herum, während seine kleinen Cousins, Cousinen und Geschwister, die jüngeren nackt, die älteren in zu großen Hemden, ihm Lebwohl sagten und auftrugen, was er ihnen das nächste Mal mitbringen sollte. Kauf uns Brot! Kauf uns Fleisch! Kauf uns Bratfisch! Kauf uns Erdnüsse!

Anulika begleitete ihn zur Hauptstraße. In der Nähe des Wäldchens mit den *ube*-Bäumen sah er eine Gestalt, die ihm bekannt vorkam, obwohl er sie nicht mehr gesehen hatte, seit sie vor vier Jahren nach Kano gegangen war, um einen Beruf zu erlernen. Er wusste sofort, dass es sich um Nnesinachi handelte.

»Anulika! Ugwu! Seid ihr das?« Nnesinachis Stimme war noch so rau, wie er sie in Erinnerung hatte, aber sie war größer und ihre Haut dunkler von der brennenden Sonne im Norden.

Als sie sich umarmten, spürte er ihre Brust, die sich an ihn drückte.

»Ich hätte dich kaum wiedererkannt, der Norden hat dich verändert«, sagte er und fragte sich, ob sie sich wirklich an ihn gedrückt hatte.

»Ich bin gestern zurückgekommen, mit meinen Cousins und Cousinen.« Sie lächelte ihn an. So herzlich hatte sie ihn früher nie angelächelt. Ihre Augenbrauen waren rasiert und nachgezogen, eine dicker als die andere. Sie wandte sich Anulika zu. »Anuli, gerade wollte ich dich besuchen kommen. Ich habe gehört, du heiratest!«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Meine Schwester, das habe ich auch schon gehört«, sagte Anulika, und beide lachten.

»Gehst du zurück an die Universität?«, fragte sie Ugwu.

»Ja, aber ich bin bald zurück, zu Anulikas Palmweinzeremonie.«

»Dann gute Reise.« Nnesinachis Augen begegneten den seinen, ein kurzer, kühner Blick, bevor sie weiterging, und er wusste, dass er sich das nicht eingebildet hatte und sie sich wirklich an ihn gedrückt hatte. Er spürte, wie seine Beine schwach wurden. Er vermied es, sich umzudrehen und ihr nachzuschauen, für den Fall, dass sie sich auch umdrehte, und vergaß sogar das unangenehme Grummeln in seinem Magen.

»Ihre Augen müssen sich im Norden geöffnet haben. Du kannst sie nicht heiraten, also nimmst du dir besser, was sie dir anbietet, bevor sie heiratet«, sagte Anulika.

»Hast du es bemerkt?«

»Wie hätte ich es nicht bemerken sollen! Sehe ich aus wie ein Schaf?«

Ugwu kniff die Augen zusammen und schaute sie an. »Hat Onyeka dich berührt?«

»Natürlich hat Onyeka mich berührt.«

Ugwu verlangsamte seine Schritte. Er hatte gewusst, dass sie mit Onyeka geschlafen hatte, aber es gefiel ihm trotzdem nicht, dass sie es bestätigte. Als Chinyere, Doktor Okekes Hausmädchen, damals angefangen hatte, sich zu hastigen Schäferstündchen im Dunkeln über die Hecke ins Dienstbotenquartier zu schleichen, hatte er Anulika während eines Besuches zu Hause davon erzählt, und sie hatten darüber diskutiert. Doch über Anulika hatten sie nie diskutiert; er war einfach davon ausgegangen, dass es da nichts zu diskutieren gab. Anulika ging vor ihm her, ließ sich von seiner schmollenden Langsamkeit nicht beeindrucken, und er schloss

Telegram:@shabarsbibliothek

schweigend zu ihr auf. Ihre Schritte waren leicht auf dem Gras, wie damals, als sie Kinder gewesen waren und Grashüpfer gejagt hatten.

»Ich hab solchen Hunger«, sagte er schließlich.

»Du hast nicht einmal die Yams gegessen, die Mama gekocht hat.«

»Wir kochen unsere Yams mit Butter.«

»Wir kochen unsere Yams mit *bu-tah.* Schau dir deinen Mund an. Wenn sie dich aufs Dorf zurückschicken, was machst du dann? Wo wirst du da die *bu-tah* finden, um deine Yams damit zu kochen?«

»Sie schicken mich nicht zurück ins Dorf.«

Sie schaute ihn aus den Augenwinkeln an, von Kopf bis Fuß. »Du hast vergessen, woher du kommst, und jetzt bist du auch noch so blöd und glaubst, du bist ein großer Mann.«

Der Master war im Wohnzimmer, als Ugwu hereinkam und ihn grüßte.

»Wie geht es deiner Familie?«, fragte der Master.

»Es geht ihnen gut, Sah, und sie lassen schön grüßen.«

»Sehr gut.«

»Meine Schwester Anulika heiratet bald.«

»Verstehe.« Der Master war damit beschäftigt, das Radio einzustellen.

Ugwu hörte Olanna und Baby im Badezimmer singen.

London bridge is falling down, falling down, falling down,
London bridge is falling down, my fair lady.

Babys »London« klang in ihrer winzigen, ungeübten Stimme wie »Bonbon«. Die Badezimmertür stand offen.

»Guten Abend, Mah!«, rief Ugwu.

»Oh, Ugwu, ich hab dich gar nicht reinkommen hören«, sagte Olanna. Sie stand über die Wanne gebeugt und badete Baby. »Willkommen, *nno.*

Telegram:@shabarsbibliothek

Geht es deiner Familie gut?«

»Ja, Mah. Sie lassen grüßen. Meine Mutter hat gesagt, sie könne Ihnen gar nicht genug danken für die Wickeltücher.«

»Wie geht es ihrem Bein?«

»Es tut nicht mehr weh. Sie hat mir *ukwa* für Sie mitgegeben.«

»Oh! Sie muss gewusst haben, worauf ich gerade Lust habe.« Sie schaute ihn an, die Hände voller Badeschaum. »Du siehst gut aus, schau dir nur deine dicken Backen an.«

»Ja, Mah«, sagte Ugwu, obwohl es eine Lüge war. Er nahm immer ab, wenn er zu Hause war.

»Ugwu!«, rief Baby. »Ugwu, schau mal!« Sie drückte eine Quietscheente an ihre Brust.

»Baby, du kannst Ugwu begrüßen, wenn du fertig gebadet hast«, sagte Olanna.

»Anulika wird bald heiraten, Mah. Mein Vater meinte, das soll ich Ihnen und dem Master sagen. Ein genaues Datum gibt es noch nicht, aber sie würden sich sehr freuen, wenn Sie kämen.«

»Anulika? Ist sie nicht ein bisschen jung? So sechzehn, siebzehn?«

»Die Mädchen aus ihrer Schule heiraten jetzt alle.«

Olanna wandte sich wieder der Wanne zu. »Natürlich kommen wir.«

»Ugwu!«, rief Baby wieder.

»Soll ich Babys Hafergrütze aufwärmen, Mah?«

»Ja. Und bitte mach ihre Milch warm.«

»Ja, Mah.« Er würde noch einen Moment bleiben und sie fragen, ob in der Woche, in der er weg war, alles gutgegangen war, und sie würde ihm erzählen, welche Freunde zu Besuch da gewesen waren, wer was mitgebracht hatte und ob der Eintopf alle war, den er eingefroren hatte.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Dein Master und ich haben beschlossen, dass Arize im September hierherkommen soll, um ihr Baby zu bekommen«, sagte Olanna.

»Das ist gut, Mah«, sagte Ugwu. »Ich hoffe, das Baby sieht genauso aus wie Tante Arize.«

Olanna lachte. »Das hoffe ich auch. Wir fangen rechtzeitig damit an, das Zimmer zu putzen. Ich möchte, dass es blitzblank für sie ist.«

»Es wird blitzblank sein, Mah, keine Sorge.« Ugwu mochte Tante Arize. Er erinnerte sich an ihre Palmweinzeremonie vor etwa drei Jahren, wie plump und aufgeregt sie gewesen war und dass er so viel Palmwein getrunken hatte, dass er fast Baby hatte fallen lassen, die damals noch ein Säugling war.

»Ich fahre am Montag nach Kano, hole sie ab, und dann fahren wir zum Einkaufen nach Lagos«, sagte Olanna. »Baby nehme ich mit. Wir packen das blaue Kleidchen ein, das Arize für sie gemacht hat.«

»Das rosa Kleid ist besser, Mah, das blaue ist zu klein geworden.«

»Das stimmt.« Olanna nahm die Plastikente und warf sie in die Wanne zurück. Baby quietschte vor Vergnügen und drückte sie unter Wasser.

»*Nkem!*«, rief der Master. »*O mego!* Es ist geschehen!«

Olanna lief ins Wohnzimmer, Ugwu dicht hinter ihr her.

Der Master stand beim Radio. Das Fernsehen war angeschaltet, der Ton jedoch abgedreht, so dass die tanzenden Leute aussahen, als wären sie sturzbetrunken.

»Es hat einen Putsch gegeben«, sagte der Master und wies auf das Radio. »Major Nzeogwu spricht aus Kaduna.«

Die Stimme aus dem Radio klang jugendlich, eifrig, selbstbewusst.

Die Verfassung wurde außer Kraft gesetzt, und sowohl die regionale Regierung als auch die gewählten Versammlungen werden hiermit aufgelöst. Meine lieben Landsleute: Das Ziel des Revolutionsrates ist es,

Telegram:@shabarsbibliothek

eine Nation zu schaffen, die frei von Korruption und innerem Unfrieden ist. Unsere Feinde sind die politischen Profitmacher, die Beutelschneider, die Männer in hohen und niedrigen Positionen, die Schmiergelder verlangen und zehn Prozent wollen; jene, die eine permanente Teilung des Landes anstreben, damit sie im Amt bleiben können, die Tribalisten und Nepotisten, jene, die unser Land in internationalen Kreisen fälschlicherweise groß aussehen lassen und unsere Gesellschaft korrumpiert haben.

Olanna lief zum Telefon. »Was passiert in Lagos? Haben sie gesagt, was in Lagos geschieht?«

»Deinen Eltern geht es gut, *nkem*, Zivilisten sind in Sicherheit.«

Olanna wählte bereits. »Vermittlung? Vermittlung?« Sie legte den Hörer auf und nahm ihn wieder hoch. »Ich komme nicht durch.«

Der Master nahm ihr sanft den Hörer ab. »Ich bin mir sicher, es geht ihnen gut. Die Leitungen werden bestimmt bald wieder frei sein. Das ist nur aus Sicherheitsgründen.«

Die Stimme im Radio klang jetzt entschlossener.

Ich versichere allen Ausländern, dass ihre Rechte auch weiterhin respektiert werden. Wir versprechen jedem Bürger, der die Gesetze befolgt, die Freiheit von Unterdrückung jeglicher Art, die Freiheit von der allgemeinen Misswirtschaft und die Freiheit, in jedem Bereich menschlicher Bestrebungen zu leben und zu wirken. Wir versprechen euch, dass ihr euch nie mehr dafür schämen müsst zu sagen, dass ihr Nigerianer seid.

»Mummy Ola!«, rief Baby aus dem Badezimmer.

Ugwu ging ins Bad zurück, trocknete Baby mit einem Handtuch ab und nahm sie dann in den Arm, pustete auf ihren Hals. Sie roch köstlich nach Babyseife von Pears.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Mein kleines Hühnchen!«, sagte er und kitzelte sie. Ihre Zöpfchen waren noch nass, die Enden hatten sich zu lockigen Kringeln zusammengezogen, und Ugwu strich sie glatt und wunderte sich wieder einmal darüber, wie sehr sie ihrem Vater ähnelte. Bei ihm zu Hause hätte man gesagt, der Master hätte das Kind ausgespuckt.

»Noch kitzeln!«, rief Baby und lachte. Ihr pummeliges Gesicht war noch ein wenig feucht.

»Kleines, kleines Hühnchen«, murmelte Ugwu in dem Singsang, der das kleine Mädchen immer begeisterte. Baby lachte, und Ugwu hörte Olanna im Wohnzimmer rufen: »O Gott, was hat er gesagt? Was hat er gesagt?«

Er stellte gerade Babys Hafergrütze auf den Tisch, als der Vizepräsident kurz im Radio sprach. Seine Stimme klang schwach, als wäre es zu anstrengend für ihn zu sagen: »Die Regierung gibt die Macht an das Militär weiter.«

Später gab es noch weitere Verlautbarungen – der Premierminister sei verschwunden, Nigeria unterstehe jetzt einer föderalen Militärregierung, die Ministerpräsidenten der Nord- und der Westregion würden vermisst –, aber Ugwu war sich nicht sicher, wer sprach und auf welchem Sender, weil der Master direkt neben dem Radio saß und schnell am Knopf drehte, stoppte, zuhörte, drehte, wieder stoppte. Er hatte seine Brille abgenommen und sah mit den tiefen Augenhöhlen viel verletzlicher aus. Bis die Gäste eintrafen, setzte er sie nicht wieder auf. An diesem Tag waren es mehr als sonst, und Ugwu brachte Stühle aus dem Esszimmer ins Wohnzimmer, damit alle sitzen konnten. Ihre Stimmen klangen dringlich und aufgeregt, keiner schien abwarten zu können, bis die anderen ausgeredet hatten.

»Das ist das Ende der Korruption! Genau das haben wir gebraucht, seit diesem Generalstreik«, sagte ein Gast. Ugwu konnte sich nicht an seinen Namen erinnern, wusste aber, dass er das *chin-chin* meistens ganz schnell

Telegram:@shabarsbibliothek

aufaß, kaum dass es serviert worden war, weshalb Ugwu das Tablett immer möglichst weit weg von dem Mann abstellte. Der Mann hatte richtige Pranken; ein paarmal großzügig zugelangt, und alles war weg.

»Diese Majore sind wirkliche Helden!«, sagte Okeoma und hob einen Arm.

Selbst wenn sie über die Leute sprachen, die getötet worden waren, lag Erregung in ihren Stimmen.

»Man sagt, der Sardauna habe sich hinter seinen Ehefrauen versteckt.«

»Man sagt, der Finanzminister habe in die Hose gekackt, bevor sie ihn erschossen.«

Einige Gäste kicherten, Ugwu auch, bis Olanna sagte: »Ich habe Okonji gekannt. Er war ein Freund meines Vaters.« Sie klang gedämpft.

»Die BBC nennt es einen Putsch der Igbo«, sagte der *chin-chin*-Esser. »Und da ist was dran. Es waren hauptsächlich Leute aus dem Norden, die getötet wurden.«

»Es waren auch hauptsächlich Leute aus dem Norden, die in der Regierung saßen«, flüsterte Professor Ezeka mit hochgezogenen Augenbrauen, als könnte er nicht glauben, dass es überhaupt nötig war, auf etwas so Offensichtliches hinzuweisen.

»Die BBC sollte ihre Leute mal fragen, wer die aus dem Norden an die Regierung gebracht hat, damit sie jeden beherrschen!«, sagte der Master.

Ugwu überraschte es, dass der Master und Professor Ezeka offenbar einer Meinung waren. Noch mehr überraschte es ihn, als Miss Adebayo sagte: »Diese Nordafrikaner sind verrückt, wenn sie das hier einen Konflikt zwischen Ungläubigen und Rechtgläubigen nennen«, und der Master lachte. Es war jedoch nicht das übliche spöttische Lachen, bevor er auf die Stuhlkante vorrutschte, um sich mit ihr anzulegen. Es war ein zustimmendes Lachen. Der Master war mit ihr einer Meinung.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Wenn wir in diesem Land mehr Männer wie diesen Major Nzeogwu hätten, wären wir nicht da, wo wir heute sind«, sagte der Master. »Er hat wirklich eine Vision.«

»Ist er nicht Kommunist?« Das war der grünäugige Professor Lehman. »Er ist in die Tschechoslowakei gefahren, während er in Sandhurst war.«

»Ihr Amerikaner guckt bei den Leuten immer unters Bett, um festzustellen, ob sie Kommunisten sind. Glaubst du wirklich, wir haben für so was Zeit?«, fragte der Master. »Wichtig ist nur, dass unser Volk vorankommt. Gehen wir mal davon aus, dass eine kapitalistische Demokratie eine gute Sache ist. Aber wenn einem jemand ein Kleid gibt und sagt, es würde genauso aussehen wie sein eigenes, bloß dass es nicht die richtige Größe hat und alle Knöpfe abgegangen sind, dann muss man das Kleid wegschmeißen und sich ein neues machen, das einem auch passt. Das muss man einfach!«

»Zu viel Rhetorik, Odenigbo«, sagte Miss Adebayo. »Wenn es ums Militär geht, haben deine Argumente keinerlei Bedeutung.«

Jetzt fühlte sich Ugwu wohler: Es war die Art von Schlagabtausch, an die er gewöhnt war.

»Natürlich haben sie das. Wir reden immerhin von Major Nzeogwu«, sagte der Master. »Ugwu! Mehr Eis!«

»Und der Mann ist doch Kommunist«, beharrte Professor Lehman. Mit seiner näselnden Stimme ging er Ugwu auf die Nerven, oder vielleicht lag es auch nur daran, dass Professor Lehman das gleiche helle Haar hatte wie Mister Richard, aber nichts von seiner ruhigen Würde. Ugwu wünschte, Mister Richard würde noch zu ihnen kommen. Er erinnerte sich deutlich an seinen letzten Besuch, Monate bevor Baby geboren wurde, doch andere Erinnerungen an jene turbulenten Wochen waren mittlerweile verblasst, unvollständig; er hatte solche Angst gehabt, der Master und Olanna würden

Telegram:@shabarsbibliothek

nie wieder richtig zusammenkommen und seine Welt in die Brüche gehen, dass er nur selten gelauscht hatte. Er hätte nicht einmal gewusst, dass Mister Richard in den Zwist verwickelt war, wenn Harrison es ihm nicht gesagt hätte.

»Danke, mein Guter.« Der Master nahm die Schale mit Eis und ließ einige Würfel in sein Glas fallen.

»Ja, Sah«, sagte Ugwu und schaute Olanna an. Sie hatte den Kopf auf die gefalteten Hände gelegt. Er wünschte, es könne ihm wirklich leidtun um ihren Freund, den Politiker, der getötet worden war, aber Politiker waren nicht wie normale Leute, sie waren *Politiker.* Er las über sie in der *Renaissance* und der *Daily Times* – sie bezahlten Gangster, damit die ihre Gegner zusammenschlugen, sie kauften Land und Häuser mit Regierungsgeldern, sie importierten ganze Konvois von langen amerikanischen Autos, sie bezahlten Frauen, damit sie ihre Blusen mit falschen Stimmzetteln auspolsterten und vorgaben, schwanger zu sein. Wann immer er einen Topf mit gekochten Bohnen abgoss und den schleimigen Spülstein sah, dachte er an einen *Politiker.*

In jener Nacht lag er in seinem Zimmer im Dienstbotenquartier und versuchte, sich auf *Der Bürgermeister von Casterbridge* zu konzentrieren, aber es fiel ihm schwer. Er hoffte, Chinyere würde unter der Hecke hindurchschlüpfen und herüberkommen; sie planten es nie, an manchen Tagen tauchte sie einfach auf, an anderen nicht. An diesem aufregenden Abend des Putsches, der die alte Ordnung umgeworfen hatte und vor neuen Möglichkeiten pulsierte, sehnte er sich danach, dass sie kam. Als er sie ans Fenster pochen hörte, schickte er eine ganze Litanei von Dankgebeten an die Götter.

»Chinyere«, sagte er.

»Ugwu«, sagte sie.

Telegram:@shabarsbibliothek

Sie roch nach alten Zwiebeln. Das Licht war aus, und in dem dünnen Lichtstrahl, der von der Notlampe draußen kam, sah er die kegelförmigen Erhebungen ihrer Brüste, als sie ihre Bluse auszog, das Wickeltuch von ihrer Taille band und sich auf den Rücken legte. Da war etwas Feuchtes an dieser Dunkelheit, an ihren beiden Körpern, so nah beieinander, und er stellte sich vor, sie wäre Nnesinachi, und die strammen Beine, die sich um ihn schlangen, wären die von Nnesinachi. Zuerst war sie ganz still, dann begannen ihre Hüften zu drängen, ihre Hände schlossen sich fest um seinen Hals, und sie rief, was sie immer rief, wenn sie kam. Es klang wie ein Name – Abonyi, Abonyi –, aber er war sich nicht sicher. Vielleicht stellte ja auch sie sich vor, er wäre jemand anderes, jemand daheim in ihrem Dorf.

Sie stand auf und ging, so leise, wie sie gekommen war. Als er sie am nächsten Tag auf der anderen Seite der Hecke sah, wo sie Wäsche auf die Leine hängte, sagte sie »Ugwu« und sonst nichts. Lächeln tat sie nicht.

Telegram:@shabarsbibliothek

8

Olanna verschob ihre Reise nach Kano wegen des Putsches. Sie wartete, bis die Flughäfen wieder offen waren, Post und Telegraphenämter wieder funktionierten und die neuen Militärgouverneure in den verschiedenen Regionen eingesetzt waren. Sie wartete, bis sie sicher sein konnte, dass Ordnung herrschte. Doch der Putsch lag in der Luft. Alle redeten darüber, selbst der Taxifahrer mit dem weißen Hut und dem Kaftan, der sie und Baby vom Flughafen zu Arizes Haus fuhr.

»Aber der Sardauna ist nicht getötet worden, Madam«, wisperte er. »Mit Allahs Hilfe ist er entkommen und befindet sich jetzt in Mekka.« Olanna lächelte sanft und sagte nichts, denn sie wusste, dass der Mann mit seinen Gebetsperlen, die am Rückspiegel baumelten, diesen Glauben brauchte. Immerhin war der Sardauna nicht nur Ministerpräsident des Nordens gewesen, er war auch der geistliche Anführer dieses Mannes und so vieler anderer Muslime gewesen.

Als sie Arize vom Kommentar des Taxifahrers erzählte, zuckte die bloß die Achseln und sagte: »Es gibt nichts, was die nicht sagen.« Arizes Wickeltuch war deutlich nach unten verschoben, unterhalb ihrer Taille, und auch ihre Bluse saß locker, um die Wölbung ihres Bauches bequem zu verhüllen. Sie saßen im Wohnzimmer, wo an der öligen Wand Fotos von Arizes und Nnakwanzes Hochzeit hingen, während Baby mit den anderen Kindern auf dem Hof spielte. Eigentlich war es Olanna nicht recht, dass Baby diese Kinder mit ihren zerrissenen Kleidern und dem milchigen Rotz,

Telegram:@shabarsbibliothek

der ihnen aus der Nase lief, anfasste, aber sie sagte nichts; sie schämte sich dafür, dass sie so dachte.

»Wir nehmen morgen den ersten Flug nach Lagos, Ari, damit du dich noch ein bisschen ausruhen kannst, bevor wir einkaufen gehen. Ich möchte nichts tun, was für dich irgendwie schwierig ist«, sagte Olanna.

»Ach was, schwierig! Ich bin nur schwanger, Schwester, ich bin nicht krank. Sind es nicht Frauen wie ich, die auf dem Feld arbeiten, bis das Baby herauswill? Und bin nicht ich es, die dieses Kleid da drüben näht?« Arize wies in die Ecke, wo ihre Singer-Nähmaschine auf einem Tisch stand, mitten in einem Stapel Kleider.

»Meine Sorge gilt ja auch meinem Patenkind und nicht dir«, sagte Olanna. Sie hob Arizes Bluse an und legte ihr Gesicht an die feste Rundung von Arizes Bauch, an die straff gedehnte Haut: ein sanftes Ritual, das sie immer wieder vollzogen hatte, seit Arize schwanger geworden war. Wenn sie es oft genug tat, so Arize, würde das Baby ihre Züge annehmen und später so aussehen wie sie.

»Das Äußere ist mir egal«, sagte Arize. »Aber in ihrem Inneren soll sie so aussehen wie du. Sie muss dein Hirn haben und Bücher kennen.«

»Oder er.«

»Nein, das hier wird ein Mädchen, du wirst sehen. Nnakwanze meint, es wird ein Junge, der ihm ähnlich sieht, aber ich habe ihm gesagt, Gott wird es nicht zulassen, dass mein Kind sein flaches Gesicht bekommt.«

Olanna lachte. Arize stand auf, öffnete eine Emailleschachtel und nahm etwas Geld heraus. »Schau mal, was Schwester Kainene mir letzte Woche geschickt hat. Sie sagte, ich soll dem Baby ein paar Dinge davon kaufen.«

»Das war nett von ihr.« Olanna wusste, dass sie geziert klang, wusste, dass Arize sie beobachtete.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Du und Schwester Kainene müsst miteinander reden. Was geschehen ist, gehört der Vergangenheit an.«

»Man kann nur mit jemandem reden, der umgekehrt auch mit einem reden will«, sagte Olanna. Sie wollte das Thema wechseln. Sie wollte immer das Thema wechseln, wenn es um Kainene ging. »Ich gehe jetzt besser mit Baby zu Tante Ifeka, um sie zu begrüßen.« Bevor Arize noch etwas sagen konnte, lief sie hinaus und holte Baby.

Sie wusch etwas Sand von Babys Gesicht und ihren Händen, bevor sie das Anwesen verließen und die Straße hinuntergingen. Onkel Mbaezi war noch nicht vom Markt zurück, und sie setzte sich mit Tante Ifeka auf eine Bank vor ihrem Kiosk, Baby auf dem Schoß. Der Hof füllte sich mit dem Geschnatter der Nachbarn und dem Gekreisch der Kinder, die unter dem *kuka*-Baum herumliefen. Jemand spielte laut Musik auf einem Grammophon; bald darauf begann ein Grüppchen von Männern am Eingangstor zu lachen und sich gegenseitig anzurempeln, ahmte den Gesang nach. Auch Tante Ifeka lachte und klatschte in die Hände.

»Was ist so lustig?«, fragte Olanna.

»Das ist Rex Lawson«, sagte Tante Ifeka.

»Aber was ist so lustig daran?«

»Unsere Leute sagen, dass der Refrain klingt wie *meck-meck-meck*, das Meckern einer Ziege.« Tante Ifeka kicherte. »Es heißt, der Sardauna klang auch so, als er darum flehte, ihn nicht zu töten. Als die Soldaten einen Minenwerfer auf sein Haus abschossen, kauerte er hinter seinen Frauen am Boden und meckerte: ›*Meck-meck-meck*, bitte tötet mich nicht, *meck-meck-meck*!‹«

Wieder lachte Tante Ifeka, und Baby lachte mit, als hätte sie etwas verstanden.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Aha.« Olanna dachte an Chief Okonji, fragte sich, ob man auch von ihm sagte, er habe wie eine Ziege gemeckert, bevor er starb. Sie schaute weg, über die Straße, wo Kinder mit ein paar Autoreifen spielten und sie wie bei einem Rennen nebeneinanderher rollten. In der Ferne braute sich ein kleiner Sandsturm zusammen, und der Staub hob und senkte sich in grauweißen Wolken.

»Der Sardauna war ein schlechter Mann, *ajo mmadu*«, sagte Tante Ifeka. »Er hasste uns. Er hasste jeden, der nicht seine Schuhe auszog und sich vor ihm verbeugte. War nicht er es, der unseren Kindern verboten hat, zur Schule zu gehen?«

»Sie hätten ihn nicht umbringen dürfen«, sagte Olanna leise. »Er hätte ins Gefängnis gehört.«

Tante Ifeka schnaubte. »In welches Gefängnis denn? In Nigeria, wo er die Kontrolle über alles hatte?« Sie stand auf und schloss den Kiosk ab. »Komm, lass uns nach drinnen gehen und für Baby was zu essen suchen.«

Als Olanna auf Arizes Hof zurückkehrte, lief wieder der Song von Rex Lawson. Auch Nnakwanze fand das lustig. Er hatte zwei riesige Schneidezähne, und wenn er lachte, sah es so aus, als wären zu viele Zähne schmerzhaft in seinen kleinen Mund gequetscht worden. *Meck, meck, meck.* Eine Ziege, die darum bettelte, nicht geschlachtet zu werden. *Meck, meck, meck.*

»Das ist nicht lustig«, sagte Olanna.

»Ach komm, Schwester, natürlich ist das lustig«, sagte Arize. »Du weißt gar nicht mehr, wie man lacht, weil du zu viele Bücher liest.«

Nnakwanze saß zu Arizes Füßen auf dem Boden und massierte mit leichten kreisenden Bewegungen ihren Bauch. Er hatte sich viel weniger Sorgen gemacht als Arize, als sie im ersten, zweiten und dritten Jahr ihrer Ehe nicht schwanger geworden war; und als seine Mutter viel zu oft zu

Telegram:@shabarsbibliothek

Besuch gekommen war, ständig auf Arizes Bauch gezeigt und ein Geständnis von ihr verlangt hatte, wie viele Abtreibungen sie vor der Ehe hatte machen lassen, hatte er seine Mutter gebeten, von Besuchen Abstand zu nehmen. Er hatte sie auch gebeten, keine übelriechenden Tränke mitzubringen, die Arize in kleinen, bitteren Schlucken trinken sollte. Jetzt, da Arize schwanger war, machte er Überstunden bei der Eisenbahn und bat sie, mit ihren Näharbeiten kürzer zu treten.

Er sang immer noch das Lied und lachte dabei. Eine Ziege, die darum bettelt, nicht geschlachtet zu werden. *Meck, meck, meck.*

Olanna stand auf. Die nächtliche Brise war unangenehm kalt. »Ari, du solltest ins Bett gehen, damit du am Morgen gut ausgeruht bist, wenn wir nach Lagos fahren.«

Nnakwanze wollte Arize aufhelfen, aber sie schubste ihn beiseite. »Ich habe euch schon ein paarmal gesagt, dass ich nicht krank bin. Ich bin schwanger.«

Olanna war froh darüber, dass das Haus in Lagos leer sein würde. Ihr Vater hatte sie angerufen und gesagt, dass sie nach Übersee verreisten, und sie hatte gewusst, dass er eine Weile außer Landes sein wollte, bis sich die Dinge wieder beruhigten, weil er auf seine zehn Prozent, seine schicken Partys und seine lukrativen Beziehungen bedacht war. Aber weder er noch ihre Mutter hatten das so ausgedrückt. Sie nannten es Urlaub. Es war typisch für sie, die Dinge unausgesprochen zu lassen, so wie sie auch vorgaben, nicht zu bemerken, dass sie und Kainene nicht mehr miteinander redeten und dass Olanna nur nach Hause kam, wenn sie sicher sein konnte, dass ihre Schwester nicht da war.

Im Taxi vom Flughafen brachte Arize Baby ein Lied bei, während Olanna Lagos an sich vorbeiziehen sah: den chaotischen Verkehr, die

Telegram:@shabarsbibliothek

rostigen Busse und die erschöpften Menschen, die auf sie warteten, die Schwarzhändler, die Bettler, die auf flachen hölzernen Wägelchen vorbeirollten, die zerlumpten Straßenhändler mit ihren Tabletts voller Esswaren, die niemand kaufen wollte oder kaufen konnte.

Der Fahrer hielt vor dem ummauerten Grundstück ihrer Eltern in Ikoyi und linste an dem hohen Tor vorbei. »Der Minister, den sie umgebracht haben, hat der irgendwo hier gelebt, *abi*, Tante?«, fragte er. Olanna tat so, als hätte sie ihn nicht gehört, und sagte stattdessen zu Baby: »Jetzt schau mal, was du mit deinem Kleidchen gemacht hast! Lauf schnell hinein, damit wir es abwaschen können.«

Später fuhr sie Ibekie, der Chauffeur ihrer Mutter, zu Kingsway. Der Supermarkt roch nach frischer Farbe. Arize lief von Gang zu Gang, stieß Laute des Entzückens aus, berührte die Plastikverpackungen, hob Babykleidung hoch, einen rosa Kinderwagen, eine Kunststoffpuppe mit blauen Augen.

»Alles glänzt so im Supermarkt, Schwester«, sagte Arize lachend. »Kein Staub!«

Olanna hielt ein weißes Kleidchen hoch, das mit rosa Spitze besetzt war. »*O maka.* Das hier ist süß!«

»Es ist zu teuer«, sagte Arize.

»Dich hat keiner gefragt.«

Baby zerrte eine Puppe von einem niedrigen Regal und drehte sie um, so dass sie ein schepperndes Weinen von sich gab.

»Nein, Baby.« Olanna nahm die Puppe und legte sie wieder hin.

Sie kauften noch eine Weile ein und machten sich dann auf den Weg zum Yaba-Markt, wo sich Arize Stoffe besorgen wollte. Die Tejuosho Road war voller Menschen, Familien hockten um Töpfe mit blubberndem Essen herum, Frauen grillten Maiskolben und Kochbananen über Kohlebecken,

Telegram:@shabarsbibliothek

barbrüstige Männer luden Tüten in Lastwagen, die von Hand mit Sprüchen bemalt waren: KEIN ZUSTAND IST EWIG. GOTT WEISS ES AM BESTEN. Ibekie parkte bei den Zeitungsständen. Olanna betrachtete die Menschen, die herumstanden und die *Daily Times* lasen, und ihre Füße fühlten sich plötzlich ganz leicht an vor Stolz. Sie alle lasen Odenigbos Artikel, da war sie sich sicher; es war bestimmt der beste in dieser Ausgabe. Sie hatte ihn selbst redigiert und seine Rhetorik leicht abgemildert, damit sein eigentliches Argument, dass nämlich nur eine Zentralregierung den Differenzen zwischen den Regionen ein Ende machen könne, deutlicher herauskam.

Sie nahm Baby an der Hand und führte sie an den Straßenhändlern vorbei, die mit Batterien, Vorhängeschlössern und Zigaretten, sorgfältig arrangiert auf Emailletabletts, unter Schirmen saßen. Der Haupteingang des Marktes war ungewöhnlich leer. Dann sah Olanna die Menschenmenge vor ihnen. Ein Mann in einem vergilbten Unterhemd stand in der Mitte, während zwei Männer ihn ohrfeigten, einer nach dem anderen, ein rhythmisches Klatschen, ein ledriger Klang. »Warum also? Warum leugnest du?« Der Mann starrte sie ausdruckslos an und senkte nach jedem Schlag den Kopf. Arize blieb stehen.

Jemand aus der Menge rief: »Wir zählen die Igbo. *Oya*, kommt und gebt euch zu erkennen. Seid ihr Igbo?«

Arize murmelte: *»I kwuna okwu«,* als hätte Olanna in Erwägung gezogen, etwas zu sagen, schüttelte dann den Kopf und begann, laut und fließend Yoruba zu sprechen und sich ganz unauffällig umzudrehen, damit sie in die Richtung zurückgehen konnten, aus der sie gekommen waren. Die Menge verlor das Interesse an ihnen. Ein weiterer Mann in einem Safarianzug wurde auf den Hinterkopf geschlagen. »Du bist Igbo! Leugne es nicht! Gib dich einfach zu erkennen!«

Telegram:@shabarsbibliothek

Baby fing an zu weinen. »Mummy Ola, Mummy Ola.«

Olanna nahm Baby in die Arme. Sie und Arize sagten kein Wort mehr, bis sie wieder im Auto waren. Ibekie hatte bereits gewendet und schaute unablässig in den Rückspiegel. »Ich habe Leute laufen sehen«, sagte er.

»Was ist denn los?«, fragte Olanna.

Arize zuckte mit den Schultern. »Wir haben Gerüchte gehört, dass sie das seit dem Putsch auch in Kaduna und Zaria machen. Sie gehen auf die Straße und belästigen Igbo, weil gesagt würde, der Putsch sei ein Igbo-Putsch.«

»*Ezi okwu?* Wirklich?«

»Ja, Tante«, sagte Ibekie schnell, als hätte er auf die Gelegenheit gewartet, das Wort ergreifen zu können. »Mein Onkel in Ebutte Metta schläft seit dem Putsch nicht mehr in seinem Haus. All seine Nachbarn sind Yoruba, und sie haben gesagt, es seien Männer gekommen, die nach ihm gesucht hätten. Er schläft jede Nacht woanders, kümmert sich aber immer noch um seine Geschäfte. Seine Kinder hat er nach Hause geschickt.«

»*Ezi okwu?* Wirklich?«, wiederholte Olanna. Sie fühlte sich leer. Dass es so um die Dinge stand, hatte sie nicht gewusst; in Nsukka lebte man wie auf einer Insel, die Nachrichten waren unwirklich und dienten als Zündstoff für ihre allabendlichen Gespräche, für Odenigbos Schimpftiraden und seine leidenschaftlichen Artikel.

»Es wird sich alles wieder beruhigen«, sagte Arize und berührte Olanna am Arm. »Mach dir keine Sorgen.«

Olanna nickte und schaute aus dem Fenster, wo auf einen vorbeifahrenden Lastwagen die Worte gepinselt waren: KEIN TELEFONANSCHLUSS IN DEN HIMMEL. Sie konnte es kaum glauben, wie leicht es fiel, zu leugnen, wer man war, und die Identität als Igbo einfach abzuschütteln.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Sie wird das Kleidchen zu ihrer Taufe tragen, Schwester«, sagte Arize.

»Was meinst du, Ari?«

Arize zeigte auf ihren Bauch. »Dein Patenkind wird das weiße Kleid zu seiner Taufe tragen. Ich danke dir so sehr, Schwester.«

Arizes Augen leuchteten, und Olanna musste lächeln; natürlich würde sich alles wieder beruhigen. Sie kitzelte Baby, doch das kleine Mädchen lachte nicht. Baby starrte sie mit angstvollen Augen an, in denen die Tränen immer noch nicht getrocknet waren.

Telegram:@shabarsbibliothek

9

Richard schaute Kainene dabei zu, wie sie den Reißverschluss ihres fliederfarbenen Kleides zuzog und sich zu ihm umdrehte. Das Hotelzimmer war hell erleuchtet, und er sah gleichzeitig sie und ihre Reflexion in dem Spiegel hinter ihr.

»Nke a ka mma«, sagte er. Es war wirklich hübscher als das schwarze Kleid auf dem Bett, das sie zuvor für die Party ihrer Eltern herausgesucht hatte. Sie machte eine spöttische Verbeugung und setzte sich, um ihre Schuhe anzuziehen. Mit dem zarten Puder, dem roten Lippenstift und ihrem entspannten Verhalten sah sie fast hübsch aus, nicht so verkrampft wie in letzter Zeit, als sie nur noch den Vertrag mit Shell-BP im Sinn hatte. Bevor sie gingen, schob Richard sanft eine Strähne ihrer Perücke beiseite und küsste sie auf die Stirn, weil er ihren Lippenstift nicht verschmieren wollte.

Das Wohnzimmer ihrer Eltern war mit knallbunten Luftballons geschmückt. Die Party war in vollem Gange. Livrierte Diener in Schwarz und Weiß gingen mit Tabletts und einem kriecherischen Lächeln auf den Lippen umher. Der Champagner funkelte in hohen Gläsern, das Licht der Kandelaber spiegelte sich in den Juwelen, die dicke Frauen am Hals trugen, und die Highlife-Band in der Ecke spielte so laut, dass die Leute dicht beisammenstanden, um einander verstehen zu können.

»Viele hohe Tiere aus dem neuen Regime«, sagte Richard.

»Daddy hat keine Zeit verloren, um sich einzuschmeicheln«, flüsterte ihm Kainene ins Ohr. »Er ist abgehauen, bis sich die Dinge wieder beruhigt haben, und jetzt ist er zurück, um neue Freundschaften zu schließen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Richard blickte sich prüfend im Raum um. Colonel Madu war schon von weitem zu erkennen, mit seinen breiten Schultern, dem breiten Kopf und den breiten Gesichtszügen überragte er alle. Er sprach gerade mit einem Araber in einem engen Smoking. Kainene ging hinüber, um sie zu begrüßen, und Richard sah sich nach einem Drink um, auch weil er noch keine Lust hatte, mit Madu zu sprechen. Kainenes Mutter kam auf ihn zu und küsste ihn auf die Wange, woraus er schloss, dass sie betrunken war, denn sonst hätte sie ihn wie sonst mit einem frostigen »Wie geht's?« begrüßt. Jetzt dagegen sagte sie ihm, wie gut er aussehe, und drängte ihn in eine ungünstige Ecke des Raumes, wo er mit dem Rücken zur Wand stand, neben sich eine einschüchternde Skulptur, die aussah wie ein fauchender Löwe.

»Kainene sagte mir, du kehrst bald nach London zurück?«, fragte sie. Ihre Ebenholzhaut sah unter dem zu dicken Make-up wächsern aus. In ihren Bewegungen lag ein Hauch von Nervosität.

»Ja. Ich werde etwa zehn Tage weg sein.«

»Nur zehn Tage?« Sie lächelte verhalten. Vielleicht hatte sie gehofft, er würde länger weg sein, damit sie endlich einen passenden Partner für ihre Tochter suchen konnte. »Um deine Familie zu besuchen?«

»Mein Cousin Martin heiratet«, sagte Richard.

»Ach, verstehe.« Die vielen Reihen Gold um ihren Hals schienen sie niederzudrücken, und ihr Kopf wirkte schlaff, als müsste sie sich sehr anstrengen, ihn gerade zu halten, was durch ihr Bemühen erst recht auffiel. »Vielleicht gehen wir ja mal in London etwas zusammen trinken. Ich sage meinem Mann schon die ganze Zeit, dass wir noch einen kleinen Urlaub vertragen könnten. Nicht dass irgendetwas passieren wird, aber nicht jeder ist glücklich über dieses neue Einigungsdekret, über das in der Regierung geredet wird. Es ist einfach besser, weg zu sein, bis sich die Dinge geklärt

Telegram:@shabarsbibliothek

haben. Vielleicht fahren wir nächste Woche, aber wir haben es noch niemandem gesagt, also behalt es bitte für dich.« Sie zupfte ihn spielerisch am Ärmel, und Richard entdeckte im Schwung ihrer Lippen eine winzige Ähnlichkeit mit Kainene. »Wir sagen es nicht einmal unseren Freunden, den Ajuahs. Du kennst doch Chief Ajuah, der die Flaschenabfüllfabrik besitzt? Sie sind Igbo, aber Igbo aus dem Westen. Ich habe gehört, sie leugnen es, Igbo zu sein. Wer weiß, was sie über uns sagen werden? Wer weiß das schon. Die verkaufen andere Igbo für einen lumpigen Penny, das sage ich dir. Möchtest du noch was zu trinken? Warte hier, ich hole noch was. Rühr dich nicht von der Stelle.«

Als sie sich mit einem leichten Schwanken entfernt hatte, suchte Richard nach Kainene. Er traf sie auf dem Balkon an, wo sie mit Madu zusammenstand und auf den Swimmingpool hinabschaute. Der Geruch nach gegrilltem Fleisch hing schwer in der Luft. Er beobachtete sie eine Weile. Madus Gesicht war leicht zur Seite geneigt, als Kainene sprach, ihr Körper wirkte zerbrechlich neben seinem riesigen Leib, und irgendwie sahen sie aus wie füreinander gemacht. Beide sehr dunkel, die eine groß und dünn, der andere noch größer und mächtig. Kainene drehte sich um und sah ihn.

»Richard«, sagte sie.

Er trat zu ihnen, schüttelte Madu die Hand. »Wie geht’s, Madu? *A na-emekwa?*«, fragt er, bemüht, als Erster zu sprechen. »Wie ist das Leben im Norden?«

»Kein Grund zur Klage«, sagte Madu auf Englisch.

»Sind Sie nicht mit Adaobi hier?« Er wünschte, der Mann hätte öfter seine Frau dabei, wenn er ausging.

»Nein«, sagte Madu und nippte an seinem Drink; es passte ihm nicht, dass seine Unterhaltung mit Kainene unterbrochen worden war, das lag auf

Telegram:@shabarsbibliothek

der Hand.

»Ich sehe, meine Mutter hat sich deiner angenommen, wie aufregend«, sagte Kainene. »Madu und ich waren eine Weile mit Ahmed da drüben beschäftigt. Er will Daddys Lagerhaus in Ikeja kaufen.«

»Dein Vater wird ihm überhaupt nichts verkaufen«, erklärte Madu, als wäre das seine Entscheidung. »Diesen Syrern und Libanesen gehört sowieso schon halb Lagos, und sie sind alle verdammte Opportunisten in diesem Land.«

»Ich würde an ihn verkaufen, wenn er nicht so furchtbar nach Knoblauch stinken würde«, sagte Kainene.

Madu lachte.

Kainene schob ihre Hand in die von Richard. »Ich habe gerade zu Madu gesagt, dass du glaubst, es würde noch einen Putsch geben.«

»Es gibt keinen weiteren Putsch«, sagte Madu.

»Du würdest es wissen, oder, Madu? Wo du doch so ein wichtiger Colonel geworden bist«, neckte ihn Kainene.

Richard packte ihre Hand fester. »Ich bin letzte Woche in Zaria gewesen, und da schienen alle nur eins im Kopf zu haben: zweiter Putsch, zweiter Putsch. Selbst Radio Kaduna und der *New Nigerian*«, sagte er auf Igbo.

»Was weiß denn schon die Presse?«, erwiderte Madu auf Englisch. Das tat er immer; seit Richards Igbo fast fließend geworden war, antwortete Madu hartnäckig auf Englisch, so dass Richard sich gezwungen sah, wieder zu seiner Muttersprache zurückzukehren.

»Die Zeitungen haben Artikel über den Dschihad gebracht, Radio Kaduna sendet immer wieder die Reden des verstorbenen Sardauna, und es war auch die Rede davon, dass die Igbo den Staatsdienst übernehmen und …«

Telegram:@shabarsbibliothek

Madu unterbrach ihn. »Es wird keinen zweiten Putsch geben. In der Armee bestehen gewisse Spannungen, aber die gibt es immer. Haben Sie von dem Ziegenfleisch probiert? Ist es nicht köstlich?«

»Ja«, stimmte Richard zu und wünschte im selben Moment, er hätte es nicht getan. Die Luft in Lagos war schwül, und neben Madu zu stehen machte sie noch drückender. In Gegenwart dieses Mannes fühlte er sich immer unbedeutend.

Eine Woche später kam der zweite Putsch, und Richards erste Reaktion war hämische Freude. Er saß gerade auf seinem Lieblingsplatz im Obsthain, wo laut Kainene eine Mulde in exakt der Größe und Form seines Hinterteils entstanden war, und las noch einmal Martins Brief.

Ist der Ausdruck »unter die Wilden gehen« eigentlich immer noch gebräuchlich? Ich hab immer schon gewusst, dass du das tun würdest! Mutter sagte, du hast die Idee mit dem Buch über Stammeskunst verworfen und mehr Spaß an diesem Roman, diesem fiktionalisierten Reisetagebuch. Habe ich das richtig verstanden? Und auch noch über die Missetaten der Europäer in Afrika! Ich bin ziemlich erpicht darauf, mehr darüber zu erfahren, wenn du in London bist. Und was für ein Titel – »Ein Korb voller Hände«. Wurden denn auch in Afrika Hände abgehackt? Ich hätte gedacht, das sei nur in Indien passiert. Ich bin fasziniert!

Vor Richards innerem Augen stand jenes Lächeln, das Martin als Schuljunge zu eigen gewesen war; es war die Zeit gewesen, in der Tante Elizabeth in ihrer Entschlossenheit, ja nur niemanden herumsitzen zu lassen, sie mit Aktivitäten förmlich überschüttet hatte: Kricketturniere, Boxunterricht, Tennis, Klavierstunden bei einem lispelnden Franzosen. Und in allem hatte Martin brilliert, immer mit dem überheblichen Lächeln eines Menschen, der geboren wurde, um dazuzugehören und der Beste zu sein.

Telegram:@shabarsbibliothek

Richard streckte die Hand aus, um eine wilde Blume zu pflücken, die aussah wie Mohn. Er fragte sich, wie Martins Hochzeit wohl sein würde; seine Verlobte war ausgerechnet Modedesignerin. Hätte nur Kainene nicht den neuen Vertrag unterzeichnen müssen und mit ihm fahren können! Er wünschte sich so sehr, dass Tante Elizabeth und Martin und Virginia Kainene sahen, aber vor allem wollte er, dass sie ihn sahen, dass sie sahen, was nach all den Jahren hier aus ihm geworden war: ein braungebrannter und glücklicher Mensch.

Ikejide lief auf ihn zu. »Mister Richard, Sah! Madam sagt, Sie sollen kommen. Es hat noch einen Putsch gegeben«, rief er. Er sah aufgeregt aus.

Richard lief ins Haus. Er hatte also recht gehabt, und Madu hatte sich getäuscht. Durch die feuchte Juliluft klebte sein Haar schlaff an seinem Kopf, und er fuhr sich beim Gehen rasch mit der Hand hindurch. Kainene saß auf einem Sofa im Wohnzimmer, die Arme um sich geschlungen, und schaukelte vor und zurück. Die britische Stimme im Radio war so laut, dass sie die Stimme erheben musste, als sie sagte: »Die Offiziere des Nordens haben die Macht übernommen. Laut BBC sind sie dabei, in Kaduna Igbo-Offiziere umzubringen. Vom nigerianischen Radio gibt es bisher keine Nachrichten.« Sie sprach zu schnell. Er trat hinter sie und begann, ihr die Schultern zu massieren, indem er ihre steifen Muskeln mit kreisförmigen Bewegungen knetete. Im Radio sagte die atemlose britische Stimme, es sei recht außergewöhnlich, dass nur sechs Monate nach dem ersten Putsch ein zweiter stattgefunden habe.

»Außergewöhnlich, wirklich außergewöhnlich«, sagte Kainene. Plötzlich streckte sie in einer ruckartigen Bewegung die Hand aus und stieß das Radio vom Tisch. Es fiel auf den Teppich, und eine Batterie, die sich gelöst hatte, rollte davon. »Madu ist in Kaduna«, sagte sie und legte das Gesicht in die Hände. »Madu ist in Kaduna.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Es ist alles in Ordnung, Liebling«, sagte Richard. »Alles in Ordnung.«

Das war der Moment, in dem er zum ersten Mal an die Möglichkeit gedacht hatte, Madu könne tot sein. Er beschloss, eine Weile nicht nach Nsukka zurückzukehren, und fragte sich, ob das wirklich damit zusammenhing, dass er bei ihr sein wollte, wenn sie von Madus Tod erfuhr. In den nächsten paar Tagen war sie so angespannt und ängstlich, dass er selber begann, sich um Madu Sorgen zu machen, ärgerte sich aber im selben Moment darüber und ärgerte sich dann über seine Verärgerung. Er sollte nicht so kleinlich sein. Immerhin ließ sie ihn an ihrer Sorge teilhaben, als wäre Madu ihrer beider Freund und nicht nur der ihre. Sie erzählte ihm, welche Leute sie angerufen und was für Erkundigungen sie eingezogen habe, um herauszufinden, was mit Madu passiert war. Niemand wusste etwas. Seine Frau hatte nichts gehört. In Lagos herrschte Chaos. Ihre Eltern waren nach England abgereist. Viele Igbo-Offiziere waren tot. Die Tötungen waren organisiert gewesen; sie erzählte ihm von einem Soldaten, in dessen Baracke das Signal für eine Musterung seines Bataillons ertönt sei, und nachdem alle aufmarschiert waren, hätten die Leute aus dem Norden alle Igbo-Soldaten herausgepickt, sie abgeführt und erschossen.

Kainene war still und wortkarg, doch Tränen sah man nie bei ihr, so dass er an dem Tag, als sie ihm mit einem Schluchzen in der Stimme sagte: »Ich habe etwas gehört«, wusste, dass es Nachrichten von Madu waren. Er dachte darüber nach, wie er sie trösten könne, ob es ihm überhaupt gelingen würde.

»Udodi«, sagte Kainene. »Sie haben Colonel Udodi Ekeche getötet.«

»Udodi?« Er war sich so sicher gewesen, dass es um Madu ging, dass er einen Moment lang gar nichts denken konnte.

»Soldaten aus dem Norden haben ihn in der Baracke in eine Zelle geschlossen und ihm seine eigene Scheiße zu essen gegeben. Er hat seine

Telegram:@shabarsbibliothek

eigene Scheiße gegessen.« Kainene hielt inne. »Dann haben sie ihn bewusstlos geschlagen, ihn auf ein eisernes Kreuz gebunden und ihn wieder in seine Zelle geworfen. Er starb an einem eisernen Kreuz. Er starb an einem Kreuz.«

Richard setzte sich langsam hin. In den vergangenen Jahren hatte sich seine Antipathie gegen den lauten, immer betrunkenen Udodi, dem die Falschheit aus den Poren strömte, nur vertieft. Und doch war die Nachricht von seinem Tod eine Ernüchterung. Er dachte wieder an Madus möglichen Tod, und es wurde ihm klar, dass er nicht wusste, wie er damit umgehen würde.

»Wer hat dir das gesagt?«

»Maria Obele. Udodis Frau ist ihre Cousine. Sie sagt, angeblich sei kein Igbo-Offizier im Norden entkommen. Aber einige Leute aus Umunnachi meinen, Madu habe fliehen können. Adaobi hat nichts gehört. Wie hätte er denn entkommen sollen? Wie?«

»Vielleicht versteckt er sich ja irgendwo.«

»Wie?«, fragte Kainene.

Zwei Wochen später tauchte Colonel Madu in Kainenes Haus auf. Er sah viel größer aus, weil er so viel abgenommen hatte; unter seinem weißen Hemd zeichneten sich deutlich die eckigen Knochen seiner Schultern ab.

Kainene schrie: »Madu! Bist du das? *O gi di ife a?*«

Richard war sich nicht sicher, wer zuerst auf wen zulief, aber Kainene und Madu standen eng umschlungen da, und Kainene berührte mit einer solchen Zärtlichkeit Madus Arme und sein Gesicht, dass Richard den Blick abwenden musste. Er ging zum Barschrank, goss für Madu einen Whisky und für sich selbst einen Gin ein.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Danke, Richard«, sagte Madu, nahm aber den Drink nicht entgegen, und Richard stand einen Moment lang mit zwei Gläsern in der Hand da, bevor er eines davon abstellte.

Kainene hockte sich auf ein Beistelltischchen vor Madu. »Es hieß, du seist in Kaduna erschossen worden, dann hieß es, man habe dich bei lebendigem Leibe im Busch begraben. Andere sagten, du seist entkommen, und schließlich ging das Gerücht, du sitzt im Gefängnis in Lagos.«

Madu sagte nichts. Kainene starrte ihn an. Richard leerte sein Glas und schenkte sich nach.

»Erinnerst du dich noch an meinen Freund Ibrahim? Von Sandhurst?«, fragte Madu schließlich.

Kainene nickte.

»Ibrahim hat mir das Leben gerettet. Er hat mir an jenem Morgen von dem bevorstehenden Putsch erzählt. Er hatte zwar nicht direkt etwas damit zu tun, aber die meisten von ihnen, von den Offizieren aus dem Norden, wussten es. Er fuhr mich zum Haus seines Cousins, und ich begriff zunächst gar nichts, bis er seinen Cousin bat, mich in den Hinterhof mitzunehmen, wo er seine Tiere hielt. Ich schlief dann zwei Tage lang im Hühnerhaus!«

»Was? *Ekwuzina!*«

»Und dann kamen tatsächlich Soldaten ins Haus und durchkämmten es. Jeder weiß, wie eng Ibrahim und ich befreundet sind, und sie hatten den Verdacht, dass er mir zur Flucht verholfen habe. Das Hühnerhaus haben sie allerdings nicht durchsucht.« Colonel Madu unterbrach sich, nickte und schaute in die Ferne. »Ich wusste gar nicht, wie grauenhaft Hühnerscheiße riecht, bis ich zwei Tage lang darin schlafen musste. Am dritten Tag schickte Ibrahim mir einen kleinen Jungen, der mir ein paar Kaftane und Geld brachte, und bat mich, auf der Stelle zu verschwinden. Ich verkleidete mich als Fulani-Nomade und ging auf Wanderschaft durch die kleineren

Telegram:@shabarsbibliothek

Dörfer, weil mir Ibrahim gesagt hatte, die Artillerie hätte überall an den größeren Straßen in Kaduna Militärsperren errichtet. Zu meinem Glück fand ich einen Lastwagenfahrer, einen Igbo aus Ohafia, der mich bis Kafanchan mitnahm. Mein Cousin lebt dort. Du kennst doch Onunkwo, oder?« Madu wartete nicht auf Kainenes Antwort. »Er ist Bahnhofsvorsteher bei der Eisenbahn und sagte mir, die Soldaten aus dem Norden hätten die Makurdi-Brücke gesperrt. Die Brücke sei ein Grab. Sie haben jedes einzelne Fahrzeug durchsucht, Personenzüge bis zu acht Stunden aufgehalten und alle Igbo-Soldaten erschossen, die sie dort aufgespürt haben, und die Leichen einfach von der Brücke geschmissen. Die meisten Soldaten waren verkleidet, aber an den Stiefeln hat man sie erkannt.«

»Wie das?« Kainene beugte sich vor.

»An den Stiefeln.« Madu schaute auf seine Schuhe hinab. »Du weißt doch, dass wir Soldaten die ganze Zeit über Schuhe tragen, und so haben sie einfach die Füße der Leute untersucht und jeden männlichen Igbo, dessen Füße sauber und nicht im Harmattan aufgesprungen waren, mitgenommen und erschossen. Außerdem haben sie die Stirn der Männer untersucht, ob nicht die Haut vom Tragen eines Baretts heller war.« Madu schüttelte den Kopf. »Onunkwo riet mir, noch einige Tage zu warten. Er glaubte nicht, dass ich es über die Brücke schaffen würde, weil sie mich unter jeder Verkleidung leicht erkennen würden. Also blieb ich zehn Tage lang in einem Dorf bei Kafanchan. Onunkwo fand immer wieder neue Häuser für mich, in denen ich bleiben konnte. In seinem eigenen Haus war es nicht sicher genug. Schließlich meinte er, er habe einen Lokführer gefunden, einen guten Mann aus Nnew, der mich im Wassertank seines Güterzugs verstecken würde. Der Mann gab mir den Anzug eines Feuerwehrmanns zum Anziehen, und ich kletterte in den Tank. Das Wasser stand mir bis zum

Telegram:@shabarsbibliothek

Kinn. Jedes Mal, wenn der Zug ruckte, schwappte mir etwas von dem Wasser in die Nase. Als wir zur Brücke kamen, haben die Soldaten den Zug gründlich gefilzt. Ich hörte Schritte auf dem Tankdeckel und dachte schon, jetzt ist alles vorbei. Aber sie machten den Deckel nicht auf, und wir kamen durch. Erst da wusste ich, dass ich überleben würde, dass ich am Leben war. Als ich nach Umunnachi zurückkehrte, trug Adaobi Schwarz.«

Nachdem Madu geendet hatte, schaute Kainene ihn lange an. Es trat ein ausgedehntes Schweigen ein, und Richard fühlte sich unwohl, weil er nicht wusste, wie er sich verhalten, welches Gesicht er aufsetzen sollte.

»Igbo-Soldaten und Soldaten aus dem Norden werden nach alldem nie wieder in denselben Baracken leben können. Das ist unmöglich, völlig unmöglich«, sagte Colonel Madu. Er hatte einen glasigen Schimmer in den Augen. »Und Gowon kann nicht Staatsoberhaupt sein. Gowon können sie uns nicht als Staatsoberhaupt vor die Nase setzen. So geht das einfach nicht. Es gibt andere, die älter sind als er.«

»Und was machst du jetzt?«, fragte Kainene.

Madu schien sie nicht gehört zu haben. »So viele von uns sind nicht mehr da«, sagte er. »So viele gute, tapfere Männer, Udodi, Iloputaife, Okunweze, Okafor, und das waren alles Männer, die an Nigeria glaubten und sich nicht um Stämme scherten. Immerhin sprach Udodi besser Hausa als Igbo, und schau dir nur an, wie sie ihn abgeschlachtet haben.« Er stand auf und schritt im Zimmer hin und her. »Das Problem war die Politik der ethnischen Ausgewogenheit. Ich war in der Kommission, die unserem Oberbefehlshaber gesagt hat, er solle sie auf den Müll werfen, weil sie die Armee nur polarisiere, und dass man endlich damit aufhören müsse, Soldaten aus dem Norden zu befördern, obwohl sie nicht qualifiziert sind. Aber unser General hat abgelehnt, unser *britischer* Oberbefehlshaber.« Madu drehte sich um und schaute Richard an.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich werde Ikejide bitten, dir deinen Lieblingsreis zu kochen«, sagte Kainene.

Madu zuckte die Achseln und schaute schweigend aus dem Fenster.

Telegram:@shabarsbibliothek

10

Ugwu deckte den Tisch fürs Mittagessen. »Ich bin fertig, Sah«, sagte er, obwohl er wusste, dass der Master die Okrasuppe nicht anrühren, sondern stattdessen bei laut aufgedrehtem Radio im Wohnzimmer auf und ab gehen würde, so wie er es getan hatte, seit Miss Adebayo vor einer Stunde gegangen war. Sie hatte so hart an die Vordertür geklopft, dass Ugwu schon befürchtet hatte, das Glas würde brechen, und als er aufmachte, drängte sie sich an ihm vorbei und fragte: »Wo ist dein Master? Wo ist dein Master?«

»Ich werde ihn rufen, Mah«, sagte Ugwu, aber Miss Adebayo war ihm schon ins Arbeitszimmer des Masters vorausgeeilt. Er hörte sie sagen: »Es gibt Probleme im Norden«, und der Mund wurde ihm trocken, weil Miss Adebayo kein Mensch war, der ohne Grund Alarm schlug, weshalb die Lage im Norden ernst sein musste, und Olanna befand sich in Kano.

Seit dem zweiten Putsch vor einigen Wochen, als die Igbo-Soldaten getötet worden waren, hatte er sich verzweifelt bemüht zu begreifen, was passierte, er hatte sorgfältiger Zeitung gelesen und dem Master und seinen Gästen besser zugehört. Die Gespräche endeten nicht mehr in beruhigendem Gelächter, oft schien das Wohnzimmer überschattet von Ungewissheiten und unausgegorenen Kenntnissen, als wüssten alle, dass etwas passieren würde, aber was, das wusste niemand. Keiner von ihnen hatte sich vorstellen können, dass *das* passieren würde, dass nämlich der Sprecher von ENBC Radio Enugu, während Ugwu das Tischtuch glattstrich, sagen würde: »Bestätigten Berichten zufolge sind an die fünfhundert Igbo in Maiduguri getötet worden.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»So ein Blödsinn!«, rief der Master. »Hast du das gehört? Hast du das gehört?«

»Ja, Sah«, sagte Ugwu. Er hoffte, das laute Schreien würde Baby nicht aufwecken, die ein Mittagsschläfchen hielt.

»Unmöglich!«, schimpfte der Master.

»Sah, Ihre Suppe«, sagte Ugwu.

»Fünfhundert Menschen getötet. Absoluter Schwachsinn! Das kann nicht stimmen!«

Ugwu nahm die Schüssel mit in die Küche und stellte sie in den Kühlschrank. Der Geruch der Gewürze machte ihn benommen, ebenso der Anblick der Suppe, überhaupt von Essen. Doch Baby würde bald aufwachen, und er musste das Abendessen für sie vorbereiten. Er holte eine Tüte Kartoffeln aus der Speisekammer, saß davor und starrte sie an. Er dachte daran, wie Olanna vor zwei Tagen nach Kano aufgebrochen war, um Tante Arize abzuholen, dachte daran, wie ihr in Zöpfchen geflochtenes Haar die Haut ihrer Stirn gestrafft und sie schimmernd und glatt gemacht hatte.

Baby kam in die Küche. »Ugwu.«

»*I tetago?* Bist du wach?«, fragte Ugwu und nahm das kleine Mädchen in die Arme. Er fragte sich, ob der Master gesehen hatte, wie sie am Wohnzimmer vorbeigelaufen war. »Hast du von kleinen Hühnchen geträumt?«

Baby lachte, und ihre tiefen Grübchen zeichneten sich in den Wangen ab.

»Ja!«

»Und hast du mit ihnen gesprochen?«

»Ja!«

»Und was haben sie gesagt?«

Telegram:@shabarsbibliothek

Hier gab Baby nicht die übliche Antwort. Sie nahm die Ärmchen von seinem Hals und hockte sich auf den Boden. »Wo ist Mummy Ola?«

»Mummy Ola kommt bald zurück.« Ugwu betrachtete die Schneide seines Messers. »Und jetzt komm und hilf mir mit den Kartoffelschalen. Leg sie alle in den Mülleimer, und wenn Mummy Ola zurückkommt, erzählen wir ihr, dass du mir beim Kochen geholfen hast.«

Nachdem Ugwu die Kartoffeln aufgesetzt hatte, badete er Baby, stäubte sie mit Talkumpuder von Pears ein und holte ihr rosa Nachthemd. Es war das, das Olanna besonders liebte, weil Baby darin aussah wie eine Puppe. Aber Baby sagte: »Ich will meinen Pyjama«, und Ugwu war sich sowieso nicht mehr sicher, was Olanna besser gefiel, das Nachthemd oder der Pyjama.

Er hörte es an der Eingangstür klopfen. Der Master lief aus dem Arbeitszimmer. Ugwu stürzte zur Tür, war als Erster an der Klinke und hielt sie fest, damit er es war, der öffnete, obwohl er wusste, dass es nicht Olanna sein konnte. Sie hatte ihren eigenen Schlüssel.

»Obiozo?«, fragte der Master und sah einen der Männer an, die in der Tür standen. »Obiozo?«

Als Ugwu die beiden hohläugigen Männer in ihrer schmutzigen Kleidung sah, wusste er auf der Stelle, dass er Baby wegbringen, sie beschützen musste. Er brachte ihr das Essen ins Kinderzimmer, setzte sie an ihren Spieltisch und sagte, sie könne so tun, als äße sie mit Jill aus dem *Jack-und-Jill*-Comic, der immer zusammen mit der *Renaissance* kam. Er stellte sich an die Tür, die zum Flur führte, und spähte ins Wohnzimmer. Einer der beiden Männer sprach, während der andere Wasser aus einer Flasche trank. Ein Glas stand unbeachtet auf dem Tisch.

»Wir haben einen Lastwagenfahrer gesehen, der bereit war, uns mitzunehmen«, sagte der Mann, und Ugwu merkte sofort, dass er ein

Telegram:@shabarsbibliothek

Landsmann vom Master war; er sprach ausgeprägten Aba-Dialekt, alle f klangen wie w.

»Was ist passiert?«, fragte der Master.

Der Mann stellte die Wasserflasche ab und sagte leise: »Sie töten uns wie Ameisen. Hast du gehört, was ich gesagt habe? Wie Ameisen.«

»Unsere Augen haben so viel gesehen, *anyi afujugo anya*«, sagte Obiozo. »Ich habe eine ganze Familie gesehen, Vater, Mutter und drei Kinder, die an der Straße zum Busbahnhof lagen. Einfach dalagen.«

»Was ist mit Kano?«, fragte der Master.

»In Kano hat alles begonnen«, sagte der Mann.

Obiozo sprach, er sagte etwas über Geier und über menschliche Körper, die man außerhalb der Stadt abgeladen habe, aber Ugwu hörte nicht mehr zu. Die Worte »In Kano hat alles begonnen« hallten in seinem Kopf wider. Weder wollte er das Gästezimmer aufräumen, noch wollte er frische Laken holen, die Suppe warm machen und frisches *garri* für die Gäste zubereiten. Er wollte bloß, dass sie gleich wieder gingen. Oder wenn sie nicht gingen, dann sollten sie ihr dreckiges Maul halten. Auch die Verlautbarungen aus dem Radio sollten endlich verstummen, aber sie verstummten nicht. Wieder und wieder sendeten sie die Nachricht von dem Massaker in Maiduguri, bis Ugwu das Radio am liebsten aus dem Fenster geworfen hätte, und am nächsten Nachmittag, nachdem die beiden Männer weg waren, brachte eine feierliche Stimme auf ENBC Radio Enugu Augenzeugenberichte aus dem Norden: von Lehrern, die in Zaria mit Äxten erschlagen worden waren, von einer ganzen katholischen Kirche, die in Sokoto in Brand gesetzt worden war, von einer schwangeren Frau in Kano, der man den Leib aufgeschlitzt hatte. Dann hielt der Nachrichtensprecher inne. »Einige unserer Leute kehren jetzt zurück. Wer Glück hatte, kehrt zurück. Die Bahnhöfe sind voll

Telegram:@shabarsbibliothek

von unseren Leuten. Wenn Sie Tee und Brot übrig haben, so bringen Sie es an die Bahnhöfe. Helfen Sie einem Bruder in Not.«

Der Master sprang vom Sofa auf. »Geh, Ugwu«, sagte er. »Nimm Tee und Brot und bring alles zum Bahnhof.«

»Ja, Sah«, sagte Ugwu. Bevor er den Tee machte, briet er für Baby ein paar Kochbananen zum Mittagessen. »Ich hab das Essen für Baby in den Ofen gestellt, Sah«, sagte er.

Er war sich nicht sicher, ob der Master ihn gehört hatte, und machte sich Sorgen, dass Baby Hunger bekommen könnte und der Master nicht wüsste, dass gebratene Bananen im Ofen standen. Darüber machte er sich Sorgen, bis er an den Bahnhof kam. Matten und schmutzige Wickeltücher lagen überall auf dem Bahnsteig, Menschen waren darauf zusammengesunken, Männer und Frauen und Kinder, die schrien und Brot aßen und Wunden versorgten. Fliegende Händler gingen mit Tabletts auf dem Kopf umher. Eigentlich wollte Ugwu diesen Basar aus zerlumpten Menschen gar nicht betreten, aber er wappnete sich und ging auf einen Mann zu, der auf dem Boden saß und sich einen rotbefleckten Lumpen um den Kopf gewickelt hatte. Überall surrten Fliegen.

»Möchtest du Brot?«, fragte Ugwu.

»Ja, mein Bruder. *Dalu.* Danke.«

Ugwu schaute nicht genauer hin, wie tief die Stichwunde an seinem Kopf war. Er schenkte Tee ein und hielt ihm eine Scheibe Brot hin. An diesen Mann würde er sich morgen nicht mehr erinnern, weil er es nicht wollte.

»Möchtest du etwas Brot?«, fragte Ugwu einen anderen Mann in der Nähe, der zusammengekauert dasaß. »*I choro* Brot?«

Der Mann drehte sich um. Ugwu zuckte zurück und ließ fast die Thermoskanne fallen. Das rechte Auge des Mannes war weg; an seiner

Telegram:@shabarsbibliothek

Stelle war nur feuchtes, rotes Fleisch zu sehen.

»Es waren die Soldaten, die uns gerettet haben«, sagte der erste Mann, als fühlte er sich verpflichtet, als Gegenleistung für das Brot, das er in den Tee tunkte und aß, seine Geschichte zu erzählen. »Sie haben uns gesagt, wir sollten zu den Baracken der Armee laufen. Diese Verrückten haben uns gejagt wie entlaufene Ziegen, aber als wir erst einmal die Tore der Baracke hinter uns hatten, waren wir in Sicherheit.«

Ein klappriger Zug fuhr ein, der so voll war, dass sich manche Menschen von draußen an die Waggons klammerten und an den Metallstangen festhielten. Ugwu sah zu, wie staubige, blutverschmierte Menschen herabkletterten, aber er gehörte nicht zu denjenigen, die hinübereilten, um zu helfen. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, dass Olanna zu diesen hinkenden, gedemütigten Menschen gehören könnte, doch der Gedanke, dass sie nicht dabei war, dass sie zurückgeblieben und immer noch irgendwo im Norden war, schien ebenso unerträglich. Er gab dem Einäugigen den Rest des Brotes, drehte sich um und lief davon. Erst als er in die Odim Street kam und an dem Strauch mit den weißen Blüten vorbei war, wurde er langsamer.

Telegram:@shabarsbibliothek

11

Olanna saß auf Mohammeds Veranda, trank eisgekühlte Reismilch und lachte über das köstliche kalte Kitzeln tief hinten in ihrer Kehle, über das klebrige Gefühl auf ihren Lippen, als der Torwächter erschien und mit Mohammed zu sprechen begehrte.

Mohammed ging hinaus und kam Momente später wieder, in der Hand etwas, das wie ein Pamphlet aussah. »Es gibt Unruhen«, sagte er.

»Die Studenten, oder?«, fragte Olanna.

»Ich glaube, es hat religiöse Hintergründe. Du musst sofort hier weg.« Er wich ihrem Blick aus.

»Mohammed, beruhige dich wieder.«

»Sule hat gesagt, dass sie die Straßen absperren und nach Ungläubigen suchen. Komm, komm.« Er lief bereits nach drinnen. Olanna folgte ihm. Mohammed machte sich zu viele Sorgen. Muslimische Studenten demonstrierten doch immer gegen irgendetwas und belästigten Leute, die westliche Kleidung trugen, aber ihre Versammlungen lösten sich auch schnell wieder auf.

Mohammed ging in ein Zimmer und kam mit einem langen Schal zurück. »Du solltest den hier tragen, damit du nicht auffällst«, sagte er.

Olanna legte das Tuch auf ihren Kopf und schlang es sich um den Hals. »Ich sehe aus wie eine richtige Muslima«, scherzte sie.

Aber Mohammed brachte kaum ein Lächeln zustande. »Gehen wir. Ich kenne eine Abkürzung zum Bahnhof.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Bahnhof? Arize und ich fahren erst morgen, Mohammed«, sagte Olanna. Sie musste fast laufen, um mit ihm mithalten zu können. »Ich kehre in das Haus meines Onkels in Sabon Gari zurück.«

»Olanna.« Mohammed ließ den Wagen an, und der setzte sich mit einem Ruck in Bewegung. »Sabon Gari ist nicht sicher.«

»Was meinst du damit?« Sie zupfte an dem Schal, die bestickte Kante kratzte und fühlte sich an ihrem Hals unangenehm an.

»Sula sagt, sie sind gut organisiert.«

Olanna starrte ihn an, plötzlich erschrocken darüber, wie ängstlich er aussah. »Mohammed?«

Seine Stimme war gedämpft. »Er hat gesagt, an der Straße zum Flughafen liegen die Leichen von Igbo.«

Erst jetzt begriff Olanna, dass es sich nicht einfach um eine weitere Demonstration religiöser Studenten handelte. Vor Angst wurde ihre Kehle ganz trocken. Sie schlug flehentlich die Hände zusammen. »Bitte, lass uns zuerst meine Familie abholen«, sagte sie. »Bitte.«

Mohammed fuhr in Richtung Sabon Gari. Ein Bus kam vorbei, staubig und gelb; er sah aus wie einer dieser Kampagnenbusse, in denen Politiker auf dem Land herumreisten, um Reis und Geld unter den Dörflern zu verteilen. Ein Mann hing aus einer der Türen, ein Megaphon an den Mund gepresst, und seine langsamen Worte, auf Hausa gesprochen, hallten wider. »Die Igbo müssen weg. Die Ungläubigen müssen weg. Die Igbo müssen weg.« Mohammed griff nach ihrer Hand und drückte sie. Er hielt sie fest, während sie an einer Gruppe von jungen Männern am Straßenrand vorbeifuhren, die skandierten: *»Araba! Araba!«* Er drosselte das Tempo und hupte ein paarmal als Geste der Solidarität; sie winkten, dann drückte er wieder aufs Gas.

Telegram:@shabarsbibliothek

In Sabon Gari war die erste Straße leer. Olanna sah den Rauch, der wie hohe graue Schatten aufstieg, bevor sie den Brandgeruch bemerkte.

»Bleib hier«, sagte Mohammed, als er den Wagen vor Onkel Mbaezis Hof anhielt. Er lief los, und sie blickte ihm hinterher. Die Straße sah seltsam und unvertraut aus, das Tor zum Anwesen war aufgebrochen, die Metallteile lagen plattgedrückt auf dem Boden. Dann fiel ihr Blick auf Tante Ifekas Kiosk oder auf das, was davon übrig war: gesplittertes Holz, Päckchen mit Erdnüssen, die im Staub lagen. Sie öffnete die Wagentür und stieg aus. Einen Moment lang musste sie innehalten, weil alles so gleißend hell und heiß war, all die Flammen, die aus dem Dach loderten, der Ruß und die Asche, die in der Luft schwebten, dann fing sie an zu laufen. Als sie die Leichen sah, blieb sie stehen. Onkel Mbaezi lag völlig verdreht da, mit dem Gesicht nach unten, die Beine gespreizt. Eine cremigweiße Masse quoll aus einer großen Wunde an seinem Hinterkopf. Tante Ifeka lag auf der Veranda. Die Schnitte an ihrem nackten Körper waren kleiner, übersäten ihre Arme und Beine wie leicht geöffnete rote Lippen.

Olanna spürte ein unangenehmes wässriges Gefühl in ihren Gedärmen, bevor die Benommenheit sie übermannte und erst bei ihren Füßen haltmachte. Mohammed zerrte an ihr, zog sie weg, sein fester Griff an ihrem Arm tat ihr weh. Doch ohne Arize konnte sie nicht gehen. Arize stand kurz vor der Niederkunft. Arize musste einen Arzt in der Nähe haben.

»Arize«, sagte sie. »Arize wohnt die Straße hinunter.«

Der Rauch wurde dicker um sie herum, so dass sie sich nicht sicher war, ob die Menschenmenge, die in den Hof strömte, wirklich existierte oder ob es sich nur um weitere Rauchwolken handelte, bis sie die glänzenden Klingen ihrer Äxte und Macheten sah und die blutbefleckten Kaftane, die ihnen an den Beinen klebten.

Telegram:@shabarsbibliothek

Mohammed schob sie ins Auto, ging zur Fahrerseite und stieg ein. »Halt dein Gesicht nach unten«, sagte er.

»Wir haben die ganze Familie kaltgemacht. Es ist Allahs Wille!«, rief einer der Männer auf Hausa. Der Mann kam ihr bekannt vor. Es war Abdulmalik. Er stieß mit dem Fuß eine der Leichen an, die auf dem Boden lag, und Olanna bemerkte erst jetzt, wie viele Tote da lagen, Lumpenpuppen gleich.

»Wer bist du?«, fragte ein anderer, der vor dem Auto stand.

Mohammed öffnete die Tür auf der Fahrerseite, bei angelassenem Motor, und sprach in schnellem, schmeichelndem Hausa auf den Mann ein. Der trat beiseite. Olanna wollte ihn sich genauer ansehen, wollte sehen, ob es wirklich Abdulmalik war.

»Lass dein Gesicht unten!«, sagte Mohammed. Fast streifte er einen *kuka*-Baum; eine seiner großen Schoten war herabgefallen, und Olanna hörte das schmatzende Geräusch, als der Wagen darüberfuhr. Sie senkte den Kopf. Es war wirklich Abdulmalik. Er hatte einen weiteren Leichnam angestoßen, eine enthauptete Frau, und trat gerade über sie hinweg, erst das eine Bein, dann das andere, obwohl genügend Platz gewesen wäre, drumherum zu gehen.

»Allah erlaubt das nicht«, sagte Mohammed. Er zitterte, zitterte am ganzen Körper. »Allah wird ihnen nicht vergeben. Allah wird den Menschen nicht vergeben, die sie das alles tun ließen. Niemals wird Allah das vergeben.«

In aufgewühltem Schweigen fuhren sie an Polizisten in blutbefleckten Uniformen vorbei, an Geiern, die am Straßenrand hockten, an Jungen, die geplünderte Radios trugen, bis er schließlich vor dem Bahnhof parkte und sie auf einen überfüllten Zug schob.

Telegram:@shabarsbibliothek

Olanna saß auf dem Boden des Waggons, die Knie bis zur Brust hochgezogen und den warmen Druck anderer Körper um sich herum. An der Außenseite des Zuges hatten sich Menschen an den Waggon gebunden, manche standen auf den Treppen und klammerten sich an den Haltestangen fest. Als ein Mann herunterfiel, hörte sie gedämpfte Schreie. Der Zug war nur eine Masse lose miteinander verbundener Metallteile und fuhr so holprig, als wären die Geleise mit Bremsschwellen durchsetzt, und jedes Mal, wenn er wieder einen Satz machte, wurde Olanna auf die Frau neben ihr geschleudert, auf etwas, das die Frau auf dem Schoß hatte, einen großen Krug, eine Kalebasse. Das Wickeltuch der Frau war mit dunklen Spritzern übersät, die aussahen wie Blut. Doch Olanna war sich nicht sicher. Ihre Augen brannten. Sie fühlten sich an, als würde eine Mischung aus Chilipulver und Sand unter ihren Lidern brennen und kratzen. Es war schmerzhaft zu blinzeln, schmerzhaft, sie geschlossen zu halten, schmerzhaft, sie zu öffnen. Am liebsten hätte sie sich die Augäpfel herausgerissen. Sie befeuchtete ihren Finger mit Speichel und rieb sich die Augen. Das machte sie manchmal auch bei Baby, wenn das Mädchen einen kleinen Kratzer hatte. »Mummy Ola!«, jammerte sie dann, hob ihr den betreffenden Arm oder das Beinchen entgegen, und dann steckte Olanna den Finger in den Mund und fuhr damit über Babys Arm oder Bein. Doch der Speichel verstärkte nur das Brennen in ihren Augen.

Ein junger Mann vor ihr schrie auf und legte die Hände an seinen Kopf. Der Zug schlingerte, und Olanna fiel wieder gegen die Kalebasse; sie spürte die feste Oberfläche des Gefäßes. Langsam streckte sie die Hand aus, fuhr sanft über die eingeritzten Linien, die kreuz und quer die Kalebasse überzogen. Sie schloss die Augen, weil sie dann etwas weniger brannten, und hielt sie stundenlang geschlossen, die Hände an die Kalebasse gelegt,

Telegram:@shabarsbibliothek

bis jemand auf Igbo schrie: »*Anyi agafeela!* Wir haben den Niger überquert! Wir sind zu Hause!«

Eine Flüssigkeit – Urin – breitete sich auf dem Boden des Zuges aus. Olanna spürte, wie sie kalt den Stoff ihres Kleides tränkte. Die Frau mit der Kalebasse stupste sie an und winkte dann ein paar anderen Leuten zu, die in der Nähe saßen. »*Bianu*, komm«, sagte sie. »Schau mal rein.«

Sie öffnete die Kalebasse. »Schau nur rein«, sagte sie wieder.

Olanna blickte in den Krug. Sie sah den Kopf eines kleinen Mädchens mit aschgrauer Haut und geflochtenem Haar. Die Augen waren weggerollt, der Mund stand offen. Sie starrte ihn eine Weile an, dann blickte sie weg. Jemand schrie.

Die Frau legte den Deckel wieder auf die Kalebasse. »Weißt du«, sagte sie, »wie lange ich gebraucht habe, um ihr all die Zöpfchen zu flechten? Sie hatte so dickes Haar.«

Der Zug war mit einem rostigen Kreischen zum Stehen gekommen. Olanna stieg aus und stand inmitten der wuselnden Menge. Eine Frau wurde ohnmächtig. Jungen schlugen mit der flachen Hand auf die Seite von Lastwagen und riefen rhythmisch: »Owerri! Enugu! Nsukka!« Olanna dachte an das geflochtene Haar, das in der Kalebasse ruhte. Sie stellte sich die Mutter vor, wie sie es flocht, wie ihre Finger es mit Pomade einölten und dann mit einem hölzernen Kamm Strähnen abteilten.

Telegram:@shabarsbibliothek

12

Richard las noch einmal Kainenes Nachricht, als das Flugzeug in Kano landete. Er hatte sie eben erst gefunden, als er in seiner Aktenmappe nach einer Zeitschrift gesucht hatte. Er wünschte, er hätte gewusst, dass sie während seiner zehn Tage in London dort gelegen und darauf gewartet hatte, von ihm gelesen zu werden.

Ist Liebe dieses irrige Bedürfnis, dich die meiste Zeit an meiner Seite zu haben? Ist Liebe diese Sicherheit, die ich empfinde, wenn wir schweigen? Ist sie diese Sehnsucht, dieses Gefühl, ganz zu sein?

Er lächelte, während er las; etwas Derartiges hatte Kainene ihm noch nie geschrieben. Er war sich nicht sicher, ob sie ihm überhaupt jemals etwas geschrieben hatte, außer dem allgemeinen *In Liebe, Kainene* auf seinen Geburtstagskarten. Er las die Nachricht wieder und wieder, verweilte bei jedem so kunstvoll geschwungenen i, kleine Pfundzeichen gleichsam. Plötzlich machte es ihm nichts mehr aus, dass das Flugzeug in London Verspätung gehabt hatte und der Zwischenstopp in Kano, wo die Flugzeuge gewechselt wurden, ihn sogar noch mehr Zeit kosten würde. Eine absurde Leichtigkeit legte sich um ihn wie ein Tuch: Alles war möglich, alle Dinge waren zu meistern. Er stand auf und half der Frau, die neben ihm gesessen hatte, ihre Tasche hinunterzutragen. *Ist Liebe diese Sicherheit, die ich empfinde, wenn wir schweigen?*

»Das ist nett von Ihnen«, sagte die Frau mit einem irischen Akzent. Das Flugzeug war voller Nicht-Nigerianer. Wäre Kainene hier, würde sie

Telegram:@shabarsbibliothek

bestimmt etwas Spöttisches sagen – da sind sie ja, die Europäer auf Beutezug. Er schüttelte der Stewardess am Fuße der Gangway die Hand und ging rasch über die Rollbahn; die Sonne war stark, eine stechende, weiße Hitze, bei der er sich vorstellte, wie seine Körperflüssigkeiten verdampften, austrockneten, und er war erleichtert, als er das kühle Flughafengebäude erreichte. Am Zoll stand er Schlange und las noch einmal Kainenes Nachricht. *Ist Liebe dieses irrige Bedürfnis, dich die meiste Zeit an meiner Seite zu haben?* Er würde sie bitten, seine Frau zu werden, wenn er nach Port Harcourt zurückkehrte. Zuerst würde sie wahrscheinlich so etwas sagen wie: »Ein Weißer ohne nennenswerten Besitz. Meine Eltern werden entsetzt sein.« Aber sie würde ja sagen. Er wusste, sie würde ja sagen. In letzter Zeit war sie irgendwie milder, weicher geworden – eine Weichheit, von der wohl auch diese Nachricht rühren mochte. Er war sich nicht sicher, ob sie ihm den Zwischenfall mit Olanna verziehen hatte – sie hatten nie darüber gesprochen –, aber diese Nachricht, diese neue Offenheit bedeuteten, dass sie bereit war, einen Schritt weiterzugehen. Er strich gerade den Zettel in seiner Hand glatt, als ein junger, sehr dunkelhäutiger Zollbeamter ihn fragte: »Haben Sie etwas zu verzollen, Sir?«

»Nein«, sagte Richard und reichte ihm seinen Pass. »Ich fliege nach Lagos weiter. Ich komme aus dem Flugzeug aus London.«

»Okay, gut, Sir! Willkommen in Nigeria!«, sagte der junge Mann. Er hatte einen großen, dicklichen Körper, der in seiner Uniform schlaff aussah.

»Arbeiten Sie hier?«, fragte ihn Richard.

»Ja, Sir. Ich bin in der Ausbildung. Im Dezember bin ich dann offiziell Zollbeamter.«

»Großartig«, sagte Richard. »Und woher kommen Sie?«

»Ich komme aus dem Südosten, einem Ort namens Obosi.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Der kleine Nachbar von Onitsha?«

»Sie kennen den Ort, Sir?«

»Ich arbeite an der Universität von Nsukka und habe die ganze Ostregion bereist. Ich schreibe ein Buch darüber. Und meine Verlobte ist aus Umunnachi, nicht weit von Ihnen entfernt.« Er verspürte ein Gefühl der Genugtuung, weil der Ausdruck »Verlobte« ihm so leicht über die Lippen gegangen war, ein Zeichen zukünftigen ehelichen Glücks. Er lächelte, bis ihm bewusst wurde, dass dieses Lächeln in ein Kichern umzuschlagen drohte, was ihn vielleicht leicht wahnsinnig wirken lassen würde. Das lag an Kainenes Nachricht.

»Ihre Verlobte, Sir?« Der junge Mann schaute ihn missbilligend an.

»Ja. Ihr Name ist Kainene.« Richard sprach langsam und legte die Betonung bewusst auf die zweite Silbe.

»Sie sprechen Igbo, Sir?« In den Augen des Mannes stand jetzt ein Hauch von Respekt.

»Nwanne di na mba«, sagte Richard, etwas rätselhaft und in der Hoffnung, dass er nicht etwas verwechselt hatte und die Redewendung nicht einen »Bruder im Geiste« bezeichnete, sondern einen Bruder, der einem fremd ist.

»Oho! Sie sprechen es wirklich! *I na-asu Igbo!*« Der junge Mann nahm Richards Hand in seine feuchte Pranke, schüttelte sie herzlich und fing an, von sich selbst zu erzählen. Er hieß Nnaemeka.

»Ich kenne die Leute aus Umunnachi gut, die machen einfach zu viele Probleme«, sagte er. »Meine Familie hat meine Cousine gewarnt, nicht nach Umunnachi zu heiraten, aber sie war unbelehrbar. Jeden Tag hat man sie dort geschlagen, bis sie schließlich ihre Koffer gepackt hat und in das Haus ihres Vaters zurückgekehrt ist. Aber nicht jeder in Umunnachi ist schlecht. Die Leute meiner Mutter sind auch von da. Haben Sie noch nicht von der

Telegram:@shabarsbibliothek

Mutter meiner Mutter gehört? Nwayike Nkwelle? Sie sollten in Ihrem Buch über sie schreiben. Sie ist eine wunderbare Kräuterfrau und hat eine prima Medizin gegen Malaria. Wenn sie den Leuten mehr Geld abgeknöpft hätte, wäre ich jetzt in Übersee und würde Medizin studieren. Aber meine Familie kann es sich nicht leisten, mich dorthin zu schicken, und Stipendien geben die in Lagos nur den Kindern von Leuten, die Bestechungsgeld zahlen können. Nwayike Nkwelle ist schuld daran, dass ich gerne Doktor werden wollte. Aber ich sage nicht, dass mein Job beim Zoll schlecht ist. Immerhin müssen wir eine Prüfung ablegen, um ihn zu bekommen, und viele Leute sind neidisch. Wenn ich erst einmal ein vollwertiger Zollbeamter bin, wird das Leben leichter, und es gibt nicht mehr so viel Leid …«

Er redete immer noch, als eine Stimme auf Englisch mit einem eleganten Hausa-Akzent verkündete, die Passagiere des Fluges aus London sollten sich an Bord des Flugzeuges nach Lagos begeben. Richard war erleichtert. »Es war nett, mit Ihnen zu reden, *jisie ike*«, sagte er.

»Ja, Sir. Grüßen Sie Kainene.«

Nnaemeka drehte sich um und ging an seinen Schreibtisch zurück. Richard hob seine Aktentasche hoch. In diesem Moment stürmten drei Männer mit langen Gewehren durch den Seiteneingang herein. Sie trugen grüne Armeeuniformen, und Richard fragte sich noch, warum Soldaten immer solche Auftritte inszenieren mussten, als er sah, wie rot und glasig und wild ihre Augen waren.

Der erste Soldat fuchtelte mit dem Gewehr herum. »*Ina nyamiri!* Wo sind hier Igbo? Wer ist hier Igbo? Wo sind die Ungläubigen?«

Eine Frau schrie.

»Du bist Igbo!«, sagte der zweite Soldat zu Nnaemeka.

»Nein, ich komme aus Katsina! Aus Katsina!«

Der Soldat ging zu ihm hinüber. »Sag Allahu Akbar!«

Telegram:@shabarsbibliothek

In der Lounge war es ganz still. Richard spürte, wie seine Augenlider vom kalten Schweiß ganz schwer wurden.

»Sag Allahu Akbar!«, wiederholte der Soldat.

Nnaemeka kniete nieder. Richard sah, wie sich die Angst so sehr in sein Gesicht eingrub, dass seine Wangen einfielen und seine Züge etwas Maskenartiges bekamen und jegliche Ähnlichkeit mit ihm verloren. »Allahu Akbar« würde er nicht sagen, weil sein Akzent ihn verraten würde. Trotzdem wünschte Richard, er würde die Worte sagen, um es wenigstens zu versuchen; er wünschte, etwas, irgendetwas würde passieren in dieser erdrückenden Stille, und gleichsam als Antwort auf seine Gedanken ging das Gewehr los, und Nnaemekas Brust platzte auf, eine blutspritzende, rote Masse, und Richard ließ den Zettel in seiner Hand fallen.

Passagiere hatten sich hinter die Stühle geworfen. Männer gingen in die Knie und senkten die Stirn zu Boden. Jemand schrie auf Igbo: »Meine Mutter, oh! Meine Mutter, oh! Gott hat gesagt, nein!« Es war der Barkeeper. Einer der Soldaten marschierte auf ihn zu und erschoss ihn, zielte dann auf die Schnapsflaschen hinter ihm und ballerte. Der Raum roch nach Whisky und Campari und Gin.

Jetzt gab es noch mehr Soldaten, mehr Schüsse, mehr Rufe, *»Nyamiri!«* und *»Araba! Araba!«* Der Barkeeper wand sich auf dem Boden, seiner Kehle entrang sich ein heiseres Gurgeln. Die Soldaten liefen auf die Rollbahn und in das Flugzeug, zerrten Igbo heraus, die bereits an Bord gegangen waren, stellten sie in einer Reihe auf, erschossen sie und ließen sie einfach liegen, die Farben ihrer Kleidung wie bunte Kleckse auf der staubigen schwarzen Fläche. Die Sicherheitsbeamten verschränkten die Arme über ihren Uniformen und schauten zu. Richard spürte, wie er sich nass machte. In seinen Ohren war ein schmerzhaftes Klingeln. Fast hätte er

Telegram:@shabarsbibliothek

den Flug verpasst, denn während die anderen Passagiere auf zittrigen Beinen zum Flugzeug gingen, stand er an der Seite und übergab sich.

Susan war noch im Morgenmantel. Es schien sie nicht zu überraschen, dass er unangemeldet kam. »Du siehst erschöpft aus«, sagte sie und berührte ihn an der Wange. Ihr Haar war matt und verfilzt, und weil es zurückgebunden war, kamen ihre geröteten Ohren deutlicher zum Ausdruck.

»Ich komme gerade aus London, mit Zwischenlandung in Kano«, sagte er.

»Ach?«, sagte Susan. »Und wie war Martins Hochzeit?«

Richard saß reglos auf dem Sofa; er erinnerte sich an nichts von dem, was in London geschehen war. »Wenig Whisky mit viel Wasser?«, fragte sie und war schon dabei, die Drinks einzuschenken. »Kano ist interessant, nicht?«

»Ja«, sagte Richard. Dabei wollte er ihr eigentlich erzählen, wie irritierend er die fliegenden Händler und Autos und Busse auf den belebten Straßen von Lagos gefunden hatte, weil das Leben hier seinen ganz normalen Gang ging, als würde in Kano nichts passieren.

»Es ist ziemlich albern, dass die im Norden lieber einem Ausländer doppelt so viel zahlen, als einen aus dem Norden anzustellen. Man kann dort in der Tat eine Menge Geld machen. Nigel rief gerade an, um mir von seinem Freund John, einem grauenhaften Schotten, zu erzählen. John ist nämlich Charterpilot und hat in den vergangenen Tagen ein Vermögen gemacht, indem er Igbo ausgeflogen und in Sicherheit gebracht hat. Er sagte, allein in Zaria seien Hunderte getötet worden.«

Richard hatte das Gefühl, als bäumte sich sein Körper auf, wollte sich wehren, zittern, zusammenbrechen. »Du weißt also, was dort vorgeht?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Natürlich. Ich hoffe bloß, dass es sich nicht bis Lagos ausbreitet, man kann diese Dinge einfach nicht vorhersagen.« Susan kippte ihren Drink in einem Zug hinunter. Er bemerkte den aschfarbenen Ton ihrer Haut, die kleinen Schweißperlen auf ihrer Oberlippe. »Es gibt ganz, ganz viele Igbo hier, na ja, die sind eigentlich überall, oder? Das Ganze kann für sie gar nicht so überraschend gekommen sein, wenn man es recht bedenkt, so stammesbewusst und hochnäsig, wie die sind, und wo sie die ganzen Märkte unter sich haben. Sehr jüdisch, wirklich. Kommt hinzu, dass sie eigentlich relativ unzivilisiert sind, kein Vergleich zum Beispiel mit den Yoruba, die an der Küste schon seit Jahren Kontakt zu Europäern haben. Ich erinnere mich, dass mir irgendjemand, als ich zum ersten Mal hierherkam, erzählt hat, ich solle niemals einen Houseboy von den Yoruba einstellen, denn ehe ich mich's versähe, hätte er sich mein Haus unter den Nagel gerissen, mitsamt dem Land, auf dem es gebaut ist. Noch ein kleiner Whisky?«

Richard schüttelte den Kopf. Susan schenkte sich noch ein Glas ein, und diesmal fügte sie kein Wasser hinzu. »Du hast doch am Flughafen von Kano nichts gesehen, oder?«

»Nein«, sagte Richard.

»An den Flughafen würden sie nicht gehen, vermute ich. Es ist ziemlich ungewöhnlich, nicht wahr, dass diese Leute ihren wechselseitigen Hass einfach nicht unter Kontrolle halten können. Natürlich hassen wir alle jemanden, aber hier geht es doch um *Kontrolle.* Die Zivilisation lehrt die Menschen, sich unter Kontrolle zu haben.«

Susan trank ihr Glas aus und goss sich ein neues ein. Ihre Stimme hallte hinter ihm her, als er ins Bad ging, und machte den splitternden Schmerz in seinem Kopf noch schlimmer. Er drehte den Wasserhahn auf. Es schockierte ihn, wie unverändert er im Spiegel aussah, dass die Härchen seiner

Telegram:@shabarsbibliothek

Augenbrauen immer noch in alle Richtungen standen und seine Augen dieselbe leuchtend blaue Farbe hatten. Das, was er gesehen hatte, hätte ihn verändern müssen. Rote Warzen hätte er im Gesicht haben müssen vor Scham. Was er empfunden hatte, als Nnaemeka getötet worden war, war kein Schock gewesen, sondern eine große Erleichterung, dass Kainene nicht bei ihm war, denn er wäre außerstande gewesen, sie zu beschützen, und die Männer hätten gemerkt, dass sie eine Igbo war, und hätten sie erschossen. Nnaemeka hätte er nicht retten können, aber er hätte zumindest zuerst an *ihn* denken müssen, und der Tod des jungen Mannes hätte ihn verzehren sollen. Er schaute sich im Spiegel an und fragte sich dann, ob das alles wirklich geschehen war, ob er wirklich Männer hatte sterben sehen, ob der anhaltende Geruch der zerbrochenen Schnapsflaschen und der blutenden Menschen nur in seiner Phantasie existierte. Und doch wusste er, dass er das nur in Frage stellte, weil er sich wünschte, es wäre nicht geschehen. Er senkte den Kopf über das Becken und fing an zu weinen.

3. Das Buch: Die Welt schwieg, als wir starben

Er schreibt über Unabhängigkeit. Der Zweite Weltkrieg veränderte die Weltordnung, das Empire bröckelte, und es hatte sich eine lautstarke nigerianische Elite herausgebildet, hauptsächlich aus dem Süden. Der Norden war auf der Hut; er fürchtete eine Vorherrschaft des besser ausgebildeten Südens und hatte sich sowieso immer ein vom ungläubigen Süden unabhängiges Land gewünscht. Doch die Briten mussten Nigeria so erhalten, wie es war, ihre wertvolle Schöpfung, den gigantischen Markt, diesen Dorn im Auge der Franzosen. Um den Norden versöhnlich zu stimmen, sorgten sie dafür, dass die Wahlen vor der Unabhängigkeit zugunsten des Nordens ausgingen, und schufen eine neue Verfassung, die dem Norden die Kontrolle über die Zentralregierung garantierte.

Der Süden, der allzu begierig auf Unabhängigkeit war, akzeptierte die Verfassung – wenn die Briten erst einmal weg sein würden, wäre das für alle von Vorteil, gäbe es die lange verweigerten »weißen« Löhne für Nigerianer, Beförderungen, gute Jobs.

Niemand ging auf die lautstarken Forderungen der Minderheiten ein, und schon jetzt standen die Regionen in so heftigem Widerstreit, dass einige sogar getrennte Auslandsbotschaften forderten. Als Nigeria im Jahre 1960 unabhängig wurde, war es

Telegram:@shabarsbibliothek

nur noch eine Ansammlung von Bruchstücken, die notdürftig zusammengehalten wurden.

Telegram:@shabarsbibliothek

13

Olannas Umnachtungen begannen an dem Tag, als sie aus Kano zurückkehrte, dem Tag, da ihr die Beine den Dienst versagten. Noch funktionierten sie, als sie aus dem Zug kletterte, sie musste sich nicht einmal an den blutverschmierten Griffen festhalten, und auch während der dreistündigen Fahrt nach Nsukka in einem Bus, der so überfüllt war, dass sie sich nicht einmal den juckenden Rücken kratzen konnte, waren sie so wie immer. Erst an der Tür zu Odenigbos Haus versagten sie, und ihre Blase tat es auch. Auf einmal schienen ihre Beine zu schmelzen, und da war auch die feuchte Wärme einer Flüssigkeit, die ihr zwischen den Beinen hinabrann. Es war Baby, die sie entdeckte. Das kleine Mädchen war an die Vordertür gelaufen, um hinauszuschauen, nachdem es Ugwu gefragt hatte, wann denn Mummy Ola zurückkomme, und schrie auf, als es die zusammengesunkene Gestalt auf den Treppenstufen sah. Odenigbo trug sie hinein, badete sie und hielt Baby davon ab, sie zu fest zu umarmen. Nachdem das Kind eingeschlafen war, erzählte Olanna Odenigbo, was sie gesehen hatte. Sie beschrieb die irgendwie vertrauten Kleidungsstücke an den enthaupteten Leichen im Hof, die immer noch zuckenden Finger an Onkel Mbaezis Hand, die weggerollten Augen des Kinderkopfes in der Kalebasse und den sonderbaren Farbton – ein dumpfes, fahles Grau, wie bei einer schlecht gewischten Schultafel – all der Leichen, die im Hof gelegen hatten.

An diesem Tag erlebte sie ihre erste Umnachtung; von irgendwo über ihr senkte sich eine dicke Decke herab und legte sich fest über ihr Gesicht, ließ

Telegram:@shabarsbibliothek

sie um Atem ringen. Dann, als die Decke sich wieder hob und sie einen tiefen Atemzug um den anderen tun konnte, sah sie brennende Eulen am Fenster sitzen, die sie angrinsten und ihr mit verkohlten Flügelspitzen zuwinkten. Sie versuchte, Odenigbo diese Momente der Umnachtung zu beschreiben. Sie versuchte ihm auch zu sagen, wie die Pillen schmeckten, die Doktor Patel brachte, so klamm wie ihre Zunge am Morgen.

Doch Odenigbo sagte immer: »Psst, *nkem.* Bald geht es dir wieder besser.« Er sprach zu sanft mit ihr. Seine Stimme klang so albern, so gar nicht nach ihm. Er sang sogar, wenn er sie in der Wanne badete, die randvoll mit Wasser war, duftend nach Babys Badeschaum, und am liebsten hätte sie ihn gebeten, sich nicht lächerlich zu machen, aber ihre Lippen waren schwer. Sprechen war anstrengend. Als ihre Eltern und Kainene zu Besuch kamen, sagte sie nicht viel; es war Odenigbo, der erzählte, was sie erlebt hatte. Zunächst saß ihre Mutter neben ihrem Vater und nickte, während Odenigbo in dieser albernen, leisen Stimme zu ihnen sprach. Dann brach ihre Mutter zusammen und fiel zu Boden; sie sank einfach in sich zusammen, als wären ihre Knochen flüssig geworden, und fand sich auf dem Boden wieder, halb sitzend, halb liegend. Es war das erste Mal, dass Olanna ihre Mutter ohne Make-up sah, ohne Goldklunker an den Ohren, und zum ersten Mal, seit sie Kinder gewesen waren, sah Olanna Kainene weinen. »Du musst nicht darüber reden, du musst es nicht«, sagte Kainene schluchzend, obwohl Olanna es gar nicht versucht hatte.

Ihr Vater ging im Zimmer auf und ab. Wieder und wieder fragte er Odenigbo, wo Patel Medizin studiert habe und wie er behaupten könne, das Versagen von Olannas Beinen sei psychologischer Natur. Er sprach darüber, wie nervenaufreibend es gewesen sei, den ganzen Weg von Lagos mit dem Auto fahren zu müssen, weil Nigeria Airways wegen der Blockade der Zentralregierung nicht mehr nach Enugu fliege. »Wir wollten auf der Stelle

Telegram:@shabarsbibliothek

kommen, auf der Stelle«, sagte er so oft, dass sich Olanna fragte, ob er wirklich glaubte, es mache einen Unterschied, wann sie gekommen waren. Aber es machte einen Unterschied, dass sie gekommen waren, besonders dass Kainene gekommen war. Es bedeutete natürlich nicht, dass Kainene ihr vergeben hatte, aber etwas bedeutete es schon.

In den Wochen, die folgten, lag Olanna im Bett und nickte, wenn Freunde und Verwandte vorbeikamen, um *ndo* – tut mir leid – zu sagen, um den Kopf zu schütteln und hinter vorgehaltener Hand über die Missetaten dieser muslimischen Hausa zu reden, dieser Leute aus dem Norden, die schwarz waren wie Geißböcke, dieser dreckigen Viehtreiber mit ihren von Flöhen zerstochenen Füßen. An den Tagen, an denen Besuch kam, waren ihre Umnachtungen schlimmer; manchmal kamen drei hintereinander, in kurzen Abständen, und ließen sie atemlos und erschöpft zurück, zu erschöpft sogar, um zu weinen, und mit gerade genug Kraft, um die Pillen zu schlucken, die ihr Odenigbo in den Mund gleiten ließ. Manche Gäste hatten etwas zu erzählen – die Okafors hatten in Zaria einen Sohn und dessen vierköpfige Familie verloren, die Tochter der Ibes war nicht aus Kaura-Namoda zurückgekehrt, die Familie Onyekachi hatte den Verlust von acht Menschen in Kano zu beklagen. Es gab auch andere Geschichten, von britischen Akademikern an der Universität von Zaria zum Beispiel, die zu Massakern aufgewiegelt und Studenten zu jungen Leuten geschickt hatten, um sie anzustacheln; von Menschenmengen in den Busbahnhöfen von Lagos, die gebuht und gestichelt hatten: »Haut ab, Igbo, haut ab, dann wird das *garri* endlich billiger! Haut ab und hört auf, euch jedes Haus und jeden Laden unter den Nagel zu reißen!« Diese Geschichten mochte Olanna nicht hören, und ebenso wenig mochte sie es, wie die Gäste heimlich nach ihren Beinen schielten, als wollten sie dort eine Geschwulst entdecken, die erklären würde, warum sie nicht mehr gehen konnte.

Telegram:@shabarsbibliothek

Es gab Tage, an denen sie aus einem ihrer Nickerchen aufwachte und sich ganz klar im Kopf fühlte. Wie heute. Ihre Schlafzimmertür stand offen, und sie konnte die an- und abschwellenden Stimmen aus dem Wohnzimmer hören. Eine Weile hatte Odenigbo ihre Freunde gebeten, nicht zu Besuch zu kommen, und hatte sogar aufgehört, Tennis zu spielen, damit er rechtzeitig zu Hause war und Ugwu nicht mit ihr zur Toilette gehen musste. Es hatte sie gefreut, dass sie wieder zu Besuch kamen. Manchmal folgte sie auch den Gesprächen. Sie wusste, dass die Frauenorganisation der Universität Essensspenden für die Flüchtlinge sammelte, dass es hieß, die Märkte und Eisenbahnen und Zinnminen im Norden seien leer, jetzt, da die Igbo alle geflüchtet seien, dass man über eine Teilung und ein neues Land sprach, das nach der gleichnamigen Bucht Biafra genannt werden sollte.

Miss Adebayo sprach mit ihrer lauten Stimme. »Ich sage, unsere Studenten sollen endlich aufhören, so einen Aufruhr zu machen. Es ergibt keinen Sinn, David Hunt zu bitten zu gehen. Gebt dem Mann eine Chance, und dann sehen wir, ob der Frieden sich einstellt.«

»David Hunt denkt, wir haben den Verstand von Kindern.« Das war Okeoma. »Der Mann sollte nach Hause gehen. Warum kommt er hierher, um uns zu sagen, wie man einen Brand löscht, wo doch er und seine britischen Landsleute es waren, die fleißig Feuerholz gesammelt haben?«

»Sie mögen Feuerholz gesammelt haben, aber das Streichholz angezündet haben wir«, sagte jemand mit einer unvertrauten Stimme, vielleicht der neue Physikdozent, der nach dem zweiten Putsch aus Ibadan gekommen war.

»Feuerholz hin oder her, wichtig ist, einen Weg zu finden, wie man Frieden schafft, bevor hier alles in die Luft fliegt«, meinte Miss Adebayo.

»Nach welchem Frieden suchen wir eigentlich? Gowon selbst hat gesagt, dass es keine Grundlage für eine Einheit gibt, nach welchem Frieden

Telegram:@shabarsbibliothek

suchen wir also?«, fragte Odenigbo. Olanna sah ihn vor sich, wie er auf der Stuhlkante hockte und beim Sprechen seine Brille die Nase hochschob. »Sezession ist die einzige Antwort. Wenn Gowon die Einheit seines Landes beibehalten wollen würde, dann hätte er schon längst etwas dafür getan. Meine Güte, keiner von ihnen hat die Massaker öffentlich verdammt, und sie sind schon Monate her! Als wäre es egal, dass all unsere Leute getötet wurden!«

»Hast du nicht vor ein paar Tagen Zik gehört? In Ostnigeria brodelt und brodelt es, und es wird weiterbrodeln, bis die Bundesregierung endlich die Massaker anspricht …«, sagte Professor Ezeka, dessen heisere Stimme schnell leiser wurde.

Olanna tat der Kopf weh. Die Sonne schien schwach durch die Vorhänge, die Ugwu vorgezogen hatte, als er ihr das Frühstück gebracht hatte. Sie musste Wasser lassen; das musste sie in diesen Tagen oft, und ständig vergaß sie, Doktor Patel zu fragen, ob es vielleicht an den Medikamenten lag. Sie schaute die Klingel an, die auf dem Nachtkästchen stand, streckte die Hand aus und fuhr über das kuppelförmige Plastikteil und den roten Knopf in der Mitte, der einen schrillen Ton von sich gab, wenn man draufdrückte. Odenigbo hatte zunächst darauf bestanden, sie selbst zu installieren, doch jedes Mal, wenn man geklingelt hatte, waren am Wandanschluss Funken gesprungen. Schließlich brachte er einen Elektriker mit, der kicherte, als er die Leitung neu verlegte. Jetzt sprühten keine Funken mehr, aber die Klingel war zu laut und hallte, wann immer Olanna zur Toilette musste, durchs ganze Haus. Sie ließ den Finger über dem Knopf schweben und zog ihn wieder weg. Sie würde die Klingel nicht bedienen. Stattdessen stellte sie die Füße auf den Boden. Die Geräusche aus dem Wohnzimmer klangen jetzt gedämpft, als hätte jemand den Ton leiser gestellt.

Telegram:@shabarsbibliothek

Dann hörte sie Okeoma »Aburi« sagen. Er klang hübsch, der Name jener Stadt in Ghana, und sie stellte sich eine verschlafene Ansammlung von Häusern vor, die auf süß duftendem Grasland standen. Der Name »Aburi« kam in ihren Gesprächen oft vor. Dann sagte Okeoma meistens, Gowon hätte die Vereinbarung befolgen sollen, die er und Ojukwu in Aburi unterzeichnet hatten, oder Professor Ezeka sagte, Gowons Wortbruch bedeute, dass er den Igbo nichts Gutes wünsche, oder Odenigbo verkündete: »Auf Aburi gründet unsere Sache.«

»Aber wie kann Gowon eine solche Kehrtwendung vollziehen?« Okeomas Stimme war lauter geworden. »Er hat in Aburi einer Konföderation zugestimmt, und jetzt will er ein geeintes Nigeria mit einer geeinten Regierung, aber eine geeinte Regierung war genau der Grund, warum er und seine Leute Igbo-Offiziere getötet haben.«

Olanna stand auf und schob das eine Bein nach vorne, dann das andere. Sie schwankte. Um ihre Fußknöchel war ein fester Druck. Sie ging. Die Festigkeit des Bodens unter ihren Füßen war trügerisch, und ihre Beine fühlten sich an, als würden die Gefäße darin vibrieren. Sie ging am Nachtschränkchen vorbei, an Babys Raggedy-Ann-Puppe, die auf dem Boden lag, und blieb eine Weile stehen, um auf die Stoffpuppe hinabzuschauen, dann ging sie zur Toilette.

Später kam Odenigbo herein und schaute ihr forschend in die Augen, so wie er es oft tat, als suchte er dort nach irgendeinem Beweis für etwas. »Du hast schon eine ganze Weile nicht mehr geklingelt, *nkem.* Musst du nicht aufs Klo?«

»Sind alle weg?«

»Ja. Möchtest du aufs Klo?«

»Ich war schon. Ich bin gegangen.«

Odenigbo starrte sie an.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich bin gegangen«, sagte Olanna noch einmal. »Ich habe die Toilette benutzt.«

Da war etwas in Odenigbos Gesicht, das sie noch nie gesehen hatte, etwas Kostbares, Ängstliches. Sie setzte sich auf, und im selben Moment streckte er die Arme nach ihr aus, doch sie schüttelte ihn sanft ab, ging ein paar Schritte zum Schrank und dann wieder zurück zum Bett. Odenigbo schaute sie an.

Sie nahm seine Hand und berührte damit ihr Gesicht, legte sie an ihre Brust. »Berühr mich.«

»Ich werde es gleich Patel sagen. Ich möchte, dass er kommt und dich anschaut.«

»Berühr mich.« Sie wusste, dass er es nicht wollte, dass er ihre Brüste nur deshalb berührte, weil er alles tun würde, was sie wollte, was auch immer sie wieder gesund machen würde. Sie streichelte seinen Hals, vergrub die Finger in seinem dichten Haar, und als er in sie hineinglitt, dachte sie an Arizes schwangeren Bauch und daran, wie leicht er wohl aufgeplatzt war, mit dieser straff gespannten Haut darüber. Sie fing an zu weinen.

»*Nkem*, weine nicht.« Odenigbo hatte aufgehört; er lag neben ihr und strich ihr über die Stirn. Später, als er ihr noch ein paar Tabletten und Wasser gab, nahm sie sie pflichtbewusst, lehnte sich zurück und wartete auf die seltsame Stille, die sie ihr brachten.

Ugwus leises Klopfen weckte sie; gleich würde er die Tür aufmachen, mit einem Essenstablett hereinkommen und es neben ihren Medikamenten, der Flasche Lucozade und der Dose mit Glukose abstellen. Sie erinnerte sich an die erste Woche, nachdem sie zurückgekehrt war, die Woche, in der Odenigbo jedes Mal aufgesprungen war, wenn sie sich gerührt hatte. Sie

Telegram:@shabarsbibliothek

hatte um Wasser gebeten, und Odenigbo hatte die Schlafzimmertür aufgemacht, um in die Küche zu gehen, und war fast über Ugwu gestolpert, der zusammengerollt auf einer Matte direkt neben ihrer Tür gelegen hatte. »Mein Guter, was machst du denn da?«, fragte er, und Ugwu antwortete: »Sie wissen doch nicht, wo die Sachen in der Küche alle sind, Sah.«

Jetzt schloss sie die Augen und tat so, als würde sie schlafen. Er stand ganz nah bei ihr und beobachtete sie; sie konnte ihn atmen hören.

»Wenn Sie bereit sind, Mah, hier steht das Essen«, sagte er. Fast hätte Olanna gelacht; er hatte wahrscheinlich immer gemerkt, dass sie sich schlafend stellte, wenn er ihr das Essen brachte. Sie machte die Augen auf. »Was hast du gekocht?«

»Jollof-Reis.« Er lüftete den Deckel über dem Teller. »Ich habe frische Tomaten aus dem Garten genommen.«

»Hat Baby gegessen?«

»Ja, Mah. Sie spielt mit den Kindern von Doktor Okeke.«

Olanna nahm die Gabel und hielt sie in der Luft.

»Morgen mache ich Fruchtsalat für Sie, Mah. An dem Papayabaum hinten hängt eine reife Frucht, der gebe ich noch einen Tag, und dann pflücke ich sie schnell, damit die Vögel sie nicht holen. Ich mache den Salat mit Orangen und Milch.«

»Gut.«

Ugwu stand immer noch da, und sie wusste, er würde so lange nicht gehen, bis sie zu essen begonnen hatte. Sie hob die Gabel langsam zum Mund, kaute mit geschlossenen Augen. Es war so schmackhaft wie alles, was Ugwu kochte, da war sie sich sicher, aber außer dem kalkigen Geschmack ihrer Tabletten hatte sie schon lange nichts mehr wahrgenommen. Schließlich trank sie etwas Wasser und bat Ugwu, das Tablett mitzunehmen.

Telegram:@shabarsbibliothek

Odenigbo hatte ihr ein längliches Blatt Papier ans Bett gelegt, auf dem in Maschine geschrieben die Überschrift stand: WIR, DIE MITARBEITER DER UNIVERSITÄT, VERLANGEN DIE TEILUNG ALS GARANTIE FÜR SICHERHEIT, darunter eine kunterbunte Mischung aus Unterschriften.

»Ich wollte warten, bis du kräftig genug bist zu unterzeichnen, bevor ich die Unterschriftenliste ins Parlamentsgebäude in Enugu bringe«, hatte er gesagt.

Nachdem Ugwu den Raum verlassen hatte, nahm sie einen Füllfederhalter, unterschrieb den Brief und schaute den Text nach Fehlern durch. Es gab keine. Doch Odenigbo brauchte den Brief gar nicht abzugeben, denn an jenem Abend wurde die Sezession verkündet. Er saß auf dem Bett, das Radio stand auf dem Nachttischchen. Der Empfang war nicht ganz sauber, es knisterte, als würden die Radiowellen verstehen, welche Tragweite die Rede hatte. Ojukwus Stimme war unverkennbar; sie war energiegeladen, männlich, charismatisch, geschmeidig.

Frauen und Männer dieses Landes, Bewohner von Ostnigeria: Im Bewusstsein der höchsten Autorität unseres allmächtigen Gottes über die ganze Menschheit und unserer Pflicht gegenüber der Nachwelt; in Kenntnis der Tatsache, dass ihr alle, euer Leben und euer Besitz, von keiner Regierung, die außerhalb von Ostnigeria ihren Sitz hat, geschützt werden könnt; in der Entschlossenheit, alle politischen und anderen Bindungen zwischen euch und der ehemaligen Republik Nigeria aufzulösen; und kraft meines Amtes erkläre ich an eurer statt und in eurem Namen Ostnigeria zur souveränen unabhängigen Republik und proklamiere feierlich, dass das Territorium und die Region, die unter dem Namen Ostnigeria bekannt war, zusammen mit ihrem Kontinentalsockel und den Hoheitsgewässern fortan

Telegram:@shabarsbibliothek

ein unabhängiger Staat sein und den Namen und Titel »Republik von Biafra« tragen wird.

»Das ist der Anfang«, sagte Odenigbo. Die falsche Weichheit in seiner Stimme war verschwunden, und er klang wieder normal, voller Kraft und Energie. Er nahm seine Brille ab, packte Baby an den Händchen und fing an, mit ihr im Kreis zu tanzen. Olanna lachte und hatte auf einmal das Gefühl, einem Drehbuch zu folgen, als wäre Odenigbos Erregung einfach Erregung und sonst nichts. Sie setzte sich auf und erschauderte. Sie hatte sich die Teilung des Landes gewünscht, aber jetzt kam das Geschehene ihr zu groß vor, um es ganz begreifen zu können. Odenigbo und Baby drehten und drehten sich, Odenigbo sang ein Lied, das er selbst erfunden hatte, aber er traf die Töne nicht. »Das ist der Anfang, hurra, hurra, der Anfang, o ja …«, und Baby lachte dazu in seliger Verständnislosigkeit. Olanna sah ihnen zu, und ihr Denken war ganz und gar auf die Gegenwart gerichtet, auf den Cashewsaftfleck vorne auf Babys Kleid.

Die Kundgebung fand auf dem Freedom Square statt, mitten auf dem Campus, Dozenten und Studenten waren gekommen, um zu rufen und zu singen, ein endloses Meer von Köpfen und Plakaten, die in die Höhe gehalten wurden.

Wir werden nicht wanken, niemals, niemals.
So wie den Baum, den man ans Wasser pflanzt,
Macht auch uns niemand wanken.
Ojukwu steht hinter uns, niemals werden wir wanken,
Gott steht hinter uns, niemals werden wir wanken.

Sie wiegten sich im Takt, während sie sangen, und Olanna stellte sich vor, dass auch die Mango- und die Teakbäume sich mit ihnen bewegten, um ihre

Telegram:@shabarsbibliothek

Zustimmung zu zeigen, in einem einzigen fließenden Bogen. Die Sonne fühlte sich an wie eine Flamme, die zu nahe an der Haut ist, dabei nieselte es, und die lauwarmen Regentropfen vermischten sich mit ihrem Schweiß. Ihr Arm berührte den von Odenigbo, als sie ihr Plakat hochhielt. Darauf stand: WIR KÖNNEN NICHT STERBEN WIE DIE HUNDE. Baby saß auf Odenigbos Schultern, winkte mit ihrer Stoffpuppe, die Sonne schien hell durch den Nieselregen, und Olanna spürte, wie eine köstliche Ausgelassenheit sich ihrer bemächtigte. Ugwu war neben ihr. Auf seinem Plakat stand: GOTT SCHÜTZE BIAFRA. Sie waren Bürger von Biafra. Sie war Bürgerin von Biafra. Hinter ihr erzählte ein Mann vom Markt und dass die Händler dort zu kongolesischer Musik tanzten und ihre besten Mangos und Erdnüsse verschenkten. Eine Frau sagte, sie würde gleich nach der Kundgebung dorthin gehen und schauen, ob sie etwas abbekomme, und Olanna drehte sich zu ihnen um und lachte.

Ein Studentenführer sprach ins Mikrophon; das Singen verstummte. Einige junge Männer trugen einen Sarg, auf den jemand mit weißer Kreide NIGERIA geschrieben hatte; sie hoben ihn hoch, gespielten Ernst auf den Gesichtern. Dann stellten sie ihn wieder ab, zogen ihre Hemden aus und fingen an, eine flache Grube auszuheben. Als sie den Sarg in das Loch hinabließen, erhob sich Jubel in der Menge und breitete sich aus wie eine Welle, bis er zu einer einzigen Stimme geworden war und Olanna das Gefühl hatte, sie alle seien jetzt eins. Jemand rief: »Odenigbo!«, und der Ruf verbreitete sich unter den Studenten: »Odenigbo! Sprich zu uns!«

Odenigbo kletterte auf das Podium und schwenkte seine Fahne von Biafra. Rote, schwarze und grüne Streifen und in der Mitte eine leuchtend gelbe halbe Sonne.

»Das ist die Geburt Biafras! Wir werden Schwarzafrika anführen! Wir werden in Sicherheit leben! Niemand wird uns jemals wieder angreifen!

Telegram:@shabarsbibliothek

Nie wieder!«

Odenigbo hob den Arm, während er sprach, und Olanna dachte daran, wie seltsam verdreht Tante Ifekas Arm ausgesehen hatte und wie dick das Blut gewesen war, in dem sie gelegen hatte, so dick wie Leim, nicht rot, sondern fast schwarz. Vielleicht konnte Tante Ifeka ja jetzt diese Kundgebung sehen und all die Leute hier, vielleicht aber auch nicht. Vielleicht war der Tod ja doch nur ein stilles, dunkles Loch. Olanna schüttelte den Kopf, um die Gedanken abzustreifen, nahm Baby von Ugwus Schultern und drückte sie an sich.

Nach der Kundgebung fuhren sie und Odenigbo in den Mitarbeiterclub. Studenten hatten sich auf dem nahegelegenen Hockeyfeld versammelt und verbrannten über einem lodernden Freudenfeuer Papierbilder von Gowon; der Rauch stieg in den Nachthimmel, kräuselte sich und vermischte sich mit ihrem Gelächter und Geschnatter. Olanna sah ihnen zu und begriff mit einem süßen Schaudern, dass sie alle empfanden, was sie empfand, was Odenigbo empfand, als wäre es flüssiger Stahl statt Blut, was durch ihre Adern floss, als könnten sie barfuß auf rot glühenden Kohlen stehen.

Telegram:@shabarsbibliothek

14

Richard glaubte nicht, dass es so einfach sein würde, Nnaemekas Familie zu finden, doch als er in Obosi ankam und bei der anglikanischen Kirche nachfragte, erzählte ihm der Katechet, die Familie wohne die Straße hinunter, in dem ungestrichenen Haus unter den Palmen. Nnaemekas Vater war ein kleiner Albino mit kupferfarbener Haut, und seine gräulich-braunen Augen leuchteten auf, als Richard ihn auf Igbo ansprach. Er sah so anders aus als der dunkle, große Zollbeamte am Flughafen, dass sich Richard fragte, ob er vielleicht im falschen Haus gelandet war und gar nicht Nnaemekas Vater vor sich hatte. Doch dann segnete der Mann die Kolanuss mit einer Stimme, die der von Nnaemeka so ähnlich war, dass sich Richard sofort an jenen heißen Nachmittag in der Flughafenlounge zurückversetzt fühlte und wieder Nnaemekas nervtötendes Geplauder hörte, das, erst kurz bevor die Tür aufgesprungen und die Soldaten hereingerannt waren, aufgehört hatte.

»Er, der die Kolanuss bringt, bringt Leben. Du und die Deinen werden leben, und ich und die Meinen werden leben. Lass den Adler auf seinem Ast sitzen, und lass die Taube sitzen, und wenn einer von beiden beschließt, der andere soll nicht dort sitzen, so soll es ihm nicht bekommen. Gott segne diese Kolanuss in Christi Namen.«

»Amen«, sagte Richard. Jetzt konnte er auch andere Ähnlichkeiten entdecken; die Gesten des Mannes, als er die Kolanuss in fünf Spalten aufbrach, erinnerten auf unheimliche Weise an Nnaemeka, ebenso die Form seines Mundes, die Unterlippe, die etwas hervorstand. Richard wartete, bis

Telegram:@shabarsbibliothek

sie die Kolanuss gekaut hatten und Nnaemekas Mutter erschien, ganz in Schwarz gekleidet, bevor er sagte: »Ich habe Ihren Sohn am Flughafen von Kano gesehen, an dem Tag, als es geschehen ist. Wir haben eine Weile miteinander geredet. Er sprach über Sie und seine Familie.« Richard hielt inne und fragte sich, ob es ihnen wohl lieber wäre zu hören, dass ihr Sohn angesichts des Todes stoisch und tapfer war, oder ob sie hören wollten, dass er gekämpft und sich den Gewehren entgegengestellt hatte. »Er sagte, seine Großmutter aus Umunnachi sei eine angesehene Kräuterfrau gewesen, die man weit und breit wegen ihrer Medizin gegen Malaria gekannt habe, und dass er ihretwegen auch ursprünglich Arzt werden wollte.«

»Ja, das stimmt«, sagte Nnaemekas Mutter.

»Er sprach nur gut über seine Familie«, sagte Richard. Er wählte seine Worte auf Igbo sorgfältig.

»Natürlich hat er nur gut über seine Familie gesprochen.« Nnaemekas Vater warf Richard einen langen Blick zu, als verstünde er nicht, warum Richard sagen musste, was sie bereits wussten.

Richard rutschte auf der Bank hin und her. »Haben Sie ein Begräbnis gehabt?«, fragte er und wünschte, er hätte die Frage nicht gestellt.

»Ja«, sagte Nnaemekas Vater; er richtete den Blick auf die Emailleschüssel, in der das letzte Stückchen Kolanuss lag. »Wir haben darauf gewartet, dass er aus dem Norden zu uns zurückkehrte, aber er kam nicht. Also haben wir ein Begräbnis abgehalten. Wir haben einen leeren Sarg bestattet.«

»Er war nicht leer«, sagte Nnaemekas Mutter. »Haben wir nicht dieses alte Buch hineingelegt, in dem er immer zur Vorbereitung auf die Beamtenprüfung gelesen hatte?«

Sie saßen schweigend da. Staubpartikel schwebten in dem Sonnenstrahl, der durchs Fenster schien.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Sie müssen das letzte Stück Kolanuss mitnehmen«, sagte Nnaemekas Vater.

»Danke schön.« Richard steckte den Spalt in die Tasche.

»Soll ich die Kinder zum Auto schicken?«, fragte Nnaemekas Mutter. Es war schwer zu sagen, wie sie aussah, weil der schwarze Schal ihr ganzes Haar und den größten Teil ihrer Stirn bedeckte.

»Das Auto?«, fragte Richard.

»Ja. Haben Sie uns nichts mitgebracht?«

Richard schüttelte den Kopf. Er hätte Yams und Getränke mitbringen sollen. Immerhin handelte es sich um einen Kondolenzbesuch, und er kannte die Geflogenheiten. Er war so sehr auf sich selbst fixiert gewesen, dass er gedacht hatte, es genüge, wenn er kam, weil er der großherzige Engel war, der ihnen die letzten Stunden ihres Sohnes brachte und damit ihren Kummer linderte und sich selbst von seiner Schuld befreite. Doch für sie war er einfach nur jemand, der gekommen war, um ihnen sein Beileid auszusprechen. Sein Besuch machte keinen Unterschied für die einzige Realität, auf die es ankam: dass ihr Sohn nicht mehr da war.

Er stand auf, um zu gehen, und wusste, dass sich auch für ihn nichts geändert hatte und dass er sich immer noch genauso fühlen würde wie seit seiner Rückkehr aus Kano. Oft hatte er sich gewünscht, dass er den Verstand verlieren möge oder dass seine Erinnerung sich selbst auslöschte, doch stattdessen hatte alles eine schreckliche Klarheit angenommen, und er brauchte nur die Augen zu schließen, um wieder die frisch Getöteten auf dem Boden des Flughafens liegen zu sehen und die spitzen Schreie zu hören. Sein Geist blieb klar. Klar genug, um ruhig auf Tante Elizabeths verzweifelte Briefe zu antworten und ihr zu schreiben, es gehe ihm gut und er habe nicht vor, nach England zurückzukehren, und sie zu bitten, ihm keine extradünnen Luftpostausgaben von Zeitungen zu schicken, in denen

Telegram:@shabarsbibliothek

die Artikel über die nigerianischen Pogrome mit Bleistift umkringelt waren. Die Artikel verärgerten ihn. »Uralter Stammeshass«, schrieb der *Herald*, sei der Grund für die Massaker. Das *Time Magazine* betitelte seinen Artikel mit »Der Mensch muss reinhauen«, einem Spruch, den jemand auf einen nigerianischen Lastwagen geschrieben hatte, doch der Autor hatte »reinhauen« wörtlich genommen und sich zu der Erklärung verstiegen, die Nigerianer seien von Natur aus so sehr der Gewalt zugetan, dass sie über deren Notwendigkeit sogar auf Lastwagen für Passagiertransporte schrieben. Richard hatte einen bösen Brief an *Time* verfasst. Im nigerianischen Pidginenglisch, so erklärte er, bedeute »reinhauen« essen. Zumindest der *Observer* war etwas gewiefter, indem er schrieb, wenn Nigeria die Massaker an den Igbo überlebt habe, dann werde es alles überleben. Doch alle Schilderungen hatten etwas Hohles an sich, einen Nachhall von Irrealität. Also begann Richard, einen langen Artikel über die Massaker zu verfassen. Er setzte sich an den Esstisch in Kainenes Haus und beschrieb lange Blätter unlinierten Papiers. Er hatte Harrison mit nach Port Harcourt gebracht, und während der Arbeit hörte er ihn mit Ikejide und Sebastian reden. »Ihr wisst nicht, wie man backt deutschen Schokokuchen?« Ein verächtliches Schnalzen. »Ihr wisst nicht mal, was ist ein Rhabarber-Crumble?« Wieder ein Schnalzen.

Richard begann, indem er über das Flüchtlingsproblem als Folge der Massaker schrieb, über die Händler, die von den Märkten im Norden geflohen waren, von Universitätsdozenten, die ihren Campus verließen, und von Beamten, die nicht mehr zu ihren Jobs bei den Ministerien erschienen. Der letzte Abschnitt bereitete ihm die größten Probleme.

Es sei daran erinnert, dass es ein erstes Massaker an den Igbo, wenngleich in kleinerem Umfang, bereits im Jahre 1945 gegeben hat. Jenes Blutbad wurde von der britischen Kolonialregierung insofern ausgelöst, als diese

Telegram:@shabarsbibliothek

den Igbo die Schuld am Generalstreik gab, die von Igbo veröffentlichten Zeitungen verbot und allgemein eine gegen diesen Volksstamm gerichtete Stimmung in der Bevölkerung unterstützte. Der Gedanke, dass die jüngsten Anschläge auf »uraltem« Hass beruhten, ist folglich irreführend. Die Stämme des Nordens und Südens stehen schon lange in Kontakt zueinander, zumindest reicht dieser bis ins 9. Jahrhundert zurück, wie einige der herrlichen Perlen, die an den historischen Ausgrabungsstätten in Igbo-Ukwu gefunden wurden, belegen. Zweifellos zogen diese Gruppen auch gegeneinander in den Krieg und machten ihre Feinde zu Sklaven, doch sie massakrierten sich nicht auf eine solche Weise. Wenn Hass dahintersteckt, dann ist es ein sehr junger Hass. Verursacht wurde er schlicht und ergreifend durch die informelle Teile-und-herrsche-Politik der britischen Kolonialmacht. Diese Politik hat sich die Unterschiede zwischen den Stämmen zunutze gemacht, hat dafür gesorgt, dass eine Einheit nicht zustande kommen konnte, um damit ein so großes Land regierbar zu machen.

Als er Kainene den Artikel gab, las sie ihn sorgfältig, mit zusammengekniffenen Augen, und sagte hinterher zu ihm: »Sehr kämpferisch.«

Er war sich nicht sicher, was »sehr kämpferisch« bedeutete und ob ihr der Artikel gefallen hatte. Er wünschte sich verzweifelt ihre Zustimmung. Seit sie von ihrem Besuch bei Olanna in Nsukka zurückgekehrt war, hatte sie wieder etwas Distanziertes. Sie hatte ein Foto ihrer ermordeten Verwandten aufgestellt – Arize lachend in ihrem Hochzeitskleid, Onkel Mbaezi strahlend in einem zu engen Anzug neben einer feierlichen Tante Ifeka im bedruckten Wickeltuch –, aber sie sprach nur wenig über sie und gar nicht über Olanna. Oft zog sie sich mitten in einer Unterhaltung in sich zurück und schwieg, aber dann ließ er sie in Ruhe; manchmal beneidete er

Telegram:@shabarsbibliothek

sie um die Fähigkeit, sich durch das, was geschehen war, verändern zu lassen.

»Was hältst du davon?«, fragte er, und bevor sie antworten konnte, fragte er, was er eigentlich wissen wollte. »Gefällt dir der Artikel? Wie empfindest du ihn?«

»Ich finde, er klingt außerordentlich formal und steif«, sagte sie. »Aber was ich empfinde, ist Stolz. Ich bin stolz.«

Er schickte den Artikel an den *Herald.* Als zwei Wochen später eine Antwort kam, zerriss er das Schreiben, nachdem er es gelesen hatte. Die internationale Presse sei einfach übersättigt mit Geschichten über Gewalt in Afrika, und diese hier sei besonders langweilig und pedantisch, schrieb der stellvertretende Chefredakteur, doch vielleicht könne Richard ja etwas über den menschlichen Aspekt liefern? Wurden zum Beispiel beim Töten irgendwelche Stammesbeschwörungen gemurmelt? Wurden Teile der Getöteten gegessen, wie es im Kongo geschehen war? Und gab es überhaupt eine Möglichkeit, wirklich zu verstehen, was in den Köpfen dieser Leute vorging?

Richard legte den Artikel ad acta. Es machte ihm Angst, dass er nächtens gut schlief, dass der Duft von Orangenblättern und die türkisfarbene Stille des Meeres ihn immer noch beruhigten, dass er zu Empfindungen in der Lage war.

»Ich mache weiter. Das Leben ist dasselbe geblieben«, sagte er zu Kainene. »Dabei sollte ich reagieren, die Dinge sollten sich verändert haben.«

»Du kannst dir kein Drehbuch in deinem Kopf ausdenken und dich dann zwingen, es zu befolgen. Du musst du selbst bleiben und es zulassen«, sagte sie ruhig.

Telegram:@shabarsbibliothek

Aber das konnte er nicht. Er glaubte nicht daran, dass sich im Leben all dieser Menschen, die Zeugen der Massaker geworden waren, nichts geändert hatte. Noch beängstigender fand er jedoch den Gedanken, dass er vielleicht nichts anderes gewesen war als ein Voyeur. Um sein eigenes Leben hatte er keine Angst gehabt, und so wurden die Massaker zu etwas Äußerem, von ihm Unabhängigen, und er hatte sie durch die distanzierte Linse dessen beobachtet, der wusste, dass er in Sicherheit war. Doch das konnte nicht sein; Kainene wäre nicht in Sicherheit gewesen, wäre sie da gewesen.

Er begann, über Nnaemeka zu schreiben und über den scharfen Geruch des Schnapses, der sich in jener Flughafenlounge mit dem von Blut mischte, während der Barkeeper mit zerschossenem Gesicht auf dem Boden lag, doch dann hielt er inne, weil die Sätze lächerlich waren. Sie waren zu melodramatisch. Sie klangen genauso wie die Artikel in der ausländischen Presse, als hätten diese Morde nie stattgefunden, und selbst wenn, wären sie nicht so geschehen wie beschrieben. Der Nachhall der Unwirklichkeit lastete auf jedem Wort; er erinnerte sich klar und deutlich an das, was auf dem Flughafen geschehen war, aber um darüber zu schreiben, würde er es sich noch einmal vorstellen müssen, und ob er dazu in der Lage war, wusste er nicht.

An dem Tag, an dem die Teilung des Landes verkündet wurde, stand er mit Kainene auf der Veranda und hörte Ojukwus Stimme aus dem Radio, und danach nahm er sie in die Arme. Zuerst dachte er, sie würden beide zittern, doch als er einen Schritt zurücktrat und ihr ins Gesicht blickte, sah er, dass sie vollkommen unbewegt war. Nur er zitterte.

»Herzlichen Glückwunsch zur Unabhängigkeit«, sagte er zu ihr.

»Unabhängigkeit«, sagte sie und fügte hinzu: »Herzlichen Glückwunsch.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Er wollte sie bitten, seine Frau zu werden. Das war ein neuer Anfang, ein neues Land, ihr *gemeinsames* neues Land. Nicht nur, weil die Trennung des Landes richtig war, angesichts all dessen, was die Igbo erlitten hatten, sondern auch wegen der Möglichkeiten, die Biafra für ihn barg. Er würde ein Bürger Biafras sein, so wie er nie Nigerianer hätte sein können – er war hier, als alles begann, er hatte Biafras Geburtsstunde miterlebt. Er würde dazugehören. In seinem Kopf sagte er so oft *Werde meine Frau, Kainene*, aber laut sprach er es nie aus. Am nächsten Tag kehrte er mit Harrison nach Nsukka zurück.

Richard mochte Phyllis Okafor. Er mochte den Schwung ihrer bauschigen Perücken, ihren schleppenden Mississippi-Dialekt ebenso wie ihr gestrenges Wesen, das die Wärme ihrer Augen Lügen strafte. Seit er nicht mehr zu Odenigbo ging, verbrachte er oft die Abende mit ihr und ihrem Ehemann Nnanyelugo. Es war, als wüsste sie, dass er ein gesellschaftliches Leben verloren hatte, und sie lud ihn häufig ins Akademietheater, zu öffentlichen Vorlesungen oder zum Squashspielen ein. Auch als sie ihn fragte, ob er zu dem Seminar »Im Falle eines Krieges« kommen würde, das die Frauenorganisation der Universität veranstaltete, war er einverstanden. Natürlich war es eine gute Idee, vorbereitet zu sein, aber einen Krieg würde es nicht geben. Die Nigerianer würden Biafra in Ruhe lassen; sie würden niemals ein Volk bekämpfen, das schon durch die Massaker einen schweren Schlag erlitten hatte. Dennoch war man froh, die Igbo los zu sein. Dessen war sich Richard sicher. Weniger sicher war er sich, was er tun würde, wenn er in dem Seminar Olanna über den Weg laufen würde. Bislang war es einfach gewesen, sie zu meiden; in vier Jahren war er nur ein paarmal an ihr vorbeigefahren, er ging nie auf den Tennisplatz oder in den Mitarbeiterclub und kaufte auch nicht mehr im Eastern Shop ein.

Telegram:@shabarsbibliothek

Er stand neben Phyllis am Eingang des Vorlesungssaales und schaute in den Raum. In der ersten Reihe saß Olanna mit Baby auf dem Schoß. Ihr üppiges, schönes Gesicht war ihm ebenso vertraut wie ihr blaues Kleid mit dem gerüschten Kragen, als hätte er beides erst kürzlich gesehen. Er wandte den Blick ab und konnte ein Gefühl der Erleichterung nicht unterdrücken, dass Odenigbo nicht gekommen war. Der Saal war voll. Die Frau auf dem Podium wiederholte sich ständig. »Packt eure Zeugnisse in wasserdichte Beutel und sorgt dafür, dass ihr sie gleich greifen könnt, wenn wir evakuiert werden müssen. Packt eure Zeugnisse in wasserdichte Beutel …«

Andere Leute sprachen. Dann war es vorüber. Die Zuschauer mischten sich, lachten und redeten und tauschten weitere Tipps für den »Fall eines Krieges« aus. Richard wusste, dass Olanna in der Nähe war und mit einem Mann sprach, der Musik lehrte. Irgendwann drehte er sich beiläufig um, wollte sich davonstehlen und war schon fast an der Tür angelangt, als sie neben ihm auftauchte.

»Hallo, Richard. *Kedu?*«

»Mir geht’s gut«, sagte er. Die Haut seines Gesichts fühlte sich straff an. »Und dir?«

»Uns geht es gut«, sagte Olanna. Auf ihren Lippen glitzerte ein Hauch rosa Lipgloss. Es war Richard nicht entgangen, dass sie im Plural gesprochen hatte. Er war sich nicht sicher, ob sie sich selbst und das Kind meinte oder sich selbst und Odenigbo, oder vielleicht sollte das »wir« auch bedeuten, dass sie ihren Frieden mit dem gemacht hatte, was zwischen ihnen geschehen war und was es in ihrer Beziehung zu Kainene angerichtet hatte.

»Baby, hast du guten Tag gesagt?«, fragte Olanna und schaute auf das Kind hinab, dessen Hand in der ihren lag.

»Guten Tag«, sagte Baby mit einer hohen Stimme.

Telegram:@shabarsbibliothek

Richard beugte sich hinab und berührte das Mädchen an der Wange. Da war eine Ruhe an ihr, die sie älter wirken ließ als ihre vier Jahre, klüger. »Hallo, Baby.«

»Wie geht es Kainene?«, erkundigte sich Olanna.

Richard wich ihrem Blick aus, unsicher, welche Miene er aufsetzen sollte. »Ihr geht es gut.«

»Und kommst du mit deinem Buch voran?«

»Ja. Danke.«

»Ich hoffe, dass es keinen Krieg gibt, aber das Seminar ist doch recht hilfreich gewesen, findest du nicht?«, fragte Olanna.

»Ja.«

Phyllis kam herüber, begrüßte Olanna und zog Richard am Arm. »Sie sagen, Ojukwu würde kommen! Ojukwu kommt!« Vor dem Saal wurden Stimmen laut.

»Ojukwu?«, fragte Richard.

»Ja, ja.« Phyllis ging auf die Tür zu. »Weißt du, dass er vor ein paar Tagen auf dem Campus von Enugu einen Überraschungsbesuch gemacht hat? Sieht so aus, als wären jetzt wir dran.«

Richard folgte ihr nach draußen. Sie traten zu dem Grüppchen von Dozenten, das neben einer Löwenstatue stand; Olanna war verschwunden.

»Er ist jetzt in der Bibliothek«, sagte jemand.

»Nein, er ist im Senatsgebäude.«

»Nein, er will zu den Studenten sprechen. Er ist im Verwaltungsblock.«

Einige Leute eilten auf den Verwaltungsblock zu, und Phyllis und Richard schlossen sich ihnen an. Sie waren schon ganz in der Nähe der Magnolienbäume, die an der Auffahrt standen, als Richard den bärtigen Mann in der streng geschnittenen, schmucken Armeeuniform entdeckte, der mit langen Schritten den Gang entlanglief. Ein paar Reporter stolperten ihm

Telegram:@shabarsbibliothek

hinterher, die Mikros ihrer Kassettenrekorder vor sich ausstreckend wie Opfergaben. Die Studenten, von denen so viele da waren, dass sich Richard fragte, wie sie es so schnell geschafft hatten, sich zu versammeln, begannen zu skandieren: »Macht! Macht!« Ojukwu kam die Treppe herunter und stellte sich auf einige Zementblöcke auf dem Rasen. Er hob die Hände. Alles an ihm funkelte, sein gepflegter Bart, seine breiten Schultern.

»Ich bin gekommen, um euch etwas zu fragen«, sagte er. Seine Stimme mit dem Oxford-Akzent klang überraschend weich; sie hatte nicht das Timbre, das sie im Radio hatte, und klang ein wenig theatralisch, ein wenig zu gemessen. »Was sollen wir machen? Sollen wir den Mund halten und sie uns zwingen lassen, zurück nach Nigeria zu gehen? Sollen wir die Tausende von Brüdern und Schwestern, die im Norden ermordet wurden, einfach vergessen?«

»Nein! Nein!« Die Studenten strömten in den breiten Hof, ergossen sich über den Rasen und die Auffahrt. Viele Dozenten hatten ihre Autos an der Straße geparkt und schlossen sich der Menge an. »Macht! Macht!« Ojukwu hob wieder die Hände, und die Sprechchöre verstummten.

»Wenn sie uns den Krieg erklären«, sagte er, »dann möchte ich euch sagen, dass es vielleicht ein langer, ein langwieriger Krieg wird. Ein langer, langwieriger Krieg. Seid ihr dazu bereit? Sind wir bereit?«

»Ja! Ja! Ojukwu, *nye anyi egbe*! Gib uns Gewehre! *Iwe di anyi n'obi!* In unseren Herzen ist Wut!«

Die Sprechchöre waren zu einem gleichmäßigen Singsang geworden – gib uns Gewehre, in unseren Herzen ist Wut, gib uns Gewehre. Der Rhythmus war berauschend. Richard schaute zu Phyllis hinüber, die beim Skandieren die Faust reckte, und schaute sich eine Weile einfach die Menschen um ihn herum an, wie gebannt und gefesselt von dem Moment,

Telegram:@shabarsbibliothek

bevor auch er zu winken und zu rufen begann: »Ojukwu, gib uns Gewehre! Ojukwu, *nye anyi egbe*!«

Ojukwu zündete eine Zigarette an und warf sie auf den Rasen. Sie glühte eine Weile weiter, bis er einen Schritt vorwärts machte und sie unter seinem schimmernden schwarzen Stiefel ausdrückte. »Selbst das Gras wird für Biafra kämpfen«, sagte er.

Richard erzählte Kainene, wie beeindruckt er von Ojukwu gewesen sei, obwohl der Mann vorzeitig kahl wurde, etwas leicht Theatralisches hatte und einen geschmacklosen Ring trug. Er erzählte ihr von dem Seminar. Ob er ihr auch erzählen sollte, dass er Olanna getroffen hatte, war er sich nicht sicher. Sie saßen auf der Veranda, Kainene schälte eine Apfelsine mit dem Messer und ließ die schmalen Schalen auf einen Teller fallen, der auf dem Boden stand.

»Ich hab Olanna gesehen«, sagte er.

»Wirklich?«

»Bei dem Seminar. Wir haben uns gegrüßt, und sie hat nach dir gefragt.«

»Aha.« Die Orange glitt ihr aus der Hand, oder vielleicht war es auch Absicht, denn sie ließ sie einfach auf dem Terrazzoboden der Veranda liegen.

»Es tut mir leid«, sagte Richard. »Ich dachte, ich sollte erwähnen, dass ich sie gesehen habe.«

Er hob die Orange auf und hielt sie ihr hin, aber sie nahm sie nicht. Sie stand auf und ging an die Brüstung.

»Der Krieg kommt«, sagte sie. »In Port Harcourt spielen sie alle verrückt.«

Sie schaute in die Ferne, als könnte sie dort die Stadt im Rausch sehen, mit ausufernden Partys, wildem Sex und schnellen Autos. Am frühen

Telegram:@shabarsbibliothek

Nachmittag dieses Tages war eine gutgekleidete junge Frau am Bahnhof auf Richard zugekommen und hatte seine Hand genommen. »Komm mit mir in meine Wohnung. Ich habe es noch nie mit einem *oyinbo*-Mann getrieben, aber ich will jetzt alles ausprobieren, o ja, alles!«, hatte sie gesagt und gelacht, obwohl der Ausdruck wilden Begehrens in ihren Augen ziemlich echt gewirkt hatte. Er hatte ihre Hand abgeschüttelt und war weggegangen, seltsam traurig bei dem Gedanken, dass sie mit einem anderen Fremden im Bett landen würde. Es war, als würden die Leute in dieser Stadt mit den hohen Kasuarinen nach allem greifen, was sie erreichen konnten, bevor der Krieg ihnen keine Wahl mehr ließ.

Richard stand auf und trat neben Kainene.

»Es wird keinen Krieg geben«, sagte er.

»Wie hat sie nach mir gefragt?«

»Sie sagte: Wie geht es Kainene?«

»Und hast du geantwortet, es gehe mir gut?«

»Ja.«

Sie sagte nichts mehr dazu; aber er hatte auch nicht damit gerechnet.

Telegram:@shabarsbibliothek

15

Ugwu stieg aus dem Auto und ging nach hinten zum Kofferraum. Er legte die Tasche mit dem Trockenfisch auf die größere mit dem *garri*, hob beides auf seinen Kopf und folgte dem Master die zerbröckelte Treppe hinauf und in das schwach erleuchtete Gebäude, in dem sich das Büro der Gewerkschaft befand. Mr Ovoko kam ihnen entgegen. »Bring die Taschen ins Lager«, sagte er zu Ugwu und zeigte ihm die Richtung, als wüsste Ugwu das nicht von all den anderen Malen, da sie Nahrungsmittel für die Flüchtlinge gebracht hatten.

»Wie geht's? *A na-emekwa?*«, fragte der Master.

Mr Ovoko rieb sich kummervoll die Hände. Er hatte das traurige Gesicht eines Menschen, der immer untröstlich ist. »Heutzutage wird nicht mehr viel gespendet. Diese Leute kommen die ganze Zeit hierher und bitten mich um Essen, und dann fragen sie auch noch nach Jobs. Sie wissen ja, dass die nichts hatten, als sie aus dem Norden zurückkamen. Rein gar nichts!«

»Ich weiß so gut wie Sie, dass sie nichts hatten! Halten Sie mir keine Vorträge!«, erwiderte der Master barsch.

Mr Ovoko wich zurück. »Ich sage ja nur, dass die Situation ernst ist. Am Anfang waren unsere Leute schnell dabei mit dem Spenden. Aber jetzt haben sie alles vergessen. Es wird eine Katastrophe, wenn der Krieg kommt.«

»Es gibt keinen Krieg.«

»Und warum hält Gowon dann an der Blockade gegen uns fest?«

Telegram:@shabarsbibliothek

Der Master ignorierte die Frage und wandte sich zum Gehen. Ugwu folgte ihm.

»Natürlich spenden die Leute immer noch Lebensmittel. Dieser Langweiler nimmt das Essen wahrscheinlich für seine eigene Familie«, sagte der Master, als er den Wagen anließ.

»Ja, Sah«, sagte Ugwu. »Sogar sein Bauch ist ganz schön dick.«

»Gowon, dieser Ignorant, hat für mehr als zwei Millionen Flüchtlinge nur ein mieses, armseliges Kontingent versprochen. Glaubt er etwa, es waren Hühner, die gestorben sind, und die Flüchtlingshilfe ist für die Verwandten dieser Hühner?«

»Nein, Sah.« Ugwu schaute aus dem Fenster. Es machte ihn traurig, hierherzukommen und *garri* und Fisch für Menschen zu spenden, die sich im Norden selbst ernährt hatten, und Woche um Woche den Master dieselben Dinge sagen zu hören. Er streckte die Hand aus und rückte die Schnur gerade, die vom Rückspiegel baumelte. Auf dem Plastiktalisman, der daran hing, war eine halbe gelbe Sonne vor einem schwarzen Hintergrund abgebildet.

Später, als er auf der Treppe zum Hinterhof saß und *Die Pickwickier* las und ab und zu einen Blick auf die schlanken Maisstängel warf, die im Wind raschelten, überraschte es ihn nicht, als aus dem Wohnzimmer die laute Stimme des Masters ertönte. An Tagen wie diesen konnte der Master immer leicht aufbrausen.

»Und was ist mit unseren Universitätskollegen in Ibadan und Zaria und Lagos? Wer macht dort eigentlich den Mund auf? Die haben geschwiegen, als weiße Ausländer die Marodeure dazu ermutigt haben, Igbo zu töten. Du wärst eine von ihnen gewesen, wenn du dich damals nicht zufällig auf Igbo-Gebiet aufgehalten hättest! Hast du eigentlich überhaupt kein Mitleid?«, rief der Master.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Wage nicht zu behaupten, ich hätte kein Mitleid! Wenn ich sage, die Teilung ist nicht der einzige Weg in die Sicherheit, heißt das nicht, dass ich kein Mitleid empfinde!« Das war Miss Adebayo.

»Sind deine Cousins gestorben? Sind deine Onkel gestorben? Du fährst nächste Woche zu deiner Familie nach Lagos, und niemand wird dich belästigen, weil du eine Yoruba bist. Ist nicht eine Gruppe von Stammeshäuptlingen deines Volkes in den Norden gegangen, um den Emiren zu danken, weil sie die Yoruba verschont haben? Was hast du also zu sagen? Wie kann deine Meinung von Bedeutung sein?«

»Du beleidigst mich, Odenigbo.«

»Die Wahrheit ist wohl jetzt schon eine Beleidigung.«

Es trat Stille ein, dann kam das quietschende Geräusch der Vordertür, die geöffnet und laut zugeworfen wurde. Miss Adebayo war gegangen. Ugwu stand auf, als er Olannas Stimme hörte. »Das ist nicht in Ordnung, Odenigbo! Du musst dich bei ihr entschuldigen!«

Es machte Ugwu Angst, sie so schreien zu hören, denn das tat sie fast nie, das letzte Mal hatte er sie so schreien hören in jenen Wochen des Zerwürfnisses vor Babys Geburt, als Mister Richard seine Besuche eingestellt hatte und alles kurz vor dem Zusammenbruch zu stehen schien. Einen Moment lang hörte Ugwu nichts – vielleicht war auch Olanna hinausgegangen –, dann las Okeoma etwas vor. Ugwu kannte das Gedicht. *Wenn die Sonne nicht aufgehen will, so werden wir sie dazu bringen.* Als Okeoma es zum ersten Mal vorgetragen hatte, an dem Tag, als die Zeitung *Renaissance* in *Biafran Sun* umbenannt worden war, hatte Ugwu ihm gelauscht und sich durch das Gedicht ermutigt gefühlt, vor allem durch seine Lieblingszeile: »Tontöpfe, gebrannt im Feuer unserer Begeisterung, sie werden uns die Füße kühlen, wenn wir aufsteigen.« Jetzt allerdings machte ihn das Gedicht nur traurig. Es weckte in ihm die Sehnsucht nach

Telegram:@shabarsbibliothek

den alten Zeiten, als Okeoma Gedichte vorgetragen hatte, in denen Leute vom Kacken in importierte Eimer entzündete Hintern bekamen, den Zeiten, in denen Miss Adebayo und der Master sich zwar auch schon angeschrien hatten, aber trotzdem den Abend nicht damit beendeten, dass einer empört hinausstürmte, den Zeiten, als er noch Pfeffersuppe serviert hatte. Heutzutage servierte er nur noch Kolanüsse.

Kurz darauf ging Okeoma, und Ugwu hörte, wie Olanna erneut die Stimme erhob. »Du musst sie um Verzeihung bitten, Odenigbo. Das bist du ihr schuldig.«

»Es geht gar nicht darum, ob ich es ihr schuldig bin. Es geht darum, ob ich die Wahrheit gesprochen habe oder nicht«, sagte der Master. Olanna sagte etwas, das Ugwu nicht verstand, und dann erwiderte der Master in ruhigerem Ton: »Na gut, *nkem*, ich mache es ja.«

Olanna kam in die Küche. »Wir gehen aus«, sagte sie. »Komm mit zur Tür und schließe hinter uns ab.«

»Ja, Mah.«

Nachdem sie im Auto des Masters weggefahren waren, hörte Ugwu ein Klopfen an der Hintertür und ging nachsehen, wer es war.

»Chinyere«, sagte er überrascht. So früh kam sie sonst nie und ins Haupthaus erst recht nicht.

»Ich und meine Madam, wir fahren morgen früh mit den Kindern ins Dorf. Ich wollte nur vorbeikommen und dir alles Gute wünschen. *Ka o di.*«

Ugwu hatte sie noch nie so viel reden hören. Er war sich nicht sicher, was er sagen sollte. Sie schauten sich eine Weile an.

»Dann mach es gut«, sagte er. Er sah ihr hinterher, wie sie in Richtung der Hecke ging, die beide Anwesen voneinander trennte, und hindurchschlüpfte. Also würde sie nicht mehr des Nachts an seiner Tür auftauchen, sich auf den Rücken legen und wortlos die Beine breit machen,

Telegram:@shabarsbibliothek

zumindest eine Weile nicht mehr. Auf einmal verspürte er ein seltsam schweres Gewicht in seinem Kopf. Die Veränderungen würden ihn bald einholen, ihn niederdrücken, und es gab keine Möglichkeit für ihn, sie zu bremsen.

Er setzte sich wieder und schaute auf den Einband der *Pickwickier* hinab. Es lag eine heitere Stille über dem Hinterhof, über dem sanften Wiegen des Mangobaumes und dem weinähnlichen Duft der reifenden Cashews. Doch was er um sich herum sah, war trügerisch. Immer weniger Gäste kamen jetzt zu Besuch, und am Abend waren die Straßen des Campus gespenstisch leer, wie überdeckt vom perlmuttfarbenen Licht der Stille und der Leere. Der Eastern Shop hatte geschlossen. Die Familie von Chinyeres Herrin war nur eine von vielen auf dem Campus, die weggingen; Houseboys kauften riesige Kartons auf dem Markt, Autos mit Kofferräumen, die so schwer beladen waren, dass sie fast den Boden berührten, verließen die Anwesen. Nur Olanna und der Master hatten noch kein einziges Stück gepackt. Sie sagten, es würde keinen Krieg geben und dass die Leute einfach nur panisch seien. Ugwu wusste, dass man den Familien gesagt hatte, sie könnten Frauen und Kinder zurück in ihre Heimatstädte schicken, die Männer jedoch dürften nicht weg, denn wenn auch die Männer gingen, so bedeute das, dass man in Panik sei, und dafür gebe es einfach keinen Grund. »Kein Grund zur Beunruhigung«, sagte der Master oft. Kein Grund zur Beunruhigung. Professor Uzomaka, der gegenüber von Doktor Okeke wohnte, war dreimal am Eingang des Campus von der Miliz abgewiesen worden. Erst am dritten Tag, als er geschworen hatte, er würde zurückkehren und nur seine Familie in ihre Heimatstadt bringen, weil seine Frau sich solche Sorgen mache, hatten sie ihn ziehen lassen.

»Ugwuanyi!«

Telegram:@shabarsbibliothek

Ugwu blickte auf und sah seine Tante, die von der Vorderseite des Hauses auf ihn zukam. Er stand auf.

»Tante! Willkommen!«

»Ich habe vorne geklopft.«

»Tut mir leid, dass ich dich nicht gehört habe.«

»Bist du allein zu Hause? Wo ist dein Master?«

»Sie sind ausgegangen. Baby haben sie mitgenommen.« Ugwu blickte forschend in ihr Gesicht. »Tante, ist alles in Ordnung?«

Sie lächelte. »Ja, das ist es, *o di mma.* Ich bringe Nachricht von deinem Vater. Nächsten Samstag findet Anulikas Palmweinzeremonie statt.«

»Ach! Nächsten Samstag?«

»Es ist besser, es jetzt zu machen, bevor es Krieg gibt, wenn er denn kommt.«

»Das stimmt.« Ugwu wandte den Blick ab, in Richtung Zitronenbaum. »Also wird Anulika wirklich heiraten.«

»Hast du denn geglaubt, du würdest deine eigene Schwester heiraten?«

»Gott bewahre.«

Seine Tante streckte die Hand aus und kniff ihn in den Arm. »Schau dich an, ein richtiger Mann ist aus dir geworden. *Eh!* In ein paar Jahren bist du dran!«

Ugwu lächelte. »Du und meine Mutter, ihr werdet schon die Richtige für mich finden, wenn die Zeit kommt, Tante«, sagte er mit gespielter Unterwürfigkeit. Es hatte keinen Sinn, ihr zu sagen, dass Olanna ihm versprochen hatte, sie würden ihn an die Universität schicken, wenn er mit der Oberschule fertig war. Er würde nicht heiraten, bis er war wie der Master und viele Jahre mit Bücherlesen verbracht hatte.

»Ich gehe dann«, sagte seine Tante.

»Möchtest du nicht ein bisschen Wasser trinken?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich kann nicht bleiben. *Ngwanu*, lass nur. Grüß deinen Master und richte ihm aus, was ich gesagt habe.«

Noch bevor seine Tante weg war, stellte sich Ugwu vor, wie er bei der Zeremonie erschien. Diesmal würde er endlich Nnesinachi in den Armen halten, nackt und willig. Die Hütte seines Onkels Eze würde ein guter Platz sein, um sie zu nehmen, oder vielleicht sogar das stille Wäldchen unten am Fluss, solange die kleinen Kinder sie nicht störten. Er hoffte nur, dass sie nicht so still sein würde wie Chinyere; hoffentlich machte sie dieselben Geräusche, die von Olanna zu hören gewesen waren, wenn er sein Ohr an ihre Schlafzimmertür gepresst hatte.

An diesem Abend, als er das Abendessen zubereitete, verkündete eine ruhige Stimme im Radio, Nigeria habe sich zu einer Polizeiaktion entschlossen, um die Rebellen von Biafra zurückzuholen.

Ugwu war mit Olanna in der Küche, schälte Zwiebeln und beobachtete die Bewegung von Olannas Schulter, während sie in der Suppe auf dem Herd rührte. Zwiebeln gaben ihm das Gefühl, gereinigt zu werden, als entzögen sie ihm mit den Tränen auch alle unreinen Gedanken. Aus dem Wohnzimmer drang das hohe Stimmchen von Baby, die mit dem Master spielte. Er wünschte sich, dass keiner von beiden in die Küche kommen würde. Sie würden den Zauber zerstören, den er empfand, das süße Brennen in seinen Augen, den Schimmer von Olannas Haut. Sie sprach über die Leute aus dem Norden, die bei Vergeltungsaktionen in Onitsha getötet worden waren. Ihm gefiel es, wie sie das Wort »Vergeltungsaktionen« aussprach.

»Es war falsch«, sagte sie. »So falsch. Aber seine Exzellenz hat das alles gut geregelt; Gott weiß, wie viele noch getötet worden wären, wenn er die Soldaten aus dem Norden nicht in ihre Heimat zurückeskortiert hätte.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ojukwu ist ein großer Mann.«

»Ja, das ist er, aber du weißt ja, dass wir Menschen zu allem fähig sind, oder etwa nicht?«

»Nein, Mah, wir sind nicht wie diese Hausa. Die Vergeltungsaktionen sind geschehen, weil sie uns dazu gebracht haben.« Das Wort »Vergeltungsaktionen« klang bei ihm ganz ähnlich wie bei ihr, da war er sich sicher.

Olanna schüttelte den Kopf, sagte aber eine Weile nichts. »Nach der Palmweinzeremonie deiner Schwester fahren wir für eine Weile nach Aba, weil es auf dem Campus hier so leer ist«, sagte sie schließlich. »Du kannst bei deinen Leuten bleiben, wenn du möchtest. Wir holen dich dann auf dem Rückweg wieder ab, und wir bleiben auch höchstens einen Monat. In ein, zwei Wochen werden unsere Soldaten die Nigerianer wieder in ihre Schranken verwiesen haben.«

»Ich komme mit Ihnen und dem Master, Mah.«

Olanna lächelte, als hätte sie sich gewünscht, dass er das sagte. »Diese Suppe wird überhaupt nicht dick«, murmelte sie. Dann erzählte sie ihm, wie sie als junges Mädchen zum ersten Mal Suppe gekocht und es geschafft hatte, den Topfboden so zu verbrennen, dass er aussah wie lila Kohle, und doch hatte die Suppe hinterher sehr gut geschmeckt. Er war so versunken in den Klang von Olannas Stimme, dass er das Geräusch nicht hörte – *bum-bum-bum* –, das irgendwo aus der Ferne herüberdrang, bis Olanna mit dem Rühren innehielt und aufschaute.

»Was ist das?«, fragte sie. »Hörst du das, Ugwu? Was ist das?«

Olanna ließ die Schöpfkelle fallen und lief ins Wohnzimmer. Ugwu folgte ihr. Der Master stand am Fenster, in der Hand eine zusammengefaltete Ausgabe der *Biafran Sun.*

Telegram:@shabarsbibliothek

»Sie rücken vor«, sagte der Master. »Ich denke, wir sollten uns überlegen, heute schon abzureisen.«

Dann hörte Ugwu lautes Hupen von draußen. Plötzlich hatte er Angst davor, zur Tür zu gehen, selbst aus dem Fenster schauen wollte er nicht.

Der Master öffnete die Tür. Der grüne Morris Minor war so eilig geparkt worden, dass er mit einem Reifen neben der Auffahrt stand und die Lilien zerdrückte, die den Rasen säumten; als der Mann aus seinem Auto stieg, sah Ugwu mit Schrecken, dass er nur ein Unterhemd über seiner Hose trug. Und Badeschlappen!

»Die Häuser müssen sofort geräumt werden! Die Föderalisten sind in Nsukka einmarschiert! Wir müssen evakuieren, und zwar sofort! Ich klappere alle Häuser ab, in denen noch jemand ist. Sofort evakuieren!«

Erst als der Mann gesprochen hatte, wieder in sein Auto gestiegen und weggefahren war, unablässig hupend, erkannte ihn Ugwu. Das war Mr Vincent Ikenna gewesen, der Archivar. Er war ein paarmal zu Besuch da gewesen und trank sein Bier immer mit Fanta.

»Pack schnell ein paar Sachen, *nkem*«, sagte der Master. »Ich schaue, ob genug Wasser im Auto ist. Ugwu, schließ schnell ab. Und vergiss nicht das Dienstbotenquartier.«

»*Gini?* Was für Sachen?«, fragte Olanna. »Was soll ich einpacken?«

Baby fing an zu weinen. Da war wieder das Geräusch, *bum-bum-bum*, aber jetzt näher und lauter.

»Es wird nicht lange dauern, wir kommen bald zurück. Nimm nur ein paar Sachen, Kleidung.« Der Master machte eine unbestimmte Handbewegung und griff dann nach den Autoschlüsseln auf dem Regal.

»Ich bin noch am Kochen«, sagte Olanna.

»Stell den Topf in den Wagen«, sagte der Master.

Telegram:@shabarsbibliothek

Olanna sah benommen aus; sie nahm den Suppentopf, wickelte ihn in ein Geschirrtuch und brachte ihn hinaus zum Auto. Ugwu lief umher und warf allerhand Dinge in Taschen: Babys Kleider und Spielzeug, Kekse aus dem Kühlschrank, seine Kleider, die des Masters, Olannas Wickeltücher und Gewänder. Er wünschte, er hätte gewusst, was er mitnehmen sollte. Er wünschte, es würde nicht so klingen, als käme das Geräusch immer näher. Er warf die Taschen auf den Rücksitz des Wagens und stürzte zurück ins Haus, um die Türen abzusperren und die Jalousien zu schließen. Draußen hupte der Master. Er stand mitten im Wohnzimmer, und ihm war schwindelig. Er musste pinkeln. Er lief in die Küche und stellte den Herd ab. Der Master rief nach ihm. Er nahm die Fotoalben von den Regalen, die drei Alben, die Olanna so sorgfältig eingeklebt hatte, und lief zum Auto hinaus. Kaum hatte er die Autotür geschlossen, fuhr der Master los. Auf den Straßen des Campus war es gespenstisch still und leer.

An den Toren winkten Soldaten von Biafra die Autos durch. Sie sahen schmuck aus in ihren Khakiuniformen, den glänzenden Stiefeln, und jeder hatte eine Sonnenhälfte auf seinen Ärmel genäht. Ugwu wünschte, er wäre einer von ihnen. Der Master winkte und rief: »Gut gemacht!«

Staub wirbelte hoch und legte sich auf sie wie eine durchsichtige braune Decke. Die Hauptstraße war überfüllt; Frauen mit Schachteln auf dem Kopf und Babys auf dem Rücken, barfüßige Kinder, die Kleiderbündel oder Yams oder Schachteln schleppten, Männer, die Fahrräder schoben. Ugwu fragte sich, warum sie alle brennende Kerosinlampen dabeihatten, obwohl es noch gar nicht dunkel war. Er sah, wie ein kleines Kind stolperte und hinfiel und die Mutter stehen blieb, um es aufzuheben, und er dachte an zu Hause, an seine kleinen Cousins und seine Eltern und an Anulika. Sie waren in Sicherheit. Sie würden nicht weglaufen müssen, weil ihr Dorf zu abgelegen war. Allerdings würde er nicht dabei sein, wenn Anulika

Telegram:@shabarsbibliothek

heiratete, und er würde auch nicht, wie geplant, Nnesinachi in den Armen halten. Aber bald wäre er zurück. Der Krieg würde nur so lange dauern, bis die Armee von Biafra die Nigerianer ins Jenseits befördert hatte. Und dann käme er doch noch in den Genuss von Nnesinachis Liebe, würde doch noch ihr weiches Fleisch streicheln.

Der Master fuhr langsam, wegen der Menschen auf der Straße und wegen der Straßensperren, aber ganz langsam wurde er, als sie nach Milliken Hill kamen. Der Lastwagen vor ihnen trug die Aufschrift KEINER WEISS, WAS MORGEN IST. Jetzt quälte er sich die steile Steigung hoch, und ein junger Mann sprang hinaus, in der Hand ein großes Holzscheit, immer bereit, es von hinten unter die Reifen zu schieben, falls der Lastwagen zurückrollte.

Als sie endlich in Aba ankamen, dämmerte es, die Windschutzscheibe war mit ockerfarbenem Staub bedeckt, und Baby schlief.

Telegram:@shabarsbibliothek

16

Es überraschte Richard, als er die Ankündigung hörte, die Bundesregierung wolle mit einer »Polizeiaktion die Rebellen zur Ordnung rufen«. Kainene überraschte es nicht.

»Es geht ums Öl«, sagte sie. »Die können uns doch nicht einfach mit dem ganzen Öl ziehen lassen. Aber der Krieg wird nicht lange dauern. Madu sagt, Ojukwu habe große Pläne. Er hat den Vorschlag gemacht, ich solle dem Kriegskabinett mit ausländischer Währung unter die Arme greifen, dann kriege ich wahrscheinlich jeden Vertrag, den ich will, wenn das alles vorbei ist.«

Richard starrte sie an, denn sie schien nicht zu begreifen, dass er an einen Krieg überhaupt nicht denken mochte.

»Am besten bringst du deine Sachen nach Port Harcourt, bis wir die Nigerianer zurückgeschlagen haben«, sagte Kainene. Sie blätterte eine Zeitung durch und nickte im Takt mit dem Beatles-Song aus der Stereoanlage, als wollte sie ausdrücken, das alles sei ganz normal und der Krieg nur eine natürliche Folge der Dinge, und da sei es eben erforderlich, dass er seine Sachen aus Nsukka holte.

»Ja, klar«, sagte er.

Ihr Fahrer brachte ihn hin. Überall waren Kontrollposten aus dem Boden gestampft worden, Reifen und mit Nägeln gespickte Bretter lagen quer über den Straßen, und Frauen und Männer in Khakihemden und mit ausdruckslosem, strengem Gebaren standen daneben. An den ersten beiden kamen sie ohne Probleme vorbei. »Wohin fahren Sie?«, fragten sie und

Telegram:@shabarsbibliothek

winkten dann den Wagen durch. Doch in der Nähe von Enugu hatten die Zivilmilizen die Straßen mit Baumstämmen und alten rostigen Spulen verbarrikadiert. Der Fahrer hielt an.

»Kehrt um! Kehrt um!« Ein Mann schaute zum Fenster herein; er hielt ein längliches Stück Holz in der Hand, das sorgfältig zu einem Gewehr geschnitzt worden war. »Fahrt zurück!«

»Guten Tag«, sagte Richard. »Ich arbeite an der Universität von Nsukka und bin auf dem Weg dahin. Mein Houseboy ist noch dort. Ich muss mein Manuskript und einige persönliche Dinge holen.«

»Drehen Sie um, Sah. Wir werden diese Vandalen bald zurückschlagen.«

»Aber mein Manuskript und meine Papiere und mein Houseboy sind noch dort. Wissen Sie, ich habe gar nichts mitgenommen. Ich hatte keine Ahnung.«

»Drehen Sie um, Sah. So lautet unser Befehl. Momentan ist es nicht sicher dort, aber sobald wir die Vandalen zurückgeschlagen haben, können Sie wieder hinfahren.«

»Aber verstehen Sie doch.« Richard beugte sich weiter nach vorn.

Die Augen des Mannes wurden schmaler, und das große Auge, das unter der Aufschrift WACHSAMKEIT auf sein Hemd gemalt war, schien noch größer zu werden. »Sind Sie sicher, dass Sie kein Spion der nigerianischen Regierung sind? Ihr Weißen wart es, die zugelassen haben, dass Gowon unschuldige Frauen und Kinder umgebracht hat.«

»Abu m onye Biafra«, sagte Richard.

Der Mann lachte, und Richard war sich nicht sicher, ob es ein angenehmes oder ein unangenehmes Lachen war. »Soso, ein Weißer, der sagt, dass er aus Biafra ist! Wo haben Sie unsere Sprache gelernt?«

»Von meiner Frau.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Okay, Sah. Machen Sie sich um Ihre Sachen in Nsukka keine Sorgen. In ein paar Tagen sind die Straßen wieder frei.«

Der Fahrer wendete, und während sie denselben Weg, den sie gekommen waren, wieder zurückfuhren, schaute Richard immer wieder nach hinten zu der Straßenblockade zurück, bis er sie nicht mehr sehen konnte. Er dachte daran, wie leicht ihm die Worte von den Lippen gekommen waren: »Ich bin aus Biafra.« Warum, wusste er nicht, aber er wünschte sich, der Fahrer würde Kainene nicht erzählen, dass er das gesagt hatte. Ebenso sehr hoffte er, er würde ihr nicht erzählen, dass er sie als seine Frau bezeichnet hatte.

Einige Tage später rief Susan an. Es war am späten Morgen, und Kainene befand sich in einer ihrer Fabriken.

»Ich wusste gar nicht, dass du Kainenes Nummer hast«, sagte Richard, und Susan lachte.

»Ich habe gehört, dass Nsukka evakuiert wurde, und da wusste ich, dass du bei ihr sein würdest. Wie geht es dir? Alles in Ordnung?«

»Ja.«

»Du hast also keine Probleme mit der Evakuierung gehabt, oder?«, fragte Susan. »Geht es dir gut?«

»Alles bestens.« Ihre Sorge rührte ihn.

»Prima. Was hast du vor?«

»Ich bleibe vorerst hier.«

»Es ist nicht sicher, Richard. Ich bleibe höchstens noch eine Woche hier. Weißt du, diese Leute hier führen nie einen zivilisierten Krieg, erst recht nicht, wenn sie es einen Bürgerkrieg nennen.« Susan hielt inne. »Ich habe beim British Council in Enugu angerufen und kann es gar nicht glauben,

Telegram:@shabarsbibliothek

dass die dort immer noch Wasserpolo spielen und im Hotel Presidential Cocktails schlürfen! Da draußen ist Krieg, verdammt nochmal.«

»Das wird sich alles bald klären.«

»Von wegen klären! Nigel reist in zwei Tagen ab. Gar nichts wird sich klären, dieser Krieg wird sich Jahre hinziehen. Schau doch mal, was im Kongo passiert ist. Diese Leute haben einfach keinen Sinn für Frieden, die kämpfen lieber bis zum letzten Mann …«

Richard legte auf, obwohl Susan noch redete, und war selbst erstaunt über seine Unhöflichkeit. Ein Teil von ihm hätte ihr gerne geholfen, hätte gerne die Flaschen in ihrem Barschrank weggeworfen und etwas gegen die Paranoia getan, die ihr Leben überschattete. Vielleicht war es ja gut, wenn sie abreiste. Er hoffte, sie würde ihr Glück finden, ob mit Nigel oder anderswo. Er war immer noch in Gedanken bei Susan, hin- und hergerissen zwischen der Hoffnung, sie würde noch einmal anrufen, und der Furcht, sie könnte es tatsächlich tun, als Kainene nach Hause kam. Sie küsste ihn auf die Wangen, die Lippen, das Kinn. »Hast du den ganzen Tag damit verbracht, dir über Harrison und *In der Zeit der umflochtenen Töpfe* Sorgen zu machen?«, fragte sie.

»Natürlich nicht«, sagte er, obwohl sie beide wussten, dass es gelogen war.

»Harrison geht es bestimmt gut. Sicher hat er seine Sachen gepackt und ist in sein Dorf gefahren.«

»Ja, bestimmt«, sagte Richard.

»Wahrscheinlich hat er das Manuskript mitgenommen.«

»Ja.« Richard erinnerte sich daran, wie sie sein erstes richtiges Manuskript, *Ein Korb voller Hände*, zerstört hatte, wie sie ihn in den Obsthain geführt und ihm das Aschehäuflein unter seinem Lieblingsbaum gezeigt hatte und wie ausdruckslos ihr Gesicht die ganze Zeit gewesen war.

Telegram:@shabarsbibliothek

Und dass er hinterher weder Unmut noch Zorn empfunden hatte, sondern Hoffnung.

»In der Stadt hat wieder eine Kundgebung stattgefunden, mindestens tausend Leute sind marschiert, und viele Autos sind mit grünen Blättern bedeckt«, berichtete sie. »Ich wünschte, die Leute würden auf den Feldern bleiben, statt ständig die großen Straßen zu blockieren. Ich habe bereits Geld gespendet und keine Lust, ständig bei dieser Hitze aufgehalten zu werden, bloß um Ojukwus Ehrgeiz zu fördern.«

»Es geht um die Sache, Kainene, nicht um einen Menschen.«

»Ja, um die Sache wohlwollender Erpressung. Wusstest du, dass die Taxifahrer kein Geld mehr von den Soldaten nehmen? Sie sind beleidigt, wenn einer ihnen anbietet, für die Fahrt zu zahlen. Madu sagt, jeden zweiten Tag kommt eine Gruppe Frauen zu den Baracken, aus allen möglichen Dörfern in den Backwaters, und bringt den Soldaten Yams und Kochbananen und Obst. Dabei sind das Leute, die selber nichts haben.«

»Das ist keine Erpressung. Es geht um die Sache.«

»Ja, ja, die Sache.« Kainene schüttelte den Kopf, aber sie schien sich zu amüsieren. »Heute hat mir Madu erzählt, die Armee habe nichts, rein gar nichts. Sie hatten gedacht, Ojukwu habe noch irgendwo Waffen gestapelt, so wie er geredet hat – ›Keine Macht in Schwarzafrika kann uns besiegen!‹ Also sind Madu und ein paar andere Offiziere, die aus dem Norden zurück waren, zu ihm hingegangen und haben ihm gesagt, dass wir keine Waffen haben, dass keine Truppen mobilisiert wurden und dass unsere Leute mit Holzgewehren trainieren, um Himmels willen! Sie haben von ihm verlangt, er solle seine Waffenlager zur Verfügung stellen. Aber er hat sich nur umgedreht und gesagt, sie würden hinter seinem Rücken den Umsturz planen. Offensichtlich hat er überhaupt keine Waffen und will Nigeria mit

Telegram:@shabarsbibliothek

bloßen Fäusten besiegen!« Sie hob eine Faust und lächelte. »Aber attraktiv finde ich ihn doch, schon allein den flotten Bart.«

Richard sagte nichts. Er fragte sich flüchtig, ob er sich einen Bart stehen lassen sollte.

Telegram:@shabarsbibliothek

17

Olanna lehnte an der Verandabrüstung von Odenigbos Haus in Aba und schaute auf den Hof hinaus. In der Nähe des Tores spielte Baby auf den Knien im Sand, Ugwu schaute ihr dabei zu. Der Wind raschelte in den Blättern des Guavenbaums. Olanna war fasziniert von seiner Rinde, die seltsam verblichen und fleckig war, hier ein heller Lehmton, dort ein dunkler Schieferton, was ganz so aussah wie die *nlacha*-Hautkrankheit bei den Kindern im Dorf. Viele dieser Kinder hatten an dem Tag, als sie aus Nsukka angekommen waren, vor der Tür gestanden, um *nno nu*, willkommen, zu sagen, und auch ihre Eltern und Onkel und Tanten waren mit guten Wünschen gekommen und hatten darauf gebrannt, Klatschgeschichten über die Evakuierung zu hören. Olanna hatte Zuneigung zu ihnen gefasst; ihr Willkommen gab ihr das Gefühl, beschützt zu sein. Ihre Wärme hatte sich sogar auf Mama übertragen. Mittlerweile fragte sie sich, warum sie Baby nicht von ihrer Großmutter fernhielt, die das Kind zurückgewiesen hatte, als es zur Welt gekommen war, und warum sie sich selbst Mamas Umarmung nicht entzogen hatte. Doch da war etwas Gehetztes, Unfertiges an den Geschehnissen jenes Tages gewesen – wie sie mit Ugwu in der Küche gekocht hatte, wie sie so eilig aufgebrochen waren, dass sie Angst gehabt hatte, den Herd angelassen zu haben, die Menschenmassen auf den Straßen, das Geräusch von Granatenbeschuss –, und so hatte sie Mamas Umarmung im Vorübergehen mitgenommen, sie sogar erwidert. Mittlerweile verkehrten sie ganz normal miteinander. Mama kam oft zu ihnen herüber, durch das hölzerne Tor in der Lehmwand, die ihr

Telegram:@shabarsbibliothek

Anwesen von dem Odenigbos trennte, um Baby zu besuchen. Manchmal ging Baby auch zu ihr hinüber und lief den Ziegen hinterher, die im Hof herumwanderten. Olanna war sich nie sicher, wie sauber die Stückchen Trockenfisch oder Rauchfleisch waren, die Baby kaute, wenn sie zurückkam, aber Olanna versuchte, nicht darüber nachzudenken, ebenso wie sie ihren Unmut zu unterdrücken versuchte; Mamas Zuneigung zu Baby war immer unausgegoren und halbherzig gewesen, und für Olanna war es zu spät, ihr gegenüber etwas anderes zu empfinden als Verbitterung.

Baby lachte über etwas, das Ugwu sagte, und ihr unschuldiges, hohes Lachen brachte Olanna zum Lächeln. Baby gefiel es hier; das Leben war langsamer und einfacher. Weil sie ihren Herd, den Toaster, den Dampfkochtopf und die ausländischen Gewürze in Nsukka gelassen hatten, waren auch ihre Mahlzeiten einfacher geworden, und Ugwu hatte mehr Zeit, um mit ihr zu spielen.

»Mummy Ola!«, rief Baby. »Schau mal!«

Olanna winkte. »Baby, es ist Zeit für dein Bad.«

Sie betrachtete den Umriss der Mangobäume im Hof nebenan, einige von ihnen trugen so schwere Früchte, dass sie aussahen wie Hängeohrringe. Die Sonne ging unter. Die Hühner gackerten und flatterten zum Kolanussbaum hoch, wo sie schlafen würden. Sie hörte ein paar Leute aus dem Dorf sich begrüßen, in derselben lauten Art, wie es die Frauen aus der Nähgruppe taten. Der Gruppe hatte sie sich vor zwei Wochen angeschlossen; man traf sich im Dorfsaal und nähte Unterhemden und Handtücher für die Soldaten. Zuerst hatte sie sich über die Frauen geärgert, denn als sie versucht hatte, über die Dinge zu reden, die in Nsukka zurückgeblieben waren – ihre Bücher, ihr Klavier, ihre Kleider, ihr Porzellan, ihre Perücken, ihre Singer-Nähmaschine, den Fernseher –, hatten sie sie nicht weiter beachtet und über etwas anderes geredet. Mittlerweile

Telegram:@shabarsbibliothek

wusste sie, dass niemand über die Dinge redete, die man zurückgelassen hatte. Stattdessen sprach man über die Unterstützung für den Krieg. Ein Lehrer hatte den Soldaten sein Fahrrad gespendet, Schuster fertigten umsonst Stiefel für die Soldaten an, und die Bauern verschenkten Yams. Wir gewinnen den Krieg. Olanna fiel es schwer, sich einen Krieg vorzustellen, der gerade passierte, die Kugeln, die in den roten Staub von Nsukka fielen, während die Truppen Biafras die Vandalen zurückschlugen. Es war oft schwer, sich irgendetwas Konkretes vorzustellen, das nicht durch die Erinnerung an Arize und Tante Ifeka und Onkel Mbaezi getrübt war, das sich nicht anfühlte, als lebte man sein Leben außerhalb der Zeit.

Sie schlüpfte aus ihren Schuhen und ging barfuß über den Hof zu Babys Sandhütte. »Sehr hübsch, Baby. Vielleicht steht das Häuschen ja morgen noch, wenn die Ziegen nicht auf den Hof kommen. Jetzt ist es aber wirklich Zeit für dein Bad.«

»Nein, Mummy Ola!«

»Ich denke, Ugwu wird dich gleich rübertragen.« Olanna schaute Ugwu an.

»Nein!«

Ugwu hob Baby hoch und lief mit ihr in Richtung Haus. Ein Schuh von Baby fiel herunter, sie blieben stehen, um ihn aufzuheben, Baby rief »Nein!« und lachte zur gleichen Zeit. Olanna fragte sich, wie Baby es aufnehmen würde, dass sie in der nächsten Woche nach Umuahia würden fahren müssen, eine Strecke von drei Stunden, weil Odenigbo eine Stelle in der Personaldirektion dort erhalten hatte. Er hatte auf einen Posten bei der RAP, der Direktion für Forschung und Produktion, gehofft, doch es gab einfach zu viele überqualifizierte Menschen und zu wenige Jobs; selbst ihr hatte man gesagt, momentan gebe es in keiner der Abteilungen eine passende Arbeit für sie. Sie würde an der Grundschule unterrichten, ihr

Telegram:@shabarsbibliothek

persönlicher Beitrag zu den Kriegsanstrengungen sozusagen. Die allgemeine Euphorie hatte einen ganz eigenen Klang – Wir-gewinnen-den-Krieg, Wir-gewinnen-den-Krieg, Wir-gewinnen-den-Krieg. Sie hoffte, Professor Achara hatte für sie eine Unterkunft gefunden, die nahe genug bei den anderen Leuten von der Universität sein würde, damit Baby die richtigen Spielkameraden bekam.

Sie setzte sich auf einen der niedrigen Holzstühle, die so schief waren, dass sie sich anlehnen musste, um ihren Rücken zu entlasten. Es waren Stühle, die man nur hier im Dorf fand, und die hiesigen Schreiner priesen ihre Dienste am Rande der Feldwege an, oft mit staubigen Schildern, auf denen das Wort »Schreiner« falsch geschrieben war: Schrainer, Schareiner, Chrainer. Eine gerade Haltung war auf den Stühlen einfach nicht möglich; sie setzten ein Leben voraus, in dem man sich seine Ruhepausen hart verdiente und seine Abende an der frischen Luft verbrachte, zurückgelehnt nach einem langen Arbeitstag auf dem Feld.

Es war dunkel geworden, und über ihr schwirrten mit lauten Flügelschlägen die Fledermäuse, als Odenigbo nach Hause kam. Tagsüber war er immer unterwegs, nahm an einer Sitzung nach der anderen teil, und in allen Treffen ging es darum, wie Aba dazu beitragen konnte, dass sie den Krieg gewannen, und welche Rolle es bei der Festigung des Staates Biafra spielen würde; manchmal sah sie Männer mit geschnitzten Holzgewehren von den Beratungen heimkehren. Nun beobachtete sie Odenigbo, wie er über die Veranda kam, sah die aggressive Selbstgewissheit in seinen Schritten. Ihr Mann. Manchmal, wenn sie ihn anschaute, erfüllte es sie mit einem Gefühl wilden Stolzes, dass er ihr gehörte.

»Kedu?«, fragte er und beugte sich über sie, um sie auf den Mund zu küssen. Er blickte forschend in ihr Gesicht, als müsste er das tun, um sicherzugehen, dass es ihr gutging. Das tat er jeden Tag, seit sie aus Kano

Telegram:@shabarsbibliothek

zurückgekehrt war. Er sagte oft, ihre »Erfahrung« habe sie verändert und sie in sich gekehrt werden lassen. Wenn er mit seinen Freunden sprach, benutzte er das Wort »Massaker«, wenn sie dabei war, nie. Es war, als wäre das, was in Kano passiert war, ein Massaker gewesen, doch erlebt hatte sie eine Erfahrung.

»Mir geht’s gut«, sagte sie. »Bist du nicht ein bisschen früh dran?«

»Wir sind heute eher fertig geworden, weil es morgen eine große Versammlung auf dem Platz gibt.«

»Warum?«, fragte Olanna.

»Die Dorfältesten haben beschlossen, dass es an der Zeit ist. Es gibt alle möglichen dummen Gerüchte, dass Aba bald evakuiert wird. Ein paar Ignoranten sagen sogar, die Bundestruppen seien schon in Awka einmarschiert!« Odenigbo lachte und nahm neben Olanna Platz. »Kommst du auch?«

»Zu der Versammlung?« Sie hatte es nicht einmal in Betracht gezogen. »Ich stamme nicht aus Aba.«

»Du könntest es aber, wenn du mich heiratest. Und das solltest du.«

Sie schaute ihn an. »Es ist doch alles gut so, wie es ist.«

»Wir haben Krieg, und meine Mutter müsste entscheiden, was mit meiner Leiche geschieht, wenn mir etwas passiert. Das solltest du entscheiden.«

»Hör auf, dir wird nichts passieren.«

»Natürlich wird mir nichts passieren. Ich möchte einfach nur, dass du meine Frau wirst. Wir sollten wirklich heiraten. Es ergibt sonst einfach keinen Sinn. Es hat nie einen Sinn ergeben.«

Olanna schaute einer Wespe zu, die um das wabenförmige Nest in der Ecke der Lehmmauer herumsummte. Für sie ergab es einen Sinn, *nicht* zu heiraten und das, was sie hatten, in das Mäntelchen des Andersseins zu

Telegram:@shabarsbibliothek

hüllen. Doch das, was ihre Ideale zusammengehalten hatte, gab es nicht mehr, jetzt, da Arize und Tante Ifeka und Onkel Mbaezi zu erstarrten Gesichtern geworden waren, die ihr aus dem Fotoalbum entgegenblickten. Jetzt, wo in Nsukka geschossen wurde. »Dann musst du meinem Vater Palmwein bringen«, sagte sie.

»Heißt das Ja?«

Eine Fledermaus sauste im Tiefflug vorbei, und Olanna senkte den Kopf. »Ja, das ist ein Ja«, sagte sie.

Am Morgen hörte sie den Nachrichtenschreier am Haus vorbeigehen und laut auf eine *ogene* schlagen. »Heute um vier Uhr nachmittags findet auf dem Amaeze-Platz eine Versammlung aller Bewohner von Aba statt!« *Gom-gom-gom.* »Heute um vier Uhr nachmittags findet auf dem Amaeze-Platz eine Versammlung aller Bewohner von Aba statt!« *Gom-gom-gom.* »Aba sagt, dass jeder Mann und jede Frau teilnehmen muss!« *Gom-gom-gom.* »Wer nicht teilnimmt, bekommt von Aba eine Strafe!«

»Ich frage mich, wie schwer die Strafen sind«, sagte Olanna und sah zu, wie Odenigbo sich anzog. Er zuckte die Achseln. Momentan besaß er nur die zwei Hemden und die eine Hose, die Ugwu in aller Eile eingepackt hatte – und bei dem Gedanken, dass sie nun jeden Morgen genau wusste, was er anziehen würde, musste sie lächeln.

Sie setzten sich, um zu frühstücken, als der Landrover ihrer Eltern auf das Grundstück fuhr.

»Wie günstig«, sagte Odenigbo. »Da kann ich es deinem Vater gleich sagen. Und die Hochzeit kann nächste Woche stattfinden.« Er lächelte. Seit sie auf der Veranda ja gesagt hatte, war ein jungenhafter Zug an ihm, eine Art naive Fröhlichkeit, die sie auch gern empfunden hätte.

»Du weißt genau, dass das so nicht geht«, sagte sie. »Du musst mit deiner Familie nach Umunnachi fahren und es richtig machen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Natürlich weiß ich das. War nur ein Witz.«

Olanna ging zur Tür und fragte sich, warum ihre Eltern gekommen waren. Erst vor einer Woche waren sie zu Besuch da gewesen, und eigentlich hatte sie nicht schon wieder Lust auf einen Monolog ihrer überspannten Mutter, während ihr Vater dabeistand und alles abnickte: Bitte komm zu uns nach Umunnachi und bleib bei uns; Kainene soll aus Port Harcourt verschwinden, bis wir wissen, ob dieser Krieg stattfindet oder nicht; diese Yoruba-Haushälterin bei uns in Lagos räumt uns das ganze Haus aus; wir hätten wirklich alle Autos mitnehmen sollen, das sage ich dir.

Der Landrover parkte unter dem Kolanussbaum, und ihre Mutter stieg aus. Sie war allein; Olanna empfand Erleichterung darüber, dass ihr Vater nicht mitgekommen war. Es war einfacher, mit nur einem von ihnen umzugehen.

»Willkommen, Mom, *nno*«, sagte Olanna und umarmte sie. »Alles in Ordnung?«

Ihre Mutter zuckte die Achseln, was bei ihr so viel bedeutete wie, es geht. Sie trug ein rotes Wickeltuch aus Brokat und eine rosa Bluse, ihre Schuhe waren flach und schwarz glänzend. »Alles in Ordnung.« Sie schaute sich um, so, wie sie sich immer umschaute, heimlich, und das letzte Mal hatte sie Olanna danach einen Umschlag mit Geld in die Hand gedrückt. »Wo ist er?«

»Odenigbo? Er ist drinnen und isst.«

Ihre Mutter ging ihr voraus zur Veranda und lehnte sich an eine der Säulen. Sie machte ihre Handtasche auf und bedeutete Olanna hineinzuschauen. In der Tasche funkelte und glitzerte es, Schmuck, Korallen, Edelmetall, kostbare Steine.

»Ah! Mom, wozu das alles?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich nehme den Schmuck mittlerweile überallhin mit. Meine Diamanten habe ich im BH.« Ihre Mutter flüsterte. »*Nne*, niemand weiß, was vorgeht. Wir haben nur gehört, dass Umunnachi bald fallen wird und dass die Bundestruppen schon ganz nah sind.«

»Die Vandalen sind nicht ganz nah. Unsere Truppen sind dabei, sie rund um Nsukka zurückzuschlagen.«

»Aber wie lange dauert es, sie zurückzuschlagen?«

Olanna gefiel das launische Schmollen im Gesicht ihrer Mutter nicht, die Art, wie sie die Stimme senkte, als könnte sie Odenigbo ausschließen. Sie würde ihrer Mutter nicht sagen, dass sie beschlossen hatten zu heiraten. Noch nicht.

»Wie auch immer«, sagte ihre Mutter. »Dein Vater und ich haben konkrete Pläne. Wir haben jemanden dafür bezahlt, dass er uns nach Kamerun bringt und dort in einen Flieger nach London setzt. Wir benutzen unsere nigerianischen Pässe, dann kriegen wir in Kamerun keine Probleme. Es war nicht leicht, aber jetzt ist alles geregelt. Wir haben vier Plätze.« Ihre Mutter tätschelte ihren Kopfschmuck, als wollte sie sichergehen, dass er noch da war. »Dein Vater ist nach Port Harcourt gefahren, um es Kainene zu sagen.«

In den Augen ihrer Mutter stand ein flehentlicher Ausdruck, und plötzlich tat sie Olanna leid. Ihre Mutter wusste, dass sie nicht mit ihnen nach England gehen würde, und Kainene ebenso wenig. Aber es war so typisch für sie, dass sie es versuchte, dass sie diesen verzweifelten, gut gemeinten und doch zum Scheitern verurteilten Versuch unternahm.

»Du weißt, dass ich nicht fahren werde«, sagte sie sanft und hätte am liebsten die Hand ausgestreckt und die makellose Haut ihrer Mutter berührt. »Aber du und Daddy, ihr solltet fahren, wenn ihr euch dann sicherer fühlt. Ich bleibe hier bei Odenigbo und Baby. Wir schaffen das schon. In ein paar

Telegram:@shabarsbibliothek

Wochen ziehen wir nach Umuahia, wo Odenigbo in der Direktion arbeiten wird.« Olanna hielt inne. Sie wollte sagen, dass sie auch ihre Hochzeit in Umuahia feiern würden, aber stattdessen fügte sie hinzu: »Sobald Nsukka zurückerobert ist, kehren wir dorthin zurück.«

»Aber was, wenn Nsukka nicht zurückerobert wird? Was, wenn der Krieg immer weiter und weiter geht?«

»Das wird er nicht.«

»Wie kann ich meine Kinder zurücklassen und mich selbst in Sicherheit bringen?«

Aber Olanna wusste, dass sie es konnte und dass sie es tun würde. »Wir schaffen das schon, Mom.«

Ihre Mutter wischte sich mit der Handfläche über die Augen, obwohl keine Tränen zu sehen waren, und zog dann einen Luftpostumschlag aus ihrer Handtasche. »Da ist ein Brief von Mohammed. Jemand hat ihn nach Umunnachi gebracht. Offenbar hat er gehört, dass Nsukka evakuiert wurde, und dachte, du wärst nach Umunnachi gekommen. Es tut mir leid, dass ich ihn öffnen musste, aber ich wollte sichergehen, dass er nichts Gefährliches enthält.«

»Nichts Gefährliches?«, fragte Olanna. »*Gini?* Wovon redest du, Mom?«

»Wer weiß? Ist er nicht jetzt ein Feind?«

Olanna schüttelte den Kopf. Sie war froh, dass ihre Mutter ins Ausland ging und sie sich nicht mehr mit ihr befassen musste, bevor der Krieg vorüber war. Sie wollte warten, bis ihre Mutter wieder weg war, bevor sie den Brief las, damit ihre Mutter nicht versuchte, den Ausdruck auf ihrem Gesicht zu deuten, aber dann zog sie doch, ohne es zu wollen, das einzelne Blatt hervor. Mohammeds Handschrift war wie er – vornehm und aufrecht, mit eleganten Schnörkeln. Er erkundigte sich, ob es ihr gutgehe. Er legte Telefonnummern bei, unter denen sie Hilfe bekommen könne. Seiner

Telegram:@shabarsbibliothek

Meinung nach sei der Krieg sinnlos und er selber sei froh, wenn er vorüber wäre, schrieb er. Und dass er sie liebe.

»Gott sei Dank hast du ihn nicht geheiratet«, sagte ihre Mutter und schaute ihr dabei zu, wie sie den Brief zusammenfaltete. »Kannst du dir vorstellen, in was für einer Situation du jetzt wärst? *O di egwu!*«

Olanna sagte nichts. Kurz darauf fuhr ihre Mutter weg; sie hatte nicht ins Haus gehen und Odenigbo begrüßen wollen. »Du kannst es dir immer noch überlegen, *nne*, die vier Plätze sind bezahlt«, sagte sie und stieg ins Auto, ihre mit Juwelen gefüllte Handtasche an sich gepresst. Olanna winkte ihr hinterher, bis der Landrover durch die Tore des Grundstücks fuhr.

Es überraschte sie, wie viele Männer und Frauen es in Aba gab und wie viele sich auf dem Platz versammelt hatten und dicht gedrängt unter dem alten *udala*-Baum standen. Odenigbo hatte ihr erzählt, wie er und die anderen Kinder früher jeden Morgen ausgeschickt worden waren, damit sie den Dorfplatz kehrten, dass sie die meiste Zeit jedoch damit verbracht hatten, sich um die heruntergefallenen Früchte dieses Baumes zu balgen. Sie konnten die Früchte weder pflücken noch auf den Baum klettern, weil das tabu war, denn der *udala* gehörte den Geistern. Während die Dorfältesten zu der Menge sprachen, schaute sie zu dem Baum hoch und stellte sich Odenigbo als Kind vor, wie er wie sie nach oben schaute und hoffte, irgendwo den schattigen Umriss eines Geistes zu erspähen. War er so energiegeladen gewesen wie Baby? Wahrscheinlich sogar noch mehr.

»Aba, *kwenu*!«, sagte Nwafor Agbada, der *dibia*, der Mann, dessen Medizin in der Gegend als besonders wirksam galt.

»Jaaaa!«, riefen alle im Chor.

»Aba, *kwezuenu*!«

»Ja!«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Aba ist noch nie von jemandem besiegt worden. Ich sagte, niemals ist Aba besiegt worden.« Seine Stimme war machtvoll. Auf dem Kopf hatte er nur noch ein paar watteähnliche Haarbüschel, und sein Stab zitterte, als er ihn in den Boden rammte. »Wir suchen keinen Streit, aber wenn euer Streit uns findet, werden wir euch vernichten. Auch gegen Ukwulu und Ukpo haben wir gekämpft, und wir haben ihnen den Garaus gemacht. Niemals hat mein Vater mir von einem Krieg erzählt, in dem wir unterlegen waren, und auch sein Vater wusste von keinem solchen Krieg zu berichten. Wir werden unsere Heimat niemals verlassen. Das verbieten uns unsere Vorväter. Niemals werden wir unser eigenes Land zurücklassen!«

Die Menge jubelte. Olanna auch. Sie erinnerte sich an die Demonstrationen der Unabhängigkeitsbewegung an der Universität; Massen gaben ihr immer ein Gefühl der Macht, weil der Gedanke sie erfüllte, eine Zeitlang könnten all diese Leute vereint sein im Bewusstsein einer einzigen Chance.

Sie erzählte Odenigbo von Mohammeds Brief, als sie nach der Kundgebung nach Hause gingen. »Er muss über all das so wütend sein. Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie er sich fühlt.«

»Wie kannst du das sagen?«, erwiderte Odenigbo.

Sie wurde langsamer und wandte sich ihm erstaunt zu. »Was ist los?«

»Was los ist? Du sagst, dass irgend so ein verfluchter Hausa-Fulani wütend ist! Er ist doch einer Meinung, absolut einer Meinung mit all dem, was unserem Volk widerfahren ist, und da sagst du, er sei wütend?«

»Machst du Witze?«

»Ob ich Witze mache? Wie kannst du so etwas von dir geben nach all dem, was du in Kano erlebt hast? Kannst du dir vorstellen, was mit Arize passiert ist? Die haben schwangere Frauen vergewaltigt, bevor sie sie aufgeschlitzt haben!«

Telegram:@shabarsbibliothek

Olanna zuckte zurück und stolperte über einen Stein, der im Weg lag. Sie konnte einfach nicht glauben, dass er Arize in diesem Zusammenhang erwähnte, dass er Arizes Angedenken derart in den Schmutz zog, um in einem Scheingefecht zu punkten. Vor Zorn wurde ihr innerlich eiskalt. Sie beschleunigte ihre Schritte und ging an Odenigbo vorbei, und als sie zu Hause war, legte sie sich ins Gästezimmer und war nicht überrascht, als sich langsam die Umnachtung auf sie herabsenkte. Sie kämpfte dagegen an, atmete tief durch und legte sich schließlich erschöpft zu Bett. Am nächsten Tag sprach sie nicht mit Odenigbo. Auch am übernächsten nicht. Und als der Cousin ihrer Mutter, Onkel Osita, aus Umunnachi kam, um ihr zu sagen, dass sie zu einem Familientreffen auf dem Anwesen ihres Urgroßvaters geladen sei, sagte sie Odenigbo auch nichts davon. Sie bat einfach Ugwu, Baby fertig zu machen, und nachdem Odenigbo zu einer Versammlung aufgebrochen war, fuhr sie mit den beiden in seinem Auto davon.

Sie dachte daran, wie Odenigbo gesagt hatte: »Es tut mir leid, es tut mir leid«, mit einem Hauch von Ungeduld in der Stimme, als hätte er ein Recht darauf, dass ihm verziehen wurde. Er musste denken, wenn sie vergeben hatte, was um die Zeit von Babys Geburt herum geschehen war, dann würde sie alles vergeben. Und darüber ärgerte sie sich. Vielleicht sagte sie es ihm aus diesem Grunde nicht, dass sie nach Umunnachi fuhr. Vielleicht tat sie es aber auch deshalb nicht, weil sie wusste, warum man sie nach Umunnachi gerufen hatte, und weil sie nicht mit Odenigbo darüber sprechen wollte. Sie fuhr über Feldwege, die von hohem Gras bestanden waren, und dachte, wie interessant es war, dass Leute vom Dorf einem so etwas sagen konnten wie: *Umunnachi ruft dich,* als wäre Umunnachi eine Person. Es regnete. Die Straßen waren schlammig. Im Vorüberfahren warf sie einen Blick auf das hoch aufragende dreistöckige Landhaus ihrer Eltern; sie waren jetzt

Telegram:@shabarsbibliothek

wahrscheinlich in Kamerun oder vielleicht schon in London oder Paris und lasen in den Zeitungen über das, was daheim passierte. Sie parkte vor dem baufälligen Haus ihres Großvaters, gleich bei dem Zaun aus geflochtenem Stroh. Ihre Reifen schlitterten ein wenig auf dem klumpigen Erdreich. Nachdem Ugwu und Baby ausgestiegen waren, saß sie eine Weile still da und schaute den Regentropfen zu, die langsam über die Windschutzscheibe glitten. Sie fühlte Beklemmungen in der Brust und musste ein paarmal langsam atmen, um sie freizubekommen, um sich selbst freizumachen, damit sie die Fragen beantworten konnte, die die Dorfältesten ihr bei der Versammlung am Abend stellen würden. Sie würden behutsam sein, förmlich, jeder von ihnen, der sich in dem muffigen Wohnzimmer eingefunden haben würde: ihre älteren Onkel und Uronkel, deren Frauen, einige Cousins und Cousinen mitsamt dem ein oder anderen Baby, das sich jemand auf den Rücken gebunden hatte.

Sie würde mit klarer Stimme sprechen und auf all die weißen Kreidestriche hinabschauen, die überall auf dem Boden verliefen, einige mit den Jahren verblasst, manche einfach und gerade, andere verziert und geschwungen, wieder andere schlichte Initialen darstellend. Als Kind hatte sie ihrem Großvater dabei zugesehen, wie er Gästen das Stückchen *nzu* gezeigt hatte, und dann hatte sie jede der Bewegungen der Männer verfolgt, die auf den Boden gezeichnet hatten, und die der Frauen, die sich Kreide ins Gesicht geschmiert und manchmal sogar daran geknabbert hatten. Einmal, als ihr Vater nach draußen gegangen war, hatte auch Olanna an einem Stückchen Kalk geknabbert und hatte heute noch den leicht betäubenden Geschmack nach Pottasche auf den Lippen.

Wäre er noch am Leben, hätte ihr Großvater Nweke Udene diese Versammlung geleitet. Nun aber würde Nwafor Isaiah den Vorsitz führen; er war mittlerweile das älteste Mitglied ihrer *umunna.* Er würde sagen:

Telegram:@shabarsbibliothek

»Andere sind zurückgekommen, und wir haben auf der Straße Ausschau gehalten nach unserem Sohn Mbaezi und unserer Frau Ifeka und unserer Tochter Arize ebenso wie nach unserem Schwiegersohn aus Ogidi. Wir haben gewartet und gewartet und haben sie nicht gesehen. Viele Monate sind vergangen, und unsere Augen brennen vom vielen Schauen. Heute haben wir dich gebeten, hierherzukommen und uns zu sagen, was du weißt. Umunnachi fragt dich nach all seinen Kindern, die aus dem Norden nicht zurückgekehrt sind. Du warst dort, unsere Tochter. Was du uns sagst, das sagst du Umunnachi.«

Das war in groben Zügen das, was tatsächlich passierte. Das Einzige, womit Olanna nicht gerechnet hatte, war die laut erhobene Stimme von Tante Ifekas Schwester, Mama Dozie. Eine grimmige Frau. Es hieß, einmal habe sie Papa Dozie geschlagen, nachdem er ihr krankes Kind allein gelassen hatte, um zu seiner Geliebten zu gehen. Mama Dozie selbst war zur Taroernte auf dem Feld gewesen. Das Kind war fast gestorben. Es hieß, Mama Dozie habe gedroht, wenn das Kind sterben sollte, würde sie Papa Dozie zuerst den Penis abschneiden und ihn dann erwürgen.

»Erzähl keine Lügen, Olanna Ozobia, *i sikwana asi*!«, rief Mama Dozie. »Die Blattern sollst du bekommen, wenn du lügst. Wer sagt denn, dass es die Leiche meiner Schwester war, die du gesehen hast? Wer hat dir das gesagt? Lüg bloß nicht hier rum. Die Cholera wird dich umbringen.«

Ihr Sohn Dozie führte sie weg. Er war groß geworden, seit Olanna ihn vor ein paar Jahren das letzte Mal gesehen hatte. Er hielt seine Mutter fest an sich gedrückt, und sie versuchte, ihn wegzustoßen, als sollte er zulassen, dass sie sich auf Olanna stürzte und sie schlug, und Olanna wünschte, er würde es zulassen. Sie wollte, dass Mama Dozie sie schlug, sie ohrfeigte, als würde Mama Dozie sich dann besser fühlen, als würde es alles, was sie gerade erst zu den Mitgliedern ihrer weitläufigen Familie gesagt hatte,

Telegram:@shabarsbibliothek

Lügen strafen. Sie wünschte, auch Odinchezo und Ekene würden sie anschreien und sie dafür zur Rede stellen, dass sie lebte und nicht tot war wie deren Schwester, deren Eltern und Schwager. Sie wünschte, sie alle würden nicht so still hier sitzen, wie es Menschen in Trauer oft taten, würden ihr nicht später sagen, sie seien froh, dass sie Arizes Leiche nicht gesehen hätte; jeder wusste, was diese Ungeheuer schwangeren Frauen antaten.

Odinchezo brach ein großes Blatt von der *ede*-Pflanze ab und reichte es ihr, damit sie es als provisorischen Regenschirm benutzen konnte. Doch Olanna hielt es sich nicht über den Kopf, als sie zu ihrem Auto eilte. Sie trödelte beim Aufschließen und ließ sich den Regen über ihr geflochtenes Haar, ihre Augen, ihre Wangen laufen. Erst jetzt wurde ihr bewusst, wie kurz die Versammlung gewesen war und wie wenig Zeit es kostete, vier Mitglieder einer Familie für tot zu erklären. Sie hatte denen, die zurückblieben, das Recht gegeben zu trauern, Schwarz zu tragen und Besucher zu empfangen, die zu ihnen kommen würden, um *ndo nu* zu sagen. Sie hatte ihnen das Recht gegeben, nach der Trauer weiterzuleben und Arize, ihren Ehemann und ihre Eltern als Menschen zu betrachten, die für immer von ihnen gegangen waren. Die Last von vier stummen Begräbnissen lag wie ein schweres Gewicht auf ihrem Kopf, von Begräbnissen, die nichts mit Körpern von Verstorbenen zu tun hatten, sondern allein etwas mit Olannas Worten. Und sie fragte sich, ob sie sich vielleicht doch getäuscht hatte, ob sie es sich nur eingebildet hatte, die Leichen dort im Staub liegen zu sehen, so viele Leichen, dass allein die Erinnerung daran ihr den Speichel in den Mund trieb. Als sie endlich das Auto offen hatte und Ugwu und Baby hineingestürzt waren, saß sie eine Weile reglos da und spürte, wie Ugwu sie voller Sorge betrachtete. Baby schlief schon fast ein.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Soll ich Ihnen etwas Wasser holen?«, fragte Ugwu.

Olanna schüttelte den Kopf. Natürlich wusste er, dass sie kein Wasser wollte. Er wollte sie nur aus ihrer Trance befreien, damit sie endlich den Wagen anließ und zurück nach Aba fuhr.

Telegram:@shabarsbibliothek

18

Ugwu war der Erste, der die Menschen auf der Schotterstraße, die durch Aba verlief, vorbeiziehen sah. Sie zerrten Ziegen hinter sich her, trugen Yamswurzeln und Schachteln auf den Köpfen, Hühner und zusammengerollte Matten unter dem Arm, Kerosinlampen in den Händen. Die Kinder schleppten Schüsseln oder führten kleinere Kinder an der Hand. Ugwu sah ihnen zu, wie sie vorbeiliefen, einige schweigend, andere laut sprechend; viele von ihnen, das war ihm klar, wussten nicht, wohin sie gingen.

Der Master kam an diesem Abend früh von einer Versammlung nach Hause. »Morgen fahren wir nach Umuahia«, sagte er. »Wir wären schließlich sowieso hingefahren. Jetzt brechen wir eben ein, zwei Wochen früher auf.« Er sprach zu schnell und schaute dabei auf einen Punkt irgendwo in der Ferne. Ugwu fragte sich, ob er nicht zugeben wollte, dass seine Heimatstadt demnächst fallen würde, oder ob er sich deswegen so merkwürdig verhielt, weil Olanna nach wie vor nicht mit ihm sprach. Ugwu wusste nicht, was zwischen den beiden vorgefallen war, aber worum auch immer es sich handelte, es musste nach der Versammlung auf dem Dorfplatz passiert sein. Als Olanna damals nach Hause gekommen war, war sie auffallend schweigsam gewesen. Sie sprach mechanisch. Sie lachte nicht. Sie überließ ihm alle Entscheidungen, was das Essen oder Baby anging, und verbrachte die meiste Zeit auf dem schiefen Holzstuhl auf der Veranda. Einmal sah er sie am Guavenbaum stehen und seinen Stamm streicheln, und er beschloss, wenn sie noch eine Minute damit

Telegram:@shabarsbibliothek

weitermachte, würde er zu ihr hinübergehen und sie wegziehen, bevor die Nachbarn sagen konnten, sie sei verrückt geworden. Aber sie blieb nicht so lange. Sie drehte sich ruhig um, ging wieder zum Haus und setzte sich auf die Veranda.

Genauso ruhig sah sie auch jetzt aus. »Bitte pack für morgen unsere Kleidung und Essen ein, Ugwu.«

»Ja, Mah.«

Ihre Sachen waren schnell hergerichtet – sie hatten sowieso nicht viel, es war nicht wie in Nsukka, wo ihn der Anblick der vielen Kleider im Schrank so gelähmt hatte, dass er am Schluss nur sehr wenig einpacken konnte. Früh am nächsten Morgen verstaute er alles im Auto und machte dann einen Rundgang durch das Haus, um zu schauen, ob er nichts übersehen hatte. Olanna hatte bereits die Fotoalben eingepackt. Sie hatte Baby gebadet. Der Master prüfte Öl und Wasser. Auf der Straße zogen in großen Pulks Menschen vorbei.

Das Holztor in der Lehmmauer hinter dem Haus quietschte, als es sich öffnete, und Aniekwena betrat das Anwesen. Er war der Cousin des Masters. Ugwu mochte ihn nicht, wegen des listigen Zuges um seinen Mund; er kam immer zur Essenszeit und sagte stets »Oh! Oh!«, in übertriebener Überraschung, wenn Olanna ihn bat, zusammen mit ihnen »die Hand zum Mund zu führen«. Jetzt schaute er grimmig drein. Hinter ihm stand die Mutter des Masters.

»Wir sind bereit für die Fahrt, Odenigbo, aber deine Mutter hat sich geweigert, ihre Sachen zu packen und mitzukommen«, sagte Aniekwena.

Der Master machte den Kofferraum zu. »Mama, wir waren uns doch einig, dass du nach Uke gehst.«

»*Ekwuzikwananu nofu!* Sag das nicht! Du hast gesagt, wir sollen uns beeilen und dass es besser ist, wenn ich nach Uke gehe. Aber hast du

Telegram:@shabarsbibliothek

gehört, dass ich damit einverstanden war? Hab ich ja gesagt?«

»Möchtest du denn lieber mit uns nach Umuahia kommen?«, fragte der Master.

Mama schaute auf das Auto, das vollgepackt war. »Aber warum seid ihr so in Eile? Wovor lauft ihr eigentlich davon? Könnt ihr schon die Gewehre hören?«

»Die Leute fliehen aus Abagana und aus Ukpo, und das bedeutet, dass die Hausa-Soldaten nahe sind und bald in Aba einmarschieren werden.«

»Hast du nicht gehört, wie unser *dibia* gesagt hat, dass Aba noch nie erobert wurde? Wer bin ich, dass ich aus meinem eigenen Haus weglaufe, und wozu? *Alu melu!* Weißt du, dass dein Vater uns jetzt verfluchen wird?«

»Mama, du kannst hier nicht bleiben. Niemand wird in Aba bleiben.«

Sie blickte auf und kniff die Augen zusammen, als hielte sie konzentriert Ausschau nach einer reifen Schote am Kolanussbaum und als wäre das wichtiger als das, was der Master zu sagen hatte.

Olanna öffnete die Wagentür und bat Baby, hinten einzusteigen.

»Es gibt keine guten Nachrichten, die Hausa-Soldaten sind nah«, sagte Aniekwena. »Ich fahre jetzt nach Uke. Sag uns Bescheid, wenn ihr in Umuahia angekommen seid.« Er drehte sich um und ging.

»Mama!«, rief der Master. »Jetzt hol deine Sachen!«

Seine Mutter schaute immer noch zum Kolanussbaum hoch. »Ich bleibe hier und wache über das Haus. Wenn ihr alle weglauft, werdet ihr auch wiederkommen. Ich warte hier. Wer bin ich denn, dass ich aus meinem eigenen Haus weglaufe, und wozu, *gbo*?«

»Vielleicht wäre es besser, behutsam mit ihr zu sprechen, statt laut zu werden«, sagte Olanna auf Englisch. Sie klang sehr förmlich, abgehackt. So hatte Ugwu sie noch nie mit dem Master reden hören, außer während der Monate, bevor Baby zur Welt gekommen war.

Telegram:@shabarsbibliothek

Die Mutter des Masters beäugte sie argwöhnisch, als wäre sie sich sicher, dass Olanna sie gerade beschimpft hatte.

»Mama, kommst du nicht mit uns?«, fragte der Master. »*Biko.* Bitte komm mit uns.«

»Gib mir den Schlüssel zu deinem Haus. Vielleicht brauche ich etwas von dort.«

»Bitte komm mit.«

»Gib mir den Schlüssel.«

Der Master starrte sie schweigend an und reichte ihr dann einen Schlüsselbund. »Bitte komm mit uns«, sagte er wieder, aber sie erwiderte nichts und verknotete den Schlüsselbund mit einem Zipfel ihres Wickeltuchs.

Der Master stieg in den Wagen, und als er wegfuhr, drehte er sich immer wieder zu seiner Mutter um, vielleicht, um zu sehen, ob sie es sich anders überlegt hatte und hinter Aniekwena herlief oder ihm bedeutete anzuhalten. Doch sie tat es nicht. Sie stand nur da, winkte nicht. Auch Ugwu sah zu ihr zurück, bis sie auf die Schotterstraße abbogen. Wie konnte sie bloß ganz alleine dableiben, ohne ihre Verwandten um sich herum? Wenn alle in Aba wegfuhren, wie konnte sie dann etwas zu essen finden? Selbst der Markt würde geschlossen sein.

Olanna berührte den Master an der Schulter. »Es wird schon alles gutgehen mit ihr. Die Bundestruppen werden nicht einmal in Aba bleiben, wenn sie hier durchkommen.«

»Ja«, sagte der Master. Er beugte sich hinüber und küsste sie auf die Lippen, und Ugwu wurde von einer fast heiteren Erleichterung durchströmt, weil sie wieder normal miteinander redeten. Der Flüchtlingsstrom, der an ihnen vorbeizog, wurde dünner.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Professor Achara hat in Umuahia ein Haus für uns gefunden«, sagte der Master. Seine Stimme klang zu laut, zu fröhlich. »Einige der alten Freunde sind schon da, und bald geht alles wieder seinen normalen Gang. Alles wird wieder völlig normal sein!«

Weil Olanna schwieg, sagte Ugwu: »Ja, Sah.«

An dem Haus war überhaupt nichts normal. Das Strohdach und die ungestrichenen, rissigen Wände störten Ugwu, doch längst nicht so sehr wie das tiefe Plumpsklo draußen im Hof, das nur mit einem rostigen Zinkblech geschlossen wurde, um die Fliegen abzuhalten. Baby hatte Angst davor. Als sie das Klo zum ersten Mal benutzte, hielt Ugwu sie fest, und Olanna versuchte, ihr gut zuzureden. Baby schrie und schrie. Sie schrie oft in diesen Tagen, als spürte sie, dass dieses Haus des Masters unwürdig war, dass auch das Grundstück mit dem struppigen Gras und den Zementblöcken, die sich in den Ecken türmten, hässlich war, dass die Häuser der Nachbarn zu dicht standen, so dicht, dass man ihr fettiges Essen roch und die schreienden Kinder hörte. Ugwu war sich sicher, dass Professor Achara den Master übers Ohr gehauen hatte; da war etwas Verschlagenes in den hervorstehenden Augen des Mannes. Sein eigenes Haus, das an derselben Straße lag, war im Übrigen groß und blendend weiß gestrichen.

»Das ist kein gutes Haus, Mah«, sagte Ugwu.

Olanna lachte. »Schau mal einer an. Weißt du nicht, wie viele Leute sich heutzutage ein Haus teilen müssen? Wohnraum ist überaus knapp. Und wir, wir haben zwei Schlafzimmer und eine Küche und ein Wohnzimmer *und* ein Esszimmer. Es war unser Glück, jemanden zu kennen, der aus Umuahia stammt.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Ugwu sagte nichts mehr, aber er wünschte, sie wäre in der Sache nicht so selbstgefällig gewesen.

»Wir haben beschlossen, nächsten Monat Hochzeit zu feiern«, sagte ihm Olanna ein paar Tage später. »Es wird nur eine kleine Feier, und der Empfang findet hier statt.«

Ugwu war entsetzt. Für ihre Hochzeit hatte er sich etwas Vollkommenes vorgestellt, das Haus in Nsukka, festlich geschmückt, das blütenweiße Tischtuch auf einem mit Speisen überladenen Tisch. Es war besser, wenn sie warteten, bis der Krieg vorüber war, statt ihre Hochzeit in diesem Haus mit seinen düsteren Zimmern und der schimmeligen Küche zu feiern. Selbst den Master schien das Haus nicht zu stören. Am Abend kehrte er von seiner Arbeit in der Personaldirektion zurück und war es zufrieden, draußen zu sitzen und Radio Biafra und BBC zu hören, als hätte die Veranda keine schmutzverkrusteten Dielenbretter und als säße er nicht auf einer klobigen Holzbank, sondern auf seinem weichgepolsterten Sofa daheim in Nsukka. Nach einer Weile stellten sich auch seine Freunde wieder ein. Manchmal ging der Master mit ihnen in die Rising Sun Bar am Ende der Straße. Oder sie saßen zusammen auf der Veranda und redeten miteinander. Ihre Besuche machten es Ugwu leichter, über die demütigenden Seiten des Hauses hinwegzusehen. Pfeffersuppe oder Getränke servierte er keine mehr, aber immerhin konnte er dem steten Auf und Ab ihrer Stimmen lauschen, dem Lachen, dem Singen, dem Rufen des Masters. Fast war das Leben so wie in Nsukka nach der Teilung; die Hoffnung war wie ein Wirbel, der sich langsam wieder zu drehen begann.

Ugwu mochte Special Julius, der paillettenbesetzte, knielange Tuniken trug, als Lieferant für die Armee arbeitete und ganze Kartons mit Golden Guinea Bier und White Horse Whisky mitbrachte und manchmal auch Benzin in einem schwarzen Kanister; es war auch Special Julius, der den

Telegram:@shabarsbibliothek

Vorschlag machte, der Master solle zur Tarnung Palmwedel auf dem Dach seines Autos befestigen und seine Scheinwerfer mit Teerfarbe übermalen.

»Sehr unwahrscheinlich, dass wir Luftangriffe kriegen, aber Wachsamkeit muss oberstes Gebot sein!«, sagte der Master, als er den Pinsel in der Hand hielt. Etwas von dem Teer war an den Kotflügeln hinabgelaufen und hatte den blauen Lack beschmutzt, und als der Master später hineinging, wischte Ugwu die Farbe sorgfältig ab, damit die schwarze Masse nur noch die Scheinwerfer bedeckte.

Ugwus Lieblingsgast jedoch war Professor Ekwenugo. Er war Mitglied der wissenschaftlichen Forschungsgruppe. Der Nagel an seinem Zeigefinger war so lang und gebogen, dass er aussah wie ein schmaler Dolch, und er strich ständig darüber, während er erzählte, was er und seine Kollegen so entwickelten: hochexplosive Landminen, die *ogbunigwe* genannt wurden, Bremsflüssigkeit aus Kokosöl, Automotoren aus Metallabfällen, Panzerwagen, Granaten. Die anderen jubelten, wann immer er eine neue Errungenschaft zu verkünden hatte, und auch Ugwu auf seinem Hocker in der Küche jubelte. Am lautesten wurde geklatscht, als Professor Ekwenugo die erste in Biafra hergestellte Rakete ankündigte.

»Heute Nachmittag haben wir sie abgeschossen, heute Nachmittag«, sagte er und streichelte seinen Nagel. »Die erste Rakete aus eigener Produktion. Mein Volk, wir sind auf dem richtigen Weg.«

»Wir sind ein Land der Genies!«, sagte Special Julius, an niemand Besonderen gerichtet. »Biafra ist ein Land der Erfindungskraft.«

»Das Land der Erfindungskraft«, wiederholte Olanna, und ihr Gesichtsausdruck verharrte auf reizvolle Weise zwischen Lächeln und Lachen.

Bald wurde das Klatschen von Gesang abgelöst.

So-lidarität für immer!

Telegram:@shabarsbibliothek

Für immer So-lidarität!
Unsere Republik wird siegen!

Ugwu sang mit und wünschte wieder einmal, er könne sich der Zivilverteidigung anschließen oder den Milizen und könne das Land nach Nigerianern durchkämmen, die sich im Busch versteckt hielten. Die Kriegsberichte waren zum Höhepunkt seines Tages geworden, das schnelle Trommeln, die großartige Stimme, die sagte:

Ewige Wachsamkeit ist der Preis der Freiheit! Hier spricht Radio Biafra Enugu! Es folgt der tägliche Kriegsbericht!

Nach den begeisterten Nachrichten – Truppen aus Biafra spülten auch die letzten Überreste der gegnerischen Truppen aus dem Land, die Verluste bei den Nigerianern waren hoch, die Säuberungsaktionen gingen ihrem Ende zu – gab er sich oft Phantasien hin, wie er zur Armee gehen würde. Er würde zu den Rekruten gehören, die ins Trainingscamp abmarschierten, während ihre Familienangehörigen am Straßenrand standen und ihnen zujubelten, und die mit leuchtenden Augen wiederkamen, in schmucken Uniformen, steif und frisch gestärkt, mit dem Abzeichen der halben Sonne, das gelb auf den Ärmeln leuchtete.

Er sehnte sich danach, eine Rolle zu spielen, zu handeln. Wir gewinnen den Krieg. Als dann übers Radio die Nachricht kam, Biafra habe den mittleren Westen erobert und die Truppen marschierten auf Lagos, empfand er eine seltsame Mischung aus Erleichterung und Enttäuschung. Der Sieg gehörte ihnen, und er konnte es kaum erwarten, in das Haus an der Odim Street zurückzukehren, nah bei seiner Familie zu sein, Nnesinachi zu sehen. Und doch hatte es den Anschein, als wäre der Krieg zu früh zu Ende gegangen, denn er hatte keinen Beitrag dazu geleistet. Special Julius brachte eine Flasche Brandy mit, und die Gäste sangen und feierten mit

Telegram:@shabarsbibliothek

trunkenen Rufen die Macht Biafras, die Dummheit der Nigerianer, die Blödheit der Nachrichtenleute von BBC Radio.

»Schaut sie euch an, mit ihren dreckigen englischen Mäulern. Von wegen erstaunlicher Vorstoß von Biafra!«

»Es überrascht sie, dass die Waffen, die Harold Wilson diesen muslimischen Viehzüchtern gegeben hat, uns nicht so schnell den Garaus machen konnten, wie sie gehofft hatten!«

»Es ist Russland, dem ihr die Schuld geben solltet, nicht Großbritannien.«

»Eindeutig Großbritannien. Unsere Jungs haben uns aus dem Gebiet um Nsukka ein paar Granatenhülsen zur Analyse gebracht. Auf jeder einzelnen stand ›Britisches Kriegsministerium‹.«

»Die Funksprüche, die wir abhören, sind auch immer mit britischem Akzent gesprochen.«

»Meinetwegen Großbritannien *und* Russland. Diese unheilige Allianz wird keinen Erfolg haben.«

Die Stimmen wurden lauter und lauter, und Ugwu hörte nicht mehr zu. Er stand auf, trat durch den Hintereingang ins Freie und setzte sich auf den Stapel Zementblöcke hinter dem Haus. Einige kleine Jungen von der Biafran Boys Brigade, einer Kindereinheit des Militärs, übten auf der Straße mit Stöcken, die wie Gewehre geformt waren, sie machten Froschsprünge und betitelten sich mit hohen Stimmen: »Hauptmann!« und »Adjutant!«

Eine Straßenhändlerin schlenderte vorbei, ein Tablett auf dem Kopf. »Kauft *garri*! Kauft *garri*!«

Sie blieb stehen, als eine junge Frau aus dem Haus gegenüber nach ihr rief. Sie feilschten eine Weile, dann rief die junge Frau: »Wenn du die Leute

Telegram:@shabarsbibliothek

bescheißen willst, dann tu es. Du kannst mir nicht weismachen, dass du *garri* für diesen Preis verkaufen willst.«

Die Händlerin zischte und ging davon.

Ugwu kannte die junge Frau. Zuerst war ihm aufgefallen, wie perfekt ihr Hinterteil geformt war, wie rhythmisch es hin und her wackelte, wenn sie ging. Sie hieß Eberechi. Er wusste, wie die Nachbarn über sie redeten; es hieß, ihre Eltern hätten sie einem Armeeoffizier, der zu Besuch gekommen war, als Geschenk angeboten, so wie man einem Gast Kolanuss anbietet. Bei Nacht hätten sie bei ihm an die Tür geklopft, sie geöffnet und das Mädchen sanft hineingeschoben. Am nächsten Morgen habe der strahlende Offizier den strahlenden Eltern gedankt, während Eberechi dabeigestanden habe.

Ugwu sah, wie sie wieder hineinging, und fragte sich, wie es wohl für sie gewesen war, einem Fremden angeboten zu werden, was geschehen war, nachdem man sie in das Zimmer geschoben hatte, und wen mehr Schuld traf, ihre Eltern oder den Offizier. Über Schuld wollte er freilich nicht allzu viel nachdenken, denn das würde ihn nur an den Master und Olanna erinnern und an jene Wochen vor Babys Geburt, Wochen, die er lieber vergessen wollte.

Für den Tag der Hochzeit fand der Master einen Regenabwehrer. Der ältere Mann traf in der Frühe ein und hob eine flache Grube hinter dem Haus aus. Darin entfachte er ein Feuer, setzte sich mitten in die dicken Schwaden blauen Rauches und schürte die Glut mit trockenen Blättern.

»Kein Regen wird kommen, und nichts wird geschehen, bis die Hochzeit vorüber ist«, sagte er, als Ugwu ihm einen Teller Reis und Fleisch brachte. Ugwu roch den strengen Geruch von Gin in seinem Atem. Er drehte sich um und ging wieder hinein, damit der Rauch nicht in sein sorgfältig

Telegram:@shabarsbibliothek

gebügeltes Hemd zog. Olannas Cousins Odinchezo und Ekene saßen in ihren Milizuniformen draußen auf der Veranda. Der Fotograf machte sich an seiner Kamera zu schaffen. Einige Gäste standen lachend und plaudernd im Wohnzimmer und warteten auf Olanna, und ab und zu ging jemand hinüber und legte etwas – einen Topf, einen Hocker, einen Ventilator – auf den Stapel mit Geschenken.

Ugwu klopfte an ihre Tür und öffnete sie.

»Professor Achara ist jetzt bereit, um Sie in die Kirche zu fahren, Mah«, sagte er.

»Okay.« Olanna schaute vom Spiegel weg. »Wo ist Baby? Sie ist doch nicht zum Spielen rausgegangen, oder? Ich möchte nicht, dass ihr Kleidchen schmutzig wird.«

»Sie ist im Wohnzimmer.«

Olanna saß vor ihrem schrägen Schlafzimmerspiegel. Sie hatte sich das Haar hochgesteckt, so dass die ganze Schönheit ihres strahlenden, makellos glatten Gesichtes zur Geltung kam. Ugwu hatte sie noch nie so schön gesehen, und doch war da ein trauriges Zögern in der Art, wie sie an den elfenbein- und rosafarbenen Hut auf der Seite ihres Kopfes griff, um zu prüfen, ob die Nadeln alle fest saßen.

»Die traditionellen Hochzeitsriten kommen später, wenn unsere Truppen Umunnachi zurückerobert haben«, sagte sie, als wüsste Ugwu das nicht.

»Ja, Mah.«

»Ich habe Kainene in Port Harcourt eine Nachricht geschickt. Sie wird nicht kommen, aber ich wollte es ihr trotzdem mitteilen.«

Ugwu hielt inne. »Die anderen warten, Mah.«

Olanna stand auf und musterte sich noch einmal von Kopf bis Fuß. Mit der Hand strich sie sich seitlich über ihr elfenbein- und rosafarbenes Kleid,

Telegram:@shabarsbibliothek

das unterhalb der Taille ausgestellt war und ihr bis über die Knie reichte. »Die Stiche sind so ungleichmäßig. Das hätte Arize besser gemacht.«

Ugwu sagte nichts. Hätte er nur die Hand ausstrecken und dieses traurige Lächeln von ihren Lippen zupfen können! Wenn es doch nur mit einer solchen Geste getan wäre!

Professor Achara klopfte an die halboffene Tür. »Olanna? Bist du fertig? Es heißt, Odenigbo und Special Julius sind bereits in der Kirche.«

»Ich bin fertig, komm herein«, sagte Olanna. »Hast du Blumen mitgebracht?«

Professor Achara reichte ihr ein Bouquet aus bunten Plastikblumen. Olanna wich zurück. »Was ist das? Ich wollte frische Blumen, Emeka.«

»Aber hier in Umuahia pflanzt niemand Blumen an. Die Leute hier pflanzen nur an, was sie essen können«, sagte Professor Achara lachend.

»Dann habe ich eben gar keine Blumen in der Hand«, sagte Olanna.

Einen ungewissen Moment lang wusste keiner von ihnen, was er mit den Blumen machen sollte: Olanna hielt sie immer noch in der ausgestreckten Hand, Professor Achara berührte sie, nahm sie aber nicht entgegen. Schließlich griff er doch danach. »Ich schaue mal, ob wir etwas anderes finden«, sagte er und verließ den Raum.

Die Hochzeit war schlicht. Olanna hatte keine Blumen in der Hand. Die katholische Kirche St. Sebastian war klein und nur halb gefüllt mit den Freunden, die gekommen waren. Ugwu achtete allerdings nicht besonders darauf, wer da war, denn während er auf das fadenscheinige weiße Altartuch starrte, stellte er sich vor, wie er selbst heiraten würde. Zuerst war seine Braut Olanna, dann verwandelte sie sich in Nnesinachi und schließlich in Eberechi mit dem perfekt geformten Hintern, und alle trugen sie das gleiche rosa- und elfenbeinfarbene Kleid und den winzigen passenden Hut.

Telegram:@shabarsbibliothek

Erst Okeomas Auftauchen zu Hause riss Ugwu aus seinen Phantasiewelten. Okeoma schaute ganz anders aus, als Ugwu ihn in Erinnerung hatte: Das unordentliche Haar und das zerknitterte Hemd des Dichters waren verschwunden. In seiner perfekt sitzenden Uniform sah er aufrechter, hagerer aus, und auf dem Ärmel trug er außer der Hälfte der Sonne einen Totenkopf mit gekreuzten Knochen darunter. Der Master und Olanna umarmten ihn viele Male. Auch Ugwu hätte ihn gern umarmt, weil Okeomas lachendes Gesicht die Vergangenheit mit einer solchen Wucht zurückbrachte, dass es Ugwu einen Moment lang so vorkam, als wäre das Zimmer, das vom Rauch des Regenabwehrers vernebelt war, in Wirklichkeit ihr Wohnzimmer in der Odim Street.

Okeoma hatte seinen schlaksigen Cousin Doktor Nwala mitgebracht.

»Er ist leitender Kreisarzt im Albatross Hospital«, stellte Okeoma ihn vor. Doktor Nwala starrte Olanna mit solch nervtötend offener Bewunderung an, dass Ugwu ihm am liebsten gesagt hätte, er solle mit seinen Froschaugen woandershin glotzen, Kreisarzt hin oder her. Ugwu hatte das Gefühl, Olannas Glück gehe ihn nicht nur etwas an, sondern er sei dafür verantwortlich. Während sie und der Master draußen tanzten, von klatschenden Freunden umringt, dachte er: *Sie gehören zu mir.* Ihre Hochzeit war wie ein Siegel der Beständigkeit, denn solange sie verheiratet waren, schien seine Welt mit ihnen in Sicherheit zu sein. Sie tanzten eine Weile eng umschlungen, bis Special Julius statt Tanzmusik Highlife auflegte, und sie trennten sich, hielten sich an den Händen, schauten sich ins Gesicht und tanzten zu Rex Lawsons neuem Song »Hail Biafra, the Land of Freedom«. Olanna war mit ihren hohen Absätzen größer als der Master. Sie lächelte und strahlte und lachte. Als Okeoma seinen Toast ausbrachte, wischte sie sich die Augen und sagte zu dem Fotografen, der

Telegram:@shabarsbibliothek

hinter seinem Stativ Aufstellung genommen hatte: »Warten Sie, noch nicht.«

Ugwu hörte das Geräusch, kurz bevor sie im Wohnzimmer den Kuchen anschneiden wollten, ein plötzliches *wah-wah-wah* am Himmel. Zuerst klang es wie Donner, dann wurde es einen Moment lang leiser und kam lauter und schneller zurück. Irgendwo draußen fingen Hühner an, wild zu gackern.

Jemand sagte: »Feindliche Flugzeuge! Luftangriff!«

»Alle raus!«, rief der Master, aber einige Gäste liefen schon in Richtung Schlafzimmer und schrien: »Jesus! Jesus!«

Jetzt waren die Geräusche lauter und direkt über ihrem Kopf.

Sie liefen – der Master, Olanna mit Baby auf dem Arm, Ugwu, einige Gäste – zu dem Maniokfeld neben dem Haus und legten sich bäuchlings auf den Boden. Ugwu schaute auf und sah die Flugzeuge, die ganz tief am blauen Himmel ihre Kreise zogen wie zwei Raubvögel. Zuerst spuckten sie Hunderte von Kugeln aus, die in alle Richtungen flogen, dann rollten dunkle Bälle aus ihren Bäuchen heraus, als legten sie jetzt größere Eier. Die erste Explosion war so laut, dass Ugwus Ohr zuging und sein ganzer Körper zitterte, zusammen mit dem bebenden Boden. Eine Frau aus dem Haus gegenüber zerrte an Olannas Kleid. »Zieh das aus! Zieh sofort das weiße Kleid aus! Sie werden es sehen und auf uns zielen!«

Okeoma riss sich die Uniform vom Leib, Knöpfe flogen, und wickelte sie um Olanna. Baby fing an zu weinen. Der Master legte seine Hand locker auf ihren Mund, als könnten die Piloten sie hören. Es folgte die zweite Explosion und dann die dritte und vierte und fünfte, bis Ugwu die warme Nässe von Urin in seinen Shorts spürte und davon überzeugt war, dass die Bomben nie aufhören würden; dass sie fallen würden, bis alles zerstört war und sie alle tot waren. Doch sie hörten auf; die Flugzeuge flogen am

Telegram:@shabarsbibliothek

Himmel davon. Lange Zeit bewegte sich niemand, und keiner sprach, bis Special Julius aufstand und sagte: »Sie sind weg.«

»Sie sind so tief geflogen«, sagte ein Junge aufgeregt. »Ich hab den Piloten gesehen!«

Der Master und Okeoma waren die Ersten, die auf die Straße gingen. Okeoma sah kleiner aus in seinem Unterhemd und der Hose. Olanna blieb auf dem Boden sitzen, mit Baby im Arm, das Armeehemd mit seinem Tarnmuster um ihr Hochzeitskleid gewickelt. Ugwu stand auf und ging in Richtung Straße. Er hörte, wie Doktor Nwala zu Olanna sagte: »Kommen Sie, ich helfe Ihnen auf. Ihr Kleid wird in dem Dreck ganz schmutzig.«

Von einem Gelände in der Nähe der Maismehlfabrik eine Straße weiter stieg Rauch auf. Zwei Häuser waren nur noch Staub und Steine, und einige Männer gruben mit den Händen zwischen den zerborstenen Betonplatten und sagten: »Hast du den Schrei gehört? Hast du ihn gehört?« Ein feiner Nebel aus silbrigem Staub hatte sich überall auf ihren Körper gelegt, so dass sie aussahen wie gliederlose Geister mit offenen Augen.

»Das Kind ist am Leben, ich habe es schreien gehört, ganz deutlich«, sagte jemand. Männer und Frauen waren zusammengeströmt, um zu helfen und zu gaffen, manche wühlten auch in dem Schutt, andere standen nur und schauten, wieder andere kreischten und schnipsten mit den Fingern. Ein Auto stand in Flammen; daneben lag die Leiche einer Frau, der es die Kleider weggebrannt hatte. Ihre verkohlte Haut war mit rosa Flecken übersät, und obwohl jemand den Leichnam mit einem zerrissenen Jutesack zudeckte, konnte Ugwu immer noch die steifen, kohlrabenschwarzen Beine sehen. Der Himmel war verhangen. Der feuchte Geruch nach Regen vermischte sich mit dem nach Rauch und Verbranntem. Okeoma und der Master hatten sich denen angeschlossen, die im Schutt wühlten. »Ich habe das Kind gehört«, sagte wieder jemand. »Ich habe das Kind gehört.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Ugwu drehte sich um und wollte gehen. Eine modische Sandale lag auf dem Boden, und er hob sie auf und betrachtete die Lederriemen, den dicken Keilabsatz, bevor er sie wieder an ihren Platz legte. Er stellte sich die schicke junge Frau vor, die sie getragen hatte, die sie ausgezogen und weggeworfen hatte, um sich in Sicherheit zu bringen. Er fragte sich, wo die andere Sandale war.

Als der Master nach Hause zurückkam, saß Ugwu auf dem Boden des Wohnzimmers, mit dem Rücken an die Wand gelehnt. Olanna stocherte mit der Gabel in einem Stück Kuchen auf einem Unterteller herum. Die Gäste hatten sich langsam verabschiedet, mit wenigen Worten, die Mienen von Schuldgefühlen überschattet, als müsste es ihnen peinlich sein, dass der Luftangriff die Hochzeitsfeier verdorben hatte.

Der Master goss sich ein Glas Palmwein ein. »Hast du Nachrichten gehört?«

»Nein«, sagte Olanna.

»Unsere Truppen haben das gesamte eroberte Gebiet im mittleren Westen wieder verloren, und der Marsch auf Lagos ist abgeblasen. Nigeria sagt, das sei jetzt Krieg, keine Polizeiaktion mehr«, sagte er und schüttelte den Kopf. »Das war eindeutig Sabotage.«

»Möchtest du etwas Kuchen?«, fragte Olanna. Der Kuchen stand auf dem Tisch in der Mitte des Zimmers und war noch ganz, bis auf die dünne Scheibe, die sie sich abgeschnitten hatte.

»Jetzt nicht.« Er trank seinen Palmwein aus und goss sich noch ein Glas ein. »Für den Fall weiterer Luftangriffe werden wir einen Bunker bauen.« Er sprach ganz normal und ruhig, als wären die Luftangriffe harmlos und als wäre nicht wenige Momente zuvor der Tod noch ganz nah gewesen. Er wandte sich an Ugwu. »Weißt du denn, was ein Bunker ist, mein Guter?«

»Ja, Sah«, sagte Ugwu. »So einen hat doch Hitler gehabt.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ja, so ähnlich, nehme ich an.«

»Aber, Sah, die Leute sagen, Bunker sind nichts anderes als Massengräber«, meinte Ugwu.

»Völliger Blödsinn. Bunker sind sicherer, als in einem Maniokfeld zu liegen.«

Draußen war es dunkel geworden, und der Himmel wurde ab und zu durch einen Blitz erhellt. Plötzlich sprang Olanna von ihrem Stuhl hoch und schrie: »Wo ist Baby? *Ke* Baby?«, und lief in Richtung Schlafzimmer.

»Nkem!« Der Master rannte hinter ihr her.

»Kannst du es nicht hören? Kannst du nicht hören, dass sie uns wieder bombardieren?«

»Das ist der Donner.« Der Master packte Olanna von hinten und hielt sie fest. »Das ist nur der Donner. Was unser Regenabwehrer abgehalten hat, entlädt sich jetzt da draußen. Es ist nur der Donner.«

Er hielt sie noch eine Weile fest, dann setzte sich Olanna schließlich hin und schnitt sich noch ein Stück Kuchen ab.

4. Das Buch: Die Welt schwieg, als wir starben

Er argumentiert, Nigeria habe bis zur Unabhängigkeit keine Wirtschaft gehabt. Der Kolonialstaat sei autoritär gewesen, eine wohlmeinende brutale Diktatur, die nur den Briten nutzen sollte. Was die Wirtschaft im Jahre 1960 ausmachte, war ihr Potential – Rohstoffe, Menschen, Aufbruchsstimmung, etwas Geld, das die Briten übrig gelassen und nicht in den Aufbau ihrer Nachkriegswirtschaft gesteckt hatten. Und dann war da noch das erst kürzlich entdeckte Öl. Doch die neuen Anführer Nigerias waren zu optimistisch und zu ehrgeizig bei den Entwicklungsprojekten, die ihrem Volk Glaubwürdigkeit verleihen sollten, zu naiv, wenn es um die Annahme ausländischer Anleihen ging, zu erpicht darauf, die Briten nachzuäffen und ihre überhebliche Art, die besseren Krankenhäuser und die besseren Verdienste, die den Nigerianern lange Zeit verwehrt geblieben waren, einfach zu übernehmen. Er weist auf komplexe Probleme hin, denen sich das Land gegenübersieht, konzentriert sich jedoch auf die Massaker von 1966. Deren offenkundige Gründe – Rache für den »Igbo-Putsch«, Protest gegen ein Einigungsdekret, das die Menschen aus dem Norden aus dem Staatsdienst

Telegram:@shabarsbibliothek

verdrängen helfen würde – zählten nicht. Es zählten auch nicht die schwankenden Zahlen von Toten – dreitausend, fünfzigtausend, zehntausend. Was zählte, war die Tatsache, dass die Massaker die Igbo verängstigt und geeint hatten. Was zählte, war, dass die Massaker aus ehemaligen Nigerianern glühende Anhänger Biafras machten.

Telegram:@shabarsbibliothek

Dritter Teil

Die frühen Sechziger

19

Ugwu saß auf der Treppe, die zum Hinterhof führte. Regentropfen glitten an den Blättern hinab, es roch nach nasser Erde, und er und Harrison sprachen über seinen bevorstehenden Ausflug mit Mister Richard.

»*Tufia!* Ich weiß nicht, warum mein Master dieses Teufelsfest in deinem Dorf sehen will«, sagte Harrison. Er saß ein paar Stufen tiefer; Ugwu konnte die kahle Stelle an seinem Hinterkopf sehen.

»Vielleicht möchte Mister Richard über den Teufel schreiben«, sagte Ugwu. Natürlich war das *ori-okpa* kein Teufelsfest, aber er wollte mit Harrison auch nicht streiten. Für ihn war es wichtig, Harrison bei Laune zu halten, damit er ihn wegen des Tränengases fragen konnte. Eine Weile schwiegen sie und schauten den Geiern zu, die über ihren Köpfen kreisten; die Nachbarn hatten ein Huhn geschlachtet.

»Ah, die Zitronen da drüben werden reif.« Harrison deutete auf den Baum. »Die frische da nehme ich für den Baiser-Kuchen«, fügte er auf Englisch hinzu.

»Was ist Bee-see?«, fragte Ugwu. Harrison würde die Frage gefallen.

»Du weißt nicht, was das ist?« Harrison lachte. »Das ist amerikanisches Essen. Ich mache es für meinen Master, damit er es hierher mitbringt, wenn

Telegram:@shabarsbibliothek

deine Madam aus London zurückkommt. Ich weiß, es wird ihr schmecken.« Harrison drehte sich um und schaute Ugwu ins Gesicht. Er hatte sich eine Zeitung untergelegt, bevor er sich auf die Treppenstufe gesetzt hatte, und sie zerknitterte, als er herumrutschte. »Selbst dir wird es schmecken.«

»Ja«, sagte Ugwu, obwohl er sich geschworen hatte, nie wieder etwas von Harrisons Essen zu probieren, nachdem er einmal zufällig in Mister Richards Haus gekommen und Zeuge geworden war, wie Harrison kleingehackte Orangenschalen in einen Soßentopf gelöffelt hatte. Es hätte ihn weniger beunruhigt, hätte Harrison die Orange selbst benutzt, aber mit den Schalen zu kochen war so, als nähme man die haarige Haut einer Ziege statt das Fleisch.

»Ich verwende auch Zitronen, wenn ich einen Kuchen backe, Zitronen sind sehr gut für den Körper«, sagte Harrison. »Das Essen der Weißen ist einfach gesund. Überhaupt nicht wie all der Mist, den unsere Leute hier essen.«

»Ja, das stimmt.« Ugwu räusperte sich. Eigentlich wollte er Harrison jetzt nach dem Tränengas fragen, aber stattdessen sagte er: »Komm, ich zeig dir mein neues Zimmer im Dienstbotenquartier.«

»Okay.« Harrison stand auf.

Als sie in dem Zimmer waren, wies Ugwu auf die Decke, die auf dem Weiß ein kohlrabenschwarzes Muster hatte. »Das hab ich selber gemacht«, sagte er. Er hatte sich auf den Tisch gestellt und stundenlang die Kerze hochgehalten, so dass die Flamme überall an der Decke ihre Rußspuren hinterlassen hatte. Oft hatte er den Tisch verrücken müssen.

»*O maka*, das ist aber hübsch«, sagte Harrison und schaute sich um, auf das schmale Bett mit der Sprungfedermatratze in der Ecke, den Tisch und den Stuhl, die Hemden, die an Nägeln an der Wand hingen, und die zwei

Telegram:@shabarsbibliothek

Paar Schuhe, die fein säuberlich nebeneinander auf dem Boden standen. »Sind das neue Schuhe?«

»Meine Madam hat sie mir bei Bata gekauft.«

Harrison fuhr mit dem Finger über den Stapel Zeitschriften auf dem Tisch. »Liest du die alle?«, fragte er auf Englisch.

»Ja.« Ugwu hatte die Hefte aus dem Papierkorb im Arbeitszimmer gefischt; die *Mathematical Annals* waren völlig rätselhaft für ihn, aber wenigstens hatte er ein paar Seiten in der *Socialist Review* gelesen, ohne sie freilich zu verstehen. Es hatte wieder zu regnen begonnen. Das Trommeln auf dem Zinkdach war laut und wurde immer lauter, während sie draußen unter der Markise standen und zuschauten, wie rechts und links davon das Wasser in Strömen herunterlief.

Ugwu schlug mit der Hand auf seinen Arm – die regenkühle Luft mochte er, nicht aber die vielen Moskitos, die herumsurrten. Dann endlich stellte er seine Frage: »Weißt du, wie ich an Tränengas rankommen kann?«

»Tränengas? Warum fragst du?«

»Ich hab darüber in der Zeitung meines Masters gelesen und möchte einfach sehen, wie es ist.« Er wollte Harrison nicht sagen, dass er in Wirklichkeit von Tränengas gehört hatte, als sein Master von den Mitgliedern des Abgeordnetenhauses erzählt hatte. Die hatten sich gegenseitig mit Fäusten geschlagen und getreten, bis die Polizei gekommen war, Tränengas versprüht hatte und sie alle ohnmächtig geworden waren, so dass Sanitäter die erschlafften Körper zu ihren Autos hatten hinaustragen müssen. Das Tränengas faszinierte Ugwu. Wenn es Leute ohnmächtig werden ließ, dann wollte er auch welches haben. Er wollte es an Nnesinachi ausprobieren, wenn er mit Mister Richard zum *ori-okpa*-Fest nach Hause fuhr. Er würde sie in das kleine Wäldchen am Fluss führen und ihr sagen, das Tränengas sei ein Zauberspray, von dem sie gesund bleiben würde. Sie

Telegram:@shabarsbibliothek

würde ihm glauben. Es würde sie dermaßen beeindrucken, wenn er mit einem Weißen in dessen Auto im Dorf einfuhr, dass sie alles glauben würde, was er sagte.

»Es wird sehr schwer sein, an Tränengas heranzukommen«, sagte Harrison.

»Warum?«

»Du bist zu jung, um das zu begreifen.« Harrison nickte geheimnisvoll. »Wenn du mal erwachsen bist, sag ich es dir.«

Zuerst war Ugwu verwirrt, bis ihm klarwurde, dass Harrison gar nicht wusste, was Tränengas war, es aber nie zugegeben hätte. Er war enttäuscht. Er würde Jomo danach fragen.

Jomo wusste, was Tränengas war, und lachte lang und herzlich, als Ugwu ihm erklärte, wofür er es verwenden wolle. Beim Lachen klatschte er in die Hände. »Du bist vielleicht ein Schaf, *aturu*«, sagte Jomo schließlich. »Warum willst du denn Tränengas für ein junges Mädchen? Geh doch einfach in dein Dorf, und wenn der richtige Zeitpunkt ist und das Mädchen mag dich, dann kommt sie auch mit dir mit. Tränengas brauchst du nicht.«

Jomos Worte gingen Ugwu immer noch im Kopf herum, als Mister Richard mit ihm am nächsten Tag in sein Heimatdorf fuhr. Anulika kam den Pfad hochgelaufen, als sie die beiden erblickte. Sie schüttelte Mister Richard kühn die Hand. Ugwu umarmte sie, und als sie zusammen zum Haus gingen, erzählte sie ihm, ihre Eltern seien auf dem Hof, ihre Cousine habe erst gestern ein Kind zur Welt gebracht, und Nnesinachi sei letzte Woche in den Norden gefahren …

Ugwu blieb stehen und starrte sie an.

»Ist etwas passiert?«, fragte Mister Richard. »Das Fest ist doch nicht abgesagt worden, oder?«

Ugwu wünschte, es wäre so. »Nein, Sah.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Er ging voraus zum Dorfplatz, der sich schon mit Männern, Frauen und Kindern füllte, und setzte sich mit Mister Richard unter den *oji*-Baum. Bald waren sie von Kindern umringt, die skandierten: »*Onye ocha*, weißer Mann«, und Mister Richards Haare anfassen wollten. Er fragte: »*Kedu?* Hallo, wie geht's, wie heißt du?«, und sie schauten ihn verblüfft an, kicherten und stupsten sich gegenseitig in die Seite. Ugwu lehnte sich an den Baum und dachte wehmütig an die Zeit, die er mit Gedanken an Nnesinachi verbracht hatte. Jetzt war sie weg, und irgendein Kaufmann im Norden würde den Preis davontragen. Die *mmuo* nahm er kaum wahr: männliche Gestalten, mit Gras bedeckt, vor den Gesichtern hölzerne Masken mit gefletschten Zähnen, lange Peitschen in den Händen. Mister Richard machte Fotos, schrieb in sein Notizbuch und stellte eine Frage nach der anderen – wie hieß das, und was sagten sie, und wer waren diese Männer, die die *mmuo* mit einem Seil zurückhielten, und was bedeutete das –, bis Ugwu regelrecht gereizt war von der Hitze und den Fragen und dem Lärm und der großen Enttäuschung, Nnesinachi nicht zu sehen.

Auf der Rückfahrt war er still und schaute aus dem Fenster.

»Du hast schon wieder Heimweh, stimmt's?«, fragte Mister Richard.

»Ja, Sah«, sagte Ugwu. Er wünschte, Mister Richard würde den Mund halten. Er wollte allein sein. Er hoffte, der Master würde noch im Club sein, wenn er nach Hause kam, weil er sich dann die *Renaissance* oder die neueste Ausgabe von *Drum* aus dem Wohnzimmer nehmen, sich auf seinem Bett im Dienstbotenquartier zusammenrollen und lesen könnte. Oder er würde mit dem neuen Gerät fernsehen. Wenn er Glück hatte, lief ein indischer Film. Die Schönheit der Frauen mit ihren riesigen Augen, das Singen, die Blumen, die leuchtenden Farben und das Weinen waren genau das, was er jetzt brauchte.

Telegram:@shabarsbibliothek

Als er die Hintertür aufschloss und hineinging, sah er zu seinem großen Entsetzen die Mutter des Masters am Herd stehen. Amala wartete an der Tür. Selbst der Master hatte nicht gewusst, dass sie kommen würden, sonst hätte er Ugwu gebeten, das Gästezimmer sauberzumachen.

»Oh«, sagte er. »Willkommen, Mama. Willkommen, Tante Amala.« Der letzte Besuch war ihm noch deutlich in Erinnerung: wie Mama Olanna beleidigt und sie eine Hexe genannt hatte, wie sie geschrien und, was das Schlimmste war, wie sie gedroht hatte, den *dibia* in ihrem Dorf aufzusuchen.

»Wie geht's dir, Ugwu?« Mama rückte ihr Wickeltuch zurecht und klopfte ihm auf den Rücken. »Mein Sohn sagte mir, du hast dem weißen Mann die Geister in deinem Dorf gezeigt?«

»Ja, Mama.«

Er hörte die erhobene Stimme des Masters aus dem Wohnzimmer. Vielleicht war Besuch da, und er hatte beschlossen, nicht in den Club zu gehen.

»Du kannst dich jetzt ausruhen, *i nugo*«, sagte Mama. »Ich mache meinem Sohn das Abendessen.«

Das Letzte, was Ugwu heute brauchen konnte, war, dass Mama seine Küche mit Beschlag belegte oder Olannas Lieblingskasserolle für ihre stark riechende Suppe nahm. »Ich bleibe da, für den Fall, dass Sie Hilfe brauchen, Mama«, sagte er.

Sie zuckte die Achseln und schüttelte weiter Pfefferkörner aus einer Schote. »Kochst du ein gutes *ofe nsala*?«

»Das habe ich nie gekocht.«

»Warum? Mein Sohn isst es gern.«

»Meine Madam hat mich nie gebeten, es zu kochen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Sie ist nicht deine Madam, mein Junge. Sie ist einfach nur eine Frau, die mit einem Mann zusammenlebt, der den Brautpreis nicht gezahlt hat.«

»Ja, Mama.«

Sie lächelte, als freute sie sich darüber, dass er endlich etwas Wichtiges kapiert hatte, und zeigte auf zwei kleine Tontöpfe, die in der Ecke standen. »Ich habe frischen Palmwein für meinen Sohn mitgebracht. Unser bester Weinzapfer hat ihn mir heute Morgen geliefert.«

Sie nahm die grünen Blätter heraus, mit denen die Tontöpfe verschlossen waren, und der Wein schäumte über, weiß und frisch und süßlich duftend. Dann goss sie etwas davon in eine Tasse und reichte sie Ugwu.

»Probier mal.«

Der Wein war stark, das schmeckte er sofort; es war die Art von konzentriertem Palmwein, die in der Trockenzeit gezapft wurde und von der die Männer nur allzu schnell ins Torkeln kamen. »Danke, Mama. Er ist sehr gut.«

»Zapfen die Leute bei euch auch guten Wein?«

»Ja, Mama.«

»Aber nicht so guten wie bei uns. In Aba haben wir die besten Weinzapfer im ganzen Igbo-Land. Stimmt’s, Amala?«

»Das stimmt, Mama.«

»Mach mir mal diese Schüssel hier sauber.«

»Ja, Mama.« Amala begann, die Schüssel zu spülen. Ihre Schultern und Arme bebten, während sie schrubbte. Ugwu hatte sie nie richtig betrachtet und sah erst jetzt, dass ihre schlanken, dunklen Arme feucht schimmerten, als hätte sie in Erdnussöl gebadet.

Die Stimme des Masters drang aus dem Wohnzimmer. »Unsere bescheuerte Regierung sollte endlich auch mit den Briten brechen. Wir müssen uns behaupten! Warum unternehmen die Briten nicht mehr in

Telegram:@shabarsbibliothek

Rhodesien? Was können die denn schon ausrichten mit diesen lahmen Wirtschaftssanktionen?«

Ugwu ging näher an die Tür heran, um zu lauschen. Rhodesien faszinierte ihn, wie alles, was im Süden Afrikas passierte. Er konnte nicht begreifen, wie Leute, die aussahen wie Mister Richard, den Leuten, die aussahen wie er, grundlos wegnahmen, was ihnen gehörte.

»Bring mir ein Tablett, Ugwu«, sagte Mama.

Ugwu holte ein Tablett vom Schrank und machte Anstalten, ihr beim Servieren des Essens für den Master zu helfen, doch sie schickte ihn weg. »Ich bin hier, damit du dich ein bisschen ausruhen kannst, du armer Junge. Diese Frau wird dich wieder rannehmen, sobald sie aus Übersee zurückkommt, als wärst du nicht auch jemandes Kind.« Sie wickelte ein kleines Päckchen aus und verteilte etwas von seinem Inhalt in der Suppenschüssel. Misstrauen stieg in Ugwu auf; ihm fiel wieder die schwarze Katze ein, die nach ihrem letzten Besuch im Hinterhof aufgetaucht war. Auch das Päckchen war schwarz, wie die Katze.

»Was ist das, Mama? Was Sie da meinem Master ins Essen tun?«, fragte er.

»Ein spezielles Gewürz aus der Gegend von Aba.« Sie wandte sich ihm zu und lächelte ihn kurz an. »Es ist sehr gut.«

»Ja, Mama.« Vielleicht war es falsch von ihm zu denken, dass sie dem Master Medizin vom *dibia* in sein Essen tat. Vielleicht hatte Olanna ja recht, und die schwarze Katze hatte gar nichts zu bedeuten und war einfach eine Katze aus der Nachbarschaft, obwohl er von keinem Nachbarn wusste, der eine solche Katze hatte, mit Augen, die rötlich-gelb aufblitzten.

Ugwu dachte nicht mehr viel an das seltsame Gewürz oder an die Katze, denn während der Master zu Abend aß, stibitzte er sich ein Glas Palmwein aus dem Topf und dann noch eins, weil er so süß war, und hinterher fühlte

Telegram:@shabarsbibliothek

er sich, als wäre die Innenseite seines Kopfes mit weicher Wolle gepolstert. Er konnte kaum gehen. Aus dem Wohnzimmer hörte er, wie der Master mit unsicherer Stimme rief: »Auf die Zukunft Großafrikas! Auf unsere unabhängigen Brüder in Gambia und auf die Brüder in Sambia, die sich aus Rhodesien abgesetzt haben!«, gefolgt von Ausbrüchen wilden Gelächters. Der Palmwein war also auch dem Master zu Kopfe gestiegen. Ugwu lachte vor sich hin, obwohl er ganz allein in der Küche war und gar nicht wusste, was ihn eigentlich so belustigte. Schließlich schlief er auf dem Hocker ein, den Kopf auf den Tisch gelegt, der nach getrocknetem Fisch roch.

Als er aufwachte, waren seine Glieder steif. In seinem Mund war ein säuerlicher Geschmack, sein Kopf tat ihm weh, und er wünschte, die Sonne würde nicht so furchtbar hell scheinen und der Master nicht so laut sprechen über das, was er beim Frühstück in den Zeitungen las. *Wie kann das denn sein, dass es mehr Politiker gibt, die ohne Gegenkandidaten an die Macht kommen, als solche, die gewählt werden? Totaler Schwachsinn! Das ist Schiebung der übelsten Art!* Jede Silbe, die er rief, pochte hinter Ugwus Schläfen.

Nachdem der Master zur Arbeit gegangen war, fragte Mama: »Gehst du nicht in die Schule, *gbo*, Ugwu?«

»Wir haben Ferien, Mama.«

»Oh.« Sie sah enttäuscht aus.

Später sah er sie etwas auf Amalas Rücken schmieren, als sie beide vor dem Bad standen. Sein Misstrauen erwachte wieder. Da stimmte etwas nicht an den kreisförmigen, ruhigen Bewegungen, mit denen Mama massierte, als gehörte das zu irgendeinem Ritual, und an der Art, wie Amala stillhielt, mit durchgedrücktem Rücken und heruntergezogenem Wickeltuch, wodurch von der Seite der Umriss ihrer kleinen Brüste sichtbar wurde. Vielleicht rieb Mama Amala ja mit einem Zaubertrank ein. Aber das

Telegram:@shabarsbibliothek

ergab eigentlich keinen Sinn, denn wenn Mama tatsächlich zum *dibia* gegangen war, dann war die Medizin für Olanna und nicht für Amala. Allerdings konnte es sein, dass die Medizin auf Frauen wirkte und Mama sich selbst und Amala schützen musste, damit nur Olanna starb, unfruchtbar wurde oder dem Wahnsinn verfiel. Vielleicht traf Mama ja nur Vorsichtsmaßnahmen, jetzt, wo Olanna in London war, und würde den Zaubertrank im Hof vergraben, damit er wirksam blieb, bis Olanna zurückkam.

Ugwu erschauderte. Ein Schatten hing über dem Haus. Ihn beunruhigte Mamas Fröhlichkeit, ihr ständiges Summen, ihre Entschlossenheit, dem Master alle Mahlzeiten selbst zu servieren, ihr häufiges Flüstern mit Amala. Er beobachtete sie sorgfältig, sobald sie hinausging, um zu sehen, ob sie etwas verbuddelte, damit er es so schnell wie möglich wieder ausgraben konnte. Doch sie vergrub nichts. Als er Jomo erzählte, er habe den Verdacht, Mama sei zu einem *dibia* gegangen, damit der Olanna umbringen helfe, sagte Jomo: »Die alte Frau ist doch einfach nur froh, ihren Sohn für sich zu haben, deshalb kocht und singt sie den ganzen Tag. Weißt du, wie glücklich meine Mutter ist, wenn ich sie mal ohne meine Frau besuche?«

»Aber als sie das letzte Mal da war, habe ich eine schwarze Katze gesehen«, sagte Ugwu.

»Professor Ozumbas Dienstmädchen unten an der Straße ist eine Hexe. Nachts fliegt sie zusammen mit den anderen Hexen auf den Mangobaum. Das weiß ich deshalb, weil ich morgens immer die ganzen Blätter wegrechen muss, die sie runterwerfen. Wahrscheinlich hat die schwarze Katze nach ihr gesucht.«

Ugwu bemühte sich, Jomo zu glauben, dass er aus Mamas Verhalten die falschen Schlüsse zog, bis er am nächsten Abend, nachdem er in seinem Kräutergarten Unkraut gejätet hatte, in die Küche kam und die Fliegen sah,

Telegram:@shabarsbibliothek

die sich als lebende Masse im Spülbecken tummelten. Das Fenster war nur einen Spalt offen. Er konnte sich nicht vorstellen, wie eine solche Menge Fliegen, mehr als hundert fette, grünlich schillernde Fliegen, durch diesen Spalt hereingekommen sein konnten, um nun in dieser dichten, wuselnden Masse zusammenzuhocken und zu summen. Das musste etwas Schreckliches bedeuten. Ugwu lief rasch ins Arbeitszimmer, um den Master zu rufen.

»Ziemlich seltsam«, sagte der Master. Er nahm seine Brille ab und setzte sie dann wieder auf. »Ich bin mir sicher, Professor Ezeka hätte eine Erklärung dafür, vielleicht hat es mit einem Wanderverhalten zu tun. Mach das Fenster nicht zu, damit du sie nicht einsperrst.«

»Aber, Sah«, sagte Ugwu genau in dem Moment, als Mama in die Küche kam.

»Fliegen machen das manchmal«, sagte sie. »Das ist ganz normal. Sie gehen auf dieselbe Weise wieder weg, wie sie gekommen sind.« Sie lehnte an der Tür und klang verdächtig siegesbewusst.

»Ja, ja.« Der Master wandte sich ab, um in sein Arbeitszimmer zurückzukehren. »Tee, mein Guter.«

»Ja, Sah.« Ugwu verstand nicht, wie der Master so unbeeindruckt sein konnte und warum er nicht begriff, dass die Fliegen überhaupt nicht normal waren. Als er das Teetablett ins Arbeitszimmer brachte, sagte er: »Sah, diese Fliegen sollen uns etwas mitteilen.«

Der Master wies in Richtung Tisch. »Nicht eingießen. Lass ihn da stehen.«

»Diese Fliegen da in der Küche, Sah, die sind ein Zeichen für eine schlimme Medizin vom *dibia*. Jemand hat eine schlimme Medizin hergestellt.« Ugwu wollte noch hinzufügen, er wisse auch sehr genau, wer

Telegram:@shabarsbibliothek

das gewesen sei, aber er war sich nicht sicher, wie der Master das aufnehmen würde.

»Wie bitte?« Der Master kniff hinter den Brillengläsern die Augen zusammen.

»Die Fliegen, Sah. Das bedeutet, dass jemand eine schlimme Medizin für dieses Haus hergestellt hat.«

»Jetzt mach die Tür zu und lass mich arbeiten, mein Guter.«

»Ja, Sah.«

Als Ugwu in die Küche zurückkehrte, waren die Fliegen verschwunden. Das Fenster war so wie vorher, nur einen Spalt offen, und das bleiche Sonnenlicht brachte die Klinge eines Gemüsemessers zum Blinken. Er zögerte, irgendetwas anzufassen; die rätselhaften Ereignisse um ihn herum machten ihm auch die Töpfe und Pfannen unheimlich. Zur Abwechslung ließ er Mama nur allzu gern kochen, aber er aß nichts von dem *ugba* und dem gebratenen Fisch, den sie zum Abendessen machte, nahm nicht einmal einen Schluck von dem übriggebliebenen Palmwein, den er dem Master und seinen Gästen servierte, und in dieser Nacht schlief er auch nicht gut. Ständig schreckte er aus dem Schlaf hoch, seine Augen brannten und tränten, und er wünschte sich, mit jemandem reden zu können, der ihn verstand: Jomo, seine Tante, Anulika. Schließlich stand er auf und ging ins Haus, um die Möbel abzustauben, eine leichte Tätigkeit, bei der man nicht nachdenken musste und die ihn beschäftigt hielt. Das rötlich-graue Licht der Morgendämmerung strömte in die Küche und füllte sie mit Schatten. Voller Angst drehte er am Lichtschalter, in der Erwartung, irgendetwas vorzufinden. Skorpione vielleicht; eine eifersüchtige Person hatte diese Tiere einmal zur Hütte seines Onkels geschickt, und der war wochenlang jeden Tag aufgewacht und hatte in der Wiege seiner neugeborenen

Telegram:@shabarsbibliothek

Zwillingssöhne wütende schwarze Skorpione krabbeln sehen. Ein Baby war gestochen worden und wäre fast gestorben.

Zuerst wischte Ugwu die Bücherregale ab. Dann nahm er die Papiere vom Tisch in der Mitte und beugte sich gerade darüber, um ihn abzustauben, als die Schlafzimmertür des Masters aufging. Er schaute in den Flur, überrascht, dass der Master so früh aufstand. Doch es war Amala, die aus dem Zimmer kam. Der Flur war schwach beleuchtet, und kurz begegneten ihre erstaunten Augen den erstaunten Augen von Ugwu, bevor sie ins Gästezimmer huschte. Ihr Wickeltuch war um die Taille nur locker gebunden. Sie hielt es mit einer Hand zu, stieß mit der Schulter gegen die Tür des Gästezimmers, als hätte sie vergessen, wie sie aufging, und schlüpfte hinein. Amala, die schlichte, stille, gewöhnliche Amala, hatte die Nacht im Schlafzimmer des Masters verbracht. Ugwu stand ganz still da und versuchte, Ruhe in seinen wirbelnden Kopf zu bringen, damit er nachdenken konnte. Das hatte Mamas Medizin gemacht, dessen war er sich sicher, aber was ihm Sorgen machte, war nicht das, was zwischen dem Master und Amala geschehen war. Ihn beunruhigte viel mehr, was passierte, wenn Olanna es herausfand.

Telegram:@shabarsbibliothek

20

Olanna saß ihrer Mutter gegenüber, im Wohnzimmer im ersten Stock. Ihre Mutter nannte es den Damensalon, weil sie hier ihre Freundinnen empfing, um mit ihnen zu lachen, sie mit ihren Spitznamen anzusprechen – Kunst! Gold! Ugodiya! – und darüber zu reden, wessen Sohn nun in London mit irgendwelchen Frauen herummachte, während seine Schulkameraden bereits Häuser auf den Grundstücken ihrer Väter bauten, wer hiesige Spitze gekauft hatte und sie als den letzten Schrei aus Europa ausgab, wer versuchte, Soundso den Ehemann auszuspannen, und wer erstklassige Möbel aus Mailand importiert hatte. Jetzt jedoch war es still im Raum. Ihre Mutter hielt ein Glas Tonic in der einen Hand und ein Taschentuch in der anderen. Sie weinte. Sie erzählte Olanna von der Geliebten ihres Vaters.

»Er hat ihr ein Haus in Ikeja gekauft«, sagte ihre Mutter. »Meine Freundin wohnt in derselben Straße.«

Olanna beobachtete die zarte Bewegung der Hand ihrer Mutter, als sie sich die Augen betupfte. Das Taschentuch sah aus, als wäre es aus Satin; große Saugkraft hatte es bestimmt nicht.

»Hast du mit ihm gesprochen?«, fragte Olanna.

»Aber was soll ich denn zu ihm sagen? *Gwa ya gini?*« Ihre Mutter stellte das Glas ab. Sie hatte nicht einmal daran genippt, seit eines der Dienstmädchen es auf einem silbernen Tablett gebracht hatte. »Es gibt nichts, was ich dazu sagen kann. Ich wollte dir einfach nur mitteilen, was passiert, damit es hinterher nicht heißt, ich hätte es niemandem gesagt.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich werde mit ihm reden«, sagte Olanna. Das war es, was ihre Mutter wollte. Olanna war seit einem Tag aus London zurück, und schon jetzt begann der Glanz der Möglichkeiten, die ihr der Frauenarzt in Kensington in Aussicht gestellt hatte, wieder zu verblassen. Schon jetzt konnte sie sich nicht mehr recht an die Hoffnung erinnern, die sie durchströmt hatte, als er ihr gesagt hatte, mit ihr sei alles in Ordnung, sie müsse sich nur – hier hatte er gezwinkert – noch mehr anstrengen. Schon jetzt wünschte sie sich, sie wäre wieder in Nsukka.

»Das Schlimmste an der ganzen Sache ist, dass die Frau eine ganz gewöhnliche Schlampe ist«, sagte ihre Mutter und knetete ihr Taschentuch. »Eine Yoruba-Zicke aus dem Busch, mit zwei Kindern von zwei verschiedenen Männern. Alt und hässlich soll sie auch sein.«

Olanna stand auf. Als spielte es eine Rolle, wie die Frau aussah. Als ob man mit »alt und hässlich« nicht ebenso gut ihren Vater umschreiben könnte. Was ihrer Mutter Kummer bereitete, war nicht die Geliebte an sich, das wusste sie, sondern die Bedeutung dessen, was ihr Vater getan hatte: der Geliebten in einer Gegend von Lagos ein Haus zu kaufen, wo Menschen aus derselben Gesellschaftsschicht lebten wie sie.

»Vielleicht sollten wir abwarten, bis Kainene zu Besuch kommt, damit sie an deiner Stelle mit deinem Vater redet, *nne*«, sagte ihre Mutter und betupfte erneut ihre Augen.

»Ich habe gesagt, ich rede mit ihm, Mom«, bekräftigte Olanna.

Doch als sie an diesem Abend das Zimmer ihres Vaters betrat, wurde ihr bewusst, dass ihre Mutter recht hatte. Kainene war wirklich die beste Person dafür. Kainene würde genau wissen, was sie sagen sollte, und nicht dieses peinliche Gefühl der Unbeholfenheit empfinden, Kainene mit ihren schlauen Kommentaren, ihrer scharfen Zunge und ihrem unerschütterlichen Selbstbewusstsein.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Dad«, sagte sie und machte die Tür hinter sich zu. Er saß an seinem Schreibtisch, auf dem Stuhl mit dem geraden Rücken aus dunklem Holz. Sie konnte ihn nicht fragen, ob es stimmte, denn er musste wissen, dass ihre Mutter die Wahrheit kannte und damit auch sie. Einen Moment lang fragte sie sich, wie diese andere Frau wohl aussah und worüber ihr Vater und sie miteinander redeten.

»Dad«, sagte sie noch einmal. Sie würde den größten Teil auf Englisch machen. Auf Englisch war es leicht, förmlich und kalt zu sein. »Ich wünschte, du hättest etwas Respekt vor meiner Mutter.« Eigentlich hatte sie das gar nicht sagen wollen. »Meine Mutter« statt »Mom« klang so, als hätte sie die Absicht, ihn auszuschließen, als wäre er ein Fremder, dem gegenüber man diese Ausdrücke verwenden konnte, als könnte er gar nicht »mein Vater« sein.

Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück.

»Es ist respektlos, dass du dich mit dieser Frau triffst und dass du ihr in einer Gegend ein Haus gekauft hast, wo die Freunde meiner Mutter leben«, sagte Olanna. »Du fährst von der Arbeit aus hin, dein Fahrer parkt vor dem Haus, und es scheint dir völlig egal zu sein, ob dich jemand sieht. Das ist wie eine Ohrfeige ins Gesicht meiner Mutter.«

Ihr Vater hatte die Augen niedergeschlagen, die Augen eines Mannes, der in seinem Inneren nach einem Ausweg sucht.

»Ich werde dir nicht sagen, was du zu tun hast, aber etwas musst du tun. Meine Mutter ist nicht glücklich.« Olanna legte eine Betonung auf das »glücklich«, die fast übertrieben war. Noch nie zuvor hatte sie so mit ihrem Vater gesprochen; sie sprach überhaupt wenig mit ihm. Sie stand da und schaute ihn an, er schaute sie an, und zwischen ihnen breitete sich eine leere Stille aus.

Telegram:@shabarsbibliothek

»*Anugo m*, ich habe dich gehört«, sagte er. Sein Igbo klang gedämpft, verschwörerisch, als hätte sie zu ihm gesagt, er solle ihre Mutter nur weiterhin betrügen, es aber vernünftiger anstellen. Es machte sie wütend. Vielleicht war es ja letztlich genau das, was sie ihn gebeten hatte zu tun, doch es ärgerte sie trotzdem. Sie blickte im Zimmer umher und dachte, wie unvertraut ihr doch sein großes Bett war; weder hatte sie je zuvor gesehen, was für einen satten goldenen Glanz die Decke hatte, noch wie fein ziseliert die Metallgriffe seiner Schubladen waren. Selbst er sah aus wie ein Fremder, ein dicker Mann, den sie nicht kannte.

»Ist das alles, was du zu sagen hast, dass du mich gehört hast?«, fragte Olanna und hob dabei die Stimme.

»Was willst du denn von mir hören?«

Auf einmal hatte Olanna Mitleid mit ihm, mit ihrer Mutter, mit sich selbst und Kainene. Am liebsten hätte sie ihn gefragt, warum sie alle Fremde füreinander waren, die nur den Nachnamen gemeinsam hatten.

»Ich werde etwas in dieser Sache tun«, fügte er hinzu. Er stand auf und kam auf sie zu. »Danke, *ola m*«, sagte er.

Sie war sich nicht sicher, was sie von diesem Dank halten sollte oder davon, dass er sie »mein Gold« genannt hatte, etwas, das er nicht mehr getan hatte, seit sie ein Kind gewesen war, und das jetzt etwas gekünstelt Feierliches hatte. Sie drehte sich um und verließ den Raum.

Als Olanna am nächsten Morgen die laute Stimme ihrer Mutter hörte, die »du Nichtsnutz! Du Dummkopf!« schimpfte, lief sie nach unten. Sie stellte sich vor, wie die beiden stritten, wie ihre Mutter das Hemd ihres Vaters vorne zu einem festen Knoten zusammendrehte, so wie das Frauen oft taten, wenn ihre Männer sie betrogen. Die Geräusche kamen aus der Küche. Olanna blieb an der Tür stehen. Ein Mann lag vor ihrer Mutter auf den

Telegram:@shabarsbibliothek

Knien, die Hände über dem Kopf, die Handflächen flehentlich nach oben gestreckt. »Madam, bitte. Madam, bitte.«

Ihre Mutter drehte sich zu Maxwell, dem Diener, der danebenstand und zuschaute. »*I fugo?* Glaubt er wirklich, wir haben ihn angestellt, damit er uns nach Strich und Faden beklaut?«

»Nein, Mah«, sagte Maxwell.

Ihre Mutter wandte sich wieder dem Mann zu, der auf dem Boden kniete. »Das hast du also gemacht, seit du zu uns gekommen bist, du nutzloser Kerl? Du bist hier, um mich zu bestehlen?«

»Madam, bitte. Madam, bitte. Ich flehe Sie an, bei Gott.«

»Mom, was ist denn los?«, fragte Olanna.

Ihre Mutter drehte sich um. »Ach, *nne*, ich wusste gar nicht, dass du schon auf bist.«

»Was ist los?«

»Es geht um diesen Wilden hier. Wir haben ihn erst letzten Monat angestellt, und schon will er mir das Haus ausräumen.« Sie wandte sich dem Knienden zu. »So bedankst du dich bei den Leuten dafür, dass sie dir eine Arbeit geben? Dummkopf!«

»Was hat er denn gemacht?«, fragte Olanna.

»Komm und schau es dir an.« Ihre Mutter führte sie hinaus auf den Hinterhof, wo ein Fahrrad am Mangobaum lehnte. Eine geflochtene Tasche war vom Gepäckträger gefallen, und Reis sickerte heraus.

»Er hat meinen Reis gestohlen und wollte gerade damit heimfahren. Nur durch Gottes Gnade ist die Tasche runtergefallen. Wer weiß, was er noch so alles gestohlen hat. Kein Wunder, dass ich ein paar Halsketten vermisse.« Der Atem ihrer Mutter ging schnell.

Olanna schaute auf die Reiskörner auf dem Boden und fragte sich, wie ihre Mutter sich darüber so echauffieren konnte und ob sie selber an ihren

Telegram:@shabarsbibliothek

Zorn glaubte.

»Tante, bitte, ich bitte Sie, Madam. Der Teufel hat mich verführt, das zu tun.« Jetzt hob der Fahrer seine flehenden Hände in Olannas Richtung. »Bitte, ich bitte Sie, Madam.«

Olanna wandte den Blick von dem zerfurchten Gesicht des Mannes und seinen gelben Augäpfeln ab; er war älter, als sie zuerst gedacht hatte, sicher über sechzig. »Steh auf«, sagte sie.

Er sah unsicher aus und warf einen Blick zu ihrer Mutter hinüber.

»Ich sagte, steh auf!« Olanna hatte nicht vorgehabt, die Stimme zu erheben, ihr Ton war schärfer gewesen als geplant. Der Mann erhob sich mit ungelenken Bewegungen, die Augen niedergeschlagen.

»Mom, wenn du ihn rausschmeißen willst, dann schmeiß ihn raus und lass ihn gehen«, sagte Olanna.

Der Mann schnappte nach Luft, als hätte er nicht damit gerechnet, dass sie das sagen würde. Auch ihre Mutter sah überrascht aus und schaute zuerst zu Olanna, dann zu dem Mann und zu Maxwell, bevor sie die Hand sinken ließ, die sie in die Hüfte gestützt hatte. »Ich geb dir noch eine Chance, aber fass nie wieder etwas in diesem Haus an, was du nicht darfst. Hast du mich verstanden?«

»Ja, Madam. Danke, Madam. Gott segne Sie, Madam.«

Der Mann leierte immer noch seine Dankesbezeugungen herunter, als sich Olanna eine Banane vom Tisch nahm und die Küche verließ.

Sie erzählte Odenigbo die Geschichte am Telefon: wie es sie abgestoßen hatte, dass sich dieser ältere Mann so erniedrigte, und dass ihre Mutter sicher vorgehabt hatte, ihn zu feuern, aber erst, nachdem sie sich eine Stunde an seiner Unterwürfigkeit und an ihrem eigenen, selbstgerechten Zorn geweidet hätte. »Es kann nicht mehr als ein Pfund Reis gewesen sein«, fügte sie hinzu.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Er hat immerhin gestohlen, *nkem*.«

»Mein Vater und seine Politikerkumpane stehlen so viel Geld mit ihren Verträgen, aber keiner lässt sie auf Knien um Verzeihung bitten. Und dann bauen sie mit dem gestohlenen Geld Häuser, vermieten Wohnungen an Männer wie diesen und verlangen solche Wuchermieten, dass sich die armen Menschen kein Essen mehr leisten können.«

»Diebstahl lässt sich nicht durch Diebstahl rechtfertigen.« Odenigbo klang seltsam düster; eigentlich hatte sie von ihm einen empörten Aufschrei über die Ungerechtigkeit des Ganzen erwartet.

»Bedeutet Ungleichheit denn auch Würdelosigkeit?«, fragte sie.

»Oft ja.«

»Ist alles in Ordnung mit dir?«

»Meine Mutter ist hier. Ich hatte keine Ahnung, dass sie kommen wollte.«

Kein Wunder, dass er so klang. »Ist sie bis Dienstag wieder weg?«

»Ich weiß nicht. Ich wünschte, du wärst hier.«

»Ich bin froh, dass ich es nicht bin. Hast du mit ihr besprochen, wie der Fluch der gebildeten Hexe gebrochen werden kann?«

»Bevor sie irgendwas von sich gibt, werde ich ihr sagen, dass es nichts zu bereden gibt.«

»Du könntest sie mit der Mitteilung besänftigen, dass wir versuchen, ein Kind zu kriegen. Oder ist der Gedanke für sie unerträglich, dass ich ein Kind bekomme? Schließlich könnten sich ja ein paar von den Hexengenen auf das Kind vererben.«

Sie hatte gehofft, Odenigbo würde lachen, aber er tat es nicht. »Ich kann es kaum erwarten, dass es Dienstag wird«, sagte er nach einer Weile.

»Ich auch nicht«, erwiderte sie. »Sag Ugwu, er soll den Teppich im Schlafzimmer ausklopfen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

In jener Nacht, als ihre Mutter zu ihr ins Zimmer kam, roch es nach Chloe, einem wunderbaren Duft, aber Olanna verstand trotzdem nicht, wieso jemand so etwas trug, wenn er ins Bett ging. Ihre Mutter hatte zu viele Parfüms, sie standen auf ihrer Schminkkommode wie in einem Ladenregal, kurze dicke Flaschen, schmale Flaschen, runde Flaschen. Selbst wenn sie jeden Tag vor dem Schlafengehen etwas davon auflegte, würde vermutlich noch in fünfzig Jahren nicht alles aufgebraucht sein.

»Danke, *nne*«, sagte sie. »Dein Vater versucht, alles wieder einzurenken.«

»Verstehe.« Olanna wollte eigentlich nicht wissen, was ihr Vater genau getan hatte, um alles wieder einzurenken, aber es schenkte ihr ein seltsames Gefühl der Genugtuung, dass sie mit ihrem Vater geredet, dass sie ihn zu etwas gebracht, dass sie sich nützlich gemacht hatte, wie Kainene.

»Mrs Nwizu wird bald endlich aufhören, mich anzurufen und mir zu sagen, dass sie ihn da gesehen hat«, sagte ihre Mutter. »Letztens hat sie etwas Gehässiges über Leute gesagt, deren Töchter sich weigern zu heiraten. Ich glaube, sie wollte mir einfach was an den Kopf werfen und sehen, was ich zurückwerfe. Ihre Tochter hat letztes Jahr geheiratet, und sie konnten es sich nicht mal leisten, für die Hochzeit etwas aus dem Ausland einfliegen zu lassen. Sogar das Hochzeitskleid wurde hier in Lagos gemacht!« Ihre Mutter setzte sich. »Übrigens gibt es da jemanden, der dich sehr gerne kennenlernen möchte. Erinnerst du dich noch an die Familie von Igwe Onochie? Ihr Sohn ist Ingenieur. Ich glaube, er hat dich irgendwo gesehen, und er ist sehr interessiert.«

Olanna seufzte und lehnte sich zurück, um sich anzuhören, was ihre Mutter zu sagen hatte.

Telegram:@shabarsbibliothek

Als sie nach Nsukka zurückkehrte, war es Nachmittag, jene stille Stunde, wenn die Sonne noch unablässig herunterbrannte und selbst die Bienen so erschöpft waren, dass sie nur schlapp herumsaßen. Odenigbos Wagen stand in der Garage. Ugwu öffnete die Tür, bevor sie klopfen konnte. Sein Hemd war aufgeknöpft, er hatte kleine Schweißringe unter den Armen. »Willkommen, Mah«, sagte er.

»Ugwu.« Sie hatte sein treues, lächelndes Gesicht vermisst. »*Unu anokwa ofuma?* Ist es dir gut ergangen?«

»Ja, Mah«, sagte er und lief hinaus, um ihr Gepäck aus dem Taxi zu holen.

Olanna ging ins Haus. Sie hatte den schwachen Geruch von Putzmittel vermisst, der im Wohnzimmer hing, wenn Ugwu die Jalousien gewischt hatte. Weil sie gedacht hatte, Odenigbos Mutter würde schon weg sein, versetzte es ihr einen Dämpfer, sie angekleidet auf dem Sofa sitzen und an einer Tasche herumfummeln zu sehen. Amala stand neben ihr, in der Hand eine kleine Metallschachtel.

»*Nkem!*«, rief Odenigbo und lief auf sie zu. »Es ist so schön, dass du wieder da bist! So schön!«

Als sie sich umarmten, entspannte sich sein Körper nicht, und die kurze Berührung seiner Lippen hatte etwas Papierenes. »Mama und Amala sind gerade beim Aufbruch. Ich bringe sie zum großen Parkplatz«, sagte er.

»Guten Tag, Mama«, sagte Olanna, machte aber keine Anstalten, sich zu nähern.

»Olanna, *kedu*?«, fragte Mama. Sie war es, die Olanna umarmte; und es war Mama, die einen herzlichen Ton anschlug. Olanna war erstaunt, aber erfreut. Vielleicht hatte Odenigbo ihr ja gesagt, wie ernst es ihnen mit ihrer Beziehung war und dass sie planten, ein Kind zu bekommen.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Amala, wie geht es dir?«, fragte Olanna. »Ich wusste gar nicht, dass du auch hier bist.«

»Willkommen, Tante«, murmelte Amala und schlug die Augen nieder.

»Hast du alles?«, fragte Odenigbo seine Mutter. »Dann lass uns fahren. Auf geht's.«

»Haben Sie gegessen, Mama?«, fragte Olanna.

»Mir liegt noch das Essen vom Morgen schwer im Magen«, sagte Mama. Auf ihrem Gesicht lag ein vielsagender, zufriedener Ausdruck.

»Wir müssen jetzt los«, sagte Odenigbo. »Ich bin später für eine Partie eingetragen.«

»Was ist mit dir, Amala?«, fragte Olanna. Mamas lächelndes Gesicht hatte plötzlich den Wunsch in ihr geweckt, sie würden länger bleiben. »Ich hoffe, du hast etwas gegessen.«

»Ja, Tante, danke«, sagte Amala, die Augen immer noch fest auf den Boden gerichtet.

»Gib Amala den Schlüssel, damit sie die Sachen ins Auto legt«, sagte Mama zu Odenigbo.

Odenigbo ging auf Amala zu, blieb jedoch ein Stück vor ihr stehen, so dass er den Arm ausstrecken musste, um ihr den Schlüssel zu geben. Sie nahm ihn vorsichtig aus seinen Fingern; dabei berührten sie sich nicht. Es war nur ein flüchtiger Moment, aber Olanna bemerkte trotzdem, wie peinlich sie darum bemüht waren, jede Berührung der Haut zu vermeiden, als wären sie durch ein gemeinsames Wissen vereint, das so gewaltig war, dass sie keine weiteren Vertraulichkeiten zulassen wollten.

»Gute Reise«, sagte sie. Sie sah zu, wie der Wagen vom Anwesen fuhr, und während sie dastand, versuchte sie sich einzureden, dass sie sich täuschte, dass jene Geste nichts zu bedeuten gehabt hatte. Doch irgendetwas störte sie daran. Etwas Ähnliches hatte sie empfunden, als sie im

Telegram:@shabarsbibliothek

Wartezimmer des Gynäkologen gesessen hatte: überzeugt davon, dass mit ihrem Körper etwas nicht stimmte, und doch erfüllt von dem Wunsch, er möge ihr sagen, dass alles in bester Ordnung sei.

»Mah, möchten Sie etwas essen? Soll ich Reis aufwärmen?«, fragte Ugwu.

»Jetzt nicht.« Einen Moment lang war sie versucht, Ugwu zu fragen, ob er jene Geste auch beobachtet hatte, ob er überhaupt etwas beobachtet hatte. »Geh und schau nach, ob es reife Avocados gibt.«

»Ja, Mah.« Ugwu zögerte kurz, bevor er hinausging.

Sie stand an der Eingangstür, bis Odenigbo zurückkam. Sie wusste nicht, was die Verkrampfung in ihrem Bauch und das Rasen in ihrer Brust bedeutete. Sie machte die Tür auf und schaute ihm forschend ins Gesicht.

»Ist etwas passiert?«, wollte sie wissen.

»Was meinst du?« Er hielt ein paar Zeitungen in der Hand. »Einer meiner Studenten hat die letzte Prüfung verpasst, und heute Morgen kam er und hat mir Geld angeboten, wenn ich ihn durchlasse, dieser Ignorant.«

»Ich wusste nicht, dass Amala auch da ist«, sagte sie.

»Ja.« Er fing an, die Zeitungen umzuschichten, wich ihrem Blick aus. In diesem Moment machte sich ganz langsam der Schock in Olanna breit. Sie wusste es. Sie merkte an seinen abgehackten Bewegungen, an dem panischen Ausdruck auf seinem Gesicht, an der übereilten Art, mit der er versuchte, ganz normal auszusehen, dass etwas geschehen war, was nicht hätte geschehen dürfen.

»Du hast Amala berührt«, sagte Olanna. Es war keine Frage, und doch wünschte sie sich, er würde darauf antworten, als wäre es eine gewesen; sie wollte, dass er nein sagte, dass er sich darüber aufregte, wie sie so etwas auch nur denken könne. Doch Odenigbo sagte nichts. Er setzte sich in seinen Lehnstuhl und schaute sie an.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Du hast Amala berührt«, wiederholte Olanna. Sie würde sich immer an diesen Gesichtsausdruck erinnern, wie er sie anschaute, als hätte er sich niemals träumen lassen, dass es zu einer solchen Szene kommen könne, und als hätte er sich folglich auch keine entsprechende Antwort ausgedacht.

Sie drehte sich in Richtung Küche um und fiel neben dem Esstisch fast hin; so groß war das Gewicht auf ihrer Brust, so riesengroß, dass es sie zu Boden zog.

»Olanna«, sagte er.

Sie beachtete ihn nicht. Er würde ihr nicht folgen, weil er sich fürchtete, weil er erfüllt war von der Angst der Schuldigen. Sie stieg nicht gleich ins Auto und fuhr in ihre Wohnung. Stattdessen ging sie hinaus, setzte sich auf die Hinterhoftreppe und sah einer Henne zu, die unter dem Zitronenbaum sechs Küken umgluckte und sie auf die Krumen am Boden aufmerksam zu machen versuchte. Ugwu pflückte Avocados von dem Baum beim Dienstbotenquartier. Sie war sich nicht sicher, wie lange sie dort gesessen hatte, als die Henne laut zu gackern begann und die Flügel ausbreitete, um ihre Küken zu schützen, aber sie waren nicht schnell genug bei ihr. Ein Milan schoss herab und nahm eines von ihnen mit sich, ein braun-weißes Hühnchen. Es ging so schnell, das Herabschießen des Milans und wie er davonglitt, das Hühnchen in den gekrümmten Krallen, dass Olanna zuerst dachte, sie habe sich das alles nur eingebildet. Doch das war unmöglich, denn die Henne rannte wie wild im Kreis herum, gackerte und wirbelte Staubwolken auf. Die anderen Hühnchen schauten verwirrt drein. Olanna sah ihnen zu und fragte sich, ob sie begriffen, was der Trauertanz ihrer Mutter zu bedeuten hatte. Dann endlich fing sie an zu weinen.

Ein Tag nach dem anderen verging wie im Nebel. Olanna versuchte, einen Gedanken zu fassen, zu überlegen, was sie tun sollte. Als Odenigbo zum

Telegram:@shabarsbibliothek

ersten Mal zu ihr in die Wohnung kam, war sie unsicher, ob sie ihn hereinlassen sollte. Doch er klopfte und klopfte und sagte: »*Nkem*, bitte mach auf, *biko*, bitte mach auf«, bis sie es schließlich tat. Sie saß da und nippte an einem Glas Wasser, während er ihr erzählte, er sei betrunken gewesen, und Amala habe sich ihm aufgedrängt, es sei eine kurze, heftige Begegnung der Lust gewesen. Danach bat sie ihn zu gehen. Es war zermürbend, dass er so viel Selbstgewissheit besaß, das, was er getan hatte, als »kurze, heftige Begegnung der Lust« zu bezeichnen. Sie hasste diese Ausdrucksweise, und sie hasste die Bestimmtheit in seinem Gesicht, als er das nächste Mal zu ihr kam und sagte: »Es hatte nichts zu bedeuten, *nkem*, gar nichts.« Doch für sie war nicht wichtig, was es bedeutete, sondern was geschehen war: dass er mit dem Mädchen seiner Mutter, einem Mädchen vom Land, geschlafen hatte, kaum war sie einmal drei Wochen weg. Das schien ihr alles zu leicht, die Art, wie er ihr Vertrauen gebrochen hatte. Sie beschloss, nach Kano zu fahren, denn wenn es einen Ort gab, an dem sie einen klaren Gedanken fassen konnte, dann war es Kano.

Ihr Flug hatte einen Zwischenstopp in Lagos, und als sie in der Abflughalle saß und wartete, lief eine große, dünne Frau an ihr vorbei. Sie stand auf und wollte schon »Kainene!« rufen, als ihr klarwurde, dass es nicht ihre Schwester sein konnte. Kainene hatte eine viel dunklere Haut als die Frau, und sie hätte nie einen grünen Rock zu einer roten Bluse getragen. Und doch hätte sie es sich so sehr gewünscht, es wäre Kainene gewesen. Sie würden sich zueinandersetzen, und sie würde Kainene von Odenigbo erzählen, und Kainene würde etwas sagen, das klug und sarkastisch und tröstend zugleich war.

In Kano war Arize wütend.

»Dieser Wilde aus Aba! Sein faulender Penis soll ihm abfallen! Weiß er denn nicht, dass er, wenn er morgens aufwacht, besser auf die Knie fallen

Telegram:@shabarsbibliothek

und Gott danken sollte, dass du ihn auch nur angeschaut hast?«, sagte sie und zeigte Olanna Entwürfe von üppig gebauschten Hochzeitskleidern. Nnakwanze hatte Arize endlich einen Antrag gemacht. Olanna schaute sich die Zeichnungen an. Sie fand die Kleider alle hässlich und überladen, freute sich aber so sehr über Arizes Empörung in ihrer Sache, dass sie auf eines von ihnen zeigte und murmelte: »*O maka!* Das ist hübsch.«

Tante Ifeka sagte erst nach einigen Tagen etwas über die Sache mit Odenigbo. Olanna saß mit ihr auf der Veranda; die Sonne brannte herunter, und das Zinkvordach knisterte leise, als wollte es protestieren. Doch hier draußen war es kühler als in der rauchgeschwängerten Küche, wo drei Nachbarinnen zur gleichen Zeit kochten. Olanna fächelte sich mit einer kleinen Bastmatte Luft zu. Zwei Frauen standen beim Tor, und eine schrie auf Igbo: »Ich sagte, heute gibst du mir endlich mein Geld! *Tata!* Heute, nicht morgen!«, während die andere flehentlich die Hände rang und gen Himmel schaute.

»Wie geht es dir?«, fragte Tante Ifeka. Sie rührte im Mörser eine teigige Paste aus gemahlenen Bohnen an.

»Mir geht’s gut, Tante. Und jetzt, da ich hier bin, geht es mir noch besser.«

Tante Ifeka griff in die Paste und pickte ein kleines schwarzes Insekt heraus. Olanna fächelte schneller. Tante Ifekas Schweigen ermutigte sie dazu, mehr zu sagen. »Ich glaube, ich werde meine Veranstaltungen in Nsukka verschieben und hier in Kano bleiben«, sagte sie. »Ich könnte eine Weile am Institut unterrichten.«

»Nein.« Tante Ifeka legte den Stößel beiseite. »*Mba.* Du wirst nach Nsukka zurückkehren.«

»Ich kann doch nicht einfach in sein Haus zurück, Tante.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich sag ja auch nicht, dass du in sein Haus zurücksollst. Ich sagte, du wirst nach Nsukka zurückkehren. Hast du nicht eine eigene Wohnung und einen eigenen Job? Odenigbo hat getan, was alle Männer tun – er hat sein Ding in das erstbeste Loch gesteckt, das er finden konnte, als du weg warst. Heißt das etwa gleich, dass jemand gestorben ist?«

Olanna hörte mit dem Fächeln auf und spürte den feuchten Schweiß auf ihrer Kopfhaut.

»Als dein Onkel mich damals geheiratet hat, habe ich mir Sorgen gemacht, weil ich dachte, diese anderen Frauen da würden kommen und mir mein Zuhause streitig machen. Jetzt weiß ich, dass nichts, was er tut, mein Leben verändern kann. Mein Leben wird sich nur verändern, wenn ich es will.«

»Was sagst du da, Tante?«

»Er ist sehr vorsichtig, seit er gemerkt hat, dass ich keine Angst mehr habe. Ich habe zu ihm gesagt, wenn er mir in irgendeiner Weise Schande macht, werde ich ihm die Schlange zwischen seinen Beinen abschneiden.« Tante Ifeka rührte weiter, und Olanna spürte, wie sich ihre Vorstellung von der Ehe langsam in Luft auflöste.

»Du darfst dich nie so verhalten, als würde dein Leben einem Mann gehören. Hast du gehört?«, sagte Tante Ifeka. »Dein Leben gehört dir, nur dir allein, *soso gi*. Du fährst am Samstag zurück. Und jetzt beeil ich mich und mach dir *abacha*, damit du es mitnehmen kannst.«

Sie probierte die Paste und spuckte sie wieder aus.

Olanna fuhr am Samstag. Der Mann, der neben ihr im Flugzeug saß, auf der anderen Seite des Ganges, hatte die glänzendste schwarze Haut, die sie je gesehen hatte. Er war ihr schon früher aufgefallen, in seinem dreiteiligen Schurwollanzug, weil er sie angestarrt hatte, als sie an der Landebahn

Telegram:@shabarsbibliothek

warteten. Er hatte angeboten, ihr mit dem Handgepäck zu helfen, und hatte später die Flugbegleiterin gefragt, ob er den Platz neben ihr nehmen könne, da er frei sei. Jetzt bot er ihr den *New Nigerian* an und fragte: »Möchten Sie den lesen?« An seinem Mittelfinger trug er einen großen Opalring.

»Ja. Danke schön.« Olanna nahm die Zeitung entgegen. Während sie darin blätterte, spürte sie, dass er sie beobachtete und die Zeitung für ihn ein Anknüpfungspunkt für ein Gespräch war. Plötzlich wünschte sie sich, sie könnte ihn attraktiv finden, und zwischen ihnen würde etwas ganz Verrücktes und Magisches passieren, und wenn das Flugzeug landete, würde sie Hand in Hand mit ihm weggehen, einem neuen, strahlenden Leben entgegen.

»Endlich haben sie diesen Igbo-Rektor von der Universität Lagos gefeuert«, sagte er.

»Oh.«

»Es steht auf der letzten Seite.«

Olanna drehte die Zeitung um. »Ach, hier.«

»Warum soll denn in Lagos ein Igbo Rektor sein?«, fragte er, und als Olanna keine Antwort gab, sondern nur halbherzig lächelte, um Aufmerksamkeit zu demonstrieren, fügte er hinzu: »Das Problem mit den Igbo ist, dass sie alles in diesem Land unter Kontrolle haben wollen. Alles. Warum können die nicht einfach bei sich im Osten bleiben? Ihnen gehören alle Geschäfte, sie dominieren den Staatsdienst, sogar die Polizei. Wenn sie für irgendein Vergehen festgenommen werden, reicht es völlig, wenn sie *keda* sagen, dann kommen sie frei.«

»Wir sagen *kedu*, nicht *keda*«, erwiderte Olanna ruhig. »Es bedeutet: ›Wie geht es dir?‹«

Der Mann starrte sie an, und sie starrte zurück und dachte, wie wunderschön er als Frau wäre mit dieser makellosen, schimmernden, fast

Telegram:@shabarsbibliothek

schwarzen Haut.

»Sind Sie Igbo?«, fragte er.

»Ja.«

»Aber Sie haben das Gesicht einer Fulani.« Er klang vorwurfsvoll.

Olanna schüttelte den Kopf. »Igbo.«

Der Mann murmelte etwas, das klang wie: »Tut mir leid«, wandte sich ab und fing an, in seiner Aktentasche zu kramen. Als sie ihm die Zeitung reichte, schien er zu zögern, ob er sie zurücknehmen solle, und obwohl sie ihn ab und zu von der Seite anschaute, begegneten sich ihre Blicke nicht mehr, bevor sie in Lagos landeten. Hätte er nur gewusst, dass seine Vorurteile sie auch mit Hoffnung erfüllt hatten. Sie brauchte gar nicht die verletzte Frau zu sein, deren Mann mit einem Mädchen aus dem Dorf geschlafen hatte. Ebenso gut konnte sie eine Fulani-Frau sein, die mit einem gutaussehenden Fremden im Flugzeug saß und über die Igbo herzog. Sie konnte eine Frau sein, die ihr Leben in die Hand nahm. Sie konnte alles sein.

Als sie aufstanden, um auszusteigen, schaute sie ihn an und lächelte, doch sie verkniff es sich, danke zu sagen, weil sie ihm weder von seiner Überraschung noch von seinem schlechten Gewissen etwas nehmen wollte.

Olanna mietete sich einen kleinen Lastwagen mit Ladefläche und einen Fahrer und begab sich zu Odenigbos Haus. Ugwu folgte ihr überallhin, als sie Bücher einpackte und dem Fahrer die Sachen zeigte, die sie mitnehmen wollte.

»Der Master sieht aus wie jemand, der jeden Tag weint, Mah«, sagte Ugwu zu ihr auf Englisch.

»Tu meinen Mixer in einen Karton«, sagte sie. »Mein« Mixer klang irgendwie komisch; das war immer »der« Mixer gewesen und hatte nie als

Telegram:@shabarsbibliothek

ihr Eigentum gegolten.

»Ja, Mah.« Ugwu ging in die Küche und kam mit einem Karton zurück. Er hielt ihn vorsichtig hoch. »Mah, bitte verzeihen Sie meinem Master.«

Olanna schaute ihn an. Er hatte es gewusst, hatte gesehen, dass diese Frau das Bett mit seinem Master geteilt hatte; auch er hatte sie betrogen. »*Osiso!* Leg den Mixer ins Auto!«

»Ja, Mah.« Ugwu wandte sich zur Tür, eine hilflose Langsamkeit in seinen Schritten.

»Kommen immer noch Gäste abends?«, fragte Olanna.

»Es ist nicht mehr so wie damals, als Sie noch da waren, Mah.«

»Aber sie kommen noch?«

»Ja.«

»Und dein Master spielt immer noch Tennis und geht in den Mitarbeiterclub?«

»Ja.«

»Gut.« Sie meinte es nicht so. Lieber hätte sie gehört, dass Odenigbo das Leben, das einmal ihr gemeinsames gewesen war, nicht mehr ertragen konnte.

Als er sie besuchte, versuchte sie, nicht darüber enttäuscht zu sein, wie normal er aussah. Sie stand an der Tür und gab unverbindliche Antworten, wütend über seine mühelose Beredtheit, über die Beiläufigkeit der Worte: »Du weißt, dass ich niemals eine andere Frau lieben werde, *nkem*«, als wäre er sich sicher, dass irgendwann alles wieder so werden würde, wie es einmal gewesen war. Was sie auch ärgerte, war die romantische Aufmerksamkeit anderer Männer, die ihr plötzlich zuteilwurde. Alleinstehende Männer kamen bei ihr in der Wohnung vorbei, verheiratete liefen ihr außerhalb ihres Instituts wie zufällig über den Weg. Ihr Werben ärgerte sie, weil sie offenbar davon ausgingen, dass ihre Beziehung zu

Telegram:@shabarsbibliothek

Odenigbo endgültig vorüber war. »Ich bin nicht interessiert«, sagte sie zu ihnen, und noch während sie es sagte, hoffte sie, dass Odenigbo nichts davon erfuhr, denn sie wollte nicht, dass er dachte, sie leide. Und sie litt tatsächlich nicht: Sie baute neues Material in ihre Vorlesungen ein, kochte ausgiebige Mahlzeiten, las neue Bücher, kaufte neue Schallplatten. Sie wurde Schriftführerin der St.-Vincent-de-Paul-Gesellschaft, und nachdem sie mit Essensspenden auf die Dörfer gefahren waren, notierte sie in einem Büchlein, wie lange die Treffen gedauert hatten. Sie züchtete Zinnien vor ihrem Haus und schloss endlich Freundschaft mit ihrer afroamerikanischen Nachbarin Edna Whaler.

Edna hatte ein leises Lachen. Sie unterrichtete Musik und spielte ihre Jazzplatten eine Spur zu laut ab, bereitete zarte Schweinskoteletts zu, sprach oft über den Mann, der sie eine Woche vor ihrer Hochzeit in Montgomery sitzengelassen hatte, und über den Onkel, den man gelyncht hatte, als sie noch ein Kind gewesen war. »Weißt du, was mich immer gewundert hat?«, fragte sie Olanna dann, als hätte sie ihr nicht erst einen Tag vorher dieselbe Frage gestellt. »Diese zivilisierten Weißen trugen schöne Kleider und Hüte, als sie zusammenkamen, um zuzusehen, wie ein schwarzer Mann an einem Baum aufgeknüpft wurde.«

Dann lachte sie ihr leises Lachen und fuhr sich durch ihr Haar, das vom Glattziehen einen fettigen Schimmer hatte. Zuerst sprachen sie nicht über Odenigbo. Es war erfrischend für Olanna, mit jemandem zusammen zu sein, der ganz weit weg war von dem Freundeskreis, den sie zusammen mit Odenigbo gehabt hatte. Dann, eines Tages, als Edna zu Billie Holidays »My Man« mitsang, fragte sie zwischen den Strophen: »Warum liebst du ihn?«

Olanna schaute auf. Ihr Kopf war leer. »Warum ich ihn liebe?«

Edna hob die Augenbrauen und formte lautlos Billie Holidays Worte nach.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich glaube nicht, dass die Liebe einen Grund braucht«, sagte Olanna.

»Klar braucht sie den.«

»Ich glaube, zuerst kommt die Liebe, und dann kommen erst die Gründe dafür. Wenn ich mit ihm zusammen bin, habe ich das Gefühl, dass ich nichts anderes mehr brauche.« Olannas Worte überraschten sie selbst, aber ihre beunruhigende Wahrheit weckte in ihr das Bedürfnis zu weinen.

Edna beobachtete sie. »Du kannst dir nicht die ganze Zeit vorlügen, dass es dir gutgeht.«

»Ich lüge mir nichts vor«, sagte Olanna. Billie Holidays traurige, heisere Stimme begann sie zu irritieren. Sie hatte nicht gewusst, wie leicht sie zu durchschauen war. Sie hatte gedacht, ihr häufiges Lachen klinge echt, und Edna wisse nicht, dass sie oft weinte, wenn sie allein in ihrer Wohnung war.

»Ich bin nicht gerade die beste Gesprächspartnerin, wenn es um Männer geht, aber du musst einfach mal mit jemandem darüber reden«, sagte Edna. »Vielleicht mit dem Priester, als Gegenleistung für die ganzen Wohltätigkeitsfahrten, die du für St. Vincent de Paul auf dich nimmst?«

Edna lachte, und Olanna lachte mit, aber schon dachte sie selbst, dass es vielleicht wirklich nötig sei, mit jemandem zu reden, jemand Neutralem, der ihr dabei half, wieder zu sich selbst zu finden und mit der Fremden zurechtzukommen, die sie geworden war. In den nächsten paar Tagen machte sie sich immer wieder zu St. Peter auf den Weg, blieb dann aber stehen und überlegte es sich anders. Schließlich, an einem Montagnachmittag, fuhr sie wirklich hin. Sie fuhr zu schnell und missachtete alle Bodenwellen, um ja nicht Zeit zum Anhalten zu haben. In Pater Damians stickigem Büro setzte sie sich auf eine hölzerne Bank und richtete die Augen stur auf das Aktenschränkchen, das mit der Aufschrift LAIENSTAND gekennzeichnet war, während sie über Odenigbo sprach.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich gehe nicht mehr in den Mitarbeiterclub, weil ich ihn nicht sehen will. Ich interessiere mich nicht mehr für Tennis. Er hat mich betrogen und mir weh getan, und doch hat es den Anschein, als hätte er mein Leben im Griff.«

Pater Damian zupfte an seinem Priesterkragen, rückte seine Brille zurecht, rieb sich die Nase, und sie fragte sich, ob er überhaupt etwas dachte, irgendetwas, was sie tun könne, denn Antworten hatte er keine für sie.

»Ich habe Sie letzte Woche nicht in der Kirche gesehen«, sagte er schließlich.

Olanna war enttäuscht, aber schließlich war er Priester, und das musste seine Lösung sein: die Suche nach Gott. Sie hatte sich gewünscht, dass er ihr das Gefühl geben würde, im Recht zu sein, damit sich dieses Recht zu Selbstmitleid verfestigen könnte und sie vom moralischen Standpunkt aus deutlich besser dastehen lassen würde. Sie wollte, dass er Odenigbo verdammte.

»Finden Sie, ich müsste öfter in die Kirche gehen?«

»Ja.«

Olanna nickte und drückte ihre Tasche an sich, um aufzustehen und zu gehen. Es wäre besser gewesen, nicht zu kommen. Und sie hätte nicht erwarten sollen, dass ein mondgesichtiger freiwilliger Eunuch im weißen Gewand in der Lage sein könne zu verstehen, wie sie sich fühlte. Er schaute sie an, die Augen riesig hinter den Brillengläsern.

»Ich denke auch, Sie sollten Odenigbo verzeihen«, sagte er und legte wieder einen Finger unter seinen Priesterkragen, als hätte er das Gefühl zu ersticken. Einen Moment lang empfand Olanna eine tiefe Abneigung gegen ihn. Was er sagte, war einfach zu leicht, zu vorhersehbar. Um das zu hören, hätte sie nicht herkommen brauchen.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Okay.« Sie stand auf. »Danke.«

»Es geht nicht um ihn, wissen Sie. Es geht um Sie.«

»Wie bitte?« Er saß immer noch, und so musste sie den Blick senken, um ihm in die Augen zu sehen.

»Betrachten Sie es nicht als Verzeihen. Sehen Sie es als etwas, das Ihnen die Möglichkeit gibt, glücklich zu sein. Was wollen Sie mit dem Elend, für das Sie sich entschieden haben? Wollen Sie es essen?«

Olanna schaute auf das Kruzifix, das über dem Fenster hing, auf das Gesicht Christi, so heiter in seinem Schmerz, und sagte nichts.

Odenigbo kam sehr früh, noch bevor sie gefrühstückt hatte. Sie wusste, dass etwas nicht stimmte, noch bevor sie die Tür aufschloss und sein ernstes Gesicht sah.

»Was ist los?«, fragte sie, und ihr graute vor der plötzlichen Hoffnung, die sich bei ihr einschlich: dass seine Mutter gestorben war.

»Amala ist schwanger«, sagte er.

Olanna hielt sich an der Türklinke fest.

»Mama ist gerade gekommen, um mir zu sagen, dass Amala ein Kind von mir erwartet.« In seiner Stimme lag ein selbstloser und stählerner Ton, der eines Menschen, der einem anderen eine schlechte Nachricht überbringen muss, doch selbst stark bleiben will, um ihm beizustehen.

Olanna fing an zu lachen. Sie lachte und lachte und lachte, weil das, was jetzt passierte und was in den vergangenen Wochen passiert war, ihr plötzlich so phantastisch vorkam.

»Lass mich rein«, sagte Odenigbo. »Bitte.«

Sie trat von der Tür zurück. »Komm rein.«

Er setzte sich auf die Stuhlkante, und sie fühlte sich wie jemand, der Porzellan zerbrochen und es geklebt hat und dem es erneut herunterfällt und

Telegram:@shabarsbibliothek

kaputtgeht; der Schmerz kam nicht daher, dass alles noch einmal zerbrochen war, sondern von der Erkenntnis, dass bereits der Versuch, es zu kleben, sinnlos gewesen war.

»*Nkem*, bitte, lass uns gemeinsam eine Lösung finden«, sagte er. »Wir machen alles, was du willst. Lass es uns gemeinsam tun.«

Olanna ging in die Küche, um den Wasserkocher abzustellen. Sie kam zurück und setzte sich auf den Platz ihm gegenüber. »Du hast gesagt, es sei nur ein einziges Mal passiert. Nur ein Mal, und schon wird sie schwanger? Nur ein Mal?« Sie wünschte, sie hätte nicht die Stimme gehoben. Aber das alles war so unglaubwürdig, so theatralisch und unglaubwürdig, dass er ein einziges Mal betrunken mit einer Frau schlief und sie gleich schwanger wurde.

»Es war nur ein Mal«, sagte er. »Nur ein Mal.«

»Ich verstehe.« Aber sie verstand überhaupt nicht. In diesem Moment hatte sie große Lust, ihn ins Gesicht zu schlagen, denn die selbstgerechte Art, in der er die Betonung auf die Worte »ein Mal« gelegt hatte, ließ den Akt als unvermeidlich erscheinen, als käme es mehr darauf an, wie oft etwas geschah, als darauf, ob es nicht besser gar nicht geschehen wäre.

»Ich habe Mama gesagt, sie soll Amala zu Doktor Okonkwo in Enugu schicken, aber sie hat gesagt, nur über ihre Leiche. Sie sagte, Amala werde das Kind austragen, und sie selbst will es großziehen. Es gibt da einen jungen Mann, der in Ondo in der Holzbranche arbeitet, und den wird Amala heiraten.« Odenigbo stand auf. »Mama hat das von Anfang an geplant. Zuerst hat sie dafür gesorgt, dass ich sturzbetrunken bin, und dann hat sie Amala zu mir geschickt, das habe ich jetzt begriffen. Ich komme mir vor wie jemand, der voll in eine Falle gegangen ist, ohne wirklich zu verstehen, warum.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Olanna schaute ihn von oben bis unten an, von seinem Haarkranz bis zu den schlanken Zehen in den Ledersandalen, und war erschrocken über diesen Anflug von Widerwillen, den sie plötzlich für jemanden empfand, den sie liebte. »Niemand hat dich in eine Falle gelockt«, sagte sie.

Er wollte sie in den Arm nehmen, aber sie wehrte ihn ab und bat ihn zu gehen. Später im Bad stand sie vor dem Spiegel und knetete wild mit beiden Händen ihren Bauch. Der Schmerz erinnerte sie daran, wie nutzlos sie war; erinnerte sie daran, dass jetzt ein Kind im Bauch einer anderen heranwuchs statt in ihrem eigenen.

Edna klopfte so lange, bis Olanna schließlich aufstand und die Tür aufschloss.

»Was ist los?«, fragte Edna.

»Mein Großvater hat immer gesagt, andere Leute furzen auch, aber bei seinen Fürzen kommt stets Scheiße raus«, sagte Olanna. Sie hatte lustig klingen wollen, aber ihre Stimme war zu heiser, war von Tränen durchsetzt.

»Was ist passiert?«

»Das Mädchen, mit dem er geschlafen hat, ist schwanger.«

»Was zum Teufel ist denn los mit dir?«

Olanna blinzelte. Was mit *ihr* los war?

»Reiß dich doch mal zusammen!«, sagte Edna. »Glaubst du denn, er sitzt den ganzen Tag herum und weint sich die Augen aus so wie du? Als mich damals dieses Schwein in Montgomery sitzengelassen hat, habe ich versucht, mich umzubringen, und weißt du, was er gemacht hat? Er ist abgehauen und hat in einer Band in Louisiana gespielt!« Edna klopfte sich ärgerlich aufs Haar. »Schau dich an. Du bist die freundlichste Person, die ich kenne. Schau nur, wie schön du bist. Warum brauchst du denn so viel

Telegram:@shabarsbibliothek

außer dir selbst? Warum reicht dir nicht, was du bist? Du bist so verdammt schwach!«

Olanna wich zurück; dieses wilde Durcheinander von Schmerz und Gedanken und Wut, das ihr durch den Kopf schoss, ließ die Worte mit tödlicher Präzision aus ihrem Mund strömen. »Es ist nicht meine Schuld, dass dein Mann dich verlassen hat, Edna.«

Edna sah zuerst überrascht aus, dann angewidert, bevor sie sich auf dem Absatz umdrehte und die Wohnung verließ. Olanna sah ihr hinterher, und was sie gesagt hatte, tat ihr leid. Doch noch würde sie sich nicht entschuldigen. Sie würde Edna ein, zwei Tage geben. Plötzlich hatte sie Hunger, quälenden Hunger; die Tränen hatten ihr Inneres komplett leer gewaschen. Die Reste vom Jollof-Reis wärmte sie nicht richtig auf, sondern aß sie direkt aus dem Topf. Sie trank zwei Flaschen Bier aus dem Kühlschrank dazu, fühlte sich aber immer noch nicht satt. Sie aß die Kekse aus dem Schrank, ein paar Orangen aus dem Kühlschrank und beschloss dann, zum Eastern Shop zu gehen und Wein zu kaufen. Sie würde trinken. Sie würde so viel Wein trinken, wie sie konnte.

Die beiden Frauen standen an der Ladentür, die Inderin aus der wissenschaftlichen Fakultät und die Frau aus Calabar, die Anthropologie unterrichtete. Sie lächelten, wünschten Olanna einen schönen Nachmittag, und sie fragte sich, ob ihre verstohlenen Blicke ihr Mitleid verbargen und ob sie wohl dachten, sie sei nicht nur am Ende, sondern auch schwach.

Sie schaute sich gerade die Etiketten der Weinflaschen an, als Richard neben sie trat.

»Ich dachte schon, dass du das bist.«

»Hallo, Richard.« Sie schaute in seinen Korb. »Ich wusste gar nicht, dass du selber einkaufst.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Harrison ist für ein paar Tage in sein Heimatdorf gefahren«, sagte er. »Wie geht’s dir? Alles in Ordnung?«

Ihr missfiel die mitleidige Art, wie er die Augen zusammenkniff. »Mir geht’s blendend. Ich kann mich nicht entscheiden, welchen von den beiden ich nehmen soll.« Sie zeigte auf die Weinflaschen. »Was hältst du davon, wenn ich beide kaufe, und wir trinken sie zusammen und entscheiden, welcher besser ist? Hast du eine Stunde Zeit? Oder musst du gleich wieder an den Schreibtisch zurück?«

Richard schien irritiert zu sein über ihren fröhlichen Ton. »Ich möchte mich wirklich nicht aufdrängen.«

»Natürlich drängst du dich nicht auf. Außerdem hast du mich noch nie besucht.« Sie hielt inne. »In meiner Wohnung, meine ich.«

Sie würde so sein wie immer, freundlich und normal, und sie würden den Wein trinken und über sein Buch reden und über ihre neuen Zinnien und die Igbo-Ukwu-Kunst und das Wahldebakel in der Westregion. Und dann würde er heimgehen und Odenigbo später erzählen, dass es ihr gutging. Ihr *ging* es gut.

Als sie in ihre Wohnung kamen, setzte sich Richard stocksteif auf die Sofakante, und sie wünschte, er würde sich so entspannt hinlümmeln wie sonst bei Odenigbo zu Hause; selbst sein Weinglas hielt er steif. Sie setzte sich auf den Teppich. Sie stießen auf die Unabhängigkeit Kenias an.

»Du musst wirklich über die schrecklichen Dinge schreiben, die die Briten in Kenia angerichtet haben«, sagte Olanna. »Haben sie nicht sogar den Männern die Hoden abgeschnitten?«

Richard murmelte etwas und wandte den Blick ab, als wäre ihm das Wort »Hoden« peinlich. Olanna lächelte und beobachtete ihn. »Stimmt das etwa nicht?«

»Doch.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Dann solltest du wirklich darüber schreiben.« Sie trank langsam ihr zweites Glas aus und hob dabei leicht den Kopf, um das Gefühl auszukosten, wie die kalte Flüssigkeit ihr durch die Kehle lief. »Hast du denn schon einen Titel für dein Buch?«

»*Ein Korb voller Hände.«*

»*Ein Korb voller Hände.«* Olanna kippte ihr Glas und trank den restlichen Wein darin. »Das klingt makaber.«

»Es geht um Arbeit. Um die guten Dinge, die schon erreicht wurden, Eisenbahnen zum Beispiel, aber auch darum, wie Arbeitskraft ausgebeutet wird und wie weit es mit der Kolonialisierung gekommen ist.«

»Oh.« Olanna stand auf und entkorkte die zweite Flasche. Sie beugte sich hinab und goss zuerst ihr eigenes Glas voll. Sie fühlte sich schwerelos, als fiele es ihr leichter als sonst, ihr Körpergewicht zu tragen, aber im Kopf war sie ganz klar; sie wusste genau, was sie wollte und was sie tat. Richards fast feuchter Geruch stieg ihr in die Nase, als sie mit der Flasche vor ihm stand.

»Mein Glas ist noch gar nicht ganz leer«, sagte er.

»Nein, stimmt.« Sie stellte die Weinflasche auf den Boden, setzte sich neben ihn und berührte die kleinen Härchen auf seiner Haut, und dabei dachte sie, wie hell und weich sie waren, nicht so bestimmt und spröde wie die von Odenigbo, überhaupt nicht wie die von Odenigbo. Er schaute sie an, und sie fragte sich, ob seine Augen wirklich grau geworden waren oder ob sie sich das nur einbildete. Sie berührte sein Gesicht und ließ die Hand auf seiner Wange ruhen.

»Komm, setz dich neben mich auf den Boden«, sagte sie schließlich.

Sie setzten sich nebeneinander und lehnten sich mit dem Rücken ans Sofa. Richard murmelte: »Ich gehe dann jetzt besser«, oder etwas, das so klang. Aber sie wusste, dass er nicht gehen würde, und wenn sie sich auf

Telegram:@shabarsbibliothek

dem kratzigen Teppich ausstrecken würde, dann würde er sich zu ihr legen. Sie küsste ihn auf die Lippen. Er zog sie heftig an sich, und dann, ebenso schnell, ließ er sie wieder los und wandte das Gesicht ab. Sie hörte, wie schnell sein Atem ging. Sie öffnete seinen Gürtel, zog seine Hose hinunter und musste lachen, weil sich die Hosenbeine an seinen Schuhen verhedderten. Sie zog ihr Kleid aus. Er legte sich auf sie, und der Teppich kratzte sie am nackten Rücken, während sie spürte, wie sein Mund sich sanft um ihre Brustwarze schloss. Es war ganz anders als mit Odenigbo, der biss und saugte, und es waren auch nicht Wellen der Lust, die er in ihr weckte. Richard ließ seine Zunge nicht über ihren Körper wandern, auf diese zuckende Weise, bei der sie immer alles um sich herum vergaß, aber als er ihren Bauch küsste, war es ihr bewusst, dass er ihren Bauch küsste.

Alles wurde anders, als er in ihr drin war. Sie hob die Hüften und bewegte sich mit ihm, reckte sich seinen Stößen entgegen, und es war, als würfe sie die Handschellen ab, die sie getragen hatte, als zöge sie sich die Nadeln aus ihrer Haut, als befreite sie sich in den lauten, lauten Schreien, die aus ihrem Mund hervorbrachen. Als es vorüber war, durchströmte sie ein Wohlgefühl, ein Gefühl, das der Gnade sehr nahekam.

Telegram:@shabarsbibliothek

21

Richard war fast erleichtert, als er von Winston Churchills Tod erfuhr. Dadurch hatte er eine Ausrede, am Wochenende nicht nach Port Harcourt zu fahren. Noch fühlte er sich außerstande, Kainene gegenüberzutreten.

»Jetzt kannst du endlich deinen schrecklichen Churchill-Witz ad acta legen, stimmt’s?«, sagte Kainene am Telefon, als er erzählte, er fahre nach Lagos zum Gedenkgottesdienst im britischen Hochkommissariat. Er lachte, und dann dachte er, wie es wäre, wenn sie alles herausfand und ihn verließ und er nie wieder ihre sarkastische Stimme am Telefon hören würde.

Es waren erst ein paar Tage vergangen, aber selbst die Erinnerung an Olannas Wohnung war verschwommen: Er war danach eingeschlafen, auf dem Wohnzimmerboden, und als er wieder aufwachte, hatte er dumpfe Kopfschmerzen und war sich auf unangenehm heftige Weise seiner Nacktheit bewusst. Sie saß auf dem Sofa, angezogen und stumm. Er kam sich unbeholfen vor, war sich nicht sicher, ob es gut wäre, über das zu reden, was vorgefallen war. Schließlich stand er ohne ein Wort auf und ging, weil er nicht sehen wollte, wie der Ausdruck auf ihrem Gesicht, den er für Bedauern hielt, sich in Abneigung verwandelte. Er war nicht bewusst von ihr erwählt worden; es hätte mit jedem Mann passieren können. Das hatte er sogar gespürt, als sie nackt in seinen Armen gelegen hatte, und doch hatte es ihm die Lust nicht nehmen können, die ihm ihr schöner, wohlgeformter Körper bereitete, die Art, wie sie sich mit ihm bewegte und wie sie ebenso viel nahm, wie sie gab. Noch nie war er so hart gewesen, und noch nie hatte das so lange angehalten wie mit ihr.

Telegram:@shabarsbibliothek

Jetzt jedoch fühlte er sich hilflos und allein. Seine Bewunderung für Olanna hatte auf ihrer Unerreichbarkeit beruht, war Anbetung aus der Ferne gewesen, doch jetzt, da er den Wein auf ihrer Zunge geschmeckt und sich so eng an sie gepresst hatte, dass auch er nach Kokosnuss roch, empfand er ein seltsames Gefühl des Verlusts. Er hatte seine Phantasie verloren. Doch was ihm noch mehr Sorgen machte, war die Angst, Kainene zu verlieren. Ihm war klar, dass Kainene es niemals erfahren durfte.

Bei der Gedenkfeier saß Susan neben ihm, und als Ausschnitte von Winston Churchills Reden im Originalton vorgespielt wurden, drückte sie fest ihre behandschuhten Hände aufeinander und lehnte sich an ihn. Richard spürte, wie ihm Tränen in die Augen stiegen. Das war vielleicht das Einzige, was sie wirklich gemein hatten – ihre Bewunderung für Sir Winston. Danach fragte sie ihn, ob er im Poloclub etwas mit ihr trinken wolle. Dorthin hatte sie ihn schon einmal mitgenommen und gesagt: »Afrikaner dürfen hier erst seit ein paar Jahren rein, aber du würdest es kaum glauben, wie viele jetzt kommen, und dabei wissen sie es gar nicht richtig zu schätzen.« Sie hatten damals am Rand der großen Rasenfläche gesessen.

Ein nigerianischer Kellner in einem engen schwarzen Anzug platzierte sie wieder an derselben Stelle, an der weißgetünchten Balustrade. Der Club war fast leer, obwohl auf der anderen Seite ein Polospiel stattfand. Der Lärm von acht rufenden, fluchenden Männern, die in voller Geschwindigkeit hinter einem Ball hergaloppierten, lag in der Luft. Susan sprach leise, erfüllt von der gedämpften Trauer um eine Person, die sie nie kennengelernt hatte. Sie sagte, wie interessant es sei, dass der letzte Bürgerliche, der ein Staatsbegräbnis bekommen habe, der Duke of Wellington gewesen sei, als wäre Richard das neu, und wie traurig es sei, dass viele Leute immer noch nicht wüssten, wie viel Sir Winston für

Telegram:@shabarsbibliothek

Großbritannien getan habe, und wie schrecklich, dass bei der Trauerfeier jemand angedeutet hatte, Churchills Mutter habe Indianerblut in ihren Adern gehabt. Susan hatte ein bisschen mehr Farbe, als er es in Erinnerung hatte; seit er nach Nsukka gezogen war, hatte er sie nicht mehr gesehen. Nach ein paar Gläsern Gin wurde sie munterer und sprach über einen wundervollen Film über die königliche Familie, der im British Council gezeigt worden war.

»Du hörst gar nicht richtig zu, stimmt's?«, fragte sie nach einer Weile. Ihre Ohren waren rot.

»Natürlich höre ich zu.«

»Ich habe von deiner Liebschaft gehört, Chief Ozobias Tochter«, sagte Susan, und die Art, wie sie das Wort »Liebschaft« sagte, sollte eine witzige Karikatur eines ungebildeten Akzents sein.

»Sie heißt Kainene.«

»Achtest du auch darauf, immer ein Gummi zu verwenden? Man muss vorsichtig sein, sogar bei so gebildeten Leuten.«

Richard blickte auf das stille, endlose Grün hinaus. Sie war betrunken, und er würde sich nicht die Mühe machen, sich zu ärgern. Er wäre nie mit ihr glücklich geworden – das Leben wäre ein dünnes Nichts gewesen, all die Tage, die sich zu einer langen, endlosen Bedeutungslosigkeit entsponnen hätten.

»Ich hatte eine Affäre mit John Blake«, sagte sie.

»Ach ja?«

Susan lachte. Sie spielte mit ihrem Glas herum, zog es kreuz und quer über den Tisch, verschmierte das Kondenswasser, das sich darauf gebildet hatte. »Du wirkst überrascht.«

»Bin ich nicht«, sagte er, dabei war er es doch. Nicht weil sie eine Affäre gehabt hatte, sondern weil es sich um John handelte, den Mann ihrer

Telegram:@shabarsbibliothek

Freundin Caroline. Aber so war das hier unter den Ausländern. Soweit er es beurteilen konnte, war alles, was sie taten, Sex mit den Ehefrauen und Ehemännern der anderen zu haben, unerlaubte Schäferstündchen, die mehr dazu dienten, sich in den Tropen die hitzedurchglühte Zeit zu vertreiben, als wirkliche Leidenschaften zu befriedigen.

»Es hat nichts zu bedeuten, rein gar nichts«, sagte Susan. »Aber ich möchte, dass du weißt, dass ich auch aktiv bin, während ich darauf warte, dass du deinen kleinen Abstecher ins dunkelhäutige Milieu beendest.«

Richard wollte noch etwas über den Treuebruch ihrer Freundin gegenüber sagen, merkte dann aber, wie heuchlerisch das geklungen hätte, und sei es auch nur in seinen eigenen Ohren.

5. Das Buch: Die Welt schwieg, als wir starben

Er schreibt über den Hunger. Der Hunger war im Krieg eine Waffe der Nigerianer. Hunger zwang Biafra in die Knie, er machte Biafra berühmt und ließ es so lange durchhalten, wie es eben durchhielt. Durch den Hunger wurde die Welt aufmerksam, und er entfachte Proteste und Demonstrationen in London und Moskau und in der Tschechoslowakei. Der Hunger führte dazu, dass Sambia und Tansania und die Elfenbeinküste Biafra anerkannten, der Hunger machte Biafra zum Teil von Nixons Wahlkampf in Amerika, und er brachte Eltern auf der ganzen Welt dazu, ihren Kindern zu sagen, sie sollten ihren Teller leeressen. Der Hunger veranlasste Hilfsorganisationen dazu, bei Nacht heimlich Lebensmittel nach Biafra einzufliegen, weil sich keine der Seiten auf Routen einigen konnte. Der Hunger beförderte die Karriere von Fotografen. Und der Hunger veranlasste das Internationale Rote Kreuz, Biafra als den schwersten Notfall seit dem Zweiten Weltkrieg zu bezeichnen.

Telegram:@shabarsbibliothek

22

Ugwus Durchfall war schmerzhaft und mit Krämpfen verbunden. Weder wurde es besser, als er die bitteren Tabletten aus dem Medizinschränkchen des Masters kaute, noch halfen die sauren Blätter, die Jomo ihm gab. Es hatte nichts mit irgendwelchem Essen zu tun, denn dass er plötzlich zum Dienstbotenquartier spurten musste, passierte ihm, ganz egal, was er gegessen hatte. Es waren seine Sorgen. Und Sorgen bereitete ihm die Tatsache, dass sein Master Angst hatte.

Seit Mama die Nachricht von Amalas Schwangerschaft überbracht hatte, stolperte der Master durch die Gegend, als wäre seine Brille schmutzig, er orderte mit gedämpfter Stimme seinen Tee und bat Ugwu, den Gästen zu sagen, er sei ausgegangen, obwohl sein Auto in der Garage stand. Oft starrte er einfach vor sich hin. Oft hörte er Highlife-Musik. Oft sprach er von Olanna. »Das lassen wir, bis deine Madam wieder hier einzieht«, oder: »Deine Madam hätte ihn lieber auf dem Flur«, sagte er dann, und Ugwu erwiderte: »Ja, Sah«, obwohl er wusste, dass der Master all das nicht sagen würde, wenn Olanna wirklich zurückkäme.

Ugwus Durchfall wurde schlimmer, als Mama mit Amala zu Besuch kam. Er schaute sich Amala genau an; schwanger sah sie nicht aus, sondern sie war immer noch schlank und hatte einen flachen Bauch, und er hoffte, dass die Medizin schließlich doch nicht gewirkt hatte. Doch während Mama heiße Taroknollen schälte, erzählte sie: »Wenn der kleine Junge erst mal da ist, werde ich jemanden haben, der mir Gesellschaft leistet, und die anderen

Telegram:@shabarsbibliothek

Frauen werden mir nicht mehr nachsagen können, dass ich die Mutter eines impotenten Mannes bin.«

Amala saß im Wohnzimmer. Durch ihre Schwangerschaft nahm sie eine bessere Position ein und durfte folglich untätig dasitzen und Musik aus der Truhe hören, denn sie war nicht mehr Mamas Bedienstete, sondern die Frau, die Mamas Enkelkind zur Welt bringen würde. Ugwu beobachtete sie von der Küchentür aus. Es war gut, dass sie sich nicht den Lehnstuhl des Masters ausgesucht hatte oder Olannas Lieblingshocker, denn er hätte ihr auf der Stelle gesagt, sie solle wieder aufstehen. Sie saß da, die Knie zusammengepresst, die Augen auf den Stapel Zeitungen auf dem Mitteltisch gerichtet, völlig ausdruckslos. Es war einfach nicht richtig, dass eine solch gewöhnliche Person in einem langweiligen Kleid und mit einem Baumwolltuch über der Stirn hier derart im Mittelpunkt stehen sollte. Sie war weder schön noch hässlich, sondern wie viele der jungen Frauen, die er früher jeden Morgen am Fluss bei seinem Dorf beobachtet hatte. Nichts war besonders an ihr. Wenn er sie beobachtete, wurde Ugwu plötzlich wütend. Doch sein Zorn richtete sich nicht gegen Amala, sondern gegen Olanna. Sie hätte einfach nicht von zu Hause weglaufen sollen, denn so hatte Mamas Medizin den Master in die Arme dieses gewöhnlichen, armseligen Mädchens getrieben. Besser, sie wäre geblieben und hätte Amala und Mama gezeigt, wer wirklich die Herrin im Hause war.

Die Tage waren erstickend und ewig gleich, Mama kochte streng riechende Suppen, die sie dann alleine aß, weil der Master bis spät unterwegs war, Amala unter Übelkeit litt und Ugwu Durchfall hatte. Doch das schien Mama egal zu sein; sie summte und kochte und putzte und lobte sich selbst, als sie endlich begriffen hatte, wie man den Herd anstellte. »Eines Tages werde ich meinen eigenen Herd haben, mein Enkelsohn wird mir einen bauen«, sagte sie und lachte.

Telegram:@shabarsbibliothek

Schließlich, nach mehr als einer Woche, beschloss sie, in ihr Dorf zurückzukehren und Amala dazulassen. »Siehst du nicht, wie schlecht es ihr geht?«, fragte sie den Master. »Meine Feinde wollen die Schwangerschaft stören, sie wollen nicht, dass jemand unseren Familiennamen weiterträgt, aber wir werden sie besiegen.«

»Du musst sie mitnehmen«, sagte der Master. Es war nach Mitternacht, Mama war aufgeblieben, bis der Master nach Hause kam, und Ugwu wartete verschlafen in der Küche, um das Haus abschließen zu können.

»Hast du nicht gehört, dass ich gesagt habe, es geht ihr schlecht?«, sagte Mama. »Es ist besser für sie, wenn sie hierbleibt.«

»Sie wird zum Doktor gehen, aber du musst sie mitnehmen.«

»Du stößt dein Kind zurück und nicht Amala«, sagte Mama.

»Du musst sie mitnehmen«, wiederholte der Master. »Vielleicht kehrt Olanna bald zurück, und es macht die Sache nicht besser, wenn Amala dann noch da ist.«

»Dein eigen Fleisch und Blut«, sagte Mama und schüttelte kummervoll den Kopf, aber sie stritt nicht mehr. »Ich fahre morgen, weil ich an einem Treffen mit dem *umuada* teilnehmen muss. Ende der Woche komme ich dann zurück und hole sie.«

An dem Nachmittag, als Mama gefahren war, fand Ugwu Amala im Gemüsegarten, wo sie auf dem Boden saß, die Beine angezogen, die Arme um die Knie gelegt. Sie kaute Peperoni.

»Alles in Ordnung?«, fragte Ugwu. Vielleicht war dieses Mädchen ja ein Geistermensch und war in den Garten gekommen, um mit den anderen *ogbanje* Rituale zu vollziehen.

Amala sagte eine Weile nichts; sie sprach so selten, dass es Ugwu jedes Mal überraschte, wie kindlich hoch ihre Stimme war. »Mit Peperoni kann man eine Schwangerschaft beenden«, sagte sie.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Was?«

»Wenn du viel scharfe Peperoni isst, kannst du damit deine Schwangerschaft beenden.« Sie kauerte auf dem Boden wie ein armseliges Tierchen. Sie kaute langsam, Tränen strömten ihr übers Gesicht.

»Peperoni helfen da nicht«, sagte Ugwu. Dabei hoffte er insgeheim, dass sie doch recht hatte und durch die Schoten eine Fehlgeburt erleiden würde, und dann würde sein Leben wieder so sein wie vorher: Olanna und der Master, friedlich beisammen.

»Wenn man genug davon isst, schon«, beharrte sie und streckte die Hand aus, um eine weitere Schote zu pflücken.

Ugwu wollte eigentlich nicht, dass sie die ganzen Peperoni aufaß, die er so sorgfältig für seine Gemüseeintöpfe züchtete, aber wenn sie mit ihren Kenntnissen recht hatte, dann lohnte es sich vielleicht, sie gewähren zu lassen. Ihr Gesicht war ganz glitschig von Rotz und Tränen, und ab und zu riss sie den Mund auf und streckte ihre verbrannte Zunge heraus, um zu hecheln wie ein Hund. Am liebsten hätte er sie gefragt, warum sie bei alldem mitgemacht hatte, wenn sie überhaupt kein Baby wollte. Schließlich war sie von selbst ins Schlafzimmer des Masters gegangen und musste von Mamas Plan gewusst haben. Doch er fragte nicht; anfreunden wollte er sich nicht mit ihr. Stattdessen drehte er sich um und ging hinein.

Einige Tage, nachdem Amala weg war, kam Olanna zu Besuch. Sie saß stocksteif auf dem Sofa, die Beine übereinandergeschlagen wie ein fremder Gast, und lehnte auch das *chin-chin* ab, das ihr Ugwu auf einem Tellerchen hinstellte.

»Nimm das wieder mit in die Küche«, sagte sie zu Ugwu, genau in dem Moment, als der Master sagte: »Lass es auf dem Tisch stehen.«

Ugwu stand unschlüssig da, den Teller in der Hand.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Dann nimm es eben wieder mit in die Küche!«, rief der Master barsch, als wäre Ugwu irgendwie verantwortlich für die Anspannung, die sich im Zimmer ausgebreitet hatte. Ugwu machte die Küchentür nicht zu, damit er danebenstehen und zuhören konnte, aber er hätte sie ebenso gut schließen können, denn Olannas laute Stimme war nur allzu gut zu hören. »Du bist es und nicht deine Mutter! Es ist geschehen, weil du es hast geschehen lassen! Du musst die Verantwortung übernehmen!«

Es erschreckte Ugwu, wie jene sanfte Stimme plötzlich so heftig werden konnte.

»Ich bin kein Schürzenjäger, und das weißt du auch. Das alles wäre nicht passiert, wenn meine Mutter nicht die Hand im Spiel gehabt hätte!« Es wäre besser gewesen, der Master hätte seine Stimme gezügelt, denn er hätte sehr wohl wissen müssen, dass jemand, der bettelt, niemals schreit.

»Hat deine Mutter dir auch den Pimmel aus der Hose gezogen und Amala reingesteckt?«, fragte Olanna.

Ugwu spürte, wie es in seinem Bauch zu rumoren begann, und er lief rasch zur Toilette im Dienstbotenquartier. Als er wieder herauskam, sah er Olanna am Zitronenbaum stehen. Er blickte ihr forschend ins Gesicht, um zu erkennen, wie das Gespräch ausgegangen war, wenn es denn überhaupt zu Ende war, und was sie hier draußen machte. Doch ihr Gesicht verriet nichts. Ihren Mund umspielten strenge Falten, und wie sie da stand, schien ihr Selbstvertrauen unerschütterlich. Sie trug eine neue Perücke, in der sie viel größer aussah.

»Möchten Sie etwas, Mah?«, fragte er.

Sie ging hinüber, um sich die *anara*-Pflanzen anzuschauen. »Die da sehen sehr gut aus. Hast du Dünger verwendet?«

»Ja, Mah. Von Jomo.«

»Und für die Peperoni auch?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ja, Mah.«

Sie wandte sich zum Gehen. Es war seltsam, sie hier zu sehen, mit ihren schwarzen Schuhen und dem knielangen Kleid. Sie, die im Garten immer ein Wickeltuch oder ein Hauskleid getragen hatte.

»Mah?«

Sie drehte sich um.

»Ich habe einen Onkel, der Kaufmann im Norden ist. Die Leute waren neidisch auf ihn, weil seine Geschäfte gutgingen. Eines Tages wusch er seine Kleidung, und als er alles zum Trocknen hinaushängte, sah er, dass jemand ein Stück Ärmel von seinem Hemd abgeschnitten hatte.«

Olanna sah ihn aufmerksam an; da war etwas an ihrem Gesichtsausdruck, das ihm sagte, dass er ihre Geduld nicht allzu sehr strapazieren durfte.

»Die Person, die es abgeschnitten hatte, machte daraus einen Zaubertrank, aber der wirkte nicht, weil mein Onkel das Hemd sofort verbrannt hat. An jenem Tag waren viele Fliegen in der Nähe seiner Hütte.«

»Worüber um alles in der Welt redest du?«, fragte Olanna auf Englisch. Weil sie so selten Englisch mit ihm sprach, klang es kalt, distanziert.

»Mama hat meinen Master verzaubert, Mah. Ich habe Fliegen in der Küche gesehen. Ich habe gesehen, wie sie etwas in sein Essen getan hat. Und dann habe ich gesehen, wie sie Amalas Körper mit etwas eingerieben hat, und ich weiß, dass das auch die Zaubermedizin war, die sie bei meinem Master angewendet hat, um ihn in Versuchung zu führen.«

»Quatsch«, sagte Olanna. Das Wort endete in einem Zischen, und Ugwus Magen zog sich zusammen. Sie hatte sich verändert; ihre Haut und ihre Kleidung waren glatter geworden, wie gestärkt. Sie bückte sich und schnippte eine grüne Blattlaus von ihrem Kleid, bevor sie davonging. Doch sie ging nicht um das Haus herum und an der Garage des Masters vorbei zu

Telegram:@shabarsbibliothek

ihrem Auto, das sie davor geparkt hatte. Stattdessen kehrte sie ins Haus zurück. Er folgte ihr. Er ging in die Küche und hörte aus dem Arbeitszimmer ihre Stimme, die eine lange Litanei von Wörtern schrie, die er nicht verstehen konnte und nicht verstehen wollte. Dann Stille. Dann das Öffnen und Schließen der Schlafzimmertür. Er wartete eine Weile, bevor er auf Zehenspitzen über den Flur ging und sein Ohr an die Tür legte. Sie klang anders. An ihr heiseres Stöhnen war er gewöhnt, doch was er jetzt hörte, war ein nach außen gekehrtes, keuchendes *ah-ah-ah*, als bereitete sie sich darauf vor, dass etwas aus ihr hervorbrechen würde, als machte der Master sie wütend und glücklich zugleich, als wollte sie sehen, wie sehr sie es genießen konnte, bevor sie ihrer Wut freien Lauf lassen würde. Trotzdem stieg plötzlich Hoffnung in Ugwu auf. Für ihr Versöhnungsmahl würde er einen perfekten Jollof-Reis zubereiten.

Später hörte er, wie ihr Auto angelassen wurde, und er sah die Rücklichter neben dem Busch mit den weißen Blüten aufflammen und dachte, sie fahre nur rasch zu ihrer Wohnung, um ein paar Sachen zu holen. Zum Abendessen legte er zwei Gedecke auf, servierte aber noch nicht, weil er das Essen im Topf warm halten wollte.

Der Master kam in die Küche. »Willst du heute Abend alleine essen, mein Guter?«

»Ich warte auf Madam.«

»Trag mein Essen auf, *osiso*!«

»Ja, Sah«, sagte Ugwu. »Kommt Madam denn bald wieder, Sah?«

»Bring jetzt mein Essen!«, wiederholte der Master.

Telegram:@shabarsbibliothek

23

Olanna stand in Richards Wohnzimmer; seine strenge Leere machte sie nervös, und sie wünschte, er hätte Bilder oder Bücher oder russische Babuschkas zum Anschauen gehabt. Nur ein Foto von einem umflochtenen Topf aus der Igbo-Ukwu-Kultur hing an der Wand, und sie betrachtete es gerade, als Richard ins Zimmer kam. Das unsichere, schwache Lächeln auf seinen Lippen ließ sein Gesicht weicher wirken. Manchmal vergaß sie, was für ein gutaussehender Mann er war mit seinen hellen Haaren und den blauen Augen.

Sie ergriff sofort das Wort. »Hallo, Richard.« Ohne seine Reaktion und die Pause abzuwarten, die es immer nach einer Begrüßung gibt, fügte sie hinzu: »Hast du letztes Wochenende Kainene gesehen?«

»Nein, nein, habe ich nicht.« Er wich ihren Blicken aus, schaute konzentriert auf ihre glänzende Perücke. »Ich war in Lagos. Sir Winston Churchill ist doch gestorben.«

»Was geschehen ist, war dumm von uns beiden«, sagte Olanna und merkte, dass seine Hände zitterten.

Richard nickte. »Ja. Ja.«

»Kainene ist kein Mensch, der leicht verzeiht. Es würde überhaupt keinen Sinn ergeben, es ihr zu sagen.«

»Natürlich nicht.« Richard hielt inne. »Du hattest persönliche Probleme, und ich hätte nicht …«

»Zu so etwas gehören immer zwei, Richard«, sagte Olanna und empfand plötzlich Verachtung für seine zitternden Hände, seine blässliche

Telegram:@shabarsbibliothek

Schüchternheit und die Verletzlichkeit, die er so offen um den Hals geknotet trug wie eine Krawatte.

Harrison kam mit einem Tablett herein. »Ich bringe etwas zu trinken, Sah.«

»Zu trinken?« Richard drehte sich rasch und unbeholfen um, und Olanna war froh, dass nichts in der Nähe stand, das er hätte umwerfen können. »O nein, wirklich. Möchtest du etwas?«

»Ich bin schon wieder auf dem Sprung«, sagte Olanna. »Wie geht es dir, Harrison?«

»Gut, Madam.«

Richard folgte ihr zur Tür.

»Ich denke, wir sollten die Dinge so lassen, wie sie waren«, sagte sie, bevor sie nach draußen zu ihrem Wagen eilte.

Sie fragte sich, ob es nicht besser gewesen wäre, weniger theatralisch zu sein und ihnen beiden die Chance zu geben, in aller Ruhe über das Geschehene zu sprechen. Doch das hätte wenig gebracht, hätte nur wieder Staub aufgewirbelt. Sie hatten es beide gewollt, und beide wünschten sie, es wäre nicht passiert; nun kam es darauf an, dass nie jemand davon erfuhr.

Es überraschte sie folglich selbst, als sie Odenigbo davon erzählte. Sie streckte sich aus, während er neben ihr auf seinem Bett saß – sie betrachtete das Schlafzimmer immer noch eher als das seine denn als ihr gemeinsames –, und es war das zweite Mal, dass sie miteinander geschlafen hatten, seit sie gegangen war. Er bat sie, wieder zu ihm zurückzukommen.

»Komm, wir heiraten«, sagte er. »Dann lässt Mama uns in Ruhe.«

Vielleicht war es sein selbstgefälliger Ton oder die schamlose Art und Weise, wie er einfach die Verantwortung von sich wies und sie seiner Mutter zuschob, die Olanna veranlasste zu sagen: »Ich habe mit Richard geschlafen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Nein.« Odenigbo sah sie ungläubig an, schüttelte den Kopf.

»Doch.«

Er stand auf, ging zum Schrank und schaute sie an, als könnte er es nicht ertragen, ihr in diesem Moment nahe zu sein, weil er Angst vor dem hatte, was er tun könnte. Er nahm seine Brille ab und rieb sich den Nasenrücken. Sie setzte sich auf, und ihr wurde bewusst, dass es immer ein Körnchen Misstrauen zwischen ihnen geben und der Zweifel sie nie ganz verlassen würde.

»Empfindest du etwas für den Mann?«, fragte er.

»Nein«, sagte sie.

Er kam zurück und setzte sich neben sie. Er schien unschlüssig zu sein, ob er sie vom Bett schubsen oder an sich ziehen sollte, und dann stand er abrupt auf und verließ das Zimmer. Als sie später an die Tür seines Arbeitszimmers klopfte und ihm sagte, sie würde jetzt gehen, antwortete er nicht.

Zurück in ihrer Wohnung, ging sie ruhelos auf und ab. Das mit Richard hätte sie ihm besser nicht erzählt. Oder sie hätte ihm mehr sagen sollen: dass sie den Verrat an Kainene und an ihm bedauerte, den Akt selbst jedoch nicht. Sie hätte ihm sagen sollen, dass es keine simple Rache gewesen sei oder ein Aufholen an Punkten, sondern dass es für sie die Bedeutung einer Erlösung gehabt habe. Sie hätte ihm sagen sollen, dass der Egoismus sie befreit habe.

Als es am nächsten Morgen laut an ihrer Eingangstür klopfte, erfüllte es sie mit Erleichterung. Sie und Odenigbo würden sich hinsetzen und ein richtiges Gespräch führen, und dieses Mal würde sie dafür sorgen, dass sie nicht bloß umeinander herumschlichen, ohne wirkliche Annäherung. Doch es war nicht Odenigbo. Edna kam weinend herein, ihre Augen waren rot und geschwollen, und sie erzählte ihr, weiße Menschen hätten die Kirche

Telegram:@shabarsbibliothek

der schwarzen Baptisten in ihrem Heimatort mit Bomben beworfen. Vier kleine Mädchen waren gestorben. Eine von ihnen war die Klassenkameradin ihrer Nichte. »Vor sechs Monaten, als ich zu Hause war, habe ich sie noch gesehen«, sagte Edna. »Gerade mal sechs Monate ist das her.«

Olanna kochte Tee und setzte sich neben Edna, Schulter an Schulter, während Edna laute Schluchzer ausstieß, die klangen, als würde sie ersticken. Ihr Haar schimmerte nicht fettig wie sonst; es sah aus wie ein verfilzter alter Mopp.

»O mein Gott«, sagte sie zwischen zwei Schluchzern. »O mein Gott.«

Olanna berührte sie wieder und wieder an der Schulter. Die Tiefe von Ednas Schmerz machte sie hilflos und weckte in ihr das Bedürfnis, ihre Hand nach der Vergangenheit auszustrecken und die Geschichte umzukehren. Schließlich schlief Edna ein. Olanna schob sanft ein Kissen unter ihren Kopf und dachte darüber nach, wie eine einzige Tat ihren Nachhall in Raum und Zeit haben konnte und Flecken hinterließ, die sich nie wieder abwaschen ließen. Sie dachte daran, wie flüchtig das Leben war und dass man das Elend nicht suchen sollte. Sie würde zu Odenigbo zurückziehen.

Am ersten Abend aßen sie schweigend. Es störte sie, wie Odenigbo kaute, seine ausgebeulte Backe und die mahlende Bewegung seines Kiefers. Sie aß nur wenig und schaute oft hinaus zu ihrem Bücherkarton, der im Wohnzimmer stand. Odenigbo war damit beschäftigt, das Fleisch seines Hühnerbeins vom Knochen zu lösen, und anders als sonst aß er seinen Reis komplett auf, bis der Teller ganz sauber war. Als er endlich das Schweigen brach, sprach er über das Chaos in der Westregion.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Die hätten den Premier nie wieder zurück auf seinen Posten lassen sollen. Und jetzt wundern sie sich, dass irgendwelche Rowdys Autos anzünden und ihre politischen Gegner umbringen, nur um Wahlen durchzusetzen. Ein korruptes Schwein ist und bleibt ein korruptes Schwein.«

»Er hat den Ministerpräsidenten hinter sich«, sagte Olanna.

»In Wirklichkeit hat der Sardauna das Sagen. Der Mann regiert dieses Land, als wäre es sein persönliches muslimisches Lehen.«

»Versuchen wir eigentlich immer noch, ein Kind zu kriegen?«

Die Augen hinter seinen Brillengläsern schauten erstaunt. »Natürlich«, sagte er. »Oder etwa nicht?«

Olanna sagte nichts. Eine dumpfe Traurigkeit senkte sich über sie herab, als sie daran dachte, was sie beide in ihrer Beziehung hatten geschehen lassen, und doch war da eine neue, aufregende Frische, die Aussicht auf eine andere Beziehung zu anderen Bedingungen. Sie würde in ihrem Kampf, das zu bewahren, was sie gemeinsam hatten, nicht mehr allein sein; er war an ihrer Seite. Seine Selbstgewissheit war erschüttert worden.

Ugwu kam herein, um den Tisch abzudecken.

»Hol mir einen Brandy, mein Guter«, sagte Odenigbo.

»Ja, Sah.«

Odenigbo wartete, bis Ugwu den Brandy gebracht und wieder hinausgegangen war, bevor er sagte: »Ich habe Richard gebeten, nicht mehr hierherzukommen.«

»Was ist passiert?«

»Ich habe ihn in der Nähe des Fakultätsgebäudes auf der Straße gesehen, und da war ein Ausdruck auf seinem Gesicht, über den ich mich richtig geärgert habe, deshalb bin ich ihm bis zur Imoke Street gefolgt und habe ihm Bescheid gesagt.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Was hast du zu ihm gesagt?«

»Ich weiß es nicht mehr.«

»Du willst es mir nicht sagen.«

»Ich weiß es nicht mehr.«

»War sonst noch jemand dabei?«

»Sein Houseboy kam gerade heraus.«

Sie setzten sich auf das Sofa im Wohnzimmer. Er hatte kein Recht, Richard zu belästigen, seinen Ärger an ihm auszulassen, und doch verstand sie, warum er es getan hatte.

»Ich habe Amala nie einen Vorwurf gemacht«, sagte sie. »Dir habe ich vertraut, und wenn ein Außenstehender dieses Vertrauen in Frage stellen konnte, dann nur mit deinem Einverständnis. Ich habe die Schuld einzig und allein dir gegeben.«

Odenigbo legte eine Hand auf ihren Schenkel.

»Du solltest wütend auf mich sein, nicht auf Richard«, sagte sie.

Er schwieg so lange, dass sie schon dachte, er würde gar nicht mehr antworten, bis er schließlich sagte: »Ich *möchte* wütend auf dich sein.«

Seine Schutzlosigkeit berührte sie. Sie kniete vor ihm nieder und knöpfte sein Hemd auf, um an dem weichen, festen Fleisch seines Bauches zu saugen. Als sie den Reißverschluss seiner Hose berührte, hörte sie, wie er die Luft anhielt. Er war steif und geschwollen, als sie ihn in den Mund nahm. Der schwache Schmerz in ihrem Unterkiefer, der Druck seiner weit gespreizten Hände auf ihrem Kopf erregten sie, und danach sagte sie: »Du meine Güte, bestimmt hat Ugwu uns gesehen.«

Er führte sie ins Schlafzimmer. Schweigend zogen sie sich aus und duschten zusammen, pressten sich in der Enge des Badezimmers aneinander und lagen dann eng umschlungen im Bett. Ihre Körper waren noch feucht, ihre Bewegungen langsam. Sie staunte über die tröstliche

Telegram:@shabarsbibliothek

Festigkeit und Schwere seines Körpers auf ihr. Sein Atem roch nach Brandy, und am liebsten hätte sie ihm gesagt, es sei fast wieder so wie früher, aber sie tat es nicht, weil er sicher das Gleiche empfand und sie die Stille, die sie vereinte, nicht zerstören wollte.

Sie wartete, bis er schlief, den Arm über sie gelegt, laut schnarchend, mit halbgeöffneten Lippen, bevor sie aufstand, um Kainene anzurufen. Sie musste sichergehen, dass Richard Kainene nichts gesagt hatte. Zwar glaubte sie nicht, dass Odenigbos Beschimpfung ihn zu einem Geständnis getrieben hatte, aber ganz sicher sein konnte sie sich nicht.

»Kainene, ich bin's«, sagte sie, als ihre Schwester abhob.

»*Ejima m*«, sagte Kainene, und Olanna konnte sich nicht erinnern, wann ihre Schwester sie das letzte Mal »mein Zwilling« genannt hatte. Das berührte sie, ebenso wie Kainenes unveränderte Stimme, ihr trockenes, gedehntes Sprechen, durch das sie auszudrücken schien, mit Olanna zu sprechen sei eine ihrer leichtesten Aufgaben, aber eine Aufgabe sei es schon.

»Ich wollte nur *kedu* sagen«, meinte Olanna.

»Mir geht's gut. Weißt du eigentlich, wie spät es ist?«

»Hab ich gar nicht gemerkt, falls es so ist.«

»Bist du wieder mit deinem revolutionären Liebhaber zusammen?«

»Ja.«

»Du hättest mal hören sollen, wie Mom darüber geredet hat. Diesmal hat er ihr wirklich ordentlich Zündstoff gegeben.«

»Er hat einen Fehler gemacht«, sagte Olanna und wünschte im selben Moment, sie hätte es nicht gesagt, weil sie Kainene nicht den Eindruck vermitteln wollte, sie wolle Odenigbo entschuldigen.

»Widerspricht es eigentlich nicht den Grundprinzipien des Sozialismus, Menschen aus niedrigeren Klassen ein Kind anzuhängen?«, fragte Kainene.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich lass dich jetzt schlafen.«

Es trat eine kleine Pause ein, bevor Kainene in amüsiertem Ton antwortete: »*Ngwanu*, gute Nacht.«

Olanna legte auf. Sie hätte wissen müssen, dass Richard Kainene nichts sagen würde; möglicherweise hätte ihre Beziehung das nicht überlebt. Und vielleicht war es auch wirklich besser, wenn er abends nicht mehr zu ihnen zu Besuch kam.

Amala brachte ein Mädchen zur Welt. Es war an einem Samstag, und Olanna war gerade mit Ugwu in der Küche und frittierte Bananenküchlein, als es an der Tür klingelte. Sie wusste sofort, dass das nur eine Nachricht von Mama sein konnte.

Odenigbo kam an die Küchentür, die Hände auf dem Rücken verschränkt. *»O mu nwanyi«*, sagte er ruhig. »Gestern hat sie ein Mädchen bekommen.«

Olanna schaute nicht von der Schüssel mit den zerdrückten Bananen hoch, weil sie nicht wollte, dass er ihr Gesicht sah. Sie wusste nicht, ob es die grausame Mischung ihrer Gefühle widerspiegelte, das Verlangen, gleichzeitig zu weinen und ihn zu ohrfeigen und sich zusammenzunehmen.

»Am besten fahren wir gleich heute nach Enugu und schauen, ob alles in Ordnung ist«, sagte sie brüsk und richtete sich auf. »Ugwu, mach bitte alles hier fertig.«

»Ja, Mah.« Ugwu schaute ihr zu; sie fühlte sich wie eine Schauspielerin, die sich der Verantwortung bewusst ist, vor ihrer Familie eine gute Vorstellung abzuliefern.

»Danke, *nkem*«, sagte Odenigbo. Er legte seinen Arm um sie, aber sie schüttelte ihn ab.

»Lass mich schnell ein Bad nehmen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Im Auto waren sie still. Er schaute oft zu ihr herüber, als wollte er etwas sagen, wüsste aber nicht recht, wie er anfangen sollte. Sie blickte geradeaus und schaute ihn nur ein einziges Mal an, weil er das Lenkrad so vorsichtig hielt. Sie fühlte sich ihm moralisch überlegen. Vielleicht war es falsch, zu denken, dass sie besser war als er, aber es war der einzige Weg, all die Gefühle, die in ihr wüteten, unter einen Hut zu bringen – jetzt, da das Kind, das er mit einer anderen gezeugt hatte, auf der Welt war.

Als sie vor dem Krankenhaus parkten, sprach er endlich. »Woran denkst du?«, fragte er.

Olanna öffnete die Wagentür. »An meine Cousine Arize. Sie ist nicht einmal ein Jahr verheiratet und kann es kaum erwarten, schwanger zu werden.«

Odenigbo sagte nichts. Mama kam ihnen am Eingang der Geburtsstation entgegen. Olanna hatte erwartet, dass sie einen Freudentanz aufführen und sie mit spöttischen Augen ansehen würde, aber ihr faltiges Gesicht sah mürrisch aus, und das Lächeln, mit dem sie Odenigbo umarmte, wirkte bemüht. Der chemische Geruch nach Krankenhaus lag in der Luft.

»Mama, *kedu*?«, fragte Olanna. Sie wollte den Anschein erwecken, als hätte sie die Situation unter Kontrolle, und es wäre an ihr zu bestimmen, wie es weiterging.

»Mir geht es gut«, sagte Mama.

»Wo ist das Baby?«

Mama wirkte überrascht angesichts ihrer Munterkeit. »Auf der Neugeborenenstation.«

»Lass uns zuerst nach Amala sehen«, sagte Olanna.

Mama führte sie zu einem Bettabteil. Das Bett war mit einem vergilbten Laken abgedeckt, und Amala lag darauf, mit dem Gesicht zur Wand. Olanna musste den Blick von der leichten Schwellung ihres Bauches

Telegram:@shabarsbibliothek

abwenden; plötzlich war ihr der Gedanke unerträglich, dass Odenigbos Baby in diesem Bauch gewesen war. Sie schaute auf die Kekse, die Büchse mit Glukose und das Wasserglas, die auf dem Nachttischchen standen.

»Amala, da sind sie«, sagte Mama.

»Guten Tag, *nno*«, sagte Amala, ohne sich zu ihnen umzudrehen.

»Wie geht es dir?«, fragten Odenigbo und Olanna, fast zur selben Zeit.

Amala murmelte eine Antwort. Ihr Gesicht schaute immer noch zur Wand. In der Stille, die folgte, hörte Olanna schnelle Schritte draußen auf dem Gang. Sie hatte seit Monaten gewusst, dass dieser Moment kommen würde, und doch empfand sie eine aschgraue Leere in sich, als sie Amala anschaute. Ein Teil von ihr hatte gehofft, dass dieser Tag nie kommen würde.

»Lass uns das Baby anschauen«, sagte sie. Als sie und Odenigbo sich zum Gehen wandten, bemerkte sie, dass Amala sich nicht umdrehte, nicht bewegte, gar nichts tat, um zu zeigen, dass sie zugehört hatte.

Auf der Neugeborenenstation bat eine Schwester sie, auf einer der Bänke zu warten, die an der Wand standen. Durch die Jalousien konnte Olanna die vielen Bettchen und die weinenden Säuglinge sehen, und sie stellte sich vor, die Krankenschwester würde sich vielleicht irren und ihnen das falsche Baby bringen. Doch es war das richtige Baby: Der volle Schopf weichen, lockigen Haares, die dunkle Haut und die weit auseinanderstehenden Augen ließen keinen Zweifel zu. Das kleine Mädchen war nur zwei Tage alt und sah schon aus wie Odenigbo.

Die Schwester wollte Olanna das Baby geben, das in eine weiße, wollige Decke gehüllt war, aber Olanna deutete auf Odenigbo. »Der Vater soll sie halten.«

»Wissen Sie, ihre Mutter hat sich geweigert, sie anzufassen«, sagte die Krankenschwester, während sie Odenigbo das Bündel reichte.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Wie bitte?«, fragte Olanna.

»Sie hat sie kein einziges Mal berührt. Im Moment wird sie von einer Amme gestillt.«

Olanna schaute zu Odenigbo, der das Baby mit ausgestreckten Armen hielt, als bräuchte er eine gewisse Distanz. Die Schwester wollte noch etwas hinzufügen, als ein junges Paar hereinkam, und sie eilte zu ihnen.

»Mama hat es mir gerade gesagt«, erklärte Odenigbo. »Sie sagt, Amala wolle das Baby nicht in den Arm nehmen.«

Olanna erwiderte nichts.

»Ich gehe mal und kümmere mich um die Rechnung«, kündigte er an. Es klang wie eine Entschuldigung.

Sie streckte die Arme aus, und sobald er ihr das Baby reichte, fing das laute, hohe Schreien an. Von der anderen Seite des Raumes beobachteten sie das junge Paar und die Krankenschwester, und Olanna spürte ganz deutlich ihren Verdacht, dass sie ebenso wenig wusste, was sie mit einem schreienden Säugling anfangen sollte, wie sie unfähig war, schwanger zu werden.

»Psch, psch, *o zugo*«, sagte sie und kam sich dabei etwas theatralisch vor. Doch der kleine Mund blieb offen und verzog sich, und das Geschrei war so schrill, dass sie sich zuerst fragte, ob es dem kleinen Wesen irgendwo weh tat. Olanna steckte den Finger in die Faust des Babys. Das Schreien verebbte langsam, doch der kleine Mund blieb offen und gab den Blick auf den kleinen rosa Gaumen frei. Das Baby kniff die runden Äuglein zusammen und schien sie anzulinsen. Olanna lachte. Die Schwester kam zu ihr herüber.

»Es ist Zeit, dass ich sie wieder nehme«, sagte sie. »Wie viele haben Sie?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich habe keine Kinder«, sagte Olanna und freute sich darüber, dass die Schwester vom Gegenteil ausgegangen war.

Odenigbo kam zurück, und sie gingen zu Amalas Bettabteil, wo Mama an der Bettkante saß und eine abgedeckte Emailleschüssel in der Hand hielt. »Amala hat sich geweigert zu essen«, sagte sie. »*Gwakwa ya.* Sag ihr, sie soll essen.«

Olanna spürte, wie unangenehm Odenigbo das war, dann sagte er mit viel zu lauter Stimme: »Du sollst essen, Amala.«

Amala murmelte etwas. Schließlich wandte sie ihnen ihr Gesicht zu, und Olanna schaute sie an: ein schlichtes Mädchen vom Dorf, das sich auf seinem Bett zusammenrollte und auf einen weiteren schweren Schlag in seinem Leben vorbereitete. Kein einziges Mal schaute sie Odenigbo an. Offenbar empfand sie vor ihm eine Art ehrfürchtige Angst. Ob Mama sie nun dazu aufgefordert hatte, auf sein Zimmer zu gehen, oder nicht – sie hatte zu Odenigbo nicht nein gesagt, weil sie diese Möglichkeit gar nicht in Betracht gezogen hatte. Odenigbo hatte in seiner Trunkenheit Annäherungsversuche gemacht, denen sie willig und prompt nachgegeben hatte: Er war der Master, er sprach Englisch, er hatte ein Auto. So sollte es eben sein.

»Hast du gehört, was mein Sohn gesagt hat?«, fragte Mama. »Er sagte, du sollst essen.«

»Ich habe es gehört, Mama.« Amala setzte sich auf und nahm die Emailleschüssel, die Augen auf den Boden gerichtet. Olanna beobachtete sie. Vielleicht war es Hass, was sie für Odenigbo empfand. Was wusste man schon über die wahren Gefühle derer, die keine Stimme hatten? Olanna rückte näher an Amala heran, aber sie war sich nicht sicher, was sie sagen sollte, und so nahm sie die Büchse mit Glukose in die Hand, schaute sie an und stellte sie wieder zurück. Mama und Odenigbo waren hinausgegangen.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Wir fahren jetzt«, sagte Olanna.

»Gute Fahrt«, erwiderte Amala.

Olanna wollte noch etwas zu ihr sagen, fand jedoch nicht die richtigen Worte, und so tätschelte sie stattdessen Amalas Schulter und verließ das Bettabteil. Odenigbo und Mama standen hinter einem Wasserspender und sprachen miteinander, so lange, bis Olanna, die dastand und wartete, von Moskitos gestochen wurde. Schließlich stieg sie ins Auto und drückte auf die Hupe.

»Tut mir leid«, sagte Odenigbo, als er einstieg. Er sagte nicht, worüber seine Mutter und er gesprochen hatten, bis sie eine Stunde später wieder in Nsukka waren und an den Campustoren vorbeifuhren. »Mama will das Baby nicht behalten.«

»Sie will das Baby nicht behalten?«

»Nein.«

Olanna wusste, warum. »Sie wollte einen Jungen.«

»Ja.« Odenigbo nahm eine Hand vom Steuer, um sein Fenster weiter herunterzukurbeln. Mit einem Hauch schlechten Gewissens empfand sie Genugtuung über die Demut, die er seit der Niederkunft Amalas an den Tag legte. »Wir haben uns darauf geeinigt, dass das Baby bei Amalas Familie bleibt. Ich fahre nächste Woche nach Aba, um alles mit ihnen zu besprechen.«

»Wir behalten sie«, sagte Olanna. Es erstaunte sie selbst, mit welcher Klarheit sie ihrem Wunsch Ausdruck verliehen hatte, das Baby zu behalten, und wie richtig es sich anfühlte. Es war, als wäre es genau das, was sie schon immer hatte tun wollen.

Odenigbo wandte sich zu ihr, die Augen weit aufgerissen hinter seinen Brillengläsern. Er fuhr so langsam über eine Bremsschwelle, dass sie Angst hatte, das Auto würde hängen bleiben. »Unsere Beziehung ist für mich das

Telegram:@shabarsbibliothek

Allerwichtigste, *nkem*«, sagte er leise. »Wir müssen die für uns richtige Entscheidung treffen.«

»Als du sie geschwängert hast, da hast du nicht an uns gedacht«, sagte Olanna, und es war schneller heraus, als sie es wollte; dabei hasste sie die Boshaftigkeit in ihrem Ton, den Ärger, der wieder in ihr hochstieg.

Odenigbo parkte den Wagen in der Garage. Er sah müde aus. »Lass uns darüber nachdenken.«

»Wir behalten sie«, sagte Olanna entschlossen.

Sie konnte ein Kind großziehen, sein Kind. Sie würde sich Bücher über Mutter und Kind kaufen, eine Amme finden und das Kinderzimmer einrichten. In jener Nacht warf sie sich unruhig im Bett hin und her. Es war nicht Mitleid, was sie für das Kind empfand. Stattdessen hatte sie das Gefühl, bei vollem Bewusstsein eine glückliche Entdeckung gemacht zu haben, und spürte, dass dies alles vielleicht nicht geplant gewesen sein mochte, doch dass es im entscheidenden Moment genau das Richtige gewesen war. Ihre Mutter war nicht dieser Meinung; als sie am nächsten Tag mit ihr telefonierte, war ihre Stimme ernst, und sie schlug denselben traurigen Ton an, den man sonst nur zu hören bekommt, wenn jemand einen Angehörigen verloren hat.

»*Nne*, bald wirst du dein eigenes Kind haben. Es ist nicht richtig, dass du das Kind aufziehst, das er mit einem Mädchen aus dem Dorf gezeugt hat, kaum dass du ihm den Rücken kehrst. Ein Kind aufzuziehen ist eine sehr ernste Angelegenheit, meine liebe Tochter, aber in diesem Fall ist es nicht das Richtige.«

Olanna hielt den Hörer in der Hand und starrte die Blumen an, die auf dem Mitteltisch standen. Bei einer von ihnen war die Blüte abgefallen; es war erstaunlich, dass Ugwu vergessen hatte, sie wegzuräumen. In den Worten ihrer Mutter steckte ein Körnchen Wahrheit, das wusste sie, aber sie

Telegram:@shabarsbibliothek

wusste auch, dass das Baby genauso aussah, wie sie sich ein Kind von ihr und Odenigbo immer vorgestellt hatte, mit seinen üppigen Löckchen, den weit auseinanderstehenden Augen und dem rosa Zahnfleisch.

»Ihre Familie wird euch Ärger machen«, sagte ihre Mutter. »Und die Frau selbst wird euch Ärger machen.«

»Sie will das Kind nicht.«

»Dann lass es bei ihren Leuten. Schick ihnen, was sie brauchen, aber lass das Kind dort.«

Olanna seufzte. »*Anugo m*, ich denke noch mal darüber nach.«

Sie legte auf, nahm dann erneut den Hörer in die Hand und gab der Vermittlung Kainenes Nummer in Port Harcourt. Die Frau klang träge, ließ sie die Nummer mehrfach wiederholen und kicherte, bevor sie die Verbindung herstellte.

»Wie nobel von dir«, sagte Kainene, als Olanna es ihr erzählte.

»Ich bin nicht nobel.«

»Wirst du es offiziell adoptieren?«

»Ja, ich denke schon.«

»Was wirst du ihr sagen?«

»Wie, was ich ihr sage?«

»Wenn sie älter ist.«

»Die Wahrheit: dass Amala ihre Mutter ist. Und ich lasse sie Mummy Olanna oder so etwas zu mir sagen, damit Amala, wenn sie jemals zurückkommt, ihre Mummy sein kann.«

»Du machst das alles, um deinem revolutionären Liebhaber zu Gefallen zu sein.«

»Nein, das stimmt nicht.«

»Du willst anderen Leuten immer zu Gefallen sein.«

»Ich mache das nicht für ihn. Das ist nicht seine Idee.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Warum machst du es dann?«

»Sie war so hilflos. Ich hatte das Gefühl, sie zu kennen.«

Kainene sagte eine Weile nichts. Olanna zog an der Telefonschnur.

»Ich glaube, das ist eine sehr tapfere Entscheidung«, sagte Kainene schließlich.

Obwohl Olanna sie ganz genau verstanden hatte, fragte sie: »Was hast du gesagt?«

»Es ist sehr tapfer von dir, das zu tun.«

Olanna lehnte sich in ihrem Sessel zurück. Kainenes Zustimmung, etwas, das sie noch nie zuvor erlebt hatte, war wie ein süßer Geschmack auf ihrer Zunge, das berauschende Gefühl, etwas richtig gemacht zu haben, ein gutes Omen. In diesem Moment wurde ihre Entscheidung endgültig; sie würde das Baby zu sich nach Hause holen.

»Kommst du zur Taufe?«, fragte Olanna.

»Ich habe mir diese Staubhölle immer noch nicht angeschaut, also mach ich’s vielleicht wirklich, ja.«

Olanna lächelte, als sie aufhängte.

Als Mama das Baby brachte, war es in einen braunen Schal eingewickelt, der unangenehm nach *ogiri* roch. Sie saß im Wohnzimmer und sprach in Babysprache mit dem Kind, bis Olanna kam. Mama stand auf und übergab ihr das Kind.

»*Ngwanu*, ich komme bald wieder zu Besuch«, sagte sie. Sie schien auf unangenehme Weise in Eile zu sein, als könnte sie es nicht erwarten, die ganze Angelegenheit hinter sich zu lassen. Nachdem sie wieder weg war, schaute sich Ugwu das Baby genauer an. Er wirkte leicht besorgt. »Mama sagte, das Baby sehe aus wie seine Mutter. Es ist, als wäre seine Mutter wiedergekommen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Leute sehen sich eben ähnlich, Ugwu. Das bedeutet nicht, dass sie in einem anderen Menschen wiedergeboren werden.«

»Doch, das ist so, Mah. Wir alle kommen eines Tages wieder.«

Olanna scheuchte ihn hinaus. »Geh und wirf diesen Schal weg. Er riecht furchtbar.«

Das Baby schrie. Olanna tröstete es und badete es in einer kleinen Wanne und schaute auf die Uhr und machte sich Sorgen, dass sich die Amme verspäten würde, eine große Frau, die Ugwus Tante besorgt hatte. Später, nachdem die Frau gekommen war, das Kind gestillt hatte und es eingeschlafen war, standen Olanna und Odenigbo vor dem Bettchen und schauten es an, wie es mit dem Gesicht nach oben in seiner Wiege lag, die neben ihrem Bett stand. Die Haut des Babys war von einem satten Braun.

»Sie hat so viele Haare, ganz wie du«, sagte Olanna.

»Manchmal wirst du sie anschauen und mich hassen.«

Olanna zuckte die Achseln. Sie wollte nicht, dass er dachte, sie würde das für ihn tun, sozusagen als Gefallen, denn es ging mehr um sie selbst als um ihn.

»Ugwu sagt, deine Mutter sei zu einem *dibia* gegangen«, sagte sie.

»Was?«

»Ugwu glaubt, das alles ist passiert, weil deine Mutter zu einem *dibia* gegangen ist; seine Medizin hat dich angeblich so verzaubert, dass du mit Amala geschlafen hast.«

Odenigbo war einen Moment lang still. »Ich nehme an, nur so kann er sich die ganze Sache erklären.«

»Aber eigentlich hätte die Medizin des *dibia* ja den gewünschten Jungen produzieren sollen, oder?«, sagte sie. »Das ist alles so irrational.«

»Nicht weniger irrational als der christliche Glaube an einen Gott, den man nicht sehen kann.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Sie war an seinen sanften Spott über ihren mildtätigen Glauben gewöhnt, und normalerweise hätte sie darauf geantwortet, sie sei sich gar nicht sicher, ob sie an einen christlichen Gott glaube, den sie nicht sehen könne. In diesem Moment jedoch, angesichts dieses hilflosen kleinen Menschen, der da in der Wiege lag, dieses Mädchens, das so sehr von anderen abhängig war, dass allein seine Existenz der Beweis für die Existenz eines höheren Wesens sein musste, hatten sich die Dinge geändert.

»Ich glaube schon daran«, sagte sie. »Ich glaube an einen guten Gott.«

»Ich glaube an überhaupt keine Götter.«

»Ich weiß. Du glaubst an gar nichts.«

»Doch, an die Liebe«, sagte er und schaute sie an. »Ich glaube an die Liebe.«

Eigentlich wollte sie gar nicht lachen, aber das Lachen kam ganz von selbst. Am liebsten hätte sie gesagt, dass auch die Liebe irrational sei. »Wir müssen uns einen Namen ausdenken«, sagte sie.

»Mama hat sie Obiageli genannt.«

»So können wir sie nicht nennen.« Seine Mutter hatte nicht das Recht, einem Kind einen Namen zu geben, das sie verstoßen hatte. »Wir nennen sie einfach vorerst Baby, bevor uns der perfekte Name für sie einfällt. Kainene hat Chiamaka vorgeschlagen. Den Namen habe ich immer schon geliebt: Gott ist schön. Kainene wird ihre Patin. Ich muss zu Pater Damian gehen und mit ihm über die Taufe reden.« Sie würde bei Kingsway einkaufen. Sie würde sich eine neue Perücke aus London bestellen. Ihr war ganz leicht ums Herz.

Baby rührte sich, eine neue Welle der Angst durchströmte Olanna, und sie schaute auf den Haarschopf hinunter, der vor Öl glänzte, und fragte sich, ob sie es wirklich tun konnte, ob sie in der Lage war, ein Kind großzuziehen. Sie wusste, dass es normal war, wenn das Baby viel zu

Telegram:@shabarsbibliothek

schnell zu atmen schien, als keuchte es im Schlaf, und doch bereitete selbst das ihr Sorgen.

Die ersten paar Male, als sie an diesem Abend Kainene anrief, ging niemand dran. Vielleicht war ihre Schwester ja in Lagos. Nachts versuchte sie es noch einmal, und als Kainene sagte: »Hallo«, klang sie heiser.

»*Ejima m*«, sagte Olanna. »Wie geht's?«

»Du hast mit Richard gevögelt.«

Olanna stand auf.

»Du bist die Gute.« Kainene hatte ihre Stimme völlig unter Kontrolle. »Die Gute sollte aber nicht mit dem Mann ihrer Schwester ficken.«

Olanna ließ sich auf ihren Hocker zurücksinken und merkte, dass das, was sie empfand, Erleichterung war. Kainene wusste Bescheid. Sie würde sich keine Sorgen mehr machen müssen, ob sie es herausfinden würde. Endlich konnte sie echte Reue empfinden.

»Ich hätte es dir sagen sollen, Kainene«, sagte sie. »Es hatte nichts zu bedeuten.«

»Natürlich hatte es nichts zu bedeuten. Du hast einfach nur mit meinem Freund gevögelt.«

»So habe ich das nicht gemeint.« Olanna spürte, wie ihr Tränen in die Augen stiegen. »Kainene, es tut mir so leid.«

»Warum hast du das getan?« Kainene klang auf erschreckende Weise ruhig. »Du bist die Gute und der Liebling und die Revolutionärin, die Afrika über alles stellt und keine weißen Männer mag, und du hattest es einfach nicht nötig, mit ihm zu ficken. Warum hast du es also getan?«

Olanna atmete ganz langsam. »Ich weiß es nicht, Kainene. Es war nichts, was ich irgendwie geplant hätte. Es tut mir so leid. Es war unverzeihlich.«

»Das war es. Unverzeihlich«, sagte Kainene und hängte auf.

Telegram:@shabarsbibliothek

Olanna legte den Hörer hin und spürte, wie etwas in ihr zerbrach. Sie kannte ihre Zwillingsschwester gut, und sie wusste, wie stur Kainene war, wenn man sie verletzt hatte.

Telegram:@shabarsbibliothek

24

Richard hätte Harrison am liebsten ausgepeitscht. Der Gedanke, dass einige Engländer zu Kolonialzeiten ältere schwarze Dienstboten ausgepeitscht hatten, war ihm immer zuwider gewesen. Jetzt allerdings hätte er es ihnen gerne nachgetan. Er sehnte sich danach, Harrison zu befehlen, sich auf den Bauch zu legen, und ihn zu peitschen, zu peitschen, zu peitschen, bis der Mann endlich kapierte, dass er seinen Mund halten sollte. Hätte er Harrison bloß nicht nach Port Harcourt mitgebracht. Doch er verbrachte eine ganze Woche dort und hatte ihn nicht allein in Nsukka lassen wollen. Am ersten Tag, als sie ankamen, hatte Harrison, wie um seinen Besuch zu rechtfertigen, eine aufwendige Mahlzeit gekocht: eine Bohnen-Pilz-Suppe, ein Papaya-Medley, Huhn in einer Sahnesoße mit Kräutern und als Nachtisch eine Zitronentarte.

»Das ist ausgezeichnet«, sagte Kainene mit einem neckischen Funkeln in den Augen. Sie war guter Laune; bei seiner Ankunft hatte sie Richard in die Arme genommen und spaßeshalber mit ihm ein Tänzchen über den glänzenden Boden des Balkons gewagt.

»Vielen Dank, Madam.« Harrison verbeugte sich.

»Kochst du das denn auch bei dir zu Hause?«

Harrison sah verletzt aus. »Bei mir zu Hause koche ich nicht, Madam. Meine Frau macht einheimisches Essen.«

»Natürlich.«

»Ich koche jegliche Art von europäischem Essen, alles, was mein Master in seiner Heimat isst.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Dann muss es für dich schwer sein, einheimische Speisen zu essen, wenn du nach Hause kommst.« Kainene betonte das Wort »einheimisch«, und Richard musste sich ein Lachen verkneifen.

»Ja, Madam.« Harrison machte eine weitere Verbeugung. »Aber ich muss damit zurechtkommen.«

»Diese Tarte schmeckt besser als die, die ich bei meinem letzten Besuch in London gegessen habe.«

»Vielen Dank, Madam.« Harrison strahlte. »Mein Master sagte mir, in Mister Odenigbos Haus hätten das auch alle Gäste gesagt. Früher habe ich die Tarte für meinen Master gemacht, damit er sie dorthin mitnahm, aber seit er meinen Master angebrüllt hat, mache ich nichts mehr für Mister Odenigbos Haus. Er hat gebrüllt wie ein Verrückter, und die ganze Straße hat es gehört. Der Mann ist nicht ganz richtig im Kopf.«

Kainene schaute Richard an und hob die Augenbrauen. Richard warf sein Wasserglas um.

»Ich hole Lappen, Sah«, sagte Harrison, und Richard musste sich zusammenreißen, um nicht aufzuspringen und ihn zu erwürgen.

»Wovon redet Harrison eigentlich?«, fragte Kainene, nachdem das Wasser aufgewischt war. »Der Revoluzzer hat dich angebrüllt?«

Er hätte lügen können. Selbst Harrison wusste nicht genau, warum Odenigbo an jenem Abend bei ihm aufgetaucht war und ihn angeschrien hatte. Doch er log nicht, weil er Angst hatte, es könnte ihm nicht gelingen, und er würde ihr doch irgendwann die Wahrheit sagen müssen, und dann wäre der Schaden doppelt so groß. Also sagte er ihr alles. Er erzählte ihr von dem guten weißen Burgunder, den er und Olanna getrunken hatten, und wie er seither von Reuegefühlen überwältigt wurde.

Kainene schob ihren Teller weg und saß da, die Ellbogen auf den Tisch gestützt. Ihr Kopf ruhte leicht auf den verschränkten Händen. Viele

Telegram:@shabarsbibliothek

Minuten lang sagte sie nichts. Aus ihrem Gesichtsausdruck wurde er nicht schlau.

»Ich hoffe, du bittest mich jetzt nicht um Verzeihung«, sagte sie schließlich. »Es gibt nichts Abgedroscheneres.«

»Bitte sag nicht, dass ich gehen soll.«

Sie sah überrascht aus. »Gehen? Das wäre wohl auch zu einfach, oder?«

»Es tut mir leid, Kainene.«

Richard kam sich so vor, als wäre er durchsichtig; sie schaute ihn an, aber es schien, als könnte sie die Holzschnitzerei sehen, die hinter ihm an der Wand hing. »Dann warst du also scharf auf meine Schwester. Wie wenig originell«, sagte sie.

»Kainene«, sagte er.

Sie stand auf. »Ikejide!«, rief sie. »Komm her und räum ab.«

Sie verließen das Esszimmer, als das Telefon läutete. Kainene ignorierte es. Es klingelte wieder und wieder, und schließlich ging sie dran. Als sie zurückkam, sagte sie: »Das war Olanna.«

Richard schaute sie an, einen flehenden Ausdruck in den Augen.

»Es wäre verzeihlich gewesen mit einer anderen Frau. Nicht mit meiner Schwester«, sagte sie.

»Es tut mir so leid.«

»Du solltest im Gästezimmer schlafen.«

»Ja, ja, natürlich.«

Er wusste nicht, was sie dachte. Das war es, was ihm am meisten Angst machte, dass er keine Ahnung hatte, was sie dachte. Er klopfte auf sein Kissen, zupfte seine Decke zurecht und setzte sich im Bett auf, um zu lesen. Doch in seinem Kopf war ein so großer Tumult, dass sein Körper nicht zur Ruhe kam. Er fürchtete, Kainene könne Madu anrufen und ihm erzählen, was passiert war, und Madu würde lachen und sagen: »Er war von Anfang

Telegram:@shabarsbibliothek

an ein Fehlgriff, gib ihm den Laufpass, gib ihm endlich den Laufpass.« Kurz bevor er einschlief, fielen ihm Molières Worte ein, die seltsam tröstlich für ihn waren: *Ungebrochenes Glück ist langweilig; es sollte Höhen und Tiefen haben.*

Am nächsten Morgen begrüßte ihn Kainene mit einem stoischen Gesicht.

Der Regen prasselte laut auf das Dach, und der bedeckte Himmel warf einen bleichen Schimmer über das Esszimmer. Kainene saß mit einer Tasse Tee am Tisch und las bei eingeschaltetem Licht die Zeitung.

»Harrison macht Pfannkuchen«, sagte sie und wandte sich wieder ihrer Zeitung zu. Richard saß ihr gegenüber, unsicher, was er tun sollte, zu schuldbewusst, um sich auch nur einen Tee einzuschenken. Ihr Schweigen und die Geräusche und Gerüche aus der Küche machten ihn beklommen.

»Kainene«, sagte er. »Lass uns reden, bitte.«

Sie blickte auf, und er bemerkte erst jetzt, dass ihre Augen geschwollen und rot waren, und er sah auch den Ausdruck verletzter Wut darin. »Wir werden reden, wenn ich reden will, Richard.«

Er senkte den Blick wie ein Kind, das getadelt wurde, und hatte erneut Angst, sie würde ihn bitten, für immer aus ihrem Leben zu verschwinden.

Kurz vor Mittag klingelte es an der Tür, und als Ikejide hereinkam und meldete, »die Schwester von Madam« sei an der Tür, dachte Richard, Kainene würde ihm sagen, er solle ihr die Tür vor der Nase zuschlagen. Doch das tat sie nicht. Sie bat Ikejide, Getränke zu servieren, und ging ins Wohnzimmer hinunter, und Richard stand am Fuß der Treppe und versuchte zu hören, was gesprochen wurde. Er hörte Olannas tränenerstickte Stimme, aber er konnte nicht ausmachen, was sie sagte. Odenigbo sagte etwas, in einem Ton, der ungewöhnlich ruhig klang. Dann hörte Richard Kainenes

Telegram:@shabarsbibliothek

Stimme, klar und deutlich: »Es ist blöd, von mir zu erwarten, dass ich dir das verzeihe.«

Schließlich trat eine kurze Stille ein, dann das Klicken der Tür, die geöffnet wurde. Richard lief zum Fenster und sah, wie Odenigbos Auto rückwärts hinausfuhr, derselbe blaue Opel, der auf seinem kleinen Anwesen in der Imoke Street geparkt hatte, bevor Odenigbo herausgestürzt war, ein untersetzter Mann in gutgebügelter Kleidung, und gerufen hatte: »Ich möchte, dass du meinem Haus fernbleibst! Hast du mich verstanden? Bleib weg! Komm nie wieder in mein Haus!« Richard hatte vor der Veranda gestanden und sich gefragt, ob Odenigbo ihm einen Faustschlag versetzen würde. Später war ihm bewusst geworden, dass Odenigbo nicht die Absicht gehabt hatte, ihn zu schlagen, dass er ihn vielleicht eines Faustschlags nicht für würdig hielt, und der Gedanke hatte ihn traurig gemacht.

»Hast du gelauscht?«, fragte Kainene, als sie ins Zimmer kam. Richard wandte sich vom Fenster ab, aber sie erwartete keine Antwort, sondern fügte, etwas milder, hinzu: »Ich hatte ganz vergessen, dass dieser Revoluzzer wirklich aussieht wie ein Ringer, aber einer mit Finesse.«

»Ich werde es mir nie verzeihen, wenn ich dich verliere, Kainene.«

Ihr Gesicht war ausdruckslos. »Heute Morgen habe ich dein Manuskript aus dem Arbeitszimmer geholt und verbrannt«, sagte sie.

In Richard stiegen Gefühle auf, denen er keinen Namen geben konnte. *Ein Korb voller Hände*, jene Ansammlung von Seiten, von der er endlich das sichere Gefühl gehabt hatte, es könne ein Buch daraus werden, war nicht mehr. Niemals würde er die ungezügelte Energie wiederherstellen können, die er beim Schreiben in sich empfunden hatte. Aber das machte nichts. Was zählte, war, dass Kainene ihm mit dem Verbrennen des Manuskripts gezeigt hatte, dass sie ihre Beziehung nicht als beendet betrachtete; wenn sie nicht bei ihm blieb, hätte sie sich nicht die Mühe

Telegram:@shabarsbibliothek

gemacht, ihm Schmerz zuzufügen. Vielleicht war er ja gar kein richtiger Schriftsteller. Irgendwo hatte er gelesen, für einen richtigen Schriftsteller sei nichts wichtiger als seine Kunst, nicht einmal die Liebe.

6. Das Buch: Die Welt schwieg, als wir starben

Er schreibt über die Welt, die stumm blieb, als die Menschen in Biafra starben. Er behauptet, die Briten hätten sie zu diesem Verstummen inspiriert. Die Waffen und Ratschläge, die Nigeria von Großbritannien erhielt, waren auch anderswo wirksam. In den USA hieß es, Biafra gehöre zur »Interessensphäre der Briten«. In Kanada witzelte der Premierminister: »Wo ist dieses Biafra?« Die Sowjetunion schickte Techniker und Flugzeuge nach Nigeria, begeistert von der Möglichkeit, in Afrika an Einfluss zu gewinnen, ohne Amerika oder Großbritannien zu brüskieren. Südafrika und Rhodesien freuten sich hämisch über einen weiteren Beweis dafür, dass von Schwarzen geführte Regierungen zum Scheitern verurteilt waren.
Das kommunistische China verurteilte den angloamerikanisch-sowjetischen Imperialismus, tat aber nur wenig, um Biafra zu unterstützen. Die Franzosen verkauften Biafra ein paar Waffen, gewährten dem Land aber nicht die diplomatische Anerkennung, die es so dringend brauchte. Und viele schwarzafrikanische Länder fürchteten, ein unabhängiges Biafra könne zu weiteren Abspaltungen führen, und unterstützten deshalb Nigeria.

Telegram:@shabarsbibliothek

Vierter Teil

Die späten Sechziger

25

Olanna schreckte jedes Mal hoch, wenn sie den Donner hörte. Sie stellte sich vor, es würde wieder einen Luftangriff geben, Bomben würden aus einem Flugzeug kullern und auf dem Grundstück explodieren, noch bevor sie und Odenigbo und Baby und Ugwu den Bunker weiter unten an der Straße erreichen konnten. Manchmal stellte sie sich vor, wie der Bunker selbst einbrach und sie alle unter sich im Schlamm begrub. Odenigbo und einige andere Männer aus der Nachbarschaft hatten ihn innerhalb einer Woche gebaut; nachdem man die Grube ausgehoben hatte, die so groß war wie eine Halle, und sie mit lehmbeschichteten Palmstämmen abgedeckt worden war, hatte Odenigbo zu ihr gesagt: »Jetzt sind wir in Sicherheit, *nkem.* Wir sind in Sicherheit.« Doch als er ihr zum ersten Mal zeigte, wie man die schartigen Stufen hinunterstieg, sah Olanna eine Schlange zusammengerollt in einer Ecke liegen. Ein silbriges Muster glitzerte auf ihrer schwarzen Haut, winzige Grillen hüpften um sie herum, und in der Stille des feuchten, unterirdischen Raumes fing Olanna an zu schreien.

Odenigbo erschlug die Schlange mit einem Stock und sagte, er würde dafür sorgen, dass das Zinkblech, das den Eingang zum Bunker versperrte, besser abschloss. Seine Gelassenheit verwirrte sie. Es verwirrte sie auch die

Telegram:@shabarsbibliothek

Ruhe, mit der er ihrer neuen Welt und den veränderten Umständen begegnete. Als Nigeria eine neue Währung einführte und Radio Biafra sich zu verkünden beeilte, dass auch ihr Land eine neue Währung bekomme, stand Olanna vier Stunden Schlange auf der Bank und drückte sich an schachernden Männern und drängelnden Frauen vorbei, bis sie ihre nigerianischen Pfund in die hübscheren Pfundnoten von Biafra eingetauscht hatte. Später beim Frühstück hielt sie den mittelgroßen Umschlag mit Banknoten hoch und sagte: »Das ist jetzt alles Bargeld, das wir haben.«

Odenigbo sah belustigt aus. »Wir verdienen beide Geld, *nkem*.«

»Das ist jetzt schon der zweite Monat, in dem die Direktion die Zahlung deines Gehalts aufgeschoben hat«, sagte sie und nahm den Teebeutel von seinem Unterteller. »Und das, was sie mir in der Akwakuma zahlen, kann man ja nicht Geldverdienen nennen.«

»Bald kriegen wir unser Leben zurück, in einem freien Biafra«, erwiderte er – Worte, die er oft und immer mit der gleichen energischen Selbstsicherheit sagte – und nahm einen Schluck Tee.

Olanna hielt sich ihre Tasse an die Wange, wegen der Wärme und um den ersten wässrigen Schluck Tee aus wiederverwendeten Teebeuteln hinauszuzögern. Als er aufstand und sie zum Abschied küsste, fragte sie sich, warum es ihm nicht Angst machte, wie wenig ihnen geblieben war. Vielleicht lag es daran, dass er nicht selbst auf den Markt ging. Er merkte nicht, dass eine Tasse Salz jede Woche einen Shilling mehr kostete, dass man Hühner in winzige Stücke schnitt, die immer noch zu teuer waren, und dass niemand mehr Reis in große Säcke abpackte, weil keiner sie kaufen würde. In jener Nacht gab sie keinen Laut von sich, als seine Bewegungen heftiger wurden. Es war das erste Mal, dass sie sich fremd fühlte; während er ihr etwas ins Ohr murmelte, trauerte sie um ihr Geld auf der Bank in Lagos.

Telegram:@shabarsbibliothek

»*Nkem?* Ist alles in Ordnung?«, fragte er und stützte sich auf, um sie anzuschauen.

»Ja.«

Er lutschte an ihrer Unterlippe, rollte sich von ihr herunter und schlief ein. Noch nie war sein Schnarchen so heiser gewesen. Er war müde. Der lange Fußmarsch zur Personaldirektion, der geistlose Stumpfsinn, in dem er Tag für Tag Namen und Adressen zusammenschreiben musste, erschöpften ihn, das wusste sie, und doch kam er jeden Tag mit leuchtenden Augen nach Hause. Er war dem Agitationskorps beigetreten; nach der Arbeit fuhren sie ins Landesinnere, um Menschen Unterricht zu geben. Oft stellte sie sich vor, wie er inmitten von gebannt zuhörenden Dorfbewohnern stand und mit seiner sonoren Stimme über die große Nation sprach, die Biafra einst werden würde. Seine Augen sahen die Zukunft. Und so sagte sie ihm nicht, dass sie der Vergangenheit nachtrauerte, unterschiedlichen Dingen an unterschiedlichen Tagen, ihren Tischdecken mit der Silberstickerei, ihrem Auto, Babys Keksen mit Erdbeercreme. Sie sagte ihm nicht, dass sie manchmal, wenn sie Baby so hilflos und glücklich mit den Nachbarskindern herumrennen sah, das kleine Mädchen in den Arm nehmen und sich bei ihm entschuldigen wollte. Dabei würde Baby das gar nicht begreifen.

Seit Mrs Muokelu, die an der Akwakuma die erste Klasse unterrichtete, ihr von den Kindern erzählt hatte, die von Soldaten auf einen Lastwagen geladen worden waren und mitten in der Nacht, die Handflächen blutend und aufgescheuert vom Maniokmahlen, zurückgekehrt waren, hatte sie Ugwu gesagt, er solle Baby nie aus den Augen lassen. Doch eigentlich glaubte sie nicht, dass die Soldaten für ein so junges Kind wie Baby Verwendung hätten. Was ihr viel mehr Sorgen machte, waren die Luftangriffe. Sie hatte einen Traum, der immer wiederkam: dass sie Baby

Telegram:@shabarsbibliothek

vergaß und zum Bunker lief, und nachdem die Bomben gefallen waren, stolperte sie über den verbrannten Körper eines Kindes mit so verkohlten Zügen, dass sie sich nicht sicher sein konnte, ob es Baby war. Dieser Traum verfolgte sie. Sie ließ Baby üben, wie man zum Bunker lief. Sie bat Ugwu zu üben, wie er Baby auf den Arm nahm und losrannte. Sie brachte Baby bei, wie man Schutz suchte, wenn für den Bunker keine Zeit mehr war – dass sie sich flach auf den Bauch legen sollte, die Hände schützend über den Kopf gebreitet.

Trotzdem machte sie sich immer noch Sorgen, nicht genug getan zu haben, und fürchtete, der Traum weise auf eine Nachlässigkeit hin, durch die Baby zu Schaden kommen könne. Als Baby dann gegen Ende der Regenzeit einen schlimmen pfeifenden Husten bekam, empfand Olanna Erleichterung. *Etwas* war Baby tatsächlich passiert. Wenn die Götter gerecht waren, schlossen sich Missgeschicke zu Kriegszeiten aus; da Baby krank war, konnte sie nicht mehr bei einem Luftangriff zu Schaden kommen. Ein Husten war etwas, über das Olanna Kontrolle ausüben konnte, ein Luftangriff war es nicht.

Sie würde Baby ins Albatross Hospital bringen. Ugwu entfernte die Palmzweige, mit denen sie Odenigbos Wagen getarnt hatten, doch jedes Mal, wenn sie den Zündschlüssel drehte, schnaufte der Motor kurz und starb wieder ab. Schließlich schob Ugwu, und er sprang an. Sie fuhr langsam und bremste jedes Mal, wenn Baby hustete. Am Kontrollposten, wo ein riesiger Baumstamm über der Straße lag, sagte sie den Männern vom Zivilschutz, ihr Kind sei sehr krank, und sie sagten, es tue ihnen leid, und durchsuchten weder den Wagen noch ihre Handtasche. In dem schwach beleuchteten Krankenhausflur roch es nach Urin und Penizillin. Frauen saßen mit Babys auf dem Schoß da, oder sie standen und hatten sie auf der Hüfte, und in ihr Geplauder mischte sich Weinen. Olanna erinnerte sich an

Telegram:@shabarsbibliothek

Doktor Nwala von der Hochzeit her. Sie hatte ihn kaum wahrgenommen, bis er nach der Bombardierung gesagt hatte: »Ihr Kleid wird in dem Dreck ganz schmutzig«, und ihr, die immer noch in Okeomas Hemd gewickelt war, aufgeholfen hatte.

Den Krankenschwestern sagte sie, sie sei eine alte Kollegin von ihm.

»Es ist furchtbar dringend«, fügte sie hinzu und versuchte, ihren englischen Akzent rein- und den Kopf hochzuhalten. Eine Krankenschwester führte sie umgehend in sein Büro. Eine der Frauen auf dem Flur fluchte: »*Tufiakwa!* Wir warten hier schon seit Morgengrauen! Liegt das daran, dass wir nicht durch die Nase reden wie die Weißen?«

Doktor Nwala erhob seinen gertenschlanken Körper vom Stuhl und trat vor den Schreibtisch, um ihr die Hand zu schütteln. »Olanna«, sagte er und schaute ihr in die Augen.

»Wie geht es Ihnen, Doktor?«

»Wir schlagen uns durch«, antwortete er und tätschelte Baby die Schulter. »Wie geht es Ihnen?«

»Sehr gut. Okeoma hat uns letzte Woche besucht.«

»Ja. Er hat auch einen Tag bei mir verbracht.« Er schaute sie an, doch sie hatte das Gefühl, er höre überhaupt nicht zu, als wäre er gar nicht richtig da. Er sah verloren aus.

»Baby hat schon seit Tagen einen schrecklichen Husten«, sagte Olanna laut.

»Oh.« Er wandte sich dem kleinen Mädchen zu, legte das Stethoskop an seine Brust und murmelte *ndo*, als sie hustete. Als er zum Schrank ging und ein paar Flaschen und Pillenschachteln durchschaute, tat er Olanna leid, aber sie war sich nicht sicher, warum. Er brauchte viel zu lang, um die paar Medikamente zu sichten.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich gebe Ihnen einen Hustensaft mit, aber sie braucht Antibiotika. Ich fürchte jedoch, wir haben keine mehr«, sagte er und schaute sie wieder auf diese seltsame Weise an. In seinem Gesicht stand eine Mischung aus Melancholie und Erschöpfung, und Olanna fragte sich, ob er vielleicht kürzlich eine geliebte Person verloren hatte.

»Ich schreibe Ihnen ein Rezept, und Sie können es bei jemandem versuchen, der mit Medikamenten handelt, aber es sollte natürlich jemand sein, auf den Sie sich verlassen können.«

»Natürlich«, erwiderte Olanna. »Ich habe eine Freundin, Mrs Muokelu, die wird mir helfen.«

»Sehr gut.«

»Kommen Sie doch mal wieder bei uns vorbei, wenn Sie Zeit haben«, sagte Olanna und stand auf.

»Ja.« Er nahm ihre Hand und hielt sie einen winzigen Moment zu lang fest.

»Danke, Doktor.«

»Wofür? Ich kann nicht viel tun.« Er wies zur Tür, und Olanna wusste, dass er die Frauen meinte, die draußen warteten. Als sie hinausging, fiel ihr Blick auf den fast leeren Medizinschrank.

Am Morgen überquerte Olanna auf dem Weg zur Akwakuma-Grundschule den Hauptplatz der Stadt im Laufschritt. Das tat sie immer auf offenem Gelände – sie lief, bis sie wieder im dichten Schatten von Bäumen stand, die ihr im Falle eines Luftangriffs Schutz bieten würden. Einige Kinder standen unter dem Mangobaum des Schulgeländes und warfen Steine zu den Früchten hoch. Sie rief: »Ab in eure Klassen, *osiso*!«, und sie huschten auseinander, um kurz darauf wieder mit Steinen zu werfen. Als eine der Früchte herunterfiel, hörte sie Jubelgeschrei, und dann laute Stimmen, als

Telegram:@shabarsbibliothek

ein Streit darüber begann, wessen Wurf denn nun die begehrte Frucht zu Fall gebracht hatte.

Mrs Muokelu stand vor ihrem Klassenzimmer und machte sich an der Klingel zu schaffen. Beim Anblick des dicken schwarzen Haares auf ihren Armen und Beinen, des dichten Flaums auf ihrer Oberlippe, der lockigen Strähnen an ihrem Kinn und ihrer breiten, muskelbepackten Glieder musste sich Olanna wieder einmal fragen, ob es Mrs Muokelu vielleicht besser erginge, wenn sie als Mann geboren worden wäre.

»Weißt du, wo ich Antibiotika kaufen kann, meine Schwester?«, fragte Olanna, nachdem sie sich umarmt hatten. »Baby hat Husten, und im Krankenhaus gab es keine mehr.«

Mrs Muokelu summte eine Weile vor sich hin, ein Zeichen, dass sie nachdachte. Das Gesicht Seiner Exzellenz prangte auf dem *boubou*, den sie jeden Tag trug; oft verkündete sie, ehe der Staat Biafra nicht voll anerkannt sei, würde sie nichts anderes tragen.

»Medizin verkaufen kann jeder, aber du weißt nie, wer in seinem Hinterhof ein bisschen Kalk zusammenrührt und es Nivaquin nennt«, sagte sie. »Gib mir das Geld, und ich gehe zu Mama Onitsha. Sie ist verlässlich. Die würde dir Gowons dreckige Hose verkaufen, wenn der Preis stimmt.«

»Die Hose kann sie behalten, wenn sie uns die Medizin gibt.« Olanna lachte.

Mrs Muokelu lächelte und nahm die Glocke in die Hand. »Gestern habe ich eine Vision gehabt«, sagte sie. Ihr *boubou* war zu lang für ihren gedrungenen Körper, er hing auf den Boden, und Olanna hatte Angst, irgendwann würde sie darüber stolpern und fallen.

»Und was war das für eine Vision?«, fragte Olanna. Mrs Muokelu hatte ständig Visionen. Bei der letzten hatte sie gesehen, wie Ojukwu persönlich

Telegram:@shabarsbibliothek

im Sektor von Ogoja in die Schlacht zog, was bedeutete, dass der Gegner dort komplett ausgelöscht wurde.

»Traditionelle Krieger aus Abiriba haben Pfeil und Bogen genommen und den Vandalen im Sektor von Calabar den Garaus gemacht. *I makwa*, Kinder stiegen über ihre Knochen hinweg, um zum Fluss zu gehen.«

»Tatsächlich?«, sagte Olanna und bemühte sich, ernst zu bleiben.

»Es bedeutet, dass Calabar niemals fallen wird«, sagte Mrs Muokelu und fing an, die Glocke zu läuten. Olanna beobachtete die raschen Bewegungen ihres Armes. Eigentlich hatten sie nichts gemeinsam, sie und diese wenig gebildete Grundschullehrerin aus Eziowelle, die an Visionen glaubte. Und doch war ihr Mrs Muokelu von Anfang an vertraut gewesen. Das lag nicht daran, dass Mrs Muokelu ihr Haar in Zöpfchen flocht, mit ihr zu den Treffen der freiwilligen Frauenorganisation ging und ihr beigebracht hatte, wie man Gemüse haltbar machte, sondern dass Mrs Muokelu Furchtlosigkeit ausstrahlte. Eine Furchtlosigkeit, die Olanna an Kainene erinnerte.

An diesem Abend brachte Mrs Muokelu die Antibiotikakapseln vorbei, eingewickelt in Zeitungspapier, und Olanna bat sie herein und zeigte ihr ein Foto von Kainene, wie sie am Pool saß, eine Zigarette zwischen den Lippen.

»Das ist meine Zwillingsschwester. Sie lebt in Port Harcourt.«

»Deine Zwillingsschwester!«, rief Mrs Muokelu aus und betastete das Abzeichen mit der halben gelben Sonne, das sie an einem Band um den Hals trug. »Wunder gibt es immer wieder. Ich wusste gar nicht, dass du ein Zwilling bist, und, *nekene*, sie sieht überhaupt nicht aus wie du.«

»Wir haben den gleichen Mund«, sagte Olanna.

Mrs Muokelu schaute sich noch einmal das Foto an und schüttelte den Kopf. »Sie sieht überhaupt nicht aus wie du«, wiederholte sie.

Telegram:@shabarsbibliothek

Von den Antibiotika wurden Babys Augen gelb. Der Husten besserte sich, er kam nicht mehr tief aus der Brust, und das Pfeifen verschwand, aber Baby hatte keinen Appetit mehr. Beim Essen schob sie ihr *garri* auf dem Teller hin und her und ließ ihren *pap* liegen, bis er zu einem gallertartigen Klumpen erstarrt war. Olanna gab das meiste Bargeld aus dem Kuvert aus und kaufte bei einer Frau, die hinter den feindlichen Linien Handel trieb, Kekse und Karamellen in glänzenden Einwickelpapierchen, aber Baby knabberte nur daran herum. Oft setzte sie das kleine Mädchen auf ihren Schoß und stopfte ihm kleine Happen zerdrückter Yamswurzel in den Mund, und wenn Baby würgte und anfing zu weinen, musste auch Olanna gegen die Tränen ankämpfen. Ihre größte Sorge war, dass Baby sterben würde. Diese Angst war wie eine schwärende Wunde, die alle Dinge prägte, die sie dachte und tat. Odenigbo ließ seine Arbeit beim Agitationskorps ruhen und eilte früher von der Arbeit nach Hause, und Olanna wusste, dass er ihre Angst teilte. Doch sie sprachen nicht darüber, als könnten sie Babys Tod herbeiführen, wenn sie ihn in Worte fassten, bis zu dem Morgen, an dem Olanna Babys Schlaf bewachte, während Odenigbo sich für die Arbeit anzog. Die hallende Stimme von Radio Biafra erfüllte den Raum.

Diese afrikanischen Staaten sind der britisch-amerikanischen Verschwörung auf den Leim gegangen und nehmen die Empfehlungen des Komitees zum Vorwand für eine massive militärische Unterstützung des taumelnden neokolonialistischen Marionettenregimes in Nigeria …

»So ist es!«, sagte Odenigbo und knöpfte mit raschen Bewegungen sein Hemd zu.

Auf dem Bett rührte sich Baby. Das Gesicht des Kindes hatte all seinen Speck verloren und wirkte mit seinen eingesunkenen Augen und der

Telegram:@shabarsbibliothek

dünnen Haut auf unheimliche Weise erwachsen. Olanna beobachtete sie.

»Baby wird es nicht schaffen«, sagte sie leise, und Odenigbo hielt inne und sah sie an. Er schaltete das Radio aus, kam zu ihr herüber und drückte ihren Kopf an seinen Bauch. Weil er zunächst nichts sagte, wurde sein Schweigen für sie zu einer Bestätigung, dass Baby sterben würde. Olanna rutschte von ihm weg.

»Es ist ganz normal, dass sie keinen Appetit hat«, sagte er schließlich. Doch seinem Ton fehlte die Selbstsicherheit, an die sie sonst gewöhnt war.

»Schau doch mal, wie sie abgenommen hat«, sagte Olanna.

»*Nkem*, ihr Husten wird langsam besser, und sie kriegt auch irgendwann wieder Appetit.« Er fing an, sich zu kämmen. Sie ärgerte sich, weil er nicht sagte, was sie hören wollte, weil er nicht Schicksal spielte und ihr sagte, Baby würde es wieder gutgehen, und weil er normal genug war, sich weiter für die Arbeit anzuziehen. Sein Abschiedskuss war flüchtig, er ließ sich nicht genüsslich Zeit damit wie sonst, und auch das brachte sie gegen ihn auf. Tränen traten ihr in die Augen. Sie dachte an Amala. Amala hatte sich nicht mehr bei ihnen gemeldet seit jenem Tag im Krankenhaus, aber mittlerweile fragte sich Olanna, ob von ihr erwartet wurde, dass sie Amala Bescheid sagte, wenn Baby sterben sollte.

Baby gähnte und wachte auf. »Guten Morgen, Mummy Ola.« Selbst ihre Stimme war dünn.

»Baby, *ezigbo nwa*, wie geht es dir?« Olanna hob sie hoch, nahm sie in den Arm, pustete ihr in den Nacken und musste mit den Tränen kämpfen. Baby fühlte sich so leicht an, so leicht. »Isst du ein bisschen *pap*, mein Baby? Oder Brot? Was möchtest du?«

Baby schüttelte den Kopf. Olanna versuchte gerade, Baby zu ein paar Schlucken Ovomaltine zu verführen, als Mrs Muokelu mit einer

Telegram:@shabarsbibliothek

verknoteten Basttasche und einem zufriedenen Lächeln auf dem Gesicht vor der Tür stand.

»In der Bishop Road haben sie ein Hilfszentrum eingerichtet, und ich bin gleich heute Morgen hin«, sagte sie. »Ugwu soll mir mal eine Schüssel bringen.«

Sie schüttete ein gelbes Pulver in die Schüssel, die Ugwu aus der Küche geholt hatte.

»Was ist das?«, fragte Olanna.

»Trockeneigelb.« Mrs Muokelu wandte sich an Ugwu. »Das kannst du für Baby braten.«

»Braten?«

»Hast du was an den Ohren? Verrühr es mit ein bisschen Wasser und brat es, *osiso.* Es heißt, Kinder lieben dieses Zeug.«

Ugwu bedachte sie mit einem langen Blick, bevor er in die Küche ging. In Palmöl gebraten sah das Trockenei auf dem Teller feucht und irritierend bunt aus. Baby aß den ganzen Teller auf.

Das Hilfszentrum war früher einmal eine höhere Schule für Mädchen gewesen. Olanna stellte sich das rasenbewachsene Gelände mit den hohen Mauern vor dem Krieg vor, die jungen Frauen, die am Morgen in ihre Klasse eilten und sich abends zum Tor stahlen, um sich mit den jungen Männern zu treffen, die das staatliche College am Ende der Straße besuchten. Jetzt dämmerte der Morgen, und das Tor war abgeschlossen. Eine große Menschenmenge hatte sich davor versammelt. Olanna fühlte sich unwohl, als sie sich zu den Männern und Frauen und Kindern stellte, die offenbar daran gewöhnt waren, vor einem rostigen Tor zu stehen und darauf zu warten, dass es sich öffnete, damit sie hineingehen und sich von fremden Menschen gespendetes Essen abholen konnten. Sie fühlte sich

Telegram:@shabarsbibliothek

unbehaglich. Sie kam sich vor, als täte sie etwas Unanständiges, Unmoralisches: Essen zu bekommen, ohne als Gegenleistung etwas dafür zu tun. Auf dem Gelände hinter dem Tor sah sie Menschen herumgehen, Tische, auf denen Säcke mit Lebensmitteln lagen, ein Schild, auf dem stand: WELTKIRCHENRAT. Einige der Frauen hielten krampfhaft ihre Taschen fest, schauten über das Tor und murmelten etwas über diese Hilfsorganisationen, die nur Zeit verschwendeten. Die Männer redeten untereinander; einer, der aussah, als wäre er der älteste, trug einen roten Häuptlingskopfschmuck mit einer Feder darin. Die hohe Stimme eines jungen Mannes übertönte alle anderen. Er plapperte vor sich hin wie ein Kind, das sprechen lernt.

»Er hat eine schlimme Kriegsneurose«, flüsterte Mrs Muokelu, als wüsste Olanna das nicht. Es war das einzige Mal, dass Mrs Muokelu etwas sagte. Sie hatte sich langsam zum Tor vorgearbeitet und Olanna jedes Mal angestupst, damit sie ihr folgte. Jemand hinter ihnen hatte angefangen, eine Geschichte über einen Sieg für Biafra zu erzählen. »Ich sag euch was, alle Hausa-Soldaten haben sich umgedreht und sind weggelaufen, die hatten was gesehen, das größer war als sie …« Die Stimme erstarb, als ein Mann auf dem Anwesen Richtung Tor kam. Sein T-Shirt, auf dem in schwarzer Schrift LAND DER AUFGEHENDEN SONNE stand, hing lose um seinen schlanken Körper. Er hatte einen Stapel Papiere in der Hand. Ihn umgab eine Aura der Wichtigkeit, seine Schultern waren sehr gerade. Es war der Aufseher des Hilfszentrums.

»Geordnet! Bitte geordnet!«, sagte er und machte das Tor auf.

Das schnelle, hektische Drängen der Menge überraschte Olanna. Sie wurde angerempelt, sie strauchelte. Es war, als würden alle sie beiseiteschieben, weil sie keine der Ihren war. Der harte Ellbogen des älteren Mannes neben ihr landete schmerzhaft in ihrer Seite, als er in

Telegram:@shabarsbibliothek

Richtung Hilfszentrum loslief. Mrs Muokelu war vorne und stürzte auf einen der Tische zu. Der alte Mann mit der Feder am Hut war hingefallen, rappelte sich aber schnell wieder auf und humpelte krumm in Richtung Schlange. Was Olanna auch überraschte, waren die Mitglieder der Miliz, die mit langen Peitschen schnalzten und riefen: »Geordnet! Geordnet!«, und die strengen Gesichter der Frauen, die sich an den Tischen über die Säcke mit Lebensmitteln beugten, etwas in die Taschen schöpften, die ihnen hingehalten wurden, und dann sagten: »Ja! Der Nächste!«

»Geh in die Schlange da!«, sagte Mrs Muokelu, als Olanna sich ein Stück hinter ihr einreihte. »Das ist die Schlange für das Eipulver! Dort drüben! Hier gibt's Stockfisch!«

Olanna ging zu der Schlange und wehrte sich tapfer gegen eine Frau, die versuchte, sie wegzuschubsen. Sie ließ sie vor. Sie fühlte sich unwohl, wie befleckt, weil es so merkwürdig war, um Essen zu betteln und dafür Schlange zu stehen. Fast war sie ganz vorne in der Schlange angelangt, als sie merkte, dass das Pulver, das in Taschen und Schüsseln geschöpft wurde, nicht gelb war, sondern weiß. Es war kein Eigelb, sondern Getreidemehl. Die Eigelbschlange war die daneben. Olanna lief hinüber, um sich anzustellen, aber die Frau, die das Eigelb austeilte, stand gerade auf und sagte: »Eigelb ist aus! *O gwula!*«

Panik stieg in Olannas Brust auf. Sie lief der Frau hinterher. »Bitte«, sagte sie.

»Was ist denn?«, fragte die Frau. Der Aufseher, der in der Nähe stand, starrte Olanna an.

»Mein kleines Kind ist krank …«, sagte Olanna.

Die Frau schnitt ihr das Wort ab. »Gehen Sie da in die Schlange für Milch.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Nein, nein, sie isst gar nichts, aber Eigelb hat sie gegessen.« Olanna hielt die Frau am Arm fest. »*Biko*, bitte, ich brauche das Eigelb.«

Die Frau zog ihren Arm weg, lief zu dem Gebäude und schlug die Tür zu. Olanna stand da. Der Aufseher, der sie immer noch anstarrte, fächelte sich mit dem Papierbündel Luft zu und sagte: »He! Ich kenne Sie!«

Sein kahler Kopf und das bärtige Gesicht kamen ihr überhaupt nicht bekannt vor. Olanna wandte sich zum Gehen, weil das sicher einer der Männer war, die behaupteten, sie schon einmal getroffen zu haben, nur um mit ihr etwas anzufangen.

»Ich habe Sie schon mal gesehen«, sagte er. Er kam näher, lächelnd, doch ohne den gierigen Blick in den Augen, den sie erwartet hatte; sein Gesicht war offen und erfreut. »Vor einigen Jahren am Flughafen von Enugu, als ich meinen Bruder abgeholt habe, der aus Übersee zurückkehrte. Sie haben mit meiner Mutter gesprochen. *I kasiri ya obi.* Sie haben sie beruhigt, als das Flugzeug bei der Landung nicht gleich stehen blieb.«

Jetzt konnte sich Olanna wieder dunkel an jenen Tag erinnern. Das musste vor sieben Jahren gewesen sein. Sie erinnerte sich an seinen ländlichen Akzent, daran, wie aufgeregt und nervös er gewesen war und dass er damals älter ausgesehen hatte als heute.

»Sie sind das?«, fragte sie. »Aber wie haben Sie mich erkannt?«

»Wie kann man denn ein Gesicht wie das Ihre vergessen? Meine Mutter hat die Geschichte von der schönen Frau, die ihr die Hand gehalten hat, wieder und wieder erzählt. Alle in meiner Familie kennen sie mittlerweile. Und jedes Mal, wenn sie von der Rückkehr meines Bruders erzählt, gibt sie auch diese Geschichte zum Besten.«

»Und wie geht es Ihrem Bruder?«

Stolz leuchtete in seinem Gesicht auf. »Er ist leitender Angestellter in der Direktion. Er hat mir auch diese Arbeit hier im Hilfszentrum besorgt.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Olanna kam sofort der Gedanke, ob ihr der Mann nicht dabei helfen konnte, an Eipulver heranzukommen. Doch sie fragte: »Und Ihrer Mutter geht es gut?«

»Sehr gut. Sie lebt in Orlu im Haus meines Bruders. Als meine Schwester nicht aus Zaria zurückgekehrt ist, war sie sehr krank, wir dachten alle, diese Schweine hätten ihr angetan, was sie den anderen angetan haben, aber meine Schwester kam zurück, sie hatte Hausa-Freunde, die ihr geholfen haben, und so ging es auch meiner Mutter wieder besser. Sie wird sich freuen, wenn ich ihr sage, dass ich Sie gesehen habe.« Er hielt inne, um zu einem der Essenstische zu sehen, wo zwei junge Mädchen sich zankten. Eine rief: »Und ich sage dir, dieser Stockfisch gehört mir«, und die andere gab zurück: »*Ngawanu*, heute werden wir beide sterben.«

Er wandte sich wieder Olanna zu. »Lassen Sie mich rasch schauen, was dort drüben los ist. Aber warten Sie am Tor. Ich schicke jemanden mit Trockenei zu Ihnen.«

»Vielen Dank.« Olanna war erleichtert, dass er ihr das Angebot gemacht hatte, und doch war ihr das Gespräch ein wenig peinlich. Am Tor verhielt sie sich unauffällig; sie kam sich wie eine Diebin vor.

»Okoromadu schickt mich zu Ihnen«, sagte eine junge Frau neben ihr, und Olanna machte vor Schreck fast einen Satz. Die Frau drückte ihr eine Tüte in die Hand und ging auf das Gelände zurück. Olanna war sich nicht sicher, ob sie ihr folgen und Okoromadu danken sollte, aber sie hatte eine bessere Idee. »Sagen Sie ihm vielen Dank«, rief sie. Wenn die Frau es gehört hatte, drehte sie sich jedenfalls nicht um. Es war ein beruhigendes Gefühl, die schwere Tüte in der Hand zu halten, während sie auf Mrs Muokelu wartete, und als sie später Baby dabei zuschaute, wie sie aß, bis nur noch eine glänzende Schicht Palmölfett auf dem Teller übrig war,

Telegram:@shabarsbibliothek

fragte sie sich, wie Baby den schrecklichen Plastikgeschmack des Trockeneis ertragen konnte.

Als Olanna das nächste Mal ins Hilfszentrum ging, sprach Okoromadu zu der Menschenmenge am Tor. Einige Frauen hatten zusammengerollte Matten dabei; sie hatten die Nacht vor dem Tor verbracht.

»Heute haben wir nichts für euch. Der Lastwagen, der uns aus Awomama beliefert, ist auf der Straße überfallen worden«, sagte er in dem gemessenen Ton eines Politikers, der zu seinen Anhängern spricht. Olanna beobachtete ihn. Er hatte Freude an dieser Macht, zu wissen, ob andere Menschen etwas zu essen haben würden oder nicht. »Uns begleitet immer eine militärische Eskorte, aber es waren Soldaten, die den Lastwagen überfallen haben. Sie haben einfach eine Straßensperre aufgebaut und alles vom Lastwagen geholt, sie haben sogar die Fahrer geschlagen. Kommt am Montag wieder, dann haben wir vielleicht wieder offen.«

Eine Frau ging mit entschlossenen Schritten auf ihn zu und drückte ihm ihren kleinen Jungen in die Arme. »Dann nehmen Sie ihn! Geben Sie ihm etwas zu essen, bis Sie wieder offen haben!« Sie machte Anstalten zu gehen. Das Baby war dünn, hatte offenbar Gelbsucht und schrie wie am Spieß.

»*Bia nwanyi!* Komm zurück, Frau!« Okoromadu hielt das Baby mit steifen Armen von seinem Körper weg.

Die anderen Frauen aus der Menschenmenge begannen, die Frau zu beschimpfen – Wirfst du einfach dein Kind weg? *Ujo anaghi atu gi?* Trittst du Gott mit Füßen? –, aber es war Mrs Muokelu, die Okoromadu das Baby abnahm und wieder seiner Mutter in die Arme legte.

»Nimm dein Kind«, sagte sie. »Es ist nicht seine Schuld, dass es heute nichts zu essen gibt.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Die Menge zerstreute sich. Olanna und Mrs Muokelu gingen langsam davon.

»Wer weiß, ob es stimmt, dass die Soldaten den Lastwagen überfallen haben«, sagte Mrs Muokelu. »Wer weiß, wie viel von den Lebensmitteln die für sich selbst behalten, um sie zu verkaufen. Salz kriegt man hier nie, weil sie das immer behalten, um es zu verkaufen.«

Olanna dachte daran, wie Mrs Muokelu der Mutter das Baby zurückgebracht hatte. »Du erinnerst mich an meine Schwester«, sagte sie.

»Wieso?«

»Sie ist sehr stark. Sie hat keine Angst.«

»Auf dem Foto, das du mir gezeigt hast, raucht sie. Wie eine gewöhnliche Prostituierte.«

Olanna blieb stehen und starrte Mrs Muokelu an.

»Ich sage nicht, dass sie eine Prostituierte ist«, fügte Mrs Muokelu hastig hinzu. »Ich sage nur, dass es nicht gut ist, wenn sie raucht, weil Frauen, die rauchen, Huren sind.«

Olanna schaute sie an und entdeckte zum ersten Mal einen Zug von Missgunst hinter dem Damenbart und den behaarten Armen. Sie ging schneller, lief schweigend vor Mrs Muokelu her und bog ohne Gruß in ihre Straße ein. Baby saß mit Ugwu draußen.

»Mummy Ola!«

Olanna umarmte sie, strich ihr übers Haar. Baby hielt ihre Hand und schaute zu ihr auf. »Hast du Eigelb mitgebracht, Mummy Ola?«

»Nein, mein Baby. Aber bald bringe ich wieder welches mit«, sagte sie.

»Guten Tag, Mah. Haben Sie nichts mitgebracht?«, wollte Ugwu wissen.

»Siehst du denn nicht, dass mein Korb leer ist?«, gab Olanna barsch zurück. »Bist du blind?«

Telegram:@shabarsbibliothek

Am Montag ging sie allein ins Hilfszentrum. Mrs Muokelu hatte sie bei Morgengrauen nicht abgeholt, und unter den Wartenden am Tor befand sie sich auch nicht. Das Tor war abgeschlossen, das Gelände menschenleer, und sie harrte etwa eine Stunde lang aus, bis die Menge sich wieder zu zerstreuen begann. Am Dienstag war das Tor verschlossen. Am Mittwoch hing ein neues Schloss an der Tür. Erst am Samstag ging das Tor wieder auf, und Olanna wunderte sich selbst über die Leichtigkeit, mit der sie sich in die hineindrängende Menge einfügte, wie geschickt sie sich von Schlange zu Schlange bewegte und den schwingenden Stöcken der Miliz auswich, wie sie sich zur Wehr setzte, wenn jemand sie schubste. Sie machte sich gerade mit kleinen Tüten Maismehl, Trockenei und zwei Stück Stockfisch auf den Heimweg, als Okoromadu ankam.

Er winkte. »Schöne Frau! *Nwanyi oma!*«, sagte er. Er wusste immer noch nicht ihren Namen. Er kam zu ihr herüber, legte eine Dose Corned Beef in ihren Korb und eilte dann davon, als wäre nichts gewesen. Olanna schaute auf die längliche rote Büchse hinab und hätte fast gelacht, so groß und unerwartet war das Glück, das sie erfüllte. Sie holte die Dose heraus, schaute sie an, strich über das kalte Metall, und als sie aufblickte, merkte sie, dass einer der kriegsgeschädigten Soldaten sie beobachtete. Sein starrender Blick war unmissverständlich; er machte sich nicht einmal die Mühe, ihn zu verbergen. Sie legte die Dose in ihren Korb zurück und deckte den Inhalt mit einer der Tüten zu. Sie war froh, dass Mrs Muokelu nicht bei ihr war, denn dann hätte sie mit ihr teilen müssen. Sie würde Ugwu bitten, einen Eintopf daraus zu kochen. Mit den Resten würde sie Sandwiches machen, und dann würden Odenigbo und Baby und sie eine schöne englische Teestunde mit Corned-Beef-Sandwiches abhalten.

Der Soldat folgte ihr, als sie das Gelände verließ. Auf dem staubigen Weg, der zur Hauptstraße führte, beschleunigte sie ihren Schritt, aber

Telegram:@shabarsbibliothek

schnell hatten sie fünf von den Soldaten in ihren zerlumpten Uniformen umringt. Sie lallten und zeigten auf den Korb. Ihre Bewegungen wirkten abgehackt. Fetzen von dem, was sie mit lauter Stimme riefen, verstand Olanna: »Tante!« – »Schwester!« – »Bring Essen jetzt!« – »Hunger machen alle tot!«

Olanna presste den Korb an sich. Ein heißes, kindliches Verlangen zu weinen stieg in ihr auf. »Haut ab! Haut sofort ab!«

Ihr Gefühlsausbruch schien sie zu überraschen, und einen Moment lang waren sie still. Dann kamen sie wieder näher, alle zusammen, als wäre da eine innere Stimme, die sie lenkte. Sie stürzten sich auf sie. Jetzt konnten sie alles Mögliche mit ihr tun; da war etwas verzweifelt Gesetzloses an ihnen und ihren im Lärm der Schützengräben abgestorbenen Gehirnen. In Olannas Furcht mischte sich Wut, eine heftige und ermutigende Wut, und sie stellte sich vor, wie sie sich gegen sie wehren würde, wie sie sie würgen und umbringen würde. Das Corned Beef gehörte ihr. Ihr. Sie machte ein paar Schritte zurück. Blitzschnell, so schnell, dass es ihr erst hinterher bewusst wurde, griff der eine mit dem blauen Barett in ihren Korb, nahm die Büchse und lief davon. Die anderen folgten ihm. Nur einer stand noch da und beobachtete sie, sein schlaffer Mund halb offen, bevor auch er loslief, aber in die entgegengesetzte Richtung, weg von den anderen. Der Korb lag auf dem Boden. Olanna stand ganz still und weinte leise vor sich hin, weil das Corned Beef nie wirklich ihr gehört hatte. Dann hob sie den Korb auf, wischte etwas Sand von ihrem Päckchen Maismehl und ging nach Hause.

Olanna und Mrs Muokelu waren sich fast zwei Wochen lang in der Schule aus dem Weg gegangen, und Olanna war überrascht, als sie eines

Telegram:@shabarsbibliothek

Nachmittags nach Hause kam und Mrs Muokelu mit einem Eimer voll grauer Holzasche vor ihrer Tür sitzen sah.

Mrs Muokelu stand auf. »Ich bin gekommen, um dir beizubringen, wie man Seife macht. Weißt du, wie viel die heutzutage für ein simples Stück Seife verlangen?«

Olanna schaute auf den verwaschenen Baumwoll-*boubou*, der mit dem finster dreinblickenden Gesicht Seiner Exzellenz bemalt war, und ihr wurde klar, dass die nicht erbetene Lektion eine Art Entschuldigung sein sollte. Sie nahm den Ascheeimer entgegen. Sie ging in den Hinterhof voraus, und nachdem ihr Mrs Muokelu gezeigt hatte, wie man Seife machte, lagerte sie die Asche neben dem Stapel Zementblöcke im Garten. Odenigbo schüttelte den Kopf, als sie ihm davon erzählte. Sie saßen unter dem Strohdach auf der Veranda, auf einer Holzbank, die sie an die Wand gerückt hatten.

»Sie brauchte dir doch nicht zu erklären, wie man Seife macht. Ich kann mir nicht vorstellen, dass du das jemals in die Tat umsetzt.«

»Glaubst du, ich kann es nicht?«

»Sie hätte sich einfach entschuldigen sollen.«

»Ich glaube, ich habe überreagiert, weil es um Kainene ging.« Olanna veränderte ihre Position. »Ich frage mich, ob Kainene meine Briefe bekommen hat.«

Odenigbo sagte nichts. Er nahm ihre Hand, und sie war dankbar dafür, dass es Dinge gab, die sie ihm nicht erklären musste.

»Wie viele Haare hat Mrs Muokelu eigentlich auf der Brust?«, fragte er. »Weißt du das?«

Olanna war sich nicht sicher, ob zuerst er angefangen hatte zu lachen oder ob sie es war, aber plötzlich lachten sie aus voller Kehle, so sehr, dass sie fast von der Bank fielen. Andere Dinge waren plötzlich lustig: Odenigbo sagte, der Himmel sei völlig wolkenlos, Olanna sagte, dann sei das ja das

Telegram:@shabarsbibliothek

perfekte Wetter für Bomber, und sie lachten. Ein kleiner Junge lief vorbei, der Shorts mit so großen Löchern trug, dass man darunter seinen Hintern mit der trockenen Haut erkennen konnte. Er grüßte, und sie hatten kaum »Guten Tag« geantwortet, als sie ein neuer Lachanfall überkam. Das Lachen war noch nicht auf ihren Gesichtern erloschen, und sie klammerten sich immer noch haltsuchend an die Bank, als Special Julius das Anwesen betrat. Die Pailletten auf seinen Ärmeln glitzerten.

»Ich habe den besten Palmwein von Umuahia mitgebracht! Sagt Ugwu, er soll ein paar Gläser rausrücken!«, rief er und stellte einen kleinen Kanister vor ihnen auf den Boden. Er verbreitete eine so positive Stimmung mit seiner Art und seinen glitzernden Hemden, als gäbe es kein Problem, das er nicht lösen könnte. Nachdem Ugwu die Gläser gebracht hatte, sagte Special Julius: »Habt ihr gehört, dass Harold Wilson in Lagos ist? Er hat die britische Armee mitgebracht, damit sie uns endgültig fertigmacht. Es heißt, zwei Bataillone hätte er dabei.«

»Setz dich, mein Freund, und hör auf, solchen Blödsinn zu reden«, sagte Odenigbo.

Special Julius lachte und schlürfte geräuschvoll seinen Palmwein. »Soso, ich rede also Blödsinn, *okwa ya*? Wo ist das Radio? Lagos mag der Welt nicht sagen, dass der britische Premierminister gekommen ist, um ihnen zu helfen, uns zu töten, aber vielleicht tun es diese Verrückten in Kaduna.«

Baby kam heraus. »Guten Tag, Onkel Julius.«

»Baby-Baby. Wie geht es deinem Husten? Ist er besser geworden?« Er tauchte einen Finger in seinen Palmwein und steckte ihn ihr in den Mund. »Das hilft bestimmt dagegen.«

Baby leckte sich die Lippen und sah zufrieden aus.

»Julius!«, rief Olanna.

Telegram:@shabarsbibliothek

Special Julius wedelte lässig mit der Hand. »Die Wirkung von Alkohol ist nicht zu unterschätzen.«

»Komm zu mir, Baby«, sagte Olanna. Babys Kleidchen war fadenscheinig, weil sie es zu oft getragen hatte. Olanna nahm sie auf den Schoß und drückte sie an sich; wenigstens hustete Baby nicht mehr so oft; wenigstens aß sie wieder.

Odenigbo holte das Radio unter der Bank hervor. In diesem Moment durchschnitt ein schriller Ton die Stille, und zuerst dachte Olanna, er sei aus dem Radio gekommen, bevor sie das Signal für Fliegeralarm erkannte. Sie saß still da. Jemand aus dem Haus nebenan schrie: »Feindliche Flugzeuge!«, im selben Moment rief Special Julius: »In Deckung!« und machte einen Satz über die Veranda, wobei er den Palmwein umschüttete. Nachbarn rannten, riefen sich Worte zu, die Olanna nicht verstehen konnte, weil sich das schreckliche, jaulende Geräusch des Alarms in ihrem Kopf festgesetzt hatte. Sie rutschte auf dem Wein aus und fiel auf ihr Knie. Odenigbo zog sie hoch, bevor er Baby packte und loslief. Der Beschuss hatte bereits begonnen – es regnete Kugeln herab –, als Odenigbo das Zinkblech hochhob, damit sie alle in den Bunker hinunterklettern konnten. Odenigbo ging als Letzter hinein. Ugwu hatte einen Löffel in der Hand, an dem noch Suppe klebte. Olanna schlug nach den Grillen, deren leicht feuchte Körper sich unter ihren Händen schleimig anfühlten, und klopfte auch dann noch ihre Arme und Beine ab, als sie nicht mehr auf ihr hockten. Die erste Explosion klang weit weg. Andere folgten, näher, lauter, und die Erde bebte. Um sie herum schrien die Menschen: »Herr Jesus! Herr Jesus!« Ihre Blase schmerzte, weil sie ganz voll war, so voll, als würde sie gleich platzen, aber keinen Urin abgeben, sondern die Bittgebete, die sie stammelte. Eine Frau war neben ihr zusammengesunken, mit einem Kind im Arm, einem kleinen Jungen, der jünger war als Baby. Im Bunker war es

Telegram:@shabarsbibliothek

dämmrig, aber Olanna konnte trotzdem die verkrusteten, weißen Male von Flechtengrind auf dem ganzen Körper des Jungen sehen. Wieder brachte eine Explosion den Boden zum Beben. Dann hörte der Lärm auf, und die Luft war so still, dass sie, als sie aus dem Bunker kletterten, das Krächzen einiger Vögel in der Ferne hören konnten. Der Geruch nach Verbranntem lag in der Luft.

»Unser Flugabwehrfeuer war wunderbar! *O di egwu!*«, sagte jemand. »Biafra, gewinne den Krieg!« Special Julius stimmte das bekannte Lied an, und bald sangen die meisten Leute auf der Straße mit.

Biafra, gewinne den Krieg,
Panzerwagen, Granatwerfer,
Kampfflieger und Bomber,
Ha enweghi ike imeri Biafra!

Olanna sah Odenigbo an, der aus voller Kehle sang, und sie wollte es ihm nachtun, doch die Worte lagen ihr wie Blei im Mund. Etwas in ihrem Knie sandte einen scharfen Schmerz aus; sie nahm Baby an der Hand und ging ins Haus.

Am Abend war sie gerade dabei, Baby zu baden, als die Sirene wieder losging. Sie schnappte sich das nackte kleine Mädchen und rannte aus dem Badehaus. Baby rutschte ihr fast aus dem Arm. Das schnelle Brummen der Flugzeuge und das scharfe *ka-ka-ka* der Flugabwehrgeschütze kam von oben, von unten, von den Seiten, und ihre Angst war so groß, dass ihr die Zähne klapperten. Sie ließ sich im Bunker zu Boden sinken und achtete nicht einmal auf die Grillen.

»Wo ist Odenigbo?«, fragte sie nach einer Weile und packte Ugwu am Arm. »Wo ist dein Master?«

»Er ist hier, Mah«, sagte Ugwu und schaute sich um.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Odenigbo!«, rief Olanna. Doch er gab keine Antwort. Sie erinnerte sich auch nicht daran, ihn hereinkommen gesehen zu haben. Er war also immer noch da oben, irgendwo. Die Explosion, die sich in diesem Moment ereignete, brachte etwas in ihrem Ohr zum Platzen, und wenn sie den Kopf auf die Seite legte, würde sicher etwas Hartes und Weiches wie Knorpel herausfallen. Sie kroch auf den Eingang zu. Hinter ihr hörte sie Ugwu sagen: »Mah? Mah?« Eine Frau aus ihrer Straße rief: »Kommen Sie zurück! Wo wollen Sie denn hin? *Ebe ka I na-eje?*«, aber sie achtete auf keinen von beiden und kroch aus dem Bunker. Die Helligkeit der Sonne war wie ein kleiner Schock; ihr wurde schwindelig. Das Herz brannte ihr in der Brust, als sie loslief und rief: »Odenigbo! Odenigbo!«, bis sie ihn schließlich entdeckte, über jemanden gebeugt, der am Boden lag. Sie schaute auf seine nackte, behaarte Brust, seinen neuen Bart und seine zerfetzten Slipper, und plötzlich packte sie der Gedanke an seine Sterblichkeit, ihrer aller Sterblichkeit, wie eine Faust an der Kehle und begann langsam zuzudrücken. Sie schloss die Arme um ihn und hielt ihn fest. Am Ende der Straße stand ein Haus in Flammen.

»*Nkem*, es ist alles in Ordnung«, sagte Odenigbo. »Eine Kugel hat ihn getroffen, aber es sieht so aus, als wäre es nur eine Fleischwunde.« Er schob sie von sich und ging zu dem Mann zurück, um ihm den Arm mit Fetzen seines Hemdes abzubinden.

Am Morgen war der Himmel klar wie das Meer, wenn es ruhig ist. Olanna sagte zu Odenigbo, er solle nicht in die Direktion gehen, und sie gehe nicht zum Unterricht; sie würden den Tag im Bunker verbringen.

Er lachte. »Sei nicht albern.«

»Niemand schickt heute seine Kinder in die Schule«, sagte sie.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Und was machst du dann?« Sein Ton war so normal wie sein Schnarchen bei Nacht, wenn sie wach neben ihm lag, schweißgebadet, immer noch den Lärm des Bombardements im Ohr.

»Ich weiß nicht.«

Er küsste sie. »Geh bloß zum Bunker, wenn es Alarm gibt. Es wird schon nichts geschehen. Ich komme heute vielleicht ein bisschen später, weil wir zum Unterrichten nach Mbaise fahren.«

Zuerst ärgerte sie seine Beiläufigkeit, doch irgendwie war sie auch tröstlich. Sie glaubte seinen Worten, aber nur, solange er da war. Nachdem er gegangen war, fühlte sie sich verletzlich, nackt. Sie badete nicht. Sie hatte Angst, nach draußen auf die Latrine zu gehen. Ebenso hatte sie Angst, sich zu setzen, weil sie vielleicht eindösen könnte und dann unvorbereitet war, wenn der Fliegeralarm kam. Sie trank eine Tasse Wasser nach der anderen, bis ihr Bauch anschwoll, aber sie hatte das Gefühl, der Speichel in ihrem Mund wäre ausgetrocknet und sie würde an Klumpen trockener Luft ersticken.

»Heute bleiben wir im Bunker«, sagte sie zu Ugwu.

»Dem Bunker, Mah?«

»Ja, im Bunker. Du hast doch gehört, was ich gesagt habe.«

»Aber wir können doch nicht einfach im Bunker bleiben, Mah.«

»Spreche ich undeutlich? Ich sagte, wir bleiben im Bunker.«

Ugwu zuckte die Achseln. »Ja, Mah. Soll ich für Baby etwas zu essen mitnehmen?«

Sie antwortete nicht. Wenn er auch nur ein bisschen den Mund verzog, um zu lächeln, würde sie ihm eine Ohrfeige geben, denn das stumme Vergnügen bei dem Gedanken, einen Teller Brei zu nehmen und für den Rest des Tages in ein feuchtes Erdloch zu kriechen, stand ihm deutlich ins Gesicht geschrieben.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Mach Baby fertig«, sagte sie und schaltete das Radio an.

»Ja, Mah«, sagte Ugwu. »*O nwere igwu.* Heute Morgen habe ich Läuseeier in ihren Haaren gefunden.«

»Was?«

»Die Nissen von Läusen. Aber es waren bloß zwei, sonst habe ich keine gefunden.«

»Läuse? Was redest du da? Wie kann Baby denn Läuse haben? Ich halte sie so sauber. Baby! Baby!«

Olanna zog Baby zu sich heran, begann ihre Zöpfchen aufzuflechten und in dem dicken Haar zu wühlen. »Das müssen diese Kinder sein, mit denen du spielst, diese dreckigen Nachbarskinder.« Ihre Hände zitterten, und sie legte sie um eine Haarsträhne, um sich zu beruhigen. Baby fing an zu weinen.

»Halt still!«, rief Olanna.

Baby wand sich aus ihrem Griff, lief zu Ugwu und schaute Olanna aus sicherer Entfernung und mit verblüfften Augen an, als würde sie sie nicht wiedererkennen. Im Radio ertönte die Nationalhymne von Biafra und beendete die Stille.

Land der aufgehenden Sonne, das wir lieben und schätzen,
geliebte Heimat unserer tapferen Helden;
Wir müssen unser Leben verteidigen, oder wir werden untergehen,
Werden unsere Liebsten bewahren vor allen Feinden;
Doch ist der Preis der Tod, für alles, was uns teuer ist,
Dann lasst uns sterben, ohne einen Funken Angst.

Sie hörten zu, bis das Lied zu Ende war.

»Nimm sie mit nach draußen, bleib auf der Veranda und halte die Augen offen«, sagte Olanna schließlich müde zu Ugwu.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Gehen wir also nicht wieder in den Bunker?«

»Nimm sie einfach mit nach draußen auf die Veranda.«

»Ja, Mah.«

Olanna suchte einen anderen Sender im Radio; es war einfach zu früh am Tag, es gab noch keine Kriegsberichte, keine feurigen Monologe über Biafras Großartigkeit, nichts von dem, was sie so leidenschaftlich gern hören wollte. Auf BBC kamen die neuesten Nachrichten über den Krieg – Gesandte des Papstes, der Organisation für Afrikanische Einheit und des Commonwealth kamen nach Nigeria, um für den Frieden zu sprechen. Sie lauschte eine Weile teilnahmslos und drehte das Radio gerade ab, als sie Ugwu mit jemandem reden hörte. Sie ging nach draußen, um zu schauen, wer es war. Mrs Muokelu stand hinter Baby und flocht dem Mädchen die Zöpfe, die Olanna gerade gelöst hatte.

»Bist du auch nicht in die Schule gegangen?«, fragte Olanna.

»Ich wusste, dass die Eltern ihre Kinder zu Hause behalten.«

»Wer kann es ihnen verübeln? Was soll das eigentlich mit diesen unablässigen Luftangriffen?«

»Das ist wegen des Besuches von Harold Wilson.« Mrs Muokelu schnaubte. »Sie wollen ihn beeindrucken, damit er die britische Armee mitbringt.«

»Das hat Special Julius auch gesagt, aber das ist unmöglich.«

»Unmöglich?« Mrs Muokelu lächelte, als hätte Olanna keine Ahnung von dem, was sie redete. »Übrigens, dieser Special Julius – weißt du, dass der gefälschte Pässe verkauft?«

»Er ist Armeelieferant.«

»Ich habe nicht gesagt, dass er nicht auch ab und zu mit der Armee schachert, aber er verkauft gefälschte Pässe. Sein Bruder ist Direktor, und sie machen es zusammen. Ihretwegen laufen überall diese Ganoven mit

Telegram:@shabarsbibliothek

ihren Spezialpässen durch die Gegend.« Mrs Muokelu war mit einem Zopf fertig und tätschelte Baby das Haar. »Dieser Bruder ist ein Krimineller. Es heißt, er habe allen seinen männlichen Verwandten Freistellungspässe für die Armee ausgestellt, jedem in seiner *umunna*. Und du solltest erst mal hören, was er mit diesen blutjungen Mädchen macht, die überall herumlungern und nach älteren Männern suchen, die sie aushalten. Es heißt, er nehme immer gleich fünf von ihnen mit auf sein Zimmer. *Tufia!* Leute wie er gehören aufs Schafott, wenn der Staat Biafra erst einmal voll etabliert ist.«

Olanna sprang auf. »War das ein Flugzeug? War das ein Flugzeug?«

»Flugzeug, *kwa*?« Mrs Muokelu lachte. »Jemand macht im Haus nebenan eine Tür zu, und du sagst, es ist ein Flugzeug?«

Olanna setzte sich auf den Boden und streckte ihre Beine aus. Sie war erschöpft vor Angst.

»Hast du gehört, dass wir bei Ikot-Ekpene einen ihrer Bomber abgeschossen haben?«, fragte Mrs Muokelu.

»Nein.«

»Und das hat ein einfacher Zivilist mit seinem Jagdgewehr geschafft! Weißt du, irgendwie kommt es einem so vor, als wären die Nigerianer so blöd, dass jeder, der für sie arbeitet, auch blöd wird. Sie sind zu blöd, um die Flugzeuge zu fliegen, die ihnen die Russen und Briten gegeben haben. Also haben sie Weiße angeheuert, und selbst die treffen nicht ins Ziel! Ha! Die Hälfte ihrer Bomben explodiert nicht einmal!«

»Wenn die Hälfte explodiert, reicht das, um uns umzubringen«, sagte Olanna.

Mrs Muokelu redete weiter, als hätte sie Olanna gar nicht gehört. »Man sagt, unsere *ogbunigwe* jagen ihnen eine Heidenangst ein. In Afikpo haben sie bloß ein paar hundert Leute getötet, aber das ganze nigerianische

Telegram:@shabarsbibliothek

Bataillon hatte so die Hosen voll, dass es sich zurückgezogen hat. So eine Waffe haben die noch nie gesehen. Und sie wissen nicht, was wir noch alles für sie in petto haben.« Sie gluckste vergnügt, schüttelte den Kopf und nestelte an der Sonnenhälfte an ihrem Hals. »Gowon hat sie mitten am Nachmittag den Markt von Awgu bombardieren lassen, als Frauen dort eingekauft und verkauft haben. Er hat dem Roten Kreuz untersagt, uns Lebensmittel zu bringen, er hat *kpam-kpam* abgelehnt, damit wir verhungern. Aber er wird damit keinen Erfolg haben. Wenn wir Leute hätten, die uns Waffen und Flugzeuge hinterherschmeißen würden, so wie sie es mit Nigeria machen, dann wäre die ganze Sache längst vorüber, und alle wären wieder daheim. Aber wir werden sie besiegen. Schläft Gott? Nein!« Mrs Muokelu lachte. Die Sirene ging los. Olanna hatte schon so lange mit dem schrillen Ton gerechnet, dass sie wie eine Vorahnung ein Schauder durchfahren hatte, kurz bevor der Alarm losgegangen war. Sie drehte sich zu Baby um, aber Ugwu hatte sie bereits genommen und rannte mit ihr in Richtung Bunker. Olanna hörte das Brummen der Flugzeuge in der Ferne, wie Donner, der sich zusammenballt, und kurz darauf das abgehackte Geknatter des Abwehrfeuers. Bevor sie in den Bunker kroch, schaute sie auf und sah die Bomber, die über sie hinwegglitten wie Habichte. Sie flogen beunruhigend tief und waren in graue Rauchwolken eingehüllt.

Als sie später aus dem Bunker krochen, sagte jemand: »Sie haben auf die Grundschule gezielt!«

»Diese Heiden haben unsere Schule bombardiert!«, sagte Mrs Muokelu.

»Schaut! Noch ein Bomber!«, sagte ein junger Mann und zeigte lachend auf einen Geier, der über sie hinwegflog.

Sie schlossen sich der Menge an, die auf die Akwakuma-Grundschule zueilte. Zwei Männer kamen ihnen entgegen und trugen eine verkohlte

Telegram:@shabarsbibliothek

Leiche. Am Schuleingang teilte ein Bombenkrater, so groß, dass ein Lastwagen darin verschwunden wäre, die Straße in zwei Hälften. Olanna erkannte ihr Klassenzimmer nicht wieder. Das Dach des Gebäudeteils mit den Unterrichtszimmern war nur noch ein Haufen Holz und Metall und Staub. Alle Fenster waren zerplatzt. Doch die Wände standen noch. Direkt vor dem Haus, wo sonst immer ihre Schüler im Sand spielten, hatte ein Schrapnell ein elegantes Loch in den Boden gebohrt. Und während sie sich denen anschloss, die die wenigen heilen Stühle heraustrugen, war es die ganze Zeit das Loch, an das sie denken musste – daran, wie dieses heiße, fleischfressende Metall so hübsche kleine Kringel in die Erde malen konnte.

Am nächsten Morgen in der Frühe war keine Sirene zu hören, und als das heftige Donnern der Bomber aus dem Nichts auftauchte, während Olanna gerade Maismehl ins Wasser rührte, um Baby ihren Brei zu machen, wusste sie, dass die Zeit gekommen war. Es würde jemand sterben. Oder sie würden alle sterben. Der Tod war das Einzige, was einen Sinn ergab, als sie im Untergrund kauerte, etwas Erde aufnahm, sie zwischen den Fingern zerrieb und wartete, dass der Bunker explodieren würde. Die Bombardierung war heute lauter und näher. Der Boden bebte. Sie empfand nichts. Tief in ihrem Inneren ließ sie sich davontreiben. Eine weitere Explosion kam, die Erde vibrierte, und eines der nackten Kinder, die hinter den Grillen herkrabbelten, kicherte. Dann hörten die Explosionen auf, und die Leute um sie herum regten sich wieder. Wenn sie gestorben wäre, wenn Odenigbo und Baby und Ugwu gestorben wären, würde der Bunker immer noch riechen wie eine frisch gepflügte Farm, und die Sonne würde immer noch aufgehen, und die Grillen würden immer noch umherhüpfen. Der Krieg würde ohne sie weitergehen. Olanna stieß Luft aus, plötzlich erfüllt von einer schäumenden Wut. Es war inkonsequent, aber gerade das gab ihr

Telegram:@shabarsbibliothek

die Möglichkeit, ihre extreme Angst in extreme Wut umzuwandeln. Sie wollte Bedeutung erlangen. Sie wollte nicht mehr träge auf das Ende warten, auf den Tod. Bis zu Biafras Sieg würden die Vandalen ihnen nicht mehr vorschreiben, wie sie zu leben hatten.

Sie kletterte als Erste aus dem Bunker. Eine Frau hatte sich neben dem Leichnam eines Kindes zu Boden geworfen, rollte im Staub herum und schrie: »Gowon, was habe ich dir getan? Gowon, *olee ihe m mere gi*?« Einige Frauen scharten sich um sie und halfen ihr hoch. »Hör auf zu weinen, es reicht«, sagten sie. »Was sollen denn deine anderen Kinder machen?«

Olanna ging in den Hinterhof und begann, die Asche in dem Eimer auszusieben. Sie hustete, als sie ein Feuer machte; der Holzrauch war beißend.

Ugwu beobachtete sie. »Mah? Soll ich das für Sie tun?«

»Nein.« Sie löste die Asche in einem flachen Behälter mit kaltem Wasser auf und rührte so heftig, dass das Wasser ihr bis an die Beine spritzte. Dann stellte sie Bratfettreste aufs Feuer und achtete nicht weiter auf Ugwu. Er musste den Zorn spüren, der in ihrem Körper aufstieg und sie ganz leer im Kopf machte, denn er kehrte stillschweigend ins Haus zurück. Von der Straße war wieder das Schreien der Frau zu hören, heiserer und dünner als beim letzten Mal. Gowon, was habe ich dir getan? Gowon, *olee ihe m mere gi*? Olanna goss etwas Palmöl in die abgekühlte Mischung und rührte und rührte, bis ihr die Arme vor Erschöpfung ganz steif wurden. Da war etwas Köstliches an dem Schweiß, der ihr unter den Armen klebte, in diesem Anflug von Kraft, der ihr Herz zum Schlagen brachte, in dem seltsam riechenden Gemisch, das nach dem Abkühlen vor ihr stand. Es schäumte. Sie hatte Seife gemacht.

Telegram:@shabarsbibliothek

Auf dem Weg zur Schule rannte sie nicht mehr. Vorsicht war für sie ein Zeichen der Schwäche und des mangelnden Glaubens geworden. Ihre Schritte waren kräftig, und oft blickte sie nach oben in den klaren Himmel, um nach Bombern Ausschau zu halten, denn dann würde sie stehen bleiben und ihnen Steine und Flüche entgegenschleudern. Etwa ein Viertel ihrer Klasse besuchte noch die Schule. Sie erzählte ihnen von der Flagge Biafras. Alle saßen auf dem Dielenboden, und eine schwache Morgensonne strömte in das dachlose Klassenzimmer, als sie Odenigbos Stofffahne ausrollte und ihnen erklärte, was die Symbole darauf bedeuteten. Rot sei das Blut der Schwestern und Brüder, die im Norden niedergemetzelt worden waren, Schwarz die Trauer um sie, Grün bedeute den Wohlstand, den Biafra einst erlangen würde, und die halbe gelbe Sonne schließlich stehe für eine ruhmreiche Zukunft. Sie brachte ihnen bei, wie sie die Hand zum patriotischen Gruß erheben sollten, so wie Seine Exzellenz, und bat sie, ihre zwei Zeichnungen der gegnerischen Anführer abzumalen: Seine Exzellenz war stämmig und mit dicken Linien umrissen, während Gowons verweichlichter Körper nur in dünnen Strichen dargestellt war.

Nkiruka, ihre beste Schülerin, gab den Gesichtern feine Konturen und hatte mit wenigen Bleistiftstrichen Gowon eine zähnefletschende Grimasse und Seiner Exzellenz ein Grinsen aufgesetzt.

»Ich will die Vandalen töten, Miss«, sagte sie, als sie nach vorne kam, um Olanna die Zeichnung zu geben. Sie lächelte das Lächeln eines frühreifen Kindes, das wusste, genau das Richtige gesagt zu haben.

Olanna schaute sie an und wusste nicht, was sie sagen sollte. »Nkiruka, setz dich wieder hin«, sagte sie schließlich.

Gleich, als Odenigbo nach Hause kam, erzählte sie ihm, wie banal das Wort »töten« aus dem Mund des Kindes geklungen und wie schuldbewusst

Telegram:@shabarsbibliothek

sie sich dabei gefühlt hatte. Sie waren im Schlafzimmer, leise lief das Radio, und aus dem Nebenzimmer kam Babys helles Lachen.

»Eigentlich will sie ja gar keinen umbringen, *nkem.* Du hast ihr einfach nur beigebracht, was Patriotismus ist«, meinte Odenigbo und zog sich die Schuhe aus.

»Ich weiß nicht so recht.« Doch seine Worte ermutigten sie, ebenso wie der Stolz auf seinem Gesicht. Es gefiel ihm, dass sie endlich einmal so kraftvoll und überzeugt über ihre Sache gesprochen hatte, als wäre nun auch sie zu einer gleichwertigen Teilnehmerin an ihren Kriegsanstrengungen geworden.

»Die Leute vom Roten Kreuz haben heute mal wieder an unser Direktorat gedacht«, sagte er und deutete auf den kleinen Karton, den er mit nach Hause gebracht hatte.

Olanna machte ihn auf und legte die flache Dose Kondensmilch, die schlanke Büchse Ovomaltine und das Päckchen Salz aufs Bett. In ihren Augen war es der pure Luxus. Im Radio sagte eine bebende Stimme, die tapferen Soldaten Biafras seien dabei, die Vandalen aus der Gegend um Abakaliki zu vertreiben.

»Komm, wir machen eine Party«, sagte sie.

»Eine Party?«

»Eine kleine Dinnerparty. Du weißt schon, so wie früher in Nsukka.«

»Das alles wird bald vorüber sein, *nkem*, und dann werden wir all unsere Partys in einem freien Biafra feiern.«

Es gefiel ihr, wie er das gesagt hatte, »in einem freien Biafra«, und sie stand auf und küsste ihn mitten auf den Mund. »Ja, aber wir können doch eine Kriegsparty machen.«

»Wir haben doch kaum genug für uns selbst.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Wir haben mehr als genug für uns selbst.« Ihre Lippen waren immer noch auf seinem Mund, und plötzlich nahmen ihre Worte eine ganz andere Bedeutung an, und sie trat einen Schritt zurück und zog sich mit einer fließenden Bewegung das Kleid über den Kopf. Sie löste den Gürtel seiner Hose, ließ es aber nicht zu, dass er sie auszog. Stattdessen drehte sie ihm den Rücken zu, lehnte sich an die Wand und zeigte ihm, wo sie ihn haben wollte, erregt von seiner Überraschung, von dem festen Griff seiner Hände auf ihren Hüften. Sie wusste, sie sollte besser leise sein, weil Ugwu und Baby im Zimmer nebenan waren, aber in diesem Moment hatte sie keine Kontrolle über ihr Stöhnen, über die unverfälschte, animalische Lust, die sie in Wellen überkam, bis sie schließlich beide vor Erschöpfung keuchend an der Wand lehnten und kicherten.

Telegram:@shabarsbibliothek

26

Ugwu hasste das Essen der Hilfsorganisationen. Der Reis war dick, gar nicht wie die schlanken Körner in Nsukka, das Maismehl wurde nie eine glatte Masse, wenn man es in heißes Wasser rührte, und das Milchpulver setzte sich in dicken Klumpen am Boden der Teetassen ab. Heute zuckte er fast zurück, als er etwas Trockenei mit dem Löffel abmaß. Es war nur schwerlich vorstellbar, dass dieses dünne Pulver einmal ein Ei gewesen und von einem richtigen Huhn gelegt worden war. Er gab es in die Teigmischung und rührte. Draußen stand ein Topf, halb gefüllt mit weißem Sand, auf dem Feuer, und er würde ihn noch eine Weile richtig heiß werden lassen, bevor er den Teig hineingab. Zuerst war er skeptisch gewesen, als Mrs Muokelu Olanna diese Backmethode beigebracht hatte, denn er kannte Mrs Muokelus Ideen – schließlich war auch Olannas hausgemachte Seife ihr zu verdanken, diese schwärzlich-braune Masse, die ihn an den Durchfall eines Kindes erinnerte. Doch das erste Gebäck, das Olanna hergestellt hatte, war gelungen; sie hatte gelacht und gesagt, es sei übertrieben, das Ganze einen Kuchen zu nennen, diese Mischung aus Mehl und Palmöl und Trockenei, aber wenigstens hatten sie ihr Mehl einer vernünftigen Verwendung zugeführt.

Ugwu ärgerte sich über das Rote Kreuz; wenigstens hätten sie die Leute in Biafra fragen können, welche Lebensmittel sie bevorzugten, anstatt ihnen so viel langweiliges Mehl zu schicken. Als das neue Hilfszentrum eröffnete, dasjenige, wo Olanna einen Rosenkranz um den Hals trug, wenn sie hinging, weil Mrs Muokelu gesagt hatte, die Leute von der Caritas seien zu

Telegram:@shabarsbibliothek

Katholiken großzügiger, hoffte Ugwu, das Essen werde besser. Doch was sie mit zurückbrachte, war das übliche Zeug, der Trockenfisch war noch salziger, und sie sang mit einem amüsierten Ausdruck auf dem Gesicht das Lied, das die Frauen in dem Hilfszentrum sangen.

Caritas, wir danken dir
Caritas, ***si anyi taba okporoko***
Na kwashiorkor ga-ana.

An den Tagen, an denen sie mit leeren Händen zurückkam, sang sie nicht. Dann setzte sie sich auf die Veranda, schaute zu dem Strohdach hoch und sagte: »Weißt du noch, Ugwu, wie wir Suppe mit Fleisch nach einem Tag immer weggeworfen haben?«

»Ja, Mah«, erwiderte Ugwu dann. Hätte er nur selbst zum Hilfszentrum gehen können. Er hatte den Verdacht, dass Olanna mit ihrer englischen Anständigkeit immer wartete, bis sie dran war, und dann war alles weg. Doch er durfte nicht, weil sie ihm neuerdings untersagt hatte, am Tag nach draußen zu gehen. Überall hörte man von Zwangsrekrutierungen. Er zweifelte nicht daran, dass ein Junge aus ihrer Straße am helllichten Nachmittag mitgenommen und mit geschorenem Kopf, aber ohne jegliche Ausbildung noch am selben Abend an die Front geschickt worden war. Aber er fand Olannas Reaktion trotzdem übertrieben. Sicher konnte er doch wenigstens auf den Markt gehen. Sicher musste er doch nicht vor Morgengrauen aufstehen, um Wasser zu holen.

Aus dem Wohnzimmer kamen Stimmen. Special Julius war fast so laut wie der Master. Er würde den Kuchen herausholen und dann in dem Gemüsegärtchen mit dem verkrüppelten Grünzeug Unkraut jäten, oder vielleicht würde er sich auf den Stapel Zementblöcke setzen und zum Haus gegenüber schauen, ob vielleicht Eberechi herauskam und rief: »Hallo,

Telegram:@shabarsbibliothek

Nachbar, wie geht es dir?« Er würde zurückwinken und sich dabei vorstellen, wie er sie mit beiden Händen am Hintern packte. Es überraschte ihn, wie glücklich es ihn machte, wenn sie ihn grüßte. Der Kuchen war außen knusprig und innen feucht und weich, und er schnitt ihn in schmale Stücke und brachte sie auf Untertellern hinein. Special Julius und Olanna setzten sich, während der Master dastand, gestikulierte und von dem letzten Dorf erzählte, das er besucht hatte, und dass die Leute am Schrein des *oyi* eine Ziege geopfert hatten, um die Vandalen fernzuhalten.

»Eine ganze Ziege! Was für eine Verschwendung von Eiweiß!«, sagte Special Julius und lachte.

Der Master lachte nicht. »Nein, nein, man darf die psychologische Bedeutung solcher Dinge nicht unterschätzen. Wir sagen nie, sie sollen die Ziege lieber essen.«

»Oh, Kuchen!«, sagte Special Julius. Ohne sich mit einer Gabel aufzuhalten, stopfte er sich sein Stück in den Mund. »Sehr gut, sehr gut. Ugwu, das musst du unbedingt den Leuten bei mir zu Hause beibringen, denn das Einzige, was die mit unserem Mehl machen, ist *chin-chin*, jeden Tag gibt es nur *chin-chin, chin-chin,* und dann auch noch dieses harte Zeug, das nach nichts schmeckt! Ich bin wirklich am Ende mit meinen Zähnen!«

»Ugwu ist einfach ein Wunder in allen Bereichen«, sagte Olanna. »Dieser Frau in der Rising Sun Bar würde er wirklich die Schau stehlen.«

Professor Ekwenugo klopfte an die offene Tür und kam herein. Seine Hände steckten in cremefarbenen Bandagen.

»*Dianyi*, was ist denn mit dir passiert?«, fragte der Master.

»Nur ein bisschen verbrannt.« Professor Ekwenugo starrte auf seine bandagierten Hände, als wäre ihm eben erst bewusst geworden, dass er keinen langen Nagel mehr zum Streicheln hatte. »Wir bauen da gerade was ganz Tolles zusammen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Kommt jetzt endlich unser erster in Biafra gebauter Bomber?«, neckte Olanna.

»Etwas ganz Großes wird sich bald offenbaren«, sagte Professor Ekwenugo mit seinem geheimnisvollen Lächeln. Er aß unbeholfen; Teile des Kuchens fielen herunter, bevor er sie zum Mund führen konnte.

»Es sollte endlich eine Maschine geben, mit der man Saboteure aufspürt«, sagte der Master.

»Jawohl! Diese Scheiß-Saboteure.« Special Julius machte ein Geräusch, als würde er ausspucken. »Enugu haben sie regelrecht aufgegeben. Wie kann man denn Zivilisten zurücklassen, die unsere Hauptstadt mit Macheten verteidigen sollen? Genauso haben sie auch Nsukka verloren, indem sie einfach abgehauen sind. Hat vielleicht einer der Oberbefehlshaber eine Hausa-Ehefrau? Die hat ihm etwas ins Essen getan.«

»Wir werden Enugu zurückerobern«, sagte Professor Ekwenugo.

»Wie können wir Enugu denn zurückerobern, wenn die Vandalen es besetzt halten?«, sagte Special Julius. »Die plündern sogar die Klobrillen! Klobrillen! Das hat mir ein Mann erzählt, der aus Udi fliehen konnte. Und sie suchen sich die besten Häuser aus und zwingen die Frauen und Töchter der Leute, die Beine für sie breit zu machen und für sie zu kochen.«

Das Bild, wie seine Mutter und Anulika und Nnesinachi ausgestreckt unter einem sonnenverbrannten Hausa-Soldaten lagen, stand plötzlich so deutlich vor Ugwus innerem Auge, dass er erschauderte. Er ging hinaus, setzte sich auf einen Zementblock und wünschte sich heftig, nach Hause zu können, und wenn es nur für eine Minute wäre, um nachzuschauen, ob ihnen nichts passiert war. Vielleicht waren ja die Vandalen bereits dort und hatten die Hütte seiner Tante mit dem Wellblechdach in Beschlag genommen. Oder seine Familie war geflohen, mitsamt ihren Ziegen und Hühnern, wie all diese Leute, die nach Umuahia hineinströmten. Die

Telegram:@shabarsbibliothek

Flüchtlinge. Ugwu sah sie, jeden Tag wurden es mehr, neue Gesichter auf den Straßen, am öffentlichen Wasserloch, auf dem Markt. Oft klopften Frauen bei ihnen an die Tür und fragten, ob es im Austausch für Essen irgendwelche Arbeit gab. Meistens hatten sie ihre dünnen, nackten Kinder dabei. Manchmal gab Olanna ihnen etwas *garri*, in kaltes Wasser eingeweicht, bevor sie ihnen sagte, dass sie keine Arbeit für sie hatte. Mrs Muokelu hatte eine Familie von acht Personen bei sich aufgenommen. Sie brachte die Kinder mit, damit sie mit Baby spielten, und jedes Mal, wenn sie wieder weg waren, bat Olanna Ugwu, Babys Haare sorgfältig nach Läusen abzusuchen. Die Nachbarn hatten Verwandte aufgenommen. Ein paar Wochen lang wohnten die Cousins des Masters bei ihnen; sie schliefen im Wohnzimmer und brachen schließlich auf, um sich der Armee anzuschließen. Es gab so viele Menschen, die auf der Flucht waren, müde, heimatlose Menschen, dass es Ugwu nicht überraschte, als Olanna eines Nachmittags nach Hause kam und erzählte, die Akwakuma-Grundschule würde in ein Flüchtlingslager umgewandelt.

»Sie haben schon Bambuspritschen und Kochutensilien vorbeigebracht. Und der neue Mobilisierungsdirektor kommt nächste Woche.« Sie klang müde. Sie hob den Deckel von dem Topf auf dem Herd und starrte auf die Stücke gekochter Yamswurzel.

»Was wird aus den Kindern, Mah?«

»Ich habe die Schulleiterin gefragt, ob wir nicht woandershin können, und sie hat mich angeschaut und gelacht. Wir sind die Letzten. Alle Schulen in Umuahia sind bereits in Flüchtlingslager oder Ausbildungslager der Armee umgewandelt worden.« Sie machte den Topf wieder zu. »Ich werde Klassen hier im Hof unterrichten.«

»Mit Mrs Muokelu?«

»Ja, und mit dir, Ugwu. Du wirst auch eine Klasse unterrichten.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ja, Mah.« Der Gedanke schmeichelte ihm. »Mah?«

»Ja?«

»Glauben Sie, dass die Vandalen schon in meinem Heimatdorf sind?«

»Natürlich nicht«, erwiderte Olanna barsch. »Dein Heimatdorf ist zu klein. Wenn sie irgendwo bleiben, dann in der Universität.«

»Aber wenn sie die Straße von Opi nach Nsukka nehmen würden …«

»Ich sagte, dein Heimatdorf ist zu klein! Es ist nicht interessant für sie, dort zu bleiben. Es gibt keinen Grund, verstehst du. Es ist doch nur ein kleines Dorf im Busch.«

Ugwu schaute sie an, und sie schaute zurück. Das Schweigen zwischen ihnen war belastend und vorwurfsvoll.

»Ich verkaufe Mama Onitsha meine braunen Schuhe und mache Baby ein hübsches neues Kleidchen«, sagte sie schließlich, und Ugwu fand, dass ihre Stimme gezwungen klang.

Er fing an, das Geschirr abzuwaschen.

Ugwu sah, wie der schwarze Mercedes-Benz die Straße entlangglitt, die Aufschrift DIREKTOR auf dem metallenen Nummernschild glitzerte in der Sonne. Bei Eberechis Haus wurde er langsamer, schimmernd und riesengroß, und Ugwu hoffte, der Wagen hielte an, und man würde ihn fragen, wo die Grundschule sei, damit er einen Blick auf das Armaturenbrett werfen konnte. Doch das Auto blieb nicht stehen; es fuhr an ihm vorbei, direkt auf ihr Grundstück. Ein Soldat in einer steifen Uniform sprang heraus und machte die Hintertür auf, noch bevor der Wagen ganz zum Stehen gekommen war. Er salutierte, als der Direktor ausstieg.

Es war Professor Ezeka. Er sah nicht so groß aus, wie Ugwu ihn in Erinnerung hatte, außerdem hatte er zugenommen, und sein ehemals dünner Hals war kräftig geworden. Ugwu schaute und schaute. Da war etwas

Telegram:@shabarsbibliothek

Glattes, Neues an ihm, an dem feinen Schnitt seines Anzugs, aber der hochmütige Ausdruck in seinem Gesicht war der gleiche, ebenso wie seine heisere Stimme. »Junger Mann, ist dein Master da?«

»Nein, Sah«, sagte Ugwu. In Nsukka hatte Professor Ezeka ihn Ugwu genannt; jetzt sah er ihn an, als würde er ihn nicht erkennen. »Er ist bei der Arbeit, Sah.«

»Und deine Madam?«

»Sie ist im Hilfszentrum, Sah.«

Professor Ezeka winkte seine Ordonnanz heran, die ihm ein Stück Papier brachte, kritzelte eine Nachricht darauf und reichte sie Ugwu. Sein silberner Füllfederhalter glänzte. »Sag ihnen, der Direktor für Mobilisierung ist gekommen.«

»Ja, Sah.« Ugwu erinnerte sich, dass der Professor immer die Gläser prüfend gegen das Licht gehalten hatte, dass er stets seine dünnen Beine übereinandergeschlagen hatte und dass er meist anderer Meinung gewesen war als der Master. Nachdem die Limousine ganz langsam die Straße hinuntergefahren war, als wüsste der Fahrer, dass viele Menschen ihr nachblickten, kam Eberechi herüber. Sie trug diesen engen Rock, unter dem sich ihr perfekter Hintern besonders gut abzeichnete.

»Hallo, Nachbar, wie geht’s?«

»Gut. Und dir?«

Sie zuckte die Achseln, was heißen sollte »Geht so«. »War das der Direktor für Mobilisierung, der da gerade weggefahren ist?«

»Professor Ezeka?«, fragte er lässig. »Ja, wir haben ihn damals in Nsukka gut gekannt. Er ist jeden Tag zu uns nach Hause gekommen, um meine Pfeffersuppe zu essen.«

»Aha.« Sie machte große Augen und lachte. »Er ist ein bedeutender Mann. *Ihukwara moto*? Hast du das Auto gesehen?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Eine Limousine, Originalimport.«

Eine Weile schwiegen sie. So lange hatte er noch nie mit ihr geredet, und er hatte sie auch noch nie von so nahem gesehen. Es fiel ihm schwer, seine Augen nicht zu dem herrlichen Schwung ihrer Pobacken hinunterwandern zu lassen. Er versuchte verzweifelt, sich auf ihr Gesicht zu konzentrieren, auf die großen Augen, die kleinen Pickelchen auf ihrer Stirn, das Haar, das in Stacheln aus umwickelten Zöpfchen abstand. Auch sie schaute ihn an, und er wünschte, er trüge nicht ausgerechnet die Hose mit dem Loch am Knie.

»Wie geht es dem kleinen Mädchen?«, fragte sie.

»Baby geht es prima. Sie schläft.«

»Kommst du auch, das Dach der Grundschule reparieren?«

Ugwu wusste, dass ein Armeelieferant etwas Wellblech gestiftet hatte, mit dem das bombardierte Dach ersetzt werden sollte, und dass Freiwillige gebraucht wurden, die es mit Palmwedeln tarnten. Aber eigentlich hatte er nicht vorgehabt mitzumachen.

»Ja, ich komme«, sagte er.

»Dann sehen wir uns dort.«

»Bis dann.« Ugwu wartete darauf, dass sie sich umdrehte, um ihre wundervolle Rückansicht bewundern zu können.

Als Olanna zurückkehrte, mit leerem Korb, las sie Professor Ezekas Nachricht, und ein kleines Lächeln erschien auf ihrem Gesicht. »Ja, wir haben gerade gestern erst gehört, dass er der neue Direktor ist. Und es passt zu ihm, dass er eine solche Nachricht schreibt.«

Ugwu hatte die Nachricht gelesen – *Odenigbo und Olanna, kam vorbei, um hallo zu sagen. Komme nächste Woche wieder vorbei, wenn es dieser nervige neue Job erlaubt. Ezeka* –, aber er fragte trotzdem: »Was meinen Sie, Mah?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Oh, er hat sich immer für was Besseres gehalten.« Olanna legte den Zettel auf den Tisch. »Professor Achara hilft uns, ein paar Bücher und Bänke und Schiefertafeln zu bekommen. Viele Frauen haben gesagt, dass sie uns nächste Woche ihre Kinder schicken.« Sie sah aufgeregt aus.

»Das ist gut, Mah.« Ugwu trat von einem Fuß auf den anderen. »Ich möchte beim Schuldach helfen. Wenn Babys Essen gemacht werden muss, bin ich wieder zurück.«

»Oh«, sagte Olanna.

Ugwu wusste, dass sie an die Rekrutierungen dachte. »Ich finde, es ist wichtig, bei so etwas mitzuhelfen, Mah«, sagte er.

»Natürlich. Ja, du solltest mithelfen. Aber bitte pass auf.«

Ugwu entdeckte Eberechi sofort; sie stand mit ein paar Männern und Frauen zusammen, die über einen Haufen Palmwedel gebeugt waren, sie zurechtstutzten, miteinander verflochten und dann einem Mann reichten, der auf einer Holzleiter stand.

»Hallo, Nachbar!«, sagte sie. »Ich hab schon allen erzählt, dass deine Leute den Direktor persönlich kennen.«

Ugwu lächelte und sagte guten Tag in die Runde. Die Männer und Frauen murmelten guten Tag und *ehe, kedu* und *nno,* mit dem bewundernden Respekt, der daher rührte, wen er kannte. Plötzlich kam er sich wichtig vor. Jemand gab ihm ein Buschmesser. Eine Frau saß auf der Treppe und zerstampfte Melonenkerne, ein Mann schnitzte an einem Spazierstock, an dessen Griff langsam das feingearbeitete, bärtige Gesicht Seiner Exzellenz erkennbar wurde. Ein fauliger Geruch lag in der Luft.

»Stell dir mal vor, an einem Ort wie diesem hier zu leben.« Eberechi beugte sich zu ihm und flüsterte. »Und viele mehr werden kommen, jetzt, da Abakaliki gefallen ist. Weißt du, seit Enugu erobert wurde, ist die

Telegram:@shabarsbibliothek

Unterbringung von Menschen ein Problem. Manche Leute, die in der Verwaltung arbeiten, schlafen sogar in ihrem Auto.«

»Das stimmt«, pflichtete ihr Ugwu bei, obwohl er es nicht sicher wusste. Er fand es wunderbar, dass sie mit ihm sprach, und er liebte ihre vertrauliche, freundliche Art. Mit entschlossenen Hieben fing er an, ein paar Palmwedel zurechtzustutzen. Im Klassenzimmer hatte jemand das Radio angestellt: Tapfere Soldaten beendeten gerade eine Säuberungsaktion in einem Sektor, dessen Namen Ugwu nicht genau hören konnte.

»Unsere Jungs zeigen es ihnen!«, sagte die Frau, die Melonenkerne stampfte.

»Biafra wird diesen Krieg gewinnen, das hat Gott an den Himmel geschrieben«, sagte ein Mann mit einem Bart, der zu einem einzigen dünnen Zöpfchen geflochten war.

Eberechi kicherte und flüsterte Ugwu zu: »Der ist aus dem Busch. Er weiß nicht mal, dass es Bi-afra heißt und nicht Bai-afra.«

Ugwu lachte. Fette schwarze Ameisen krabbelten über die Palmwedel, und Eberechi kreischte und schaute ihn hilflos an, als eine von ihnen an ihrem Arm hochkroch. Ugwu wischte sie weg und spürte die feuchte Wärme ihrer Haut. Sie hatte gewollt, dass er das Insekt wegwischte; sie machte nicht den Eindruck einer Person, die sich wirklich vor Ameisen fürchtete.

Eine der Frauen hatte sich einen kleinen Jungen auf den Rücken gebunden. Sie rückte das Wickeltuch zurecht, in dem er steckte, und sagte: »Wir waren gerade auf dem Heimweg vom Markt, als wir feststellten, dass die Vandalen die Kreuzung besetzt und das Dorf unter Granatbeschuss genommen hatten. Heim konnten wir nicht mehr. Wir mussten uns umdrehen und weglaufen. Ich hatte bloß dieses Wickeltuch und die Bluse und das bisschen Kleingeld vom Verkauf meines Pfeffers dabei. Ich weiß

Telegram:@shabarsbibliothek

nicht, wo meine zwei Kinder sind, diejenigen, die ich zu Hause zurückgelassen hatte, als ich auf den Markt bin.« Sie fing an zu weinen. Die Plötzlichkeit, mit der ihr die Tränen aus den Augen strömten, überraschte Ugwu.

»Frau, hör auf zu weinen«, sagte der Mann mit dem geflochtenen Bart knapp.

Die Frau hörte nicht auf zu weinen. Auch ihr Baby begann jetzt zu schreien.

Als Ugwu ein Bündel Palmwedel zur Leiter hinüberbrachte, blieb er stehen, um in eines der Klassenzimmer zu schauen. Es war so vollgestopft mit Kochtöpfen, Schlafmatten, Metallkisten und Bambuspritschen, dass es aussah, als wäre es immer dazu da gewesen, allen möglichen Leuten, die kein Zuhause mehr hatten, als Unterschlupf zu dienen. Ein buntes Plakat an der Wand trug die Aufschrift: IM FALLE EINES LUFTANGRIFFES NICHT IN PANIK GERATEN. WENN DU DEN FEIND SIEHST, MÄH IHN NIEDER. Eine andere Frau, die sich ein Baby auf den Rücken gebunden hatte, wusch geschälte Maniokknollen in einer Schüssel mit schmutzigem Wasser. Das Gesicht ihres Babys war verschrumpelt. Ugwu würgte es fast, als er näher kam und merkte, dass der faulige Geruch von dem Wasser kam: Es war vorher bereits dafür verwendet worden, den Maniok einzuweichen, vielleicht tagelang, und wurde nun noch einmal benutzt. Der Gestank war grauenvoll, eine Mischung aus dreckiger Toilette, ranzigen gekochten Bohnen und verdorbenen harten Eiern.

Er hielt den Atem an und kehrte zu den Palmwedeln zurück. Die weinende Frau stillte ihr Baby an einer ihrer schlaffen Brüste.

»Unsere Stadt wäre nicht gefallen, wenn es nicht diese Saboteure in unserer Mitte gäbe!«, sagte der Mann mit dem geflochtenen Bart. »Ich war bei der Zivilverteidigung und weiß, wie viele eingeschleuste Spione wir

Telegram:@shabarsbibliothek

aufgedeckt haben, und alle waren es Leute aus Rivers State. Ich sage euch, man kann diesen Minderheiten, die kein Igbo sprechen, einfach nicht mehr trauen.« Er hielt inne und drehte sich um, als er einen der Jungen rufen hörte, die mitten auf dem Schulgelände Krieg spielten. Sie waren etwa zehn Jahre alt, trugen Bananenblätter auf dem Kopf und hielten selbstgebastelte Gewehre aus Bambus in den Händen. Das längste Gewehr gehörte dem Kommandeur auf der Seite von Biafra, einem großen ernsten Kind mit scharf hervortretenden Wangenknochen. »Vorwärts!«, rief er.

Die Jungen krochen vorwärts.

»Feuer!«

Sie holten weit aus und warfen Steine, dann packten sie ihre Gewehre und liefen auf die anderen Jungen zu, die nigerianische Seite, die Verlierer.

Der bärtige Mann begann zu klatschen. »Diese Jungs sind toll! Gebt ihnen einfach ein paar Waffen, und sie schicken die Vandalen dorthin, wo der Pfeffer wächst!«

Andere klatschten und jubelten den Jungen zu. Eine Weile blieben die Palmwedel unbeachtet.

»Als dieser Krieg begann, habe ich natürlich auch versucht, in die Armee zu kommen«, sagte der Bärtige. »Überall bin ich hingegangen, aber sie haben mich immer wieder zurückgewiesen, wegen meines Beines, und so kam ich zum Zivilschutz.«

»Was stimmt denn nicht mit deinem Bein?«, fragte die Frau, die die Melonenkerne zerstampfte.

Er hob sein Bein. Die Hälfte des Fußes fehlte, und was davon übrig war, sah aus wie ein schrumpeliges Stück Yamswurzel. »Den habe ich im Norden verloren«, sagte er.

In der Stille, die eintrat, war sogar das Knistern der Palmwedel zu laut. Dann kam eine Frau aus einem der Klassenzimmer gerannt. Sie lief einem

Telegram:@shabarsbibliothek

kleinen Kind hinterher und schlug ihm immer wieder auf den Kopf. »Soso, du hast also nur einen Teller zerbrochen? Na, dann mach nur weiter und zerbrich sie am besten alle. Mach sie nur kaputt! *Kuwa ha!* Wir haben ja so viele, stimmt's? Wir haben sie ja alle mitbringen können, oder? Mach sie nur kaputt!«, schimpfte sie. Das kleine Mädchen lief in Richtung Mangobaum davon. Bevor die Mutter in das Klassenzimmer zurückkehrte, stand sie noch eine Weile da und fluchte, dass die Geister, die das Kind heimgesucht hätten, damit es ihre wenigen Teller zerbrach, sie nicht unterkriegen würden.

»Warum soll denn ein Kind nicht mal einen Teller zerbrechen? Es gibt ja sowieso nichts, was man davon essen könnte!«, sagte die stillende Mutter säuerlich. Sie schniefte immer noch. Alle lachten, und Eberechi lehnte sich an Ugwu und flüsterte ihm zu, der bärtige Mann habe einen schlechten Atem, wahrscheinlich hätten sie ihn deshalb bei der Armee nicht genommen. Ugwu sehnte sich danach, sich an sie zu drücken.

Sie gingen zusammen weg, und Ugwu schaute noch einmal zurück, um sicherzugehen, dass es auch alle sahen. Ein Soldat in der Uniform der Armee von Biafra mit einem Helm ging an ihnen vorbei. Er sprach ein Kauderwelsch aus Pidginenglisch, das nur wenig Sinn ergab, seine Stimme war zu laut. Er schwankte beim Gehen, als würde er jeden Moment umkippen. Einer seiner Arme war heil, der andere bloß ein Stumpf, der direkt unter seinem Ellbogen aufhörte. Eberechi beobachtete ihn.

»Seine Familie weiß es nicht«, sagte sie.

»Was?«

»Sie denken, es gehe ihm gut und er kämpfe für unsere Sache.«

Der Soldat rief: »Verschwendet bloß keine Kugeln! Ich sage immer, ein Vandale, eine Kugel, mit sofortiger Wirkung!«, während die kleinen Jungen

Telegram:@shabarsbibliothek

sich um ihn scharten, ihn neckten, ihn anlachten, alle möglichen Lobeshymnen auf ihn sangen.

Eberechi ging ein wenig schneller. »Mein Bruder ist gleich zu Beginn des Krieges zur Armee gegangen.«

»Das wusste ich nicht.«

»Ja. Bisher ist er nur ein Mal heimgekommen. Jeder aus unserer Straße hat uns besucht, um ihn zu begrüßen, und die Kinder haben sich darum gebalgt, seine Uniform anfassen zu dürfen.«

Sie sagte nichts mehr, bis sie vor ihrem Haus angekommen waren. Sie drehte sich weg. »Lassen wir den Tag zu Ende gehen«, sagte sie.

»Bis morgen dann«, sagte Ugwu. Er wünschte, er hätte mehr gesagt.

Ugwu stellte für Olannas Klasse drei Bänke auf die Veranda und zwei weitere an den Eingang des Grundstücks für Mrs Muokelu; für seine eigene Klasse mit den jüngsten Schülern stellte er zwei Bänke in der Nähe des Zementblockstapels auf.

»Wir unterrichten jeden Tag Mathematik, Englisch und Gemeinschaftskunde«, sagte Olanna zu Ugwu und Mrs Muokelu an dem Tag, bevor der Unterricht begann. »Wir müssen sichergehen, dass sie sich alle wieder gut in den normalen Schulbetrieb einfügen können, wenn der Krieg vorbei ist. Wir bringen ihnen perfektes Englisch und perfektes Igbo bei, wie Seine Exzellenz es spricht. Und wir bringen ihnen bei, auf unsere große Nation stolz zu sein.«

Ugwu sah Tränen in ihren Augen und fragte sich, ob sie vielleicht nur zu lange in die Sonne geschaut hatte. Er wollte so viel von ihr und Mrs Muokelu lernen, wie er konnte, er wollte ein ausgezeichneter Lehrer werden und ihr zeigen, was in ihm steckte. Am ersten Schultag lehnte er gerade seine Schiefertafel gegen einen Baumstumpf, als eine Frau,

Telegram:@shabarsbibliothek

irgendeine Verwandte von Special Julius, ihre Tochter vorbeibrachte. Sie starrte Ugwu an.

»Der da ist Lehrer?«, fragte sie Olanna.

»Ja.«

»Aber ist das nicht Ihr Houseboy?« Ihre Stimme war schrill. »Seit wann unterrichten Houseboys denn in der Schule, *bikokwa*?«

»Wenn Sie nicht möchten, dass Ihr Kind etwas lernt, dann nehmen Sie es wieder mit nach Hause«, erwiderte Olanna.

Die Frau nahm ihre Tochter an die Hand und ging. Ugwu war sich sicher, dass Olanna ihn gleich mit einem Mitgefühl anschauen würde, über das er sich noch mehr ärgern würde als über die Frau. Doch sie zuckte nur die Achseln und sagte: »Gut, dass die weg ist. Ihre Tochter hat Läuse. Ich habe die Nissen in ihrem Haar gesehen.«

Andere Eltern reagierten anders. Sie betrachteten Olanna, ihr schönes Gesicht, die bescheidenen Gebühren, ihr perfektes Englisch voller Ehrfurcht und Respekt. Sie brachten Palmöl und Yamswurzeln und *garri.* Eine Frau, die zwischen den Fronten Handel trieb, schenkte ihnen sogar ein Huhn. Ein Armeelieferant brachte zwei seiner Kinder und einen Karton Bücher mit – Bücher für ABC-Schützen, sechs Ausgaben von *Chike and the River* von Chinua Achebe sowie acht gekürzte Ausgaben von *Stolz und Vorurteil*; als Olanna den Karton öffnete und den Spender vor Freude umarmte, ärgerte sich Ugwu über die Mischung aus Überraschung und Lüsternheit, die dem Mann ins Gesicht geschrieben stand.

Nach der ersten Woche war Ugwu insgeheim zu der Überzeugung gelangt, dass Mrs Muokelu sehr wenig wusste. Selbst beim Rechnen von einfachen Teilungsaufgaben war sie unsicher. Wenn sie vorlas, murmelte sie leise und undeutlich, als hätte sie Angst vor den Sätzen, und sie schimpfte ihre Schüler aus, wenn sie etwas falsch gemacht hatten, ohne ihnen die

Telegram:@shabarsbibliothek

richtige Lösung zu sagen. Aus diesem Grund achtete er nur mehr auf Olanna. »Sprecht mir nach! Sprecht mir nach!«, sagte sie mit erhobener Stimme zu ihren Schülern. »Se-tzen! Se-tzen! Das Wort hat kein r!« Weil sie ihre Klasse jeden Tag laut vorlesen ließ, brachte auch Ugwu seine Kinder dazu, ihm einfache Worte nachzusprechen. Baby war oft die Erste. Sie war die Jüngste von allen, noch nicht einmal sechs in einer Klasse von Siebenjährigen, doch sie konnte mühelos Worte wie »Katze«, »Topf« oder »Bett« lesen, mit einem Akzent, der dem Olannas sehr ähnlich war. Allerdings vergaß sie immer, ihn wie die anderen »Herr Lehrer« zu nennen, und Ugwu konnte nur mit Mühe verbergen, wie sehr es ihn amüsierte, wenn sie stattdessen »Ugwu« zu ihm sagte.

Am Ende der zweiten Woche, nachdem die Kinder weg waren, bat Mrs Muokelu Olanna, sich noch einen Augenblick mit ihr ins Wohnzimmer zu setzen. Sie raffte die Zipfel ihres überlangen *boubou* zusammen und stopfte sie sich unter die Beine.

»Ich habe zwölf Leute zu ernähren«, sagte sie. »Und dabei habe ich nicht mal die Verwandten meines Mannes mitgezählt, die gerade aus Abakaliki gekommen sind. Mein Mann ist aus dem Krieg heimgekehrt und hat nur noch ein Bein. Was kann er da schon tun? Ich versuche es jetzt mit *afia attack* und schaue, ob ich Salz kaufen kann. Unterrichten kann ich nicht mehr.«

»Ich verstehe«, sagte Olanna. »Aber musst du denn gleich damit anfangen, Dinge aus feindlichem Gebiet zu kaufen?«

»Was gibt es denn in Biafra schon zu kaufen? Die Blockade, *kpam-kpam.*«

»Aber wo willst du hin?«

»Es gibt da eine Frau, die ich kenne. Sie liefert *garri* an die Armee, deshalb kriegt ihr Lastwagen eine Militäreskorte. Der Lastwagen bringt uns

Telegram:@shabarsbibliothek

nach Ufuma, und dann gehen wir an einer Stelle in Nkwerre-Inyi, wo die Grenze durchlässig ist, zu Fuß rüber.«

»Bitte sei vorsichtig, meine Schwester.«

»Viele tun das, ohne dass ihnen etwas passiert.« Sie stand auf. »Ugwu wird meine Klasse übernehmen müssen. Aber ich weiß, er schafft das.«

Am Esstisch, wo Baby *garri* und Suppe bekam, tat Ugwu so, als hätte er nichts gehört.

Am nächsten Tag übernahm er die Klasse. Er liebte es, wie in den Augen der älteren Kinder ein Funke des Begreifens aufleuchtete, wenn er die Bedeutung eines Wortes erklärte, liebte es, wenn der Master laut zu Special Julius sagte: »Meine Frau und Ugwu verändern mit ihrer sokratischen Pädagogik das Gesicht der nächsten Generation von Biafra!«, und am meisten liebte er die neckende Art, mit der Eberechi ihn »Lehrer« nannte. Sie war beeindruckt. Wenn er sie an ihrem Haus stehen und ihm beim Unterricht zuschauen sah, sprach er lauter und betonte seine Worte sorgfältiger. Sie kam jetzt oft nach dem Unterricht herüber. Dann saß sie mit ihm im Hinterhof, spielte mit Baby oder leistete ihm beim Jäten seines Gemüsegärtchens Gesellschaft. Manchmal bat Olanna sie, etwas Mais zur Mahlstation am Ende der Straße zu bringen.

Ugwu stibitzte etwas von der Milch und dem Zucker, die der Master aus der Direktion nach Hause brachte, verstaute sie in alten Dosen und schenkte sie ihr. Sie sagte danke, sah aber wenig beeindruckt aus, und so schlich er eines glühend heißen Nachmittags in Olannas Zimmer und schüttete etwas duftenden Talkumpuder in ein gefaltetes Stück Papier. Er musste einfach Eindruck auf sie machen. Eberechi schnupperte daran und tupfte sich ein wenig auf den Hals, bevor sie sagte: »Um Puder habe ich dich nicht gebeten.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Ugwu lachte. Zum ersten Mal fühlte er sich ganz entspannt in ihrer Gegenwart. Sie erzählte ihm, wie ihre Eltern sie damals in das Zimmer des Offiziers geschubst hatten, und er lauschte gebannt, als hätte er die Geschichte noch nie gehört.

»Er hatte einen dicken Bauch«, sagte sie in einem distanzierten Ton. »Er hat es schnell gemacht, und dann wollte er, dass ich mich auf ihn drauflege. Schließlich schlief er ein, und ich wollte weg, aber er wachte auf und sagte, ich solle bleiben. Aber ich konnte nicht schlafen und habe mir die ganze Nacht die Spucke anschauen müssen, die ihm aus dem Mund lief.« Sie hielt inne. »Er hat uns geholfen. Er hat meinem Bruder eine Arbeit bei der Versorgungseinheit der Armee besorgt.«

Ugwu wandte den Blick ab. Ihn machte es wütend, dass sie etwas Derartiges hatte durchmachen müssen, und er war wütend auf sich selbst, weil sie in der Geschichte nackt gewesen war und die Vorstellung ihn erregt hatte. An den folgenden Tagen dachte er immer wieder daran, wie es wäre, mit Eberechi im Bett zu sein, und wie anders es sein würde als ihre Erfahrung mit dem Colonel. Er würde sie mit dem Respekt behandeln, den sie verdiente, und nur tun, was ihr gefiel, nur das, was sie wollte. Er würde ihr die verschiedenen Stellungen zeigen, die er in Nsukka im *Ratgeber für Paare* seines Masters gesehen hatte. Das schmale Bändchen hatte zusammengequetscht in einer staubigen Ecke des Bücherregals im Arbeitszimmer gesteckt, und als Ugwu beim Putzen zum ersten Mal darauf gestoßen war, hatte er es nur ganz schnell angeschaut und die mit Bleistift gezeichneten Diagramme überflogen, die irgendwie gerade deswegen etwas Erregendes hatten, weil sie so unrealistisch waren. Später wurde ihm bewusst, dass sich der Master vielleicht gar nicht mehr an die Existenz des Buches erinnerte, und er hatte es für ein paar Nächte ins Dienstbotenquartier mitgenommen, um es zu betrachten. Eigentlich hatte er

Telegram:@shabarsbibliothek

einige der Positionen mit Chinyere ausprobieren wollen, aber dazu war es nie gekommen: Etwas an der notorischen Stille ihrer nächtlichen Besuche hatte jegliche Neuerung unmöglich gemacht. Er wünschte sich so sehr, das Buch aus Nsukka mitgebracht zu haben. An einige der Details versuchte er sich genauer zu erinnern, zum Beispiel, was die Frau bei der Seitwärts-von-hinten-Stellung mit ihren Händen gemacht hatte. Er suchte im Schlafzimmer des Masters und kam sich töricht dabei vor, weil er wusste, dass der *Ratgeber für Paare* nicht dort sein konnte. Plötzlich erfüllte es ihn mit großer Traurigkeit, wie wenig Bücher hier überhaupt auf dem Tisch lagen, wie wenig sich im ganzen Haus befanden.

Ugwu machte gerade Frühstück für Baby, und der Master nahm ein Bad, als Olanna im Wohnzimmer zu schreien begann. Das Radio war sehr laut eingestellt. Sie lief aus dem Hintereingang zum Badehäuschen, mit dem Radio in der Hand, und rief: »Odenigbo! Odenigbo! Tansania hat uns anerkannt!«

Der Master kam heraus, sein feuchtes Wickeltuch nur notdürftig um die Taille geschlungen. Seine Brust war mit glänzenden, nassen Härchen bedeckt. Ohne die Brille sah sein lächelndes Gesicht lustig aus. »*Gini?* Was?«

»Tansania hat uns anerkannt!«, sagte Olanna.

»Wirklich?«, fragte der Master, und sie fielen sich in die Arme, pressten ihre Lippen aufeinander, und ihre Gesichter waren sich so nah, als wollte jeder des anderen Atem einsaugen.

Dann nahm der Master das Radio und drehte daran herum. »Schauen wir, ob es wirklich stimmt. Lass es uns von den anderen hören.«

Voice of America brachte es, ebenso das französische Radio, und Olanna übersetzte: Tansania sei das erste Land, das die Existenz der unabhängigen

Telegram:@shabarsbibliothek

Nation Biafra anerkannt habe. Endlich existierte Biafra. Ugwu kitzelte Baby, und sie lachte.

»Nyerere wird als Mann der Wahrheit in die Geschichte eingehen«, sagte der Master. »Natürlich wollen auch noch andere Länder uns anerkennen, aber sie trauen sich nicht, wegen Amerika. Amerika ist der Hemmschuh!«

Ugwu war sich nicht sicher, wieso Amerika schuld daran sein sollte, dass die anderen Länder Biafra nicht anerkannten – er fand, eigentlich sei England diese Schuld zuzuschreiben –, aber an jenem Nachmittag wiederholte er Eberechi gegenüber die Worte des Masters mit einer Selbstsicherheit, als wären es seine eigenen. Es war heiß, und als er zu ihr kam, lag sie auf ihrer Veranda auf einer Matte im Schatten und schlief.

»Eberechi, Eberechi«, sagte er.

Sie setzte sich auf, mit den geröteten Augen und dem verstörten Blick eines Menschen, der unsanft geweckt wurde. Doch als sie ihn sah, lächelte sie. »Hallo, Lehrer, bist du für heute fertig?«

»Hast du gehört, dass Tansania uns anerkannt hat?«

»Ja, ja.« Sie rieb sich die Augen und lachte, ein glückliches Lachen, das Ugwu noch glücklicher machte.

»Amerika ist der Grund, warum uns viele Länder nicht anerkennen. Amerika ist der Hemmschuh«, sagte er.

»Ja«, sagte sie. Sie setzten sich nebeneinander auf die Treppe. »Dann haben wir heute doppelt gute Nachrichten. Meine Tante ist Provinzvertreterin der Caritas geworden. Sie sagt, sie gibt mir einen Job im Hilfszentrum in St. John’s. Das bedeutet, dass wir zusätzlichen Stockfisch bekommen!«

Sie streckte die Hand aus und kniff spielerisch in die Haut seines Halses, ein ganz sanfter Druck ihrer Finger. Er schaute sie an. Er wollte längst nicht mehr nur ihren nackten Hintern packen, sondern er wollte neben ihr

Telegram:@shabarsbibliothek

aufwachen und wissen, dass sie auch am nächsten Tag bei ihm schlafen würde, er wollte mit ihr reden und ihr Lachen hören. Sie war ganz anders als Chinyere, die nur seine zärtlichen Bedürfnisse befriedigt hatte. Eher war sie eine Art lebendige Nnesinachi, eine, die er wegen dem mochte, was sie sagte und tat, und nicht wegen dem, was sie in seiner Vorstellung sagte und tat. Auf einmal stieg eine Welle des Begreifens in ihm hoch, und er wollte ihr sagen, wieder und wieder, dass er sie liebte. Er liebte sie. Aber er sagte nichts. Sie saßen da, sangen ein Loblied auf Tansania, träumten von Stockfisch und plauderten immer noch über alles Mögliche, als ein Peugeot 403 durch die Straße raste. Der Wagen wendete mit lautem Quietschen, als wollte der Fahrer so viel Eindruck schinden wie möglich, und blieb vor dem Haus stehen. ARMEE VON BIAFRA stand handgeschrieben in roten Buchstaben auf dem Auto. Ein Soldat stieg aus. In der Hand hielt er ein Gewehr, und er trug eine so schmucke Uniform, dass man an der Vorderseite noch Bügelspuren sah. Eberechi stand auf, als er auf sie zukam.

»Guten Tag!«, sagte sie.

»Bist du Eberechi?«

Sie nickte. »Geht es um meinen Bruder? Ist ihm etwas zugestoßen?«

»Nein, nein.« Auf dem Gesicht des Mannes stand ein wissendes, lüsternes Grinsen, das Ugwu auf der Stelle gegen ihn einnahm. »Major Nwogu ruft dich. Er ist in der Bar am Ende der Straße.«

»Oh!« Eberechi stand der Mund offen, sie fasste sich an die Brust. »Ich komme, ich komme!« Sie drehte sich um und lief ins Haus. Ugwu fühlte sich betrogen, weil sie so aufgeregt war. Der Soldat starrte ihn an.

»Guten Tag«, sagte Ugwu.

»Wer bist du?«, fragte der Soldat. »Etwa ein fauler Zivilist?«

»Ich bin Lehrer.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Lehrer? *Onye nkuzi?*« Er schwenkte sein Gewehr.

»Ja«, erwiderte Ugwu auf Englisch. »Wir haben hier in der Nachbarschaft Klassen zusammengestellt und bringen dem Nachwuchs die Ideale der Sache Biafras bei.« Er hoffte, sein Englisch klang so wie das von Olanna; und er hoffte auch, sein Auftreten würde den Soldaten so einschüchtern, dass er ihm keine weiteren Fragen mehr stellte.

»Welche Fächer?«, fragte der Soldat fast murmelnd. Er sah gleichermaßen beeindruckt und unsicher aus.

»Wir konzentrieren uns auf Gemeinschaftskunde, Mathematik und Englisch. Der Direktor der Mobilisierung unterstützt unsere Arbeit finanziell.«

Der Soldat schaute nur.

Eberechi kam herausgelaufen; auf dem Gesicht trug sie eine dünne Schicht weißen Puders, sie hatte sich die Augenbrauen nachgezogen, ihre Lippen leuchteten knallrot.

»Gehen wir«, sagte sie zu dem Soldaten. Dann beugte sie sich zu Ugwu und flüsterte: »Ich komme bald wieder. Wenn mich jemand sucht, sag, ich wäre zu Ngozi gelaufen, um etwas zu holen.«

»Also dann, Herr Lehrer! Bis bald!«, sagte der Soldat, und Ugwu vermeinte, in seinen Augen ein triumphierendes Glitzern zu sehen. Dieser ungebildete Narr. Ugwu konnte es nicht ertragen, die beiden gehen zu sehen; stattdessen betrachtete er seine Fingernägel. Die Mischung aus Verletztheit, Verwirrung und Verlegenheit, die ihn erfüllte, machte ihn schwach. Er konnte es nicht glauben, dass sie ihn gerade gebeten hatte zu lügen, während sie zu einem Mann unterwegs war, den sie ihm gegenüber nie erwähnt hatte. Seine Beine fühlten sich wackelig an, als er über die Straße ging. Über allem, was er an diesem restlichen Tag tat, lag ein bitterer

Telegram:@shabarsbibliothek

Schatten, und mehr als einmal wollte er selbst in die Bar gehen, um zu schauen, was da los war.

Es war dunkel, als sie an die Hintertür klopfte.

»Weißt du, dass sie die Rising Sun Bar umbenannt haben?«, fragte sie lachend. »Sie heißt jetzt Tansania Bar.«

Er schaute sie an und sagte nichts.

»Die Leute haben tansanische Musik gespielt und getanzt, und ein Geschäftsmann hat für alle Hühnchen und Bier bestellt«, erzählte sie.

Seine Eifersucht saß tief; sie krallte sich um seine Kehle und versuchte, ihn zu erwürgen.

»Wo ist Tante Olanna?«

»Sie liest mit Baby«, gelang es Ugwu noch zu sagen. Am liebsten hätte er sie so lange geschüttelt, bis sie ihm die ganze Wahrheit über den Nachmittag sagte, was sie mit dem Mann gemacht hatte, und warum kein Lippenstift mehr auf ihrem Mund war.

Eberechi seufzte. »Ist ein bisschen Wasser da? Ich habe Durst. Heute habe ich Bier getrunken.«

Ugwu konnte nicht glauben, wie lässig und selbstverständlich sie sich benahm. Er goss etwas Wasser in eine Tasse, und sie trank es langsam.

»Den Major habe ich vor ein paar Wochen kennengelernt; er hat mich mit dem Auto nach Orlu mitgenommen, aber ich hätte nicht gedacht, dass er sich noch an mich erinnert. Er ist so ein netter Mann.« Eberechi hielt inne. »Ich habe ihm gesagt, du seist mein Bruder. Er meinte, er sorge dafür, dass keiner herkommt und dich zur Armee einzieht.« Sie schien stolz auf das zu sein, was sie erreicht hatte, dabei fühlte es sich für Ugwu so an, als würde sie ihm ganz genüsslich die Zähne aus dem Mund reißen, einen nach dem anderen.

Telegram:@shabarsbibliothek

Er wandte sich ab. Von ihrem Liebhaber wollte er keine Vergünstigungen. »Ich muss noch saubermachen«, sagte er steif.

Sie trank noch eine Tasse Wasser und sagte dann: »*Ngwanu*, lassen wir den Tag zu Ende gehen«, und verschwand.

Ugwu ging nicht mehr zu Eberechis Haus hinüber. Er ignorierte sie, wenn sie ihn grüßte, und ärgerte sich, wenn sie große Augen machte und fragte: »Was ist denn los, Ugwu? Was habe ich dir denn getan?« Irgendwann hörte sie dann auf, ihn zu fragen oder mit ihm zu reden. Es war ihm gleichgültig. Trotzdem lief er immer rasch ans Fenster, wenn er ein Auto vorbeifahren hörte, um zu sehen, ob es ein Peugeot 403 mit der Aufschrift ARMEE VON BIAFRA war. Morgens sah er sie weggehen und dachte, dass sie und der Major vielleicht einen regelmäßigen Treffpunkt hatten, bis sie eines Tages vorbeikam, um Olanna etwas Stockfisch zu bringen. Er machte die Tür auf und nahm das kleine Päckchen wortlos entgegen.

»So ein nettes Mädchen, *ezigbo nwa*«, sagte Olanna. »Sicher leistet sie gute Arbeit im Hilfszentrum.«

Ugwu erwiderte nichts. Olannas Zuneigung verletzte ihn, ebenso wie es ihn ärgerte, wenn Baby fragte, wann denn Tante Eberechi wiederkomme, um mit ihr zu spielen. Er wollte, dass sie die gleiche Wut empfanden wie er und das gleiche Gefühl hatten, betrogen worden zu sein. Er würde Olanna erzählen, was geschehen war. Es stimmte, dass er noch nie über so persönliche Dinge mit ihr gesprochen hatte, aber jetzt hatte er das Gefühl, dass es möglich war. Er plante es sorgfältig und entschied sich für Freitag, den Tag, an dem der Master nach der Arbeit mit Special Julius in die Tansania Bar ging. Olanna besuchte zusammen mit Baby Mrs Muokelu, und während er auf ihre Rückkehr wartete, jätete Ugwu Unkraut im Garten und machte sich Sorgen, seine Geschichte könnte zu belanglos sein. Olanna

Telegram:@shabarsbibliothek

würde auf jene geduldige Weise über ihn lachen, wie sie über den Master lachte, wenn er etwas Lächerliches gesagt hatte. Schließlich hatte Eberechi nie über ihre Gefühle für ihn gesprochen. Doch sicher konnte sie nicht so tun, als wüsste sie nicht, was er für sie empfand. Jedenfalls war es herzlos von ihr gewesen, ihm die Geschichte von ihrem Liebhaber bei der Armee einfach so ins Gesicht zu sagen, selbst wenn sie nicht das Gleiche für ihn empfand wie er für sie.

Als er Olanna kommen hörte, wappnete er sich und ging ins Haus. Sie saßen im Wohnzimmer, Baby hockte auf dem Boden und wickelte etwas in altes Zeitungspapier.

»Willkommen, Mah«, sagte Ugwu.

Olanna drehte sich zu ihm um, und die Leere in ihren Augen erschreckte ihn. Da stimmte etwas nicht. Vielleicht hatte sie entdeckt, dass er Eberechi von der Kondensmilch gegeben hatte. Aber ihre Augen blickten zu hohl, zu ausdruckslos, als dass es mit seinem Milchdiebstahl zu tun haben könnte. Etwas stimmte ganz und gar nicht. War Baby wieder krank? Ugwu schaute zu dem kleinen Mädchen hinüber, das immer noch mit Einwickeln beschäftigt war. In Erwartung schlechter Nachrichten krampfte sich sein Magen zusammen.

»Mah? Ist etwas passiert?«

»Die Mutter deines Masters ist gestorben.«

Ugwu kam näher, weil er den Eindruck hatte, ihre Worte hätten sich verfestigt, als wären sie reale Dinge, die in der Luft hingen, sich aber knapp außerhalb seiner Reichweite befanden. Es dauerte einen Moment, bis er begriffen hatte.

»Sein Cousin hat uns benachrichtigt«, sagte Olanna. »Sie haben sie in Aba erschossen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Hei!« Ugwu legte die Hand an seinen Kopf und versuchte, sich zu erinnern, wie Mama ausgesehen hatte, als er ihr das letzte Mal begegnet war, als sie beim Kolanussbaum gestanden und sich geweigert hatte, ihr Haus zu verlassen. Doch er konnte sie sich nicht mehr ins Gedächtnis rufen. Stattdessen stand vor seinem inneren Auge das verschwommene Bild von ihr in der Küche in Nsukka, wie sie dagestanden und eine Pfefferschote geöffnet hatte. Tränen stiegen ihm in die Augen. Er fragte sich, was für tragische Nachrichten er noch erhalten würde. Vielleicht waren ja die Vandalen doch in seinem Heimatdorf geblieben; vielleicht hatten sie auch seine Mutter getötet.

Als der Master nach Hause kam und ins Schlafzimmer ging, war sich Ugwu unsicher, ob er zu ihm gehen oder ob er warten sollte, bis er wieder herauskam. Er beschloss zu warten. Er zündete den Kerosinofen an und rührte in Babys *pap* herum. Dabei wünschte er sich, er hätte weniger ablehnend auf Mamas stark riechende Suppen reagiert.

Olanna kam in die Küche.

»Warum benutzt du denn den Kerosinofen?«, schrie sie. »*I na-ezuzu ezuzu?* Bist du blöd? Hab ich dir nicht gesagt, du sollst Kerosin sparen?«

Ugwu war erschrocken. »Aber, Mah, Sie haben mir gesagt, ich soll Babys Essen auf dem Herd kochen.«

»Das habe ich nicht gesagt! Geh raus und mach ein Feuer!«

»Tut mir leid, Mah.« Doch sie hatte es wirklich gesagt; nur Baby aß mittlerweile noch dreimal am Tag – alle anderen nur zweimal –, und Olanna hatte ihn gebeten, das Essen auf dem Kerosinherd zuzubereiten, weil Baby von dem Geruch des Holzfeuers husten musste.

»Weißt du, wie viel Kerosin kostet? Bloß weil du für die Dinge, die du verbrauchst, nichts zahlen musst, meinst du, du kannst damit machen, was du willst? Ist nicht sogar Feuerholz dort, wo du herkommst, ein Luxus?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Tut mir leid, Mah.«

Olanna setzte sich auf einen der Zementblöcke im Hinterhof. Ugwu zündete ein Feuer an und kochte Babys Abendessen fertig. Er spürte, dass ihre Augen auf ihm ruhten.

»Dein Master will nicht mit mir reden«, sagte sie.

Die lange Pause, die eintrat, erfüllte Ugwu mit einem zutiefst unangenehmen Gefühl zu großer Nähe; so wie jetzt hatte sie noch nie mit ihm über den Master gesprochen.

»Tut mir leid, Mah«, sagte er und setzte sich neben sie; am liebsten hätte er ihr eine Hand auf den Rücken gelegt, um sie zu trösten, aber da das unmöglich war, ließ er die Hand in der Luft schweben, nur wenige Zentimeter von ihr entfernt, bis sie schließlich seufzte, aufstand und ins Haus ging.

Der Master kam heraus, um ins Badehaus zu gehen.

»Meine Madam hat mir gesagt, was passiert ist, Sah«, sagte Ugwu. »*Ndo.* Es tut mir leid.«

»Ja, ja«, sagte der Master und ging mit raschen Schritten weiter.

Ugwu kam dieser kurze Wortwechsel unpassend vor; er hatte das Gefühl, Mamas Tod erfordere mehr Worte, mehr Gesten, mehr gemeinsame Zeit. Doch der Master hatte ihn kaum angeschaut. Und als später Special Julius vorbeikam, um *ndo* zu sagen, war der Master ebenso brüsk und kurz angebunden.

»Natürlich muss man mit Todesfällen rechnen. Der Tod ist der Preis für unsere Freiheit«, sagte er, stand unvermittelt auf und ging ins Schlafzimmer. Olanna blieb mit Special Julius zurück und schüttelte nur den Kopf. Tränen standen in ihren Augen.

Ugwu dachte, der Master würde am nächsten Tag von der Arbeit zu Hause bleiben, aber er nahm noch früher als sonst sein Bad. Weder rührte er

Telegram:@shabarsbibliothek

seinen Tee an, noch aß er die Yamsscheiben vom vorigen Tag, die Ugwu ihm aufgewärmt hatte. Sein Hemd steckte nicht in der Hose.

»Du kannst nicht einfach nach Biafra-Zwei hinüber, Odenigbo«, sagte Olanna, als sie ihm zum Auto hinterherlief. Der Master drückte die Palmwedel flach, die darauf lagen. Olanna sagte noch etwas, das Ugwu nicht hören konnte, während sich der Master schweigend über die offene Motorhaube beugte. Schließlich stieg er ein und fuhr mit einem kurzen Winken davon. Olanna lief zur Straße hinunter. Einen absurden Moment lang dachte Ugwu, sie würde hinter dem Wagen herrennen, aber als sie zurückkam, sagte sie, sie habe Special Julius gebeten, ihm zu folgen und ihn zurückzubringen.

»Er sagte, er muss dorthin und sie begraben. Aber die Straßen sind gesperrt. Die Straßen sind gesperrt«, sagte sie. Ihre Augen waren starr auf den Eingang des Anwesens gerichtet. Bei jedem Geräusch, das sie hörte – ein Lastwagen rumpelte vorbei, ein Vogel zwitscherte, ein Kind schrie –, sprang sie von der Bank auf der Veranda auf und schaute die Straße hinunter. Eine Gruppe von Leuten, die mit Macheten bewaffnet waren, ging singend vorbei. Der Anführer hatte nur einen Arm.

»Alles Gute, Frau Lehrerin!«, rief einer von ihnen, als sie Olanna erblickten. »Wir gehen die Gegend durchkämmen! Wir werden die Spitzel ausrotten!«

Sie waren schon fast vorbei, als Olanna aufsprang und rief: »Bitte haltet nach meinem Mann in einem blauen Opel Ausschau!«

Einer von ihnen drehte sich um und winkte, auf dem Gesicht einen leicht verwunderten Ausdruck.

Ugwu spürte die Hitze der hellen Nachmittagssonne selbst unter dem Schilfdach. Baby spielte barfuß im Vorgarten. Als der lange amerikanische Schlitten von Special Julius in die Einfahrt kurvte, sprang Olanna auf.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ist er immer noch nicht zurück?«, fragte Special Julius aus dem Wagen.

»Du hast ihn also nicht gesehen«, sagte Olanna.

Special Julius machte ein besorgtes Gesicht. »Wer hat Odenigbo bloß gesagt, er könne durch gesperrte Straßen fahren? Wer hat ihm das gesagt?«

Ugwu wünschte, der Mann würde den Mund halten. Er hatte nicht das Recht, den Master zu kritisieren, und statt in seiner hässlichen Tunika herumzusitzen, wäre er besser umgedreht und hätte noch einmal richtig gesucht.

Nachdem Special Julius weg war, setzte sich Olanna wieder. Sie beugte sich vor und legte den Kopf in die Hände.

»Möchten Sie etwas Wasser, Mah?«, fragte Ugwu.

Sie schüttelte den Kopf. Ugwu sah zu, wie die Sonne unterging. Die Dunkelheit kam blitzschnell und brutal; es gab keinen Übergang von hell zu dunkel.

»Was soll ich bloß machen?«, fragte Olanna. »Was soll ich bloß machen?«

»Der Master wird zurückkommen, Mah.«

Aber der Master kam nicht zurück. Olanna saß bis nach Mitternacht auf der Veranda, den Kopf an die Wand gelehnt.

Telegram:@shabarsbibliothek

27

Richard saß am Esstisch, als es an der Tür klingelte. Bevor er aufmachte, stellte er das Radio leiser und brachte seine Papierstapel in Ordnung. Vor ihm stand Harrison; seine Stirn, sein Hals, seine Arme und die Beine unter den Khakishorts waren mit blutigen Bandagen verbunden.

Von dem Anblick der feuchten, roten Flüssigkeit, die überall durchsickerte, wurde es Richard schwindelig. »Harrison! Großer Gott! Was ist mit dir passiert?«

»Guten Tag, Master.«

»Bist du überfallen worden?«, erkundigte sich Richard.

Harrison kam herein, legte seine abgewetzte Tasche hin und fing an zu lachen. Richard starrte ihn an. Als Harrison die Hand hob, um den blutigen Kopfverband zu lösen, sagte Richard: »Nein, nein, das musst du nicht. Ist nicht nötig, wirklich. Ich rufe sofort den Fahrer. Wir bringen dich ins Krankenhaus.«

Harrison riss sich die Bandage ab. Sein Kopf war glatt und sauber; es gab weder eine offene Wunde noch sonst eine Stelle, aus der er zu bluten schien.

»Das ist Rote-Bete-Saft, Sah«, sagte Harrison und lachte wieder.

»Rote Bete?«

»Ja, Sah.«

»Du meinst, es ist kein Blut?«

»Nein, Sah.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Harrison bewegte sich weiter ins Wohnzimmer hinein und machte Anstalten, an der Ecke stehen zu bleiben, aber Richard bat ihn, sich zu setzen. Er hockte sich auf die Stuhlkante. Als er zu sprechen begann, wich das Lächeln langsam aus seinem Gesicht.

»Ich komme gerade aus meinem Heimatort, Sah. Ich sage niemandem, dass der Ort bald fallen wird, weil es sonst heißt, ich bin Saboteur. Aber jeder weiß, dass die Vandalen nahe sind. Schon vor zwei Tagen haben wir Gefechtsfeuer gehört, aber unser Stadtrat hat behauptet, das sind unsere eigenen Truppen, sie üben. Also bringe ich meine Familie und die Ziegen zu der Farm mitten im Busch. Und dann komme ich nach Port Harcourt, weil ich nicht weiß, was mit meinem Master ist. Vor vielen Wochen habe ich sogar Nachricht geschickt, über den Fahrer von Professor Blyden.«

»Ich habe keine Nachricht erhalten.«

»Dummer Mann«, murmelte Harrison, bevor er fortfuhr: »Also tauche ich Stoff in frisches Rote-Bete-Wasser, mache Verbände daraus und sage, ich bin Überlebender von Luftangriff. Nur so haben mir die Leute von der Miliz erlaubt, auf den Lastwagen zu steigen. Nur Männer mit Wunden dürfen Frauen und Kindern folgen.«

»Und was ist in Nsukka passiert? Wie bist du da rausgekommen?«

»Das ist jetzt schon Monate her, Sah. Als ich Granaten höre, packe ich Ihre Sachen und vergrabe das Manskritt in einer Schachtel im Garten, gleich bei der kleinen Blume, die Jomo kurz davor gepflanzt hat.«

»Du hast das Manuskript vergraben?«

»Ja, Sah, weil sonst sie hätten es mir auf der Straße abgenommen.«

»Ja, natürlich«, sagte Richard. Es war unsinnig gewesen zu hoffen, Harrison hätte *In der Zeit der umflochtenen Töpfe* mitnehmen können. »Und wie ist es dir dann ergangen?«

Telegram:@shabarsbibliothek

Harrison schüttelte den Kopf. »Der Hunger ist schlimm, Sah. Meine Leute schauen, was Ziegen machen.«

»Sie schauen, was die Ziegen machen?«

»Damit sie sehen, was Ziegen essen. Und dann hinterher sie kochen diese Blätter und geben Wasser den Kindern zu trinken. Hilft gegen Kwashiorkor.«

»Verstehe«, sagte Richard. »Jetzt geh ins Dienstbotenquartier und wasch dich.«

»Ja, Sah.« Harrison stand auf.

»Und was sind jetzt deine Pläne?«

»Sah?«

»Möchtest du in deine Heimatstadt zurückkehren?«

Harrison nestelte an der Armbandage herum, die von dem falschen Blut verkrustet war. »Nein, Sah. Ich warte, bis Krieg zu Ende, also ich koche für den Master.«

»Natürlich«, sagte Richard. Es war gut, dass zwei von Kainenes Bediensteten zur Armee gegangen waren und sie nur noch Ikejide hatten.

»Aber, Sah, es heißt, dass Port Harcourt bald fällt. Die Vandalen kommen mit vielen Schiffen aus England. Jetzt schießen sie schon außerhalb von Port Harcourt mit Granaten.«

»Geh jetzt baden, Harrison.«

»Ja, Sah.«

Nachdem Harrison gegangen war, drehte Richard das Radio wieder lauter. Er mochte den leicht arabischen Akzent der Stimme auf Radio Kaduna, aber was er nicht mochte, war die schadenfrohe Gewissheit, mit der sie sagte: »Port Harcourt ist befreit! Port Harcourt ist befreit!« Bereits seit zwei Tagen war die Rede vom bevorstehenden Fall von Port Harcourt. Auf dem Sender von Lagos klang es genauso, wenn auch mit etwas weniger

Telegram:@shabarsbibliothek

Schadenfreude. Auch die BBC hatte verkündet, die bevorstehende Eroberung von Port Harcourt bedeute das Ende von Biafra; Biafra würde damit seinen schiffbaren Seehafen verlieren, seinen Flughafen und die Kontrolle über sein Öl.

Richard zog den Bambuspfropfen aus der Flasche, die auf dem Tisch stand, und schenkte sich etwas zu trinken ein. Mit der rosafarbenen Flüssigkeit breitete sich eine angenehme Wärme in seinem Körper aus. Die Gefühle wirbelten in seinem Kopf umher – Erleichterung darüber, dass Harrison am Leben war, die Enttäuschung, dass das Manuskript in Nsukka vergraben lag, die bange Angst um das Schicksal Port Harcourts. Bevor er sich noch einen Drink eingoss, las er das Etikett auf der Flasche: REPUBLIK BIAFRA; RAP – RESEARCH AND PRODUCTION, NENE SHERRY, 45%. Er nippte langsam am Glas. Als Madu das letzte Mal da gewesen war, hatte er zwei Kartons davon mitgebracht und gewitzelt, dieser im Land produzierte Schnaps in gebrauchten Bierflaschen sei Teil der euphorischen Kriegspolitik.

»Die Leute von der RAP behaupten, dass Ojukwu das Zeug trinkt, obwohl ich das bezweifeln möchte«, hatte er gesagt. »Ich trinke bloß die klaren Sorten, weil ich diesen Farben nicht traue.«

Madus Respektlosigkeit, Seine Exzellenz schlicht *Ojukwu* zu nennen, störte Richard, aber er sagte nichts, weil er keine Lust auf Madus amüsiertes Grinsen hatte, dasselbe Grinsen, mit dem Madu Kainene erzählt hatte: »Unsere Autos laufen mit einer Mischung aus Kerosin und Palmöl«, oder: »Wir haben die perfekte fliegende *obunigwe* entwickelt«, oder: »Wir haben einen Panzerwagen aus Schrott gebaut.« Das »Wir« hatte immer etwas Ausschließendes. Sowohl die Betonung der Worte als auch die gesenkte Stimme deuteten darauf hin, dass Richard kein Teil dieses »Wir«

Telegram:@shabarsbibliothek

war; als wäre er nur ein Besucher, der sich nicht die Freiheiten der Hausbesitzer herausnehmen konnte.

Deshalb hatte es Richard auch in Verwirrung gestürzt, als Kainene ihm vor Wochen gesagt hatte: »Madu möchte, dass du für die Propagandaabteilung schreibst. Er besorgt dir einen Sonderpass und Benzin, damit du mobil bist. Deine Texte sollen an unsere Verbindungsleute in Übersee geschickt werden.«

»Warum ich?«

Kainene zuckte die Achseln. »Warum nicht du?«

»Der Mann hasst mich.«

»Sei nicht so pathetisch. Ich glaube, sie wollen einfach Insider, die Storys schreiben, an denen mehr dran ist als nur eine Auflistung der Verluste von Biafra.«

Zuerst hatte das Wort »Insider« Richard begeistert. »Insider« war immerhin eine Formulierung von Kainene, nicht von Madu. Madu betrachtete ihn als Ausländer, was vielleicht auch der Grund für seine Annahme war, er könne in dieser Tätigkeit gut sein. Als Madu dann anrief und fragte, ob er dazu bereit sei, hatte Richard jedoch abgelehnt.

»Haben Sie es sich überlegt?«, fragte Madu.

»Wenn ich nicht weiß wäre, hätten Sie mich nicht gefragt.«

»Natürlich habe ich Sie gefragt, weil Sie weiß sind. Man wird das, was Sie schreiben, ernster nehmen, weil Sie weiß sind. Schauen Sie, die Wahrheit ist – das ist nicht Ihr Krieg. Es ist nicht Ihre Sache. Ihre Regierung holt Sie von einem Moment zum anderen hier raus, wenn Sie wollen. Es ist folglich nicht genug, ein paar schlaffe Zweige zu schwenken und ›Macht, Macht!‹ zu rufen, um Biafra Unterstützung zu signalisieren. Wenn Sie wirklich Ihren Beitrag leisten wollen, dann genau hier. Die Welt muss die Wahrheit über das erfahren, was hier passiert, denn sie kann nicht einfach

Telegram:@shabarsbibliothek

schweigen, während wir hier sterben. Einem Weißen, der aus freien Stücken in Biafra lebt und kein professioneller Journalist ist, werden sie glauben. Sie können ihnen schildern, dass wir durchhalten und siegen werden, obwohl uns jeden Tag nigerianische MIG-17, Il-28 und L-29-Delfins bombardieren, mit Russen und Ägyptern am Steuerknüppel, dass sie manchmal einfach Transportflugzeuge nehmen und Bomben auf Frauen und Kinder daraus abwerfen, dass die Briten und die Sowjets sich zu einer unheiligen Allianz zusammengeschlossen haben, die den Nigerianern immer mehr Waffen gibt, dass die Amerikaner sich geweigert haben, uns zu helfen, dass unsere Flugzeuge mit Hilfsgütern bei Nacht einfliegen müssen, ohne Scheinwerfer, weil die Nigerianer sie bei Tage abschießen …«

Als Madu innehielt, um Luft zu holen, sagte Richard: »Okay, ich mache es.« Der Satz *Sie kann nicht einfach schweigen, während wir hier sterben* hallte in seinem Kopf wider.

Sein erster Artikel befasste sich mit dem Fall von Onitsha. Er schrieb, die Nigerianer hätten viele Male versucht, diese alte Stadt einzunehmen, doch das Volk von Biafra hätte tapfer gekämpft; hier seien vor dem Krieg Hunderte erfolgreicher Romane veröffentlicht worden, und der dicke, traurige Rauch sei von der brennenden Brücke über den Niger aufgestiegen wie eine trotzige Elegie. Er beschrieb die katholische Kirche der Heiligen Dreieinigkeit, in der Soldaten der zweiten nigerianischen Division zuerst den Altar mit ihrem Kot beschmutzten, bevor sie zweihundert Zivilisten umbrachten. Er zitierte einen Augenzeugen, der ganz ruhig blieb, als er sagte: »Die Vandalen sind Leute, die auf Gott scheißen. Wir werden sie überwinden.«

Als er diesen Artikel schrieb, fühlte er sich wieder wie der Schuljunge, der unter der Aufsicht seines Schuldirektors Briefe an Tante Elizabeth verfasste. Richard erinnerte sich deutlich an ihn, an seine fleckige Haut,

Telegram:@shabarsbibliothek

daran, wie er die Wissenschaft abfällig »Blödsinn« nannte und wie er seine Hafergrütze aß und dabei im Speisesaal auf und ab ging, weil man das als Gentleman angeblich so machte. Richard war sich nicht sicher, was er damals mehr gehasst hatte – die Tatsache, dass man ihn gezwungen hatte, Briefe nach Hause zu schreiben, oder dass dieses Briefeschreiben unter Aufsicht geschehen war. Und auch jetzt wusste er nicht genau, was ihn mehr störte – dass Madu ihn beaufsichtigte oder dass er selbst kapiert hatte, wie wichtig es ihm war, was Madu dachte. Einige Tage später kam eine Nachricht von Madu. *Das war ganz ausgezeichnet (vielleicht nächstes Mal etwas weniger blumig?) und wurde nach Europa geschickt.* Madus Handschrift war schwer zu entziffern. Auf dem Briefkopf war das Wort NIGERIANISCHE von NIGERIANISCHE ARMEE durchgestrichen, und in hastigen Großbuchstaben hatte jemand die Worte VON BIAFRA dahintergesetzt. Doch Madus Worte überzeugten Richard davon, dass er die richtige Entscheidung getroffen hatte. Er stellte sich selbst als den jungen Winston Churchill vor, der über Kitchener und die Schlacht von Omdurman geschrieben hatte, es sei die Schlacht eines deutlich Überlegenen gegen einen deutlich Schwächeren gewesen, bloß dass er jetzt, im Gegensatz zu Churchill, auf der Seite des moralischen Siegers stand.

Nun, Wochen später, nach weiteren Artikeln, fühlte er sich wie jemand, der Teil eines Ganzen ist. Ihn freute der plötzliche Respekt in den Augen des Fahrers, der immer aus dem Wagen sprang, um ihm die Tür zu öffnen, obwohl Richard gesagt hatte, er solle das nicht tun. Es freute ihn, wie schnell sich die argwöhnischen Blicke der Männer von der Zivilverteidigung auf seinen Sonderpass in ein breites Grinsen verwandelten, wenn er sie auf Igbo begrüßte, und darüber, wie bereitwillig ihm die Menschen seine Fragen beantworteten. Er hatte Freude an seiner Überlegenheit, die er im Gespräch mit ausländischen Journalisten

Telegram:@shabarsbibliothek

durchblicken ließ, wenn er vage über die Hintergründe des Krieges sprach – über die Bedeutung des Generalstreiks, die Volkszählung und das Chaos in der Westregion – und dabei die ganze Zeit wusste, dass sie keine Ahnung hatten, wovon er eigentlich redete.

Am meisten gefreut hatte ihn jedoch die Begegnung mit Seiner Exzellenz. Es war bei einer Theateraufführung in Owerri gewesen. Bei einem Luftangriff waren alle Lüftungsschlitze in den Theaterfenstern zerborsten, und die abendliche Brise hatte einige Worte der Schauspieler verwehen lassen. Richard saß einige Reihen hinter Seiner Exzellenz, und nach dem Stück machte ein Mitarbeiter der Direktion für Mobilisierung sie miteinander bekannt. Der feste Händedruck, das »Danke für die gute Arbeit, die Sie leisten«, in jener sanften Stimme mit dem Oxford-Akzent, hatten Richard mit Gelassenheit erfüllt. Obwohl er das politische Stück allzu vordergründig gefunden hatte, sagte er es nicht. Er war einer Meinung mit Seiner Exzellenz: Es sei wunderbar gewesen, einfach wunderbar.

Richard hörte Harrison in der Küche rumoren. Er schaltete Radio Biafra ein, wo gerade das Ende eines Berichts lief, dass der Gegner in Oba eingekesselt worden war, dann schaltete er wieder aus. Er goss sich einen weiteren kleinen Drink ein und las noch einmal seinen letzten Satz. Er schrieb über die Commando Special Forces, das Spezialkommando der Armee, wie sehr es von der Zivilbevölkerung geliebt und verehrt wurde, doch seine Abneigung gegen den Kommandeur, einen deutschen Soldaten, ließ seine Worte steif klingen. Er schrieb gekünstelt. Der Sherry hatte seine Angst eher verstärkt als abgetötet. Er stand auf, nahm den Telefonhörer in die Hand und rief Madu an.

»Richard«, sagte Madu. »Sie haben Glück, ich bin gerade reingekommen.«

»Gibt es Neuigkeiten zu Port Harcourt?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Neuigkeiten?«

»Ist es bedroht? Rumuokwurusi hat unter Beschuss gestanden, oder?«

»Oh, wir haben sichere Informationen erhalten, dass Saboteure an Granaten herangekommen sind. Glauben Sie wirklich, die Vandalen würden sich mit solch halbherzigem Beschuss begnügen, wenn sie tatsächlich so nahe wären?«

Angesichts von Madus amüsiertem Ton kam er sich gleich wie ein Idiot vor. »Entschuldigung für die Störung. Ich dachte nur …« Er sprach seinen Satz nicht zu Ende.

»Macht gar nichts. Grüßen Sie Kainene, wenn sie zurückkommt«, sagte Madu und hängte auf.

Richard trank sein Glas aus und wollte sich ein neues einschenken, überlegte es sich dann aber anders. Er drückte den Verschluss fest in die Flasche und ging hinaus auf die Veranda. Die See war ruhig. Er streckte sich und fuhr sich rasch mit der Hand durchs Haar, als könnte er damit seine bösen Vorahnungen wegwischen. Wenn Port Harcourt fiel, würde er die Stadt verlieren, die er liebte, die Stadt, in der er liebte; er würde einen Teil von sich selbst verlieren. Doch Madu hatte bestimmt recht. Wenn es darum ging, ob eine Stadt fallen würde oder nicht, würde er sicher nicht lügen, wenn es die Stadt war, in der Kainene lebte. Wenn er sagte, Port Harcourt sei nicht in Gefahr, dann war es das auch nicht.

Richard schaute auf sein verschwommenes Spiegelbild in der Glastür. Er war sonnengebräunt, und sein Haar sah voller aus, leicht zerzaust. Er dachte an Rimbauds Worte: *Ich ist ein anderer.*

Kainene lachte, als Richard ihr von Harrisons Roter Bete erzählte. Dann berührte sie ihn am Arm und sagte: »Mach dir keine Sorgen. Wenn er das Manuskript in eine Kiste getan hat, ist es vor Termiten geschützt.« Sie

Telegram:@shabarsbibliothek

schlüpfte aus ihrer Arbeitskleidung und streckte sich genüsslich. Er bewunderte die schlanke Anmut ihres gebeugten Rückens. Begehren mischte sich unter die Bewunderung, doch er würde bis zum Abend warten, bis nach dem Essen, wenn sie Gäste bewirtet hatten und Ikejide sich zurückzog. Sie würden auf die Veranda hinausgehen, und er würde den Tisch wegrücken, den weichen Teppich auslegen und sich auf seinem nackten Rücken ausstrecken. Wenn sie sich dann auf ihn setzte, würde er sie an den Hüften halten und zum Nachthimmel hochschauen, und es würden Momente sein, in denen er ganz sicher wusste, was Seligkeit war. Das war ihr neues Ritual, seit der Krieg begonnen hatte, und der einzige Grund, warum er über diesen Krieg froh war.

»Heute ist Colin Williamson in meinem Büro vorbeigekommen«, sagte Kainene.

»Ich wusste gar nicht, dass er zurück ist«, sagte Richard, und ihm fiel Colins sonnenverbranntes Gesicht ein, das Schimmern seiner verfärbten Zähne, wenn er, wie allzu oft, darüber redete, dass er die BBC verlassen hatte, weil die Redakteure allesamt auf der Seite Nigerias standen.

»Er hat mir einen Brief von meiner Mutter gebracht«, sagte Kainene.

»Von deiner Mutter!«

»Sie hat seinen Artikel im *Observer* gelesen und Kontakt zu ihm aufgenommen, um ihn zu fragen, ob er bald nach Biafra zurückkehrt und ihrer Tochter in Port Harcourt einen Brief mitbringen könne. Es hat sie überrascht, als er sagte, er sei mit uns bekannt.«

Richard liebte es, wie sie »uns« sagte. »Geht es ihnen gut?«

»Natürlich geht es ihnen gut; in London wird niemand bombardiert. Sie schreibt, sie habe Albträume, in denen Olanna und ich sterben, sie bete viel und dass sie sich beide für die ›Rettet-Biafra‹-Kampagne in London engagieren – was wohl bedeutet, dass sie eine kleine Spende lockergemacht

Telegram:@shabarsbibliothek

haben.« Kainene unterbrach sich und reichte ihm einen Umschlag. »Geschickterweise hat sie ein paar britische Pfund in das Futter der Grußkarte geklebt. Ziemlich eindrucksvoll. Für Olanna hat sie auch eine beigelegt.«

Richard las rasch den Brief. Die Bemerkung *Viele Grüße an Richard* am unteren Ende des blauen Papiers war alles, was sich auf ihn bezog. Er hätte Kainene gerne gefragt, wie sie Olanna ihren Brief zukommen lassen wolle, tat es aber nicht. Mit jedem Monat, jedem Jahr, das verging, ohne dass sie von ihr sprach, schloss sich das Schweigen mehr und mehr um dieses Thema, wie um einen Schrein. Seit Beginn des Krieges hatte Kainene drei Briefe von Olanna erhalten, doch sie hatte nie mehr dazu gesagt, als dass sie einen bekommen habe. Und geantwortet hatte sie nicht.

»Nächste Woche schicke ich jemanden mit Olannas Brief zu ihr nach Umuahia«, sagte Kainene.

Er reichte ihr den Brief zurück. Langsam wurde die Stille greifbar.

»Die Nigerianer hören nicht auf, über Port Harcourt zu reden«, sagte er.

»Port Harcourt werden sie nicht einnehmen. Unser bestes Bataillon steht hier.« Kainene klang reichlich beiläufig, doch da war auch eine Vorsicht in ihren Augen, dieselbe Vorsicht, mit der sie ihm vor Monaten gesagt hatte, sie wolle ein noch nicht fertiggestelltes Haus in Orlu kaufen. Damals hatte sie gesagt, es sei besser, Immobilien zu besitzen als Bargeld, doch vermutlich sollte das Haus auch ein Ausweichquartier für sie sein, falls Port Harcourt fallen sollte. In seinen Augen war es geradezu blasphemisch, den Fall von Port Harcourt auch nur in Betracht zu ziehen. Wenn sie am Wochenende das Haus besichtigten, um sicherzugehen, dass die Handwerker ihnen nicht das Baumaterial stahlen, sprach er niemals davon, dass sie dort einmal leben würden, als wollte er sich selbst von dieser Blasphemie freisprechen.

Telegram:@shabarsbibliothek

Außerdem hatte er keine Lust mehr zu reisen. Er wollte Port Harcourt mit seiner Anwesenheit beschützen; solange er hier war, das spürte er, würde nichts passieren. Doch die Verbindungsleute in Europa hatten ihn um einen Artikel über die Landebahn in Uli gebeten, weshalb er am nächsten Morgen widerwillig in aller Frühe aufbrach, um vor der Mittagszeit wieder zurück zu sein, wenn nigerianische Flugzeuge alles beschossen, was sich auf den größeren Straßen vorwärtsbewegte. Ein riesiger Bombenkrater klaffte vor ihm in der Okigwe Road. Als der Fahrer das Lenkrad herumriss, um ihn zu umfahren, wurde Richard von einer Vorahnung gepackt, die ihm bekannt vorkam, doch seine düsteren Gedanken lichteten sich, als sie sich Uli näherten. Es war sein erster Besuch in Biafras einziger Verbindung zur Außenwelt, diesem Wunder von einer Start- und Landebahn, auf der Nahrungsmittel und Waffen an den Nigerianern vorbei ins Land gebracht werden konnten.

Er stieg aus dem Wagen und schaute sich die Rollbahn an, die auf beiden Seiten mit dickem Gebüsch bestanden war, und dachte an die Leute, die mit so wenigen Mitteln so viel ausrichteten. Ein kleiner Jet stand am anderen Ende des Streifens. Die Morgensonne war heiß; drei Männer breiteten Palmwedel auf der Landebahn aus; sie arbeiteten rasch und schwitzten heftig, während sie große Karren mit Palmzweigen vorwärtsschoben. Richard ging zu ihnen hinüber und sagte: »Gut gemacht, *jisienu ike.*«

Ein Beamter trat aus dem unfertigen Flugplatzgebäude in der Nähe und schüttelte Richard die Hand. »Schreiben Sie nicht zu viel, ja? Verraten Sie bloß nicht unsere Geheimnisse«, witzelte er.

»Natürlich nicht«, sagte Richard. »Kann ich Ihnen ein paar Fragen stellen?«

Der Mann strahlte, straffte die Schultern und sagte: »Na ja, ich bin hier für den Zoll und die Einreise zuständig.« Richard musste sich ein Lächeln

Telegram:@shabarsbibliothek

verkneifen; die Leute fühlten sich immer gleich sehr wichtig, wenn er sie um ein Interview bat. Sie standen neben der Rollbahn und unterhielten sich, und kurz nachdem der Mann in das Gebäude zurückgekehrt war, trat ein großer Blonder heraus und kam auf ihn zu. Richard erkannte ihn – es war Graf von Rosen. Er sah älter aus als auf dem Bild, das Richard gesehen hatte, eher wie siebzig als sechzig, aber er war auf elegante Weise gealtert; er kam mit langen, energischen Schritten auf ihn zu, sein Kinn war fest.

»Man hat mir gesagt, Sie seien hier draußen, und da wollte ich hallo sagen«, rief er, und sein Händedruck war so unerschütterlich wie der Blick aus seinen grünen Augen. »Gerade habe ich Ihren ausgezeichneten Artikel über die Biafran Boys Brigade, unsere heldenhaften Jungs, gelesen.«

»Ist mir ein großes Vergnügen, Sie kennenzulernen, Graf von Rosen«, sagte Richard. Und es war wirklich ein Vergnügen. Seit er über diesen schwedischen Aristokraten gelesen hatte, der mit seinem eigenen kleinen Flugzeug Bomben auf nigerianische Ziele warf, hatte er sich gewünscht, ihn kennenzulernen.

»Bemerkenswerte Menschen«, sagte der Graf und schaute zu den Männern hinüber, die dafür sorgten, dass der schwarze Streifen der Landebahn von oben so aussah wie Buschland. »Bemerkenswertes Land.«

»Ja«, sagte Richard.

»Mögen Sie Käse?«, fragte der Graf.

»Käse? Ja, ja, natürlich.«

Der Graf steckte die Hand in seine Tasche und zog ein kleines Päckchen heraus. »Erstklassiger Cheddar.«

Richard nahm es entgegen und bemühte sich, seine Überraschung zu verbergen. »Danke schön.«

Der Graf kramte wieder in seiner Tasche, und Richard fürchtete schon, er habe noch mehr Käse, da zog er eine Sonnenbrille hervor und setzte sie

Telegram:@shabarsbibliothek

auf. »Es heißt, Ihre Frau sei eine wohlhabende Igbo, eine von denen, die hiergeblieben sind, um für die Sache zu kämpfen.«

Richard hatte es nie so gesehen, dass Kainene geblieben war, um für die Sache zu kämpfen, aber es freute ihn, dass man es dem Grafen so gesagt hatte, und auch, dass Kainene und er verheiratet seien. Plötzlich durchströmte ihn ein wilder Stolz auf Kainene. »Ja. Sie ist eine außergewöhnliche Frau.«

Es gab eine Pause. Die Vertraulichkeit der Geste mit dem Käse erforderte eine Gegenleistung, und so klappte Richard seinen Kalender auf und zeigte dem Grafen zuerst ein Foto von Kainene, wie sie mit einer Zigarette zwischen den Lippen am Pool saß, und dann das Bild von dem umflochtenen Topf.

»Zuerst habe ich mich in die Igbo-Ukwu-Kunst verliebt und dann in sie«, sagte er.

»Beide sehr schön«, sagte der Graf und nahm die Sonnenbrille ab, um die Bilder genauer zu betrachten.

»Planen Sie heute einen Flug?«, erkundigte sich Richard.

»Ja.«

»Warum tun Sie das, Sir?«

Der Graf setzte seine Sonnenbrille wieder auf. »Ich habe Seite an Seite mit den äthiopischen Freiheitskämpfern gearbeitet, und davor habe ich Hilfsgüter ins Warschauer Ghetto geflogen«, sagte er mit einem winzigen Lächeln, als wäre damit die Frage beantwortet. »Jetzt muss ich los. Machen Sie weiterhin so gute Arbeit.«

Richard sah ihm hinterher, wie er davonging, ein Aristokrat mit durchgedrücktem Rücken, und dachte, wie sehr er sich doch von dem deutschen Söldner unterschied. »Ich liebe die Menschen in Biafra«, hatte der rotgesichtige Deutsche gesagt. »Ganz anders als diese schrecklichen

Telegram:@shabarsbibliothek

Kaffern im Kongo.« Das Gespräch mit Richard fand in seinem Haus mitten im Busch statt. Er trank aus einer großen Flasche Whisky, beobachtete sein Adoptivkind – ein niedliches Mädchen aus Biafra im Krabbelalter –, das auf dem Boden saß und mit Schrapnellstücken spielte. Richard ärgerte sich über die liebevolle Herablassung, mit der er das Kind behandelte, und über die Ausnahme, die er bei den Bewohnern von Biafra machte. Man hatte den Eindruck, der Söldner habe endlich Schwarze gefunden, die er mögen konnte. Der Graf war anders. Richard warf einen letzten Blick auf den kleinen Jet, bevor er in sein Auto stieg.

Auf dem Rückweg, kurz vor Port Harcourt, hörte er in der Ferne das Rattern von Maschinengewehren. Es dauerte nicht lange, bis es wieder aufhörte. Trotzdem machte es ihm Sorgen. Und als Kainene vorschlug, am nächsten Tag nach Orlu zu fahren, um für das neue Haus einen Zimmermann zu suchen, wünschte Richard, er müsste nicht fahren. Zwei Tage hintereinander aus Port Harcourt weg zu sein erfüllte ihn mit Sorge.

Das neue Haus war von Cashewbäumen eingerahmt. Richard dachte daran zurück, wie heruntergekommen es war, als Kainene es gekauft hatte – halb fertig, mit dicken grünen Schimmelschichten an den unverputzten Wänden –, und wie übel ihm vom Anblick der Fliegen und Bienen gewesen war, die sich an den heruntergefallenen Cashewfrüchten gütlich getan hatten. Der Besitzer war Direktor der Oberschule gewesen, die an derselben Straße lag. Jetzt, da die Schule ein Flüchtlingslager und seine Frau tot war, hatte er sich mit seinen Ziegen und seinen Kindern ins Innere der Schule zurückgezogen. Wieder und wieder sagte er: »Dieses Haus ist außer Reichweite des Beschusses, absolut außer Reichweite«, bis sich Richard fragte, wie er eigentlich wissen konnte, von wo aus die Nigerianer angreifen würden. Richard musste zugeben, dass der Bungalow einen bescheidenen

Telegram:@shabarsbibliothek

Charme ausstrahlte, während sie durch die leeren, frisch getünchten Zimmer gingen. Kainene stellte zwei Zimmerleute aus dem Flüchtlingslager ein, machte ein paar Zeichnungen auf einem Blatt Papier, und als sie wieder im Wagen saßen, sagte sie zu Richard: »Denen traue ich nicht mal zu, dass sie einen gescheiten Tisch zusammenschreinern.«

Als sie aus Orlu hinausfuhren, ertönte ein schrilles Geräusch. Der Fahrer trat mitten auf der Straße voll in die Bremse, sie sprangen aus dem Auto und ins dichte grüne Gebüsch. Einige Frauen, die auf der Straße unterwegs gewesen waren, rannten ebenfalls, schauten sich um und machten die Hälse lang. Es war das erste Mal, dass Richard zusammen mit Kainene Deckung suchen musste; sie lag flach und stocksteif neben ihm auf dem Boden. Ihre Schultern berührten sich. Der Chauffeur lag ein Stück hinter ihnen. Es herrschte absolute Stille. Als es direkt neben ihm laut raschelte, spannte Richard die Muskeln an, aber es war nur eine Eidechse mit rotem Kopf. Sie warteten und warteten, standen aber schließlich wieder auf, als sie hörten, wie ganz in der Nähe ein Motor aufheulte und sich Stimmen erhoben. »Mein Geld ist weg! Mein Geld ist weg!« Nur wenige Meter von ihnen entfernt befand sich ein Markt. Jemand hatte eine der Händlerinnen bestohlen, als sie Schutz gesucht hatte. Richard konnte sie und einige andere Frauen sehen, wie sie rufend und gestikulierend unter ihren Markthütten standen. Es war kaum zu glauben, wie still es noch vor wenigen Momenten gewesen war. Und wie schnell im Busch hier Märkte gediehen, seit die Nigerianer den Markt in Awgu bombardiert hatten.

»Falscher Alarm ist schlimmer als richtiger«, sagte der Fahrer.

Kainene versuchte, sich sorgfältig den Staub abzuklopfen, aber der Boden war nass, und der Dreck klebte ihr an den Kleidern; ihr blaues Kleid war mit vielen schokoladenbraunen Flecken verziert. Sie stiegen ins Auto und setzten die Fahrt fort. Richard spürte, dass Kainene wütend war.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Schau dir den Baum an«, sagte er und zeigte darauf. Der Baum war in zwei Hälften gespalten, von den Ästen bis hinab zum Stamm. Die eine Hälfte stand noch, etwas zur Seite geneigt, während die andere auf dem Boden lag.

»Das scheint erst kürzlich passiert zu sein«, meinte Kainene.

»Mein Onkel war Flieger im Krieg. Er hat Deutschland bombardiert. Irgendwie seltsam zu denken, dass er auch so was gemacht hat.«

»Du sprichst nie von ihm.«

»Er ist tot. Sie haben ihn abgeschossen.« Richard hielt inne. »Ich werde etwas über neue Märkte im Busch schreiben.«

Der Chauffeur hielt an einem Kontrollposten. Ein Lastwagen, der mit Sofas, Regalen und Tischen beladen war, parkte am Straßenrand, ein Mann stand daneben und sprach mit einer jungen Frau von der Zivilverteidigung in Khakijeans und Leinenschuhen. Sie ließ ihn stehen und kam auf Richard und Kainene zu. Sie bat den Fahrer, den Kofferraum zu öffnen, schaute ins Handschuhfach und streckte dann die Hand nach Kainenes Tasche aus.

»Wenn ich eine Bombe hätte, würde ich sie nicht in meiner Handtasche verstecken«, murmelte Kainene.

»Was haben Sie gesagt, Madam?«, fragte die junge Frau.

Kainene antwortete nicht. Die junge Frau durchsuchte die Tasche sorgfältig. Schließlich zog sie ein kleines Radio heraus. »Was ist das? Ist das ein Sender?«

»Das ist kein Sender. Das ist ein Ra-di-o«, sagte Kainene mit spöttischer Langsamkeit. Die junge Frau studierte ihre Passierscheine, lächelte und rückte ihr Barett zurecht. »Tut mir leid, Madam. Aber Sie wissen ja, unter uns gibt es viele Saboteure, die seltsame Geräte haben und damit Funkkontakt zu Nigeria halten. Wachsamkeit ist die Devise!«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Warum haben Sie den Mann mit dem Lastwagen angehalten?«, erkundigte sich Richard.

»Wir schicken alle Leute zurück, die Möbel herausbringen wollen.«

»Warum?«

»Evakuierungen wie diese verursachen nur Panik in der Zivilbevölkerung.« Sie klang so, als würde sie etwas Auswendiggelerntes aufsagen. »Es gibt keinen Grund, beunruhigt zu sein.«

»Aber was passiert, wenn diese Stadt dem Feind in die Hände fällt? Wissen Sie denn, woher der Mann kommt?«

Sie erstarrte. »Guten Tag dann, Madam.«

Sobald der Fahrer den Wagen angelassen hatte, sagte Kainene: »Es ist so ein schrecklicher Witz, findest du nicht?«

»Was?«, fragte Richard, obwohl er bereits wusste, was sie sagen wollte.

»Diese Angst, mit der wir unser Volk aufpeitschen! Bomben in Frauen-BHs! Bomben in Dosen mit Babymilch! Überall Saboteure! Hab ein Auge auf deine Kinder, denn sie könnten für Nigeria arbeiten!«

»In Kriegszeiten ist das normal.« Manchmal wünschte er sich, sie wäre nicht immer so schlau bei gewissen Dingen. »Es ist wichtig für die Leute zu wissen, dass es Saboteure in ihrer Mitte gibt.«

»Die einzigen Saboteure sind diejenigen, die Ojukwu erfindet, damit er seine Gegner einlochen kann und die Männer, nach deren Frauen es ihn gelüstet. Hab ich dir eigentlich von dem Mann aus Onitsha erzählt, der den ganzen Zement aus unserer Fabrik aufgekauft hat, kurz nachdem die Flüchtlinge wieder ins Land zurückgeströmt sind? Ojukwu hat eine Affäre mit der Frau dieses Mannes und hat ihn gerade ohne jeden Grund festnehmen lassen.«

Sie klopfte mit dem Fuß auf den Autoboden. Wenn sie über Seine Exzellenz sprach, klang sie immer haargenau wie Madu. Ihre

Telegram:@shabarsbibliothek

Geringschätzung überzeugte Richard jedoch nicht; damit hatte es begonnen, nachdem Madu sich darüber beschwert hatte, Seine Exzellenz habe ihn übergangen und einen seiner Untergebenen zum Oberbefehlshaber gemacht. Hätte Seine Exzellenz Madu nicht übervorteilt, wäre möglicherweise auch Kainene weniger kritisch gewesen.

»Weißt du, wie viele Offiziere er eingebuchtet hat? Er ist ihnen gegenüber so misstrauisch, dass er Waffen von Zivilisten kaufen lässt. Madu sagte, gerade habe er ein paar miserable Repetierbüchsen in Europa gekauft. Glaub mir, wenn Biafra endgültig etabliert ist, müssen wir Ojukwu loswerden.«

»Und wer soll ihn ersetzen, etwa Madu?«

Kainene lachte, und es freute und überraschte ihn, dass sie Spaß an seiner sarkastischen Bemerkung hatte. Als sie sich Port Harcourt näherten, war trotzdem seine böse Vorahnung wieder da, wie ein dumpfes Rumoren im Bauch.

»Halt an, damit wir *akara* und frittierten Fisch kaufen können«, sagte Kainene zu dem Fahrer, und selbst das schnelle Bremsmanöver des Mannes machte Richard nervös.

Als sie nach Hause kamen, sagte Ikejide, Colonel Madu habe viermal angerufen.

»Ich hoffe, da ist alles in Ordnung«, sagte Kainene und wickelte den Bratfisch und die Bohnenküchlein aus dem fettigen Zeitungspapier. Richard nahm sich ein noch heißes *akara*, blies darauf und versuchte, sich einzureden, dass Port Harcourt sicher war. Aber nichts war in Ordnung. Das Telefon läutete, er nahm den Hörer ab und spürte, wie sein Herz zu rasen begann, als er Madus Stimme hörte.

»Wie geht es Ihnen? Irgendwelche Probleme?«, erkundigte sich Madu.

»Nein. Wieso?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Es geht das Gerücht, dass die Briten fünf Kriegsschiffe nach Nigeria geliefert haben, deshalb haben heute Jugendliche überall in Port Harcourt britische Läden und Häuser angezündet. Ich wollte nur sichergehen, dass Ihnen nichts passiert ist. Ich kann ein oder zwei von meinen Jungs gleich zu Ihnen runterschicken.«

Zuerst war Richard irritiert über den Gedanken, immer noch als Ausländer zu gelten, den man angreifen könne, doch dann empfand er Dankbarkeit für Madus Besorgnis.

»Uns geht es gut«, sagte er. »Wir kommen gerade zurück aus Orlu, wo wir nach dem Haus gesehen haben.«

»Oh, gut. Sagen Sie Bescheid, wenn sich etwas tut.« Madu hielt inne und sprach in gedämpftem Ton mit jemandem, bevor er wieder am Hörer war. »Sie sollten darüber schreiben, was gestern der französische Botschafter gesagt hat.«

»Ja, natürlich.«

»Man sagte mir, die Menschen aus Biafra kämpfen wie Helden, aber heute weiß ich, dass Helden kämpfen wie Menschen aus Biafra!« Madu sagte das voller Stolz, als hätte das Kompliment ihm persönlich gegolten und als wollte er sichergehen, dass Richard das wusste.

»Ja, natürlich«, wiederholte Richard. »Port Harcourt ist doch sicher, oder?«

Am anderen Ende der Leitung war es kurz still. »Man hat einige Saboteure verhaftet, und alle gehören sie Minderheiten an, die nicht Igbo sind. Ich weiß nicht, warum diese Leute darauf beharren, dem Feind zu helfen. Aber wir werden es überstehen. Ist Kainene da?«

Richard reichte Kainene den Hörer. Was für ein Frevel, Verrat an Biafra. Er erinnerte sich an Männer von den Stämmen der Ijaw und Efik, er hatte mit ihnen in einer Bank in Owerri gesprochen, und sie hatten gesagt, wenn

Telegram:@shabarsbibliothek

Biafra sich erst einmal als Staat etabliert habe, dann würden die Igbo sie beherrschen. Richard hatte zu ihnen gesagt, ein Land, das aus der Asche der Ungerechtigkeit geboren werde, sei nur bedingt zur Ungerechtigkeit fähig. Als sie ihn daraufhin zweifelnd anschauten, erwähnte er einen General, der Efik war, einen Direktor, der Ijaw war, und all die Soldaten, die einer Minderheit angehörten und trotzdem mit großer Tapferkeit für die Sache kämpften. Dennoch sahen sie nicht sonderlich überzeugt aus.

In den folgenden Tagen blieb Richard zu Hause. Er schrieb über die Märkte im Busch und stand oft auf der Veranda, um auf die Straße hinauszublicken, fast als erwartete er, von dort einen Mob Jugendlicher mit brennenden Fackeln auf das Haus zulaufen zu sehen. Auf dem Weg zur Arbeit war Kainene an einem der niedergebrannten Autos vorbeigekommen. Schwache Leistung, hatte sie gemeint; es war ihnen bloß gelungen, die Wände mit Ruß zu bedecken. Auch das wollte Richard sehen, wollte darüber schreiben und vielleicht eine Verbindung herstellen zu den Verbrennungen von Wilson- und Kossygin-Porträts, so wie er es kürzlich auf dem Platz vor dem Regierungsgebäude gesehen hatte, aber er wartete erst einmal eine Woche, um sicherzugehen, dass es für einen Briten keine Gefahr bedeutete, sich auf der Straße blicken zu lassen. Dann brach er ganz früh am Morgen zu einer Rundfahrt durch die Stadt auf.

Es überraschte ihn zu sehen, dass an der Aggrey Road ein neuer Kontrollpunkt eingerichtet worden war, und noch mehr überraschte ihn, dass er von Soldaten bewacht wurde. Vielleicht war das wegen der angezündeten Häuser. Die Straße war leer, all die Händler mit ihren Erdnüssen und Zeitungen und dem frittierten Fisch waren verschwunden. Ein Soldat stand mitten auf der Straße und schwenkte sein Gewehr, als sie näher kamen, um ihnen zu bedeuten, dass sie umdrehen sollten. Der Fahrer

Telegram:@shabarsbibliothek

hielt an, und Richard streckte seinen Pass hinaus. Der Soldat beachtete ihn nicht weiter und schwenkte weiter sein Gewehr. »Umdrehen! Umdrehen!«

»Guten Morgen«, hob Richard an. »Ich bin Richard Churchill und …«

»Drehen Sie um, oder ich schieße! Niemand verlässt Port Harcourt! Es gibt keinen Grund zur Beunruhigung.«

Die Finger des Mannes zuckten am Abzug. Der Fahrer wendete. Richards böse Vorahnungen verdichteten sich und nahmen ihm den Atem, aber als er nach Hause kam und Kainene erzählte, was geschehen war, bemühte er sich, beiläufig zu klingen.

»Ich bin mir sicher, es hat nichts zu bedeuten«, sagte er. »Es sind so viele Gerüchte im Umlauf, wahrscheinlich will die Armee einfach der Panik ein Ende machen.«

»Das ist sicher eine Methode, das zu tun«, sagte Kainene, und da war wieder dieser wachsame Ausdruck in ihren Augen. Sie heftete gerade ein paar Papiere ab. »Wir sollten Madu anrufen und herausfinden, was wirklich vorgeht.«

»Ja«, sagte Richard. »Na ja, ich gehe mich dann mal rasieren. Bevor ich gefahren bin, hatte ich keine Zeit dazu.«

Vom Badezimmer aus hörte er das erste Krachen. Er fuhr sich weiter mit dem Rasierpinsel über das Kinn. Dann kam es wieder: *bum-bum-bum.* Die Fenster zerbrachen, und die Glasscherben fielen mit einem Klirren zu Boden. Einige landeten direkt neben seinen Füßen.

Kainene öffnete die Badezimmertür. »Ich habe Harrison und Ikejide gebeten, ein paar Sachen ins Auto zu packen«, sagte sie. »Wir lassen den Ford da und nehmen den Peugeot.«

Richard drehte sich um und schaute sie an. Am liebsten hätte er geweint. Wie gern wäre er so ruhig gewesen wie sie, und er wünschte, seine Hände

Telegram:@shabarsbibliothek

würden nicht so zittern, als er sie wusch. Er nahm seine Rasiercreme, ihre Seifen, einige Schwämme und warf alles in eine Tasche.

»Richard, wir sollten uns beeilen, die Einschläge klingen so, als wären sie ganz in der Nähe«, sagte Kainene, und wieder erklang mehrfach das *bum-bum-bum.* Sie packte ihre und seine Sachen in einen Koffer. Die Schubladen, in denen er seine Hemden und die Unterwäsche aufbewahrte, standen offen; sie packte rasch und mit Methode. Er fuhr mit einer Hand über seine Bücher, die in Reih und Glied auf dem Regal standen, und begann, nach den Blättern zu suchen, auf denen er sich Notizen zu seinem Artikel über die *ogbunigwe* gemacht hatte, die sagenumwobenen in Biafra entwickelten Landminen. Er hatte die Zettel auf dem Tisch liegen lassen, da war er sich sicher. Er schaute in den Schubladen nach.

»Hast du meine Papiere gesehen?«, fragte er.

»Wir müssen an den Haupttruppen vorbei sein, Richard, bevor sie vorrücken«, sagte Kainene. Sie stopfte zwei prallgefüllte Umschläge in ihre Tasche.

»Was ist denn in diesen Umschlägen?«

»Notgeld.«

Harrison und Ikejide kamen herein und fingen an, die beiden vollgepackten Koffer hinauszuschleppen. Richard hörte das Dröhnen von Flugzeugen über ihnen. Das konnte einfach nicht sein. Es hatte noch nie einen Luftangriff auf Port Harcourt gegeben, und es ergab einfach keinen Sinn, dass jetzt einer erfolgte, da Port Harcourt sowieso kurz vor dem Fall stand und die Vandalen es bereits aus nächster Nähe beschossen. Doch das Geräusch war unmissverständlich, und als Harrison schrie: »Feindliche Flugzeuge, Sah!«, schienen seine Worte fast überflüssig zu sein.

Richard lief auf Kainene zu, aber sie rannte bereits aus dem Zimmer, und er folgte ihr. Sie rief: »Kommt hinaus in den Garten!«, als sie an Harrison

Telegram:@shabarsbibliothek

und Ikejide vorbeieilte, die unter den Küchentisch gekrochen waren.

Die Luft draußen war schwül. Richard blickte auf, und jetzt sah er sie, zwei Flugzeuge im Tiefflug, mit ihrer unheilvoll effektiven Stromlinienform. Sie zogen silbrigweiße Linien über den Himmel. Angst ließ ein Gefühl der Hilflosigkeit durch seinen Körper strömen. Er und Kainene legten sich unter den Orangenbaum, schweigend, Seite an Seite. Harrison und Ikejide waren aus dem Haus geflohen; Harrison warf sich flach auf den Boden, während Ikejide weiterlief, den Körper leicht nach vorne gebeugt, die Arme zappelnd, der Kopf schwankend. Dann kam das kalte Pfeifen einer Mörserbombe, die durch die Luft flog, ein Krachen, als sie landete, und der laute Rums, mit dem sie explodierte. Richard drückte Kainene an sich. Ein Stück Schrapnell von der Größe einer Faust sauste an ihnen vorbei. Ikejide lief immer noch, und als Richard einen Moment den Blick von ihm abwandte und dann wieder hinschaute, fehlte sein Kopf. Da war nur noch ein blutiger Hals. Kainene schrie auf. Der Körper brach neben ihrem langen amerikanischen Wagen zusammen. Die Flugzeuge zogen sich zurück und verschwanden in der Ferne, und sie alle lagen minutenlang nur da, bis Harrison aufstand und sagte: »Ich hole Tasche.«

Er kehrte mit einer Basttasche zurück. Richard schaute nicht hin, als Harrison zu Ikejides Kopf hinüberging und ihn in die Tasche legte. Auch später, als sie den Leichnam zu dem flach ausgehobenen Grab am Ende des Obsthains trugen – Richard packte die immer noch warmen Fußknöchel, während Harrison den Leichnam an den Handgelenken hielt –, schaute Richard kein einziges Mal hin.

Kainene saß auf dem Boden und sah ihnen zu.

»Alles in Ordnung mit dir?«, fragte Richard. Sie antwortete nicht. In ihren Augen war eine gespenstische Leere. Richard war sich nicht sicher, was er tun sollte. Er schüttelte sie sanft, doch die Leere in ihren Augen

Telegram:@shabarsbibliothek

blieb, also ging er zum Wasserhahn und goss einen Eimer Wasser über ihrem Kopf aus.

»Hör auf damit, um Himmels willen«, sagte sie und stand auf. »Du hast mein Kleid nass gemacht.«

Sie nahm ein anderes Kleid aus einem der Koffer und zog sich in der Küche um, bevor sie sich nach Orlu auf den Weg machten. Jetzt hatte sie keine Eile mehr; ganz langsam rückte sie ihren Kragen zurecht und strich das zerknitterte Oberteil mit den Händen glatt. Die Geräuschkulisse – der Aufprall der Mörserbomben, das Rattern der Maschinengewehre – zerrte an Richards Nerven, während er fuhr, und jeden Moment rechnete er mit einem nigerianischen Soldaten, der sie anhalten, attackieren oder ihnen eine Handgranate vors Auto werfen würde. Doch nichts geschah. Die Straßen waren überfüllt. Es gab keine Kontrollposten mehr. Vom Rücksitz aus sagte Harrison in eingeschüchtertem Flüsterton: »Sie benutzen alles, was sie haben, um Port Harcourt einzunehmen.«

Kainene sagte wenig, als sie in Orlu ankamen und weder einen Schreiner noch Möbel vorfanden; die Männer hatten sich mit dem Vorschuss aus dem Staub gemacht. Sie ging einfach zu dem Flüchtlingslager am Ende der Straße und fand einen anderen Schreiner, einen Mann mit fahler Haut, der seine Bezahlung in Naturalien wollte. In den darauffolgenden Tagen war Kainene meistens still und in sich gekehrt, wenn sie vor dem Haus saßen und dem Schreiner beim Sägen, Hämmern und Schleifen zusahen.

»Warum möchten Sie kein Geld?«, fragte ihn Kainene.

»Was soll ich denn mit Geld kaufen?«, fragte er zurück.

»Sie müssen sehr dumm sein«, sagte Kainene. »Es gibt sehr vieles, was man mit Geld kaufen kann.«

»Nicht in diesem Biafra.« Der Mann zuckte die Achseln. »Geben Sie mir einfach *garri* und Reis.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Kainene gab ihm keine Antwort. Ein Vogel ließ seinen Kot auf die Veranda fallen, und Richard nahm ein Cashewblatt und wischte ihn weg.

»Weißt du, dass Olanna eine Mutter gesehen hat, die den Kopf ihres Kindes bei sich trug?«, sagte Kainene.

»Ja«, erwiderte Richard, obwohl er das *nicht* gewusst hatte. Sie hatte ihm nie von Olannas Erlebnissen während der Massaker erzählt.

»Ich möchte sie sehen.«

»Dann solltest du zu ihr fahren.« Richard holte tief Luft, um ruhig zu bleiben, und schaute auf einen der frisch gezimmerten Stühle. Er hatte harte Kanten und war hässlich.

»Wie kommt es, dass das Schrapnell Ikejides Kopf ganz abtrennen konnte?«, fragte Kainene, als wollte sie ihn dazu auffordern zu sagen, dass sie sich täuschte. Er wünschte, er hätte es gekonnt. Nachts weinte sie. Sie erzählte ihm, sie würde gerne von Ikejide träumen, wie er gewesen war, als er noch gelebt hatte, doch wenn sie morgens aufwachte, hatte sie nur das Bild seines laufenden, kopflosen Körpers vor Augen, während sie im sicheren, verschwommenen Reich ihrer Träume immer nur sich selbst sah, rauchend, mit einer Zigarette in einer eleganten goldenen Spitze in der Hand.

Ein Lastwagen lieferte Säcke mit *garri* ins Haus, und Kainene bat Harrison, sie nicht anzurühren, weil sie für das Flüchtlingslager bestimmt waren. Sie war die neue Nahrungsmittellieferantin.

»Ich werde das Essen selbst an die Flüchtlinge verteilen, und dann bitte ich das landwirtschaftliche Forschungszentrum um Scheiße«, sagte sie zu Richard.

»Scheiße?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Um Dung. Wir können im Flüchtlingslager Landwirtschaft betreiben und unser eigenes Eiweiß anbauen, Sojabohnen und *akidi*.«

»Oh.«

»Es gibt da einen Mann aus Enugu, der ein unheimliches Talent im Flechten von Körben und Lampen hat. Er soll den anderen Unterricht geben. Wir können hier durchaus produktiv sein. Das macht einen großen Unterschied! Und ich werde das Rote Kreuz bitten, uns jeden Tag einen Arzt vorbeizuschicken.«

Da war ein wahnsinniges inneres Vibrieren an ihr, an der Begeisterung, mit der sie jeden Tag zum Flüchtlingslager aufbrach, und der Erschöpfung, die in dunklen Schatten um ihre Augen lag, wenn sie abends zurückkehrte. Von Ikejide sprach sie nie mehr. Stattdessen sprach sie davon, dass zwanzig Leute auf einem Raum leben mussten, der sonst für eine Person gedacht war, von den kleinen Jungen, die Krieg spielten, den Frauen, die ihre Babys stillten, und den selbstlosen Priestern des Heiligen Geistes, Pater Marcel und Pater Jude. Doch am meisten sprach sie über Inatimi. Er gehörte zur Organisation der Freedom Fighters, der Freiheitskämpfer von Biafra, hatte seine ganze Familie bei den Massakern verloren und schlich sich oft als Kundschafter in feindliche Lager ein. Er kam zu ihnen, um die Flüchtlinge zu unterrichten.

»Er findet, es ist für unsere Leute wichtig zu wissen, dass unsere Sache gerecht ist, und zu begreifen, warum das so ist. Ich habe ihm gesagt, er soll sich nicht damit aufhalten, ihnen etwas über Föderalismus und die Vereinbarung von Aburi und all das beizubringen. Das werden sie nie begreifen. Einige von ihnen sind nicht einmal auf die Grundschule gegangen. Aber er hört nicht auf mich und verbringt weiterhin viel Zeit mit kleinen Gruppen.« Kainenes Worte waren voller Bewunderung, als wäre gerade seine Missachtung ihrer Ratschläge ein weiterer Beweis für seinen

Telegram:@shabarsbibliothek

Heroismus. Richard war misstrauisch. Er stellte sich Inatimi als vollkommenen, tapferen und kühnen Mann vor, der durch seinen Verlust furchtlos und mitleidvoll geworden war. Als er ihn schließlich kennenlernte, hätte er dem kleinen, pickeligen Mann mit der Knollennase fast ins Gesicht gelacht. Aber er begriff auf der Stelle, dass Biafra Inatimis Gott war. Sein Glaube an die Sache war glühend.

»Als ich meine ganze Familie verlor, jeden Einzelnen, da war das so, als wäre ich noch einmal geboren worden«, erzählte Inatimi Richard auf seine ruhige Art. »Ich war ein neuer Mensch, denn ich hatte keine Familie mehr, die mich daran erinnert hätte, was ich einmal war.«

Auch die Priester waren ganz anders, als Richard erwartet hatte. Ihn überraschte vor allem ihre stille Fröhlichkeit. Als sie sagten: »Es erstaunt uns, welch gutes Werk Gott hier tut«, hätte Richard sie am liebsten gefragt, warum Gott diesen Krieg überhaupt erst zugelassen hat. Dennoch rührte ihn ihr Glaube. Wenn Gott dazu in der Lage war, eine so aufrichtige Hilfsbereitschaft in ihnen zu wecken, dann musste am Gottesgedanken etwas dran sein.

Richard sprach mit Pater Marcel über Gott, als eines Morgens die Ärztin kam. Ihr staubiger Morris Minor trug die Aufschrift ROTES KREUZ in großen roten Buchstaben. Noch bevor sie sagte: »Ich bin Doktor Inyang« und ihn mit einem leichten Händedruck begrüßte, wusste Richard, dass sie einem Minderheitenstamm angehörte. Er war stolz auf seine Fähigkeit, einen Igbo als solchen zu erkennen. Das hatte nichts mit dem Aussehen zu tun; vielmehr war es ein Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Kainene begleitete Doktor Inyang auf die Krankenstation, das Klassenzimmer am Ende des Gebäudes. Richard folgte ihnen; er sah zu, während Kainene über die Flüchtlinge sprach, die auf Bambuspritschen lagen. Eine schwangere junge Frau setzte sich auf, hielt sich die Brust und

Telegram:@shabarsbibliothek

hustete, ein schier endloses, raues Husten, das sich überaus schmerzhaft anhörte.

Doktor Inyang beugte sich mit einem Stethoskop über sie und sagte in einem sanften Pidginenglisch: »Wie geht es Ihnen? Wie geht es?«

Zuerst zuckte die schwangere Frau zurück, dann spuckte sie mit einer solchen Heftigkeit aus, dass ihre Stirn ganz runzlig wurde. Die wässrige Schmiere ihres Speichels landete auf Doktor Inyangs Kinn.

»Saboteurin!«, schimpfte die schwangere Frau. »Ihr Nicht-Igbo seid es doch, die dem Feind den Weg zeigen! *Hapu m!* Ihr Leute habt ihnen den Weg in mein Heimatdorf gezeigt!«

Doktor Inyang hatte die Hand vors Kinn geschlagen, doch sie war zu verblüfft, um die Spucke abzuwischen. Die Stille wurde zäh, weil niemand wusste, was passieren würde. Kainene ging mit forschen Schritten hinüber und schlug der schwangeren Frau ins Gesicht, zwei harte Ohrfeigen, die in schneller Abfolge auf ihrer Wange landeten.

»Wir sind alle aus Biafra! *Anyincha bu Biafra!*«, sagte Kainene. »Hast du mich verstanden? Wir sind alle aus Biafra!«

Die Schwangere fiel auf ihr Bett zurück.

Richard war erschrocken über Kainenes Gewaltausbruch. Sie hatte etwas ganz Zerbrechliches an sich, und er fürchtete, bei der leisesten Berührung könnte etwas in ihr kaputtgehen; sie hatte sich so entschlossen und wild auf das Unterfangen gestürzt, die Erinnerung auszulöschen, dass es sie zerstören würde.

Telegram:@shabarsbibliothek

28

Olanna hatte einen schönen Traum. Worum es darin ging, wusste sie nicht mehr, aber sie erinnerte sich daran, dass es ein schöner Traum gewesen war, und so konnte sie sich beim Aufwachen mit der warmen Gewissheit trösten, dass sie immerhin noch einen schönen Traum haben konnte. Sie wünschte, Odenigbo wäre nicht zur Arbeit gegangen, damit sie ihm davon erzählen und das nachsichtige Lächeln auf seinem Gesicht sehen könnte, jenes Lächeln, das besagte, er brauche weder einer Meinung mit ihr zu sein noch ihr zu glauben. Doch sie hatte jenes Lächeln nicht mehr gesehen, seit seine Mutter gestorben war, seit er versucht hatte, nach Aba zu fahren und unverrichteter Dinge zurückgekehrt war, an einen Schatten geklammert. Seit er begonnen hatte, schon früh zur Arbeit zu gehen und auf dem Heimweg in der Tansania Bar einzukehren. Hätte er bloß nicht versucht, durch die gesperrten Straßen zu kommen, dann wäre er jetzt auch nicht so hager und distanziert, und sein Kummer trüge nicht die zusätzliche Last des Scheiterns. Sie hätte ihn niemals gehen lassen dürfen. Doch er war entschlossen gewesen, eine Entschlossenheit, die ebenso still wie feindselig gewesen war, als hätte sie kein Recht, ihn aufzuhalten. Seine Worte »Ich muss begraben, was die Geier übrig gelassen haben« hatten eine Kluft zwischen ihnen geschaffen, von der sie noch nicht wusste, wie sie zu überbrücken war. Bevor er in den Wagen gestiegen und weggefahren war, hatte sie noch gesagt: »Bestimmt hat jemand sie begraben.«

Und später, als sie auf der Veranda gesessen hatte, um auf ihn zu warten, hatte sie sich selbst gehasst dafür, dass sie keine besseren Worte gefunden

Telegram:@shabarsbibliothek

hatte. *Bestimmt hat jemand sie begraben.* Es klang so trivial. Was sie gemeint hatte, war, dass sein Cousin Aniekwena sie bestimmt begraben hatte. Aniekwenas Mitteilung, die er durch einen Soldaten auf Heimaturlaub geschickt hatte, war kurz gewesen: Aba sei besetzt worden, und er sei heimlich zurückgefahren, um etwas von seinem Besitz zu retten, und dort habe er Mama gefunden, von Gewehrschüssen niedergestreckt, gleich neben der Grundstücksmauer. Mehr hatte er nicht geschrieben, aber Olanna ging davon aus, dass er ein Grab ausgehoben hatte. Er konnte sie doch nicht liegen gelassen haben, damit sie dort verweste.

Olanna erinnerte sich nicht mehr an die langen Stunden, in denen sie darauf gewartet hatte, dass Odenigbo zurückkam, aber sie erinnerte sich an das Gefühl der Blindheit, als ob jemand einen kalten Schleier vor ihre Augen gezogen hätte. Ab und zu hatte sie sich Sorgen gemacht, dass Baby und Kainene und Ugwu sterben könnten, und ganz vage die Möglichkeit in Betracht gezogen, die Zukunft könne Kummer für sie bereithalten, doch Odenigbos Tod hatte sie sich nie vorstellen können. Niemals. Er war der ruhende Pol ihres Lebens. Als er damals, lange nach Mitternacht, zurückkam, die Schuhe mit Schlamm verdreckt, wusste sie, dass er nie wieder derselbe sein würde. Er bat Ugwu um ein Glas Wasser und sagte mit ruhiger Stimme zu ihr: »Sie haben mich immer wieder gebeten zurückzukehren, also habe ich den Wagen versteckt und bin zu Fuß gegangen. Schließlich hat einer unserer Offiziere mit dem Gewehr im Anschlag gesagt, er wird mich erschießen und den Vandalen die Arbeit abnehmen, wenn ich nicht auf der Stelle verschwinde.«

Sie drückte ihn fest an sich und schluckte. Ihre Erleichterung hatte etwas Verzweifeltes.

»Es geht mir gut, *nkem*«, sagte er. Aber er fuhr nicht mehr mit dem Agitationskorps ins Landesinnere, und er kehrte auch nicht mehr mit

Telegram:@shabarsbibliothek

leuchtenden Augen zurück. Stattdessen wurde er Stammgast in der Tansania Bar und kam jeden Abend mit einem schweigsamen Zug um den Mund nach Hause zurück. Wenn er sprach, dann sprach er von seinen unveröffentlichten Aufsätzen, die er in Nsukka zurückgelassen hatte, dass sie fast ausgereicht hätten, um ihn zum Professor zu machen; der Himmel weiß, was die Vandalen damit anstellten. Sie wünschte sich so sehr, er würde mit ihr reden, würde ihr helfen, ihm zu helfen, seine Trauer auszuleben, aber jedes Mal, wenn sie das sagte, antwortete er: »Es ist zu spät, *nkem.*« Sie war sich nicht sicher, was er meinte. Sie spürte, wie tief sein Kummer ging – er würde niemals erfahren, wie Mama gestorben war, und immer mit den alten Unstimmigkeiten zwischen ihnen hadern –, aber sie empfand keine Verbundenheit mit seiner Trauer. Manchmal fragte sie sich, ob das eher ihre Schuld war als seine, ob ihr vielleicht eine gewisse Stärke fehlte, die ihn dazu bringen würde, sie an seinem Schmerz teilhaben zu lassen.

Okeoma kam zu einem Kondolenzbesuch.

»Ich habe gehört, was passiert ist«, sagte er, als Olanna die Tür öffnete. Sie umarmte ihn, betrachtete die zerklüftete, geschwollene Narbe, die von seinem Kinn bis zum Hals verlief, und dachte, wie schnell sich Todesnachrichten doch verbreiteten.

»Er hat eigentlich gar nicht mit mir darüber gesprochen«, sagte sie. »Was er sagt, ergibt keinen Sinn.«

»Odenigbo hat das noch nie gekonnt – Schwäche zeigen. Hab Geduld mit ihm.« Okeoma flüsterte fast, denn Odenigbo kam gerade aus seinem Zimmer. Nachdem sie sich umarmt und gegenseitig auf den Rücken geklopft hatten, schaute Okeoma ihn an.

»*Ndo*«, sagte er. »Es tut mir leid.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich glaube, sie war ganz schön überrascht, als auf sie geschossen wurde«, sagte Odenigbo. »Mama hat nie verstanden, dass wir uns wirklich im Krieg befinden und dass ihr Leben in Gefahr war.«

Olanna starrte ihn an.

»Was geschehen ist, ist geschehen«, sagte Okeoma. »Du musst stark sein.«

Ein kurzes, schäbiges Schweigen stand im Raum.

»Julius hat frischen Palmwein mitgebracht«, sagte Odenigbo schließlich. »Weißt du, heute verwässern die den viel zu sehr, aber der hier ist gut.«

»Den trinke ich später. Was ist denn eigentlich mit dem White Horse Whisky, den du für besondere Gelegenheiten aufhebst?«

»Der ist fast leer.«

»Dann trinke ich ihn jetzt ganz leer«, verkündete Okeoma.

Odenigbo brachte die Flasche, und sie setzten sich ins Wohnzimmer. Leise spielte das Radio, und der Duft von Ugwus Suppe lag in der Luft.

»Mein Kommandeur trinkt den wie Wasser«, sagte Okeoma und schüttelte die Flasche, um zu sehen, wie viel noch darin war.

»Und wie geht es ihm so, dem weißen Herrn Söldner?«, erkundigte sich Odenigbo.

Okeoma warf Olanna einen um Verzeihung heischenden Blick zu, bevor er sagte: »Er wirft junge Mädchen irgendwo in der Landschaft, wo alle seine Männer ihn sehen können, auf den Boden und vergewaltigt sie, und dabei hat er die ganze Zeit seinen Geldsack in der Hand.« Okeoma trank direkt aus der Flasche und verzog einen Moment genüsslich das Gesicht. »Wir hätten Enugu leicht zurückerobern können, wenn der Mann bloß zuhören würde, aber der denkt, er kennt unser Land besser als wir. Jetzt hat er angefangen, Autos mit Hilfsgütern zu requirieren. Letzte Woche hat er

Telegram:@shabarsbibliothek

Seiner Exzellenz damit gedroht zu gehen, wenn er nicht auf seine Kosten kommt.«

Okeoma nahm noch einen Schluck aus der Flasche.

»Vor zwei Tagen war ich in Zivil unterwegs, und ein Posten hat mich auf der Straße angehalten und wollte mich als Deserteur festnehmen. Ich habe ihn gewarnt, er solle das nicht noch einmal machen, sonst würde ich ihm mal zeigen, warum wir von den Kommandotruppen anders sind als reguläre Soldaten. Als ich wegging, hörte ich ihn lachen. Stellt euch das mal vor! Noch vor kurzem hätte keiner es gewagt, über einen von den Kommandotruppen zu lachen. Wenn wir da nicht einiges grundlegend ändern, verlieren wir unsere Glaubwürdigkeit.«

»Warum bezahlen wir überhaupt Weiße dafür, dass sie unseren Krieg für uns führen?« Odenigbo lehnte sich in seinem Stuhl zurück. »Viele von uns sind wirkliche Kämpfer, weil sie bereit sind, ihr Leben für Biafra hinzugeben.«

Olanna stand auf. »Lasst uns essen«, sagte sie. »Tut mir leid, dass in unserer Suppe kein Fleisch ist, Okeoma.«

»›Tut mir leid, dass in unserer Suppe kein Fleisch ist‹«, äffte Okeoma sie nach. »Sieht das hier etwa nach einer Fleischerei aus? Ich bin doch nicht des Fleisches wegen gekommen.«

Ugwu stellte die Teller mit *garri* auf den Tisch.

»Leg bitte deine Handgranate ab, während wir essen, Okeoma«, sagte Olanna.

Er nahm die Granate aus ihrer Halterung an seiner Taille und legte sie in die Ecke. Eine Weile aßen sie schweigend, rollten ihr *garri* zu kleinen Bällchen, stippten sie in die Suppe, schluckten.

»Woher kommt diese Narbe?«, fragte Olanna.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Oh, das ist nichts«, erwiderte Okeoma und fuhr mit der Hand darüber. »Es sieht schlimmer aus, als es ist.«

»Du solltest dem Schriftstellerverband von Biafra beitreten«, sagte sie. »Du solltest wirklich einer von denen sein, die im Ausland für unser Anliegen Werbung machen.«

Okeoma fing schon an, den Kopf zu schütteln, als Olanna noch sprach. »Ich bin Soldat«, sagte er.

»Schreibst du denn noch?«, erkundigte sich Olanna.

Er schüttelte wieder den Kopf.

»Hast du denn trotzdem ein Gedicht für uns? Aus dem Kopf, meine ich?«, fragte sie und merkte selbst, wie verzweifelt sie klang.

Okeoma schluckte ein *garri*-Bällchen, und sein Adamsapfel hüpfte auf und ab. »Nein«, sagte er. Er wandte sich an Odenigbo. »Hast du schon gehört, was unsere Küstenbatterien im Sektor von Onitsha mit den Vandalen gemacht haben?«

Nach dem Mittagessen ging Odenigbo ins Schlafzimmer, Okeoma trank den Whisky aus und ging dann zum Palmwein über, den er Glas für Glas in sich hineinschüttete, bis er auf dem Wohnzimmersessel einschlief. Sein Atem klang schwer; er murmelte im Schlaf und ruderte mehrfach wild mit den Armen, als müsste er irgendwelche unsichtbaren Angreifer abwehren. Olanna klopfte ihm auf die Schulter, um ihn zu wecken.

»*Kunie.* Komm und leg dich drinnen hin«, sagte sie.

Er blinzelte sie aus geröteten, verwirrten Augen an. »Nein, nein, ich schlafe ja gar nicht.«

»Blödsinn. Gerade warst du völlig weg.«

»Überhaupt nicht.« Okeoma unterdrückte ein Gähnen. »Ich hab doch ein Gedicht im Kopf.« Er setzte sich auf, streckte seinen Rücken und fing an zu rezitieren. Er klang anders. In Nsukka hatte er seine Gedichte mit

Telegram:@shabarsbibliothek

dramatischer Betonung vorgetragen, als wäre er überzeugt davon, dass seine Kunst wichtiger sei als alles andere. Nun schlug er einen scherzhaften Ton an, widerwillig zwar, aber doch scherzhaft.

Braun
Mit der schimmernden Fischhaut einer Meerjungfrau
Erscheint sie
Und bringt den silbrigen Morgen.
Und die Sonne begleitet sie,
Die Meerjungfrau,
Die nie die meine sein wird.

»Odenigbo würde sagen: ›Das Sprachrohr unserer Generation!‹«, meinte Olanna.

»Und was würdest du sagen?«

»Die Stimme eines Mannes.«

Okeoma lächelte scheu, und ihr fiel ein, dass Odenigbo sie oft mit seiner Schwärmerei für sie aufgezogen hatte. Das Gedicht handelte von ihr, und er wollte, dass sie das wusste. Sie saßen schweigend da, bis ihm die Augen zufielen, und bald wurde sein Schnarchen regelmäßig. Sie betrachtete ihn und fragte sich, wovon er wohl träumte. Er schlief immer noch, murmelnd und den Kopf hin und her werfend, als am Abend Professor Achara vorbeikam.

»Ach, euer Freund vom Kommando ist da«, sagte er. »Bitte ruf doch Odenigbo. Lass uns auf die Veranda hinausgehen.«

Sie setzten sich auf die Bank auf der Veranda. Professor Achara hielt den Blick gesenkt und knetete verlegen seine Hände.

»Ich komme in einer schwierigen Angelegenheit«, sagte er.

Telegram:@shabarsbibliothek

Angst schnürte Olannas Brust ein: Kainene war etwas zugestoßen, und sie hatten Professor Achara geschickt, damit er es ihr mitteilte. Am liebsten wäre es ihr gewesen, er wäre gleich gegangen, ohne es ihr zu sagen, denn was sie nicht wusste, würde ihr auch nicht weh tun.

»Was ist denn?«, fragte Odenigbo scharf.

»Ich habe versucht, den Vermieter umzustimmen, habe alles getan, was in meiner Macht stand. Aber er hat abgelehnt. Er möchte, dass ihr innerhalb von zwei Wochen eure Sachen packt.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich dich richtig verstehe«, sagte Odenigbo.

Aber Olanna war sich sicher. Man forderte sie dazu auf auszuziehen, weil der Hausbesitzer jemanden gefunden hatte, der die doppelte oder vielleicht sogar dreifache Miete zu zahlen bereit war.

»Es tut mir so leid, Odenigbo. Er ist eigentlich ein ganz vernünftiger Mann, aber ich vermute, die heutigen Zeiten haben uns alle ein wenig unserer Vernunft beraubt.«

Odenigbo seufzte.

»Ich helfe euch, etwas anderes zu finden«, sagte Professor Achara.

Sie konnten sich glücklich schätzen, ein einzelnes Zimmer aufzutreiben, jetzt, da sich in Umuahia die Flüchtlinge drängten. Es war ein langgezogenes Gebäude mit neun Zimmern, eines neben dem anderen, und alle Türen gingen auf eine schmale Veranda hinaus. Am einen Ende lag die Küche, am anderen das Bad, gleich neben einer kleinen Gruppe von Bananenbäumen. Ihr Zimmer lag näher zum Bad hin, und als sie es am ersten Tag besichtigte, konnte sich Olanna nicht vorstellen, wie sie hier leben sollte, mit Odenigbo und Baby und Ugwu, wie sie in einem einzigen Raum essen und sich anziehen und sich lieben sollten. Odenigbo machte sich daran, den Schlafbereich mit einem dünnen Vorhang abzutrennen, und danach schaute Olanna sich das durchhängende Seil an, das mit Nägeln an

Telegram:@shabarsbibliothek

der Wand befestigt war, dachte an Onkel Mbaezis und Tante Ifekas Zimmer in Kano und fing an zu weinen.

»Wir finden bald etwas Besseres«, sagte Odenigbo, und sie nickte. Doch sie sagte ihm nicht, dass sie nicht wegen des Zimmers weinte.

Nebenan wohnte Mama Oji. Sie hatte ein hartes Gesicht und blinzelte so selten, dass ihr Blick aus den großen, starren Augen Olanna zunächst fast aus der Fassung brachte.

»Willkommen, *nno*«, sagte sie. »Ist Ihr Mann nicht da?«

»Er ist bei der Arbeit«, antwortete Olanna.

»Ich wollte ihn sprechen, bevor die anderen es tun; es geht um meine Kinder.«

»Ihre Kinder?«

»Der Hausbesitzer hat ihn Doktor genannt.«

»O nein. Er hat nur einen Doktortitel.«

Mama Ojis verständnislose Augen bohrten Löcher in Olannas Haut.

»Er ist ein Doktor der Bücher«, erklärte sie. »Kein Doktor für kranke Menschen.«

»Ach so.« Mama Ojis Gesichtsausdruck änderte sich nicht. »Meine Kinder haben Asthma. Drei sind schon gestorben, seit der Krieg begonnen hat. Drei sind noch übrig.«

»Das tut mir leid. *Ndo*«, erwiderte Olanna.

Mama Oji zuckte die Achseln und erzählte ihr dann, die Nachbarn seien alle gerissene Diebe. Wenn sie einen Behälter mit Kerosin in der Küche stehen ließ, war er leer, wenn sie wieder aus dem Zimmer kam. Wenn sie ihre Seife im Badezimmer vergaß, kriegte die Beine. Und wenn sie ihre Kleider hinaushängte und nicht ein Auge auf sie hatte, trug der Wind sie davon.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Seien Sie auf der Hut«, sagte sie. »Und schließen Sie Ihre Tür ab, auch wenn Sie bloß aufs Klo gehen.«

Olanna dankte ihr und wünschte, Odenigbo wäre doch Arzt, um ihr vielleicht zu helfen. Sie dankte auch den anderen Nachbarn, die an die Tür kamen, um sie zu begrüßen und ein wenig zu plaudern. Es hielten sich viel zu viele Menschen auf dem Hof auf: Im Zimmer neben Mama Oji lebte eine sechzehnköpfige Familie. Der Boden des Badezimmers war schmierig, die Spuren von all den vielen Menschen, die sich hier wuschen, und auf der Toilette roch es penetrant nach fremden Menschen. An feuchten Abenden, wenn die Gerüche schwer in der schwülen Luft hingen, sehnte sich Olanna nach einem Ventilator, nach Elektrizität. Ihr Haus am anderen Ende der Stadt hatte bis acht Uhr abends Strom gehabt, doch hier gab es überhaupt keinen im Inneren des Hauses. Sie kaufte Öllampen, die aus Milchbüchsen gemacht waren. Wann immer Ugwu sie anzündete, kreischte Baby und lief vor der hüpfenden nackten Flamme davon. Olanna beobachtete sie und war froh, dass Baby ohne jegliche Verwirrung auf eine weitere Veränderung, einen weiteren Neuanfang in ihrem Leben reagierte; dass sie stattdessen jeden Tag mit ihrer neuen Freundin Adanna spielte; sie riefen: »In Deckung!« und lachten und versteckten sich unter den Bananenblättern vor eingebildeten Flugzeugen. Trotzdem machte sich Olanna Sorgen, Baby könne Adannas Buschakzent aus Umuahia aufschnappen, sich irgendeine Krankheit von den nässenden Beulen an ihren Armen holen oder von Adannas magerem Hündchen Bingo Flöhe bekommen.

Als Olanna und Ugwu am ersten Tag in der Küche kochten, kam Adannas Mutter herein, hielt ihnen eine Emailleschüssel hin und sagte: »Bitte, gib mir kleine Suppe.«

»Nein, wir haben nicht genug«, sagte Olanna. Dann dachte sie an Adannas einziges Kleidchen, das aus einem Sack für Hilfsgüter

Telegram:@shabarsbibliothek

geschneidert war, so dass man noch die Buchstaben MEH auf ihrem Rücken lesen konnte, während das L in der Naht verschwunden war, und sie schöpfte der Frau etwas von der dünnen, fleischlosen Suppe in ihre Emailleschüssel. Am nächsten Tag kam Mama Adanna herein und bat um »kleines« *garri*, und Olanna gab ihr eine halbe Tasse. Auch am dritten Tag, als die Küche voller anderer Frauen war, bat sie Olanna wieder um Suppe.

»Hör auf, ihr euer Essen zu geben!«, schrie Mama Oji. »Das macht sie mit jedem neuen Mieter hier. Statt dass sie selber Maniok anbaut und damit ihre Familie ernährt, stört sie andere Leute! Schließlich stammt sie aus Umuahia! Sie ist gar kein Flüchtling wie wir! Wie kann sie denn einen Flüchtling um Essen anbetteln?« Mama Oji zischte laut und fuhr dann fort, Palmfrüchte in ihrem Mörser zu zerstoßen. Der entschlossene Ausdruck in ihrem fleischlosen Gesicht faszinierte Olanna. Lächeln hatte sie Mama Oji noch nie gesehen.

»Aber sind es nicht die Flüchtlinge, die unser ganzes Essen aufgebraucht haben?«, fragte Mama Adanna.

»Halt du dein stinkiges Maul!«, sagte Mama Oji. Und das tat Mama Adanna prompt, als wüsste sie, dass sie keine Chance hatte, Mama Oji zu übertönen, der es in ihrer schrillen Flinkheit weder je an Worten mangelte noch an der nötigen Geschwindigkeit, sie zu äußern.

Am Abend, wenn Mama Oji mit ihrem Ehemann stritt, tönte ihre Stimme durch den ganzen Hof. »Du kastrierter Schafbock! Willst ein Mann sein und desertierst trotzdem von der Armee! Lass mich bloß nicht mehr hören, wie du jemandem erzählst, du seist in der Schlacht verwundet worden! Mach noch einmal dein dreckiges Maul auf, und ich hole die Soldaten und zeige ihnen, wo du dich versteckst!«

Ihr Gezeter gehörte ebenso zum Hof wie die Gebete von Pastor Ambrose, der auf und ab schritt und dabei laut zu Gott sprach, und das

Telegram:@shabarsbibliothek

Klavierspiel aus dem Zimmer direkt neben der Küche. Olanna war verblüfft, als sie die melancholischen Töne zum ersten Mal hörte, Musik, die so rein und voller Selbstbewusstsein gespielt wurde, dass sie die Luft aufzuladen schien und selbst die wiegende Bewegung der Bananenbäume zum Stillstand brachte.

»Das ist Alice«, sagte Mama Oji. »Sie kam nach dem Fall von Enugu hierher. Am Anfang hat sie mit keinem geredet, mittlerweile grüßt sie wenigstens zurück. Sie wohnt allein in diesem Zimmer. Nie kommt sie raus, und sie kocht auch nie. Keiner weiß, was sie isst. Als wir kürzlich die Gegend durchkämmt haben, war sie sich zu fein, um mitzumachen. Alle anderen vom Haus hier sind rausgekommen, in den Busch gegangen und haben nach Vandalen Ausschau gehalten, die sich dort verstecken, aber sie ist nicht rausgekommen. Einige von den Frauen haben sogar gesagt, sie würden sie bei der Miliz anzeigen.«

Die Musik schwebte immer noch in der Luft. Es klang wie Beethoven, aber Olanna war sich nicht sicher. Odenigbo würde es wissen. Die Musik wandelte sich, wurde schneller, entwickelte eine geradezu wütende Dringlichkeit, die sich höher und höher hinaufschwang und dann plötzlich abbrach. Alice kam aus ihrem Zimmer. Sie war klein und zierlich, und Olanna fühlte sich schon bei ihrem Anblick ungelenk und plump; da war etwas fast Kindliches an ihrem hellen, fast durchscheinenden Teint und den winzigen Händen.

»Guten Abend«, sagte Olanna. »Ich heiße Olanna. Wir sind gerade da drüben eingezogen.«

»Willkommen. Ich habe schon deine Tochter gesehen.« Alices Händedruck war schlaff, als ginge sie mit sich sehr behutsam um, als würde sie sich nie kräftig abrubbeln.

»Du spielst wunderbar«, sagte Olanna.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ach nein, ich bin nicht besonders gut.« Alice schüttelte den Kopf. »Wo kommst du her?«

»Von der Universität Nsukka. Und du?«

Alice zögerte. »Ich bin aus Enugu gekommen.«

»Wir haben Freunde da. Kennst du jemanden an der Kunstakademie?«

»Ach, jetzt ist das Bad frei.« Alice drehte sich um und lief eilig davon. Ihr brüsker Abgang überraschte Olanna. Als Alice wieder herauskam, ging sie mit einem angedeuteten Nicken an ihr vorbei auf ihr Zimmer. Bald hörte Olanna wieder das Klavier, diesmal ein langsames, gedehntes Stück, und am liebsten wäre sie hinübergegangen, hätte Alices Tür geöffnet und ihr beim Spielen zugehört.

Sie dachte oft an Alice, an die Zartheit ihres kleinen Körpers, ihre helle Haut und an die unglaubliche Kraft in ihrem Klavierspiel. Als sie Baby, Adanna und ein paar weitere Kinder auf dem Gelände einsammelte, um ihnen vorzulesen, hoffte sie, Alice würde herauskommen und sich zu ihr setzen. Sie fragte sich, ob Alice Highlife-Musik mochte. Sie wollte mit ihr über Musik und Kunst und Politik reden. Doch Alice kam nur aus ihrem Zimmer, um ins Bad zu huschen, und wenn Olanna an ihre Tür klopfte, reagierte sie nicht. »Wahrscheinlich habe ich geschlafen«, sagte sie dann später, aber sie bat Olanna nicht, doch ein anderes Mal vorbeizukommen.

Schließlich trafen sie sich auf dem Markt wieder. Es war kurz nach Morgengrauen, die Luft war schwer vom Tau, und Olanna wanderte unter dem dichten grünen Blätterdach des Urwaldes in der feuchten Kühle umher, musste immer wieder dicken Wurzeln ausweichen. Sie feilschte ruhig und beharrlich mit einem Straßenhändler und kaufte schließlich Maniokknollen mit rosa Haut, von denen sie früher gedacht hatte, sie seien giftig, bis ihr Mrs Muokelu das Gegenteil versichert hatte. Ein Vogel zwitscherte schrill in einem Baum über ihr. Ab und zu segelte ein Blatt zu Boden. Sie stand

Telegram:@shabarsbibliothek

vor einem Tisch mit grau angelaufenen rohen Hühnern und stellte sich vor, wie es wäre, einfach eines zu schnappen und davonzulaufen, so schnell sie konnte. Wenn sie ein Huhn kaufte, würde es das Einzige sein, was sie kaufen konnte. Also erstand sie stattdessen vier mittelgroße Schnecken. Die kleineren Tiere mit den spiralförmigen Häusern waren billiger; sie lagen hoch aufgestapelt in Körben, aber sie brachte es nicht fertig, welche zu kaufen, weil sie einfach kein Nahrungsmittel darin sehen konnte; für sie waren solche Schnecken immer Spielzeug für Kinder auf dem Dorf gewesen. Gerade wollte sie gehen, als sie Alice erblickte.

»Guten Morgen, Alice«, sagte sie.

»Guten Morgen«, erwiderte Alice ihren Gruß.

Olanna ging auf sie zu, um sie zu umarmen, eine kurze Umarmung zur Begrüßung, wie sie üblich war, aber Alice streckte ihr die Hand zu einem förmlichen Händedruck entgegen, als wären sie keine Nachbarinnen.

»Ich kann nirgendwo Salz finden, überhaupt kein Salz«, sagte Alice. »Und die Leute, die uns diese Sache eingebrockt haben, haben so viel Salz, wie sie wollen.«

Olanna war überrascht. Natürlich würde sie hier kein Salz finden; es gab fast nirgendwo Salz. Alice schaute adrett und zierlich aus in ihrem säuberlich gegürteten Wollkleid, das sich Olanna gut auf dem Bügel in einem Londoner Laden vorstellen konnte. Ganz anders als eine Frau aus Biafra, die bei Morgengrauen auf einem Markt im Wald einkauft.

»Es heißt, die Nigerianer hätten Uli wieder und wieder bombardiert, und seit einer Woche habe kein Flugzeug mit Hilfsgütern mehr landen können«, sagte Alice.

»Ja, das habe ich auch gehört«, sagte Olanna. »Gehst du nach Hause?«

Alice wandte den Blick ab, in Richtung Dickicht. »Noch nicht gleich.«

»Ich warte auf dich, dann können wir zusammen zurückgehen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ach nein, bloß keine Umstände«, sagte Alice. »Wiedersehen.«

Alice drehte sich auf dem Absatz um und ging zu der Ansammlung von Markttischen zurück. Ihr Gang wirkte irgendwie gestelzt, als hätte ihr jemand völlig Unbedarftes gezeigt, wie man »als Dame« zu gehen habe. Olanna schaute ihr hinterher und fragte sich, was wohl hinter dieser Fassade steckte, bevor sie sich auf den Heimweg machte. Sie hielt beim Hilfszentrum, um zu schauen, ob es Essen gab, ob es endlich wieder einem Flugzeug gelungen war zu landen. Das Gelände war menschenleer, und sie blieb eine Weile stehen und schaute durch die Gitterstäbe des abgeschlossenen Tores. Ein halbzerrissenes Plakat war an die Wand genagelt. Jemand hatte mit Kohle die Worte WCC: WORLD COUNCIL OF CHURCHES, Weltkirchentag, durchgestrichen und darüber geschrieben: WCC: WAR CAN CONTINUE, der Krieg kann weitergehen.

Sie war schon fast bei der Maismahlstation angekommen, als eine Frau aus einem Haus an der Straße gelaufen kam, gefolgt von zwei Soldaten, die einen großen Jungen hinter sich herzerrten. »Ich hab gesagt, nehmt lieber mich!«, schrie sie. »Nehmt mich an seiner Stelle! Haben wir euch Kerlen nicht schon Abuchi geopfert?« Die Soldaten beachteten sie nicht, und der Junge ging mit durchgedrücktem Rücken weiter, als könnte er sich selbst nicht trauen, wenn er zu seiner Mutter zurückschaute.

Olanna trat beiseite, als sie an ihr vorbeigingen, und als sie nach Hause kam, machte es sie wütend, Ugwu vor dem Hof stehen und mit ein paar älteren Nachbarn plaudern zu sehen. Jedem Soldaten, der den Auftrag hatte, Rekruten anzuwerben, würde er dort ins Auge fallen.

»*Bia nwoke m*, bist du nicht ganz richtig im Kopf? Habe ich dir nicht gesagt, dass du nicht hier raussollst?«, zischte sie ihn an.

Ugwu nahm ihren Korb entgegen und murmelte: »Tut mir leid, Mah.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Wo ist Baby?«

»Bei Adanna im Zimmer.«

»Gib mir den Schlüssel.«

»Der Master ist drinnen, Mah.«

Olanna schaute auf ihre Uhr, obwohl das nicht nötig gewesen wäre. Es war ungewöhnlich, dass Odenigbo schon so früh zu Hause war. Er saß zusammengesunken und mit gebeugtem Rücken auf dem Bett, seine Schultern bebten.

»*O gini?* Was ist passiert?«, fragte sie.

»Nichts ist passiert.«

Sie ging zu ihm hinüber. »*Ebezi na*, hör auf zu weinen«, murmelte sie. Doch sie wollte gar nicht, dass er aufhörte. Sie wollte, dass er weinte und weinte, bis er endlich den Schmerz losgeworden war, der ihm die Kehle verstopfte, und bis seine Trauer und seine düstere Stimmung weggespült waren. Sie hielt ihn in den Armen und wiegte ihn, und langsam entspannte er sich. Seine Arme schlossen sich fest um sie. Sein Schluchzen war jetzt hörbar. Mit jedem Atemzug erinnerte er sie an Baby; er weinte wie seine kleine Tochter.

»Ich habe nie genug getan für Mama«, sagte er schließlich.

»Ist schon okay, komm«, murmelte sie. Auch sie wünschte sich, sie hätte sich mehr um seine Mutter bemüht, anstatt vorschnell ihrer Verärgerung nachzugeben. Da gab es so vieles, das sie nur allzu gern zurückgenommen hätte.

»Wir denken nie bewusst an den Tod«, sagte Odenigbo. »Wir leben nur deshalb so, wie wir es tun, weil wir nicht daran denken, dass wir sterben werden. Aber wir alle werden einmal sterben.«

»Ja«, sagte Olanna. Er sackte leicht in den Schultern zusammen.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Aber vielleicht liegt darin ja der Sinn des Lebens? Leben bedeutet, den Tod zu leugnen?«, fragte er.

Olanna drückte ihn noch fester an sich.

»Ich habe über die Armee nachgedacht, *nkem*«, sagte er. »Vielleicht sollte ich mich der neuen S-Brigade Seiner Exzellenz anschließen.«

Olanna blieb eine Weile stumm. Sie verspürte das dringende Bedürfnis, ihn an seinem neuen Bart zu ziehen, ihm jedes Härchen einzeln herauszureißen, bis Blut kam. »Dann kannst du dir auch gleich einen Baum suchen und ein Seil kaufen, Odenigbo. Das wäre eine leichtere Methode, Selbstmord zu begehen«, sagte sie.

Er rückte etwas von ihr ab, um sie anzuschauen, doch sie hatte den Blick abgewandt, stand auf, schaltete das Radio ein und drehte es in voller Lautstärke auf. Ein Song der Beatles erfüllte den Raum; jedenfalls würde sie seinen Wunsch, zur Armee zu gehen, nicht mehr diskutieren.

»Wir sollten einen Bunker bauen«, sagte er und ging zur Tür. »Ja, wir brauchen auf jeden Fall einen Bunker hier.«

Die Glasigkeit seiner Augen, die Schlaffheit seiner Schultern machten ihr Sorge. Wenn er schon etwas tun wollte, dann war es auf jeden Fall besser, einen Bunker zu bauen als zur Armee zu gehen.

Draußen sprach er mit Papa Oji und einigen anderen Männern, die am Eingang des Grundstücks zusammenstanden.

»Seht ihr nicht diese Bananenbäume?«, fragte Papa Oji. »Bei all den Luftangriffen, die wir hatten, sind wir immer da rüber, und nichts ist uns passiert. Wir brauchen keinen Bunker. Bananenbäume halten Geschosse und Bomben ab.«

Odenigbos Augen waren so kalt wie seine Erwiderung. »Was weiß ein Deserteur denn schon über Bunker?«

Telegram:@shabarsbibliothek

Er ließ die Männer stehen, und einige Momente später begannen er und Ugwu ein Stück Gelände hinter dem Haus abzustecken und auszuheben. Bald darauf beteiligten sich die jungen Männer an der Arbeit, und als die Sonne unterging, kamen auch die anderen, einschließlich Papa Oji. Olanna sah ihnen bei der Arbeit zu und fragte sich, was sie wohl von Odenigbo hielten. Wenn die anderen Männer Witze machten und lachten, blieb er stumm. Er sprach nur über die Arbeit. Nein, *mba*, bring das hierher. Ja, da lassen wir es. Nein, ein bisschen rüber. Sein verschwitztes Unterhemd klebte an seinem Körper, und sie bemerkte zum ersten Mal, wie stark er abgenommen hatte, wie eingefallen seine Brust aussah.

In jener Nacht lagen sie Wange an Wange nebeneinander. Er hatte ihr nicht gesagt, was ihn dazu gebracht hatte, zu Hause zu bleiben und um seine Mutter zu weinen. Dennoch hoffte sie, was auch immer es gewesen war, es möge einige der Knoten lösen, die sich in ihm gebildet hatten. Sie küsste ihn auf den Hals, das Ohr, so wie sie es immer tat, wenn Ugwu nachts auf der Veranda schlief. Doch er schob ihre Hand von sich und sagte: »Ich bin müde, *nkem.*« Das hatte sie ihn noch nie sagen hören. Er roch nach kaltem Schweiß, und plötzlich spürte sie eine schmerzliche Sehnsucht nach jenem Fläschchen Old Spice, das er in Nsukka zurückgelassen hatte.

Selbst das Wunder von Abagana konnte die Knoten in ihm nicht lösen. Zuvor hätten sie das Ereignis gefeiert wie einen persönlichen Triumph. Sie wären sich um den Hals gefallen, hätten sich geküsst, und sein neuer Bart hätte sie an der Wange gekitzelt. Doch als sie die ersten Nachrichten darüber im Radio hörten, sagte er einfach nur: »Großartig, großartig«, und sah später mit leerem Gesichtsausdruck den tanzenden Nachbarn zu.

Mama Oji stimmte das Lied *»Onye ga-enwe mmeri?«* an, und die anderen Frauen antworteten mit *»Biafra ga-enwe mmeri, igba!«*, bildeten

Telegram:@shabarsbibliothek

einen Kreis, tanzten mit anmutigen Bewegungen, und wenn sie *igba!* sangen, stampften sie so fest auf, dass Staubwolken aufstiegen und langsam wieder zu Boden sanken. Olanna tanzte mit, weil die Worte »Wer wird siegen? Biafra wird siegen, *igba!*« ihr Auftrieb gaben, und dabei wünschte sie sich, Odenigbo würde nicht einfach nur dasitzen, mit jener Leere im Gesicht.

»Olanna tanzt wie die Weißen!«, sagte Mama Oji lachend. »Ihr Hintern bewegt sich überhaupt nicht!«

Es war das erste Mal, dass Olanna Mama Oji lachen sah. Die Männer erzählten sich wieder und wieder die Geschichte – einige sagten, die Truppen von Biafra hätten im Hinterhalt gelegen und eine Kolonne von einhundert gegnerischen Fahrzeugen in Brand gesetzt, während andere meinten, es seien sogar tausend Panzerwagen und Lkws gewesen, die zerstört worden seien –, doch alle waren sich darin einig, wenn der Konvoi sein Ziel erreicht hätte, so wäre es das Ende Biafras gewesen. Die Radios waren laut gestellt und standen überall auf der Veranda vor den Zimmern. Wieder und wieder wurde die Nachricht verkündet, und jedes Mal endete es damit, dass die Nachbarn einstimmten und im Chor riefen: »Biafra für die freie Welt zu retten ist eine Aufgabe, die getan werden muss!« Selbst Baby kannte die Worte. Sie sagte sie wieder und wieder und tätschelte dabei Bingos Kopf. Alice war die einzige Nachbarin, die nicht herausgekommen war, und Olanna fragte sich, was sie wohl machte.

»Alice ist sich zu fein, um zu uns anderen auf den Hof zu kommen«, sagte Mama Oji. »Schau dich an. Hat es nicht geheißen, du seist die Tochter von einem großen Tier? Aber du behandelst uns wie ganz normale Menschen. Was denkt sie denn, wer sie ist?«

»Vielleicht schläft sie.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Von wegen schlafen – diese Alice ist eine Saboteurin. Das steht ihr ins Gesicht geschrieben. Sie arbeitet für die Vandalen.«

»Seit wann haben die Saboteure das denn ins Gesicht geschrieben?«, fragte Olanna amüsiert.

Mama Oji zuckte die Achseln, als hätte sie keine Lust, Olanna von etwas zu überzeugen, dessen sie sich sicher war.

Einige Stunden später, als es im Hof leerer und ruhiger geworden war, stand Professor Ezekas Fahrer vor der Tür. Er überreichte Olanna eine Nachricht und ging dann zum Wagen, öffnete den Kofferraum und brachte zwei Kartons herüber. Ugwu eilte mit ihnen nach drinnen.

»Vielen Dank«, sagte Olanna. »Grüß bitte deinen Master.«

»Ja, Mah.« Der Mann stand stramm.

»Gibt es noch etwas?«

»Bitte, Mah, ich soll warten, bis Sie nachgeschaut haben, ob auch nichts fehlt.«

»Oh.« Ezeka hatte mit seiner unleserlichen Handschrift alles, was er geschickt hatte, auf einem Blatt Papier aufgelistet. *Bitte überprüft, ob der Fahrer nichts entwendet hat*, stand auf der Rückseite. Olanna ging nach drinnen, um die Büchsen mit Trockenmilch, Tee, Keksen, Ovomaltine, Sardinen, die Kartons mit Zucker und die Salztüten zu zählen – und konnte einen Überraschungsschrei kaum unterdrücken, als sie das Toilettenpapier sah. Wenigstens Baby würde also eine Weile kein altes Zeitungspapier mehr verwenden müssen. Sie schrieb ein kurzes, aber überschwängliches Dankeschön und gab es dem Fahrer; selbst wenn Ezeka das hier nur getan hatte, um zu zeigen, wie überlegen er ihnen war, sollte ihr das die Freude nicht verderben. Ugwus Freude schien fast noch größer zu sein als ihre eigene.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Das ist ja wie in Nsukka, Mah!«, rief er. »Schauen Sie sich die Sardinen an!«

»Bitte pack etwas Salz in eine Tüte. Ein Viertel von diesem Päckchen da.«

»Mah? Für wen?« Ugwu schaute sie misstrauisch an.

»Für Alice. Und sag den Nachbarn nichts von dem, was wir bekommen haben. Wenn sie fragen, sag, ein alter Freund hat Bücher für deinen Master geschickt.«

»Ja, Mah.«

Olanna spürte, wie Ugwus missbilligender Blick ihr folgte, als sie die Tüte hinüber zu Alices Zimmer trug. Auf ihr Klopfen gab es keine Antwort. Sie hatte sich schon umgedreht, um wieder zu gehen, als Alice die Tür aufmachte.

»Ein alter Freund von uns hat uns ein paar Vorräte gebracht«, sagte Olanna und hielt ihr die Tüte mit dem Salz hin.

»*Hei!* Das kann ich doch nicht alles nehmen«, sagte Alice und griff nach dem Päckchen. »Danke. Ach, vielen, vielen Dank!«

»Wir haben ihn eine ganze Weile nicht gesehen. Es kam ziemlich überraschend.«

»Und dann denkst du auch noch an mich. Das hättest du nicht gebraucht.« Alice drückte das Salzpäckchen an ihre Brust. Unter ihren Augen lagen dunkle Ringe, die Venen unter ihrer blassen Haut schimmerten grünlich, und Olanna fragte sich, ob sie vielleicht krank war.

Doch am Abend, als sie nach draußen kam und sich neben Olanna auf die Veranda setzte, sah Alice anders aus, ihre Haut hatte eine frische Farbe bekommen. Vielleicht hatte sie auch etwas Puder aufgelegt. Ihre Füße waren winzig. Sie roch nach einer Hautlotion, die Olanna bekannt vorkam. Mama Adanna kam vorbei und sagte: »Ach! Alice, dich haben wir ja noch

Telegram:@shabarsbibliothek

nie draußen sitzen sehen!«, und Alices Lippen verzogen sich zu einem leichten Lächeln. Pastor Ambrose betete bei den Bananenbäumen. Seine rote, langärmelige Kutte schimmerte in der schwindenden Sonne. »Möge der heilige Jehova die Vandalen mit dem Feuer des Heiligen Geistes zerstören! Kämpf für uns, heiliger Jehova!«

»Gott kämpft für Nigeria«, sagte Alice. »Gott kämpft immer an der Seite derjenigen, die mehr Waffen haben.«

»Gott ist auf unserer Seite!« Olanna war selbst überrascht, in welch scharfem Ton sie das gesagt hatte. Alice schaute sie verblüfft an, und irgendwo hinter dem Haus fing Bingo an zu jaulen.

»Ich glaube nur, dass Gott auf der Seite der Gerechtigkeit kämpft«, fügte Olanna sanfter hinzu.

Alice schlug nach einem Moskito. »Ambrose tut so, als wäre er Priester, um sich vor der Armee zu drücken.«

»Ja, das stimmt.« Olanna lächelte. »Kennst du diese komische Kirche an der Ogui Road in Enugu? Er sieht aus wie einer von diesen Pastoren dort.«

»Eigentlich bin ich gar nicht aus Enugu.« Alice zog die Knie hoch. »Ich stamme aus Asaba. Nachdem ich am College meine Ausbildung als Lehrerin gemacht hatte, ging ich dort weg, nach Lagos. Vor dem Krieg habe ich in Lagos gearbeitet. Dann lernte ich einen Colonel der Armee kennen, und nach ein paar Monaten fragte er mich, ob ich ihn heiraten wolle, aber was er mir nicht sagte, war, dass er schon verheiratet war und seine Frau sich im Ausland aufhielt. Ich wurde schwanger. Er hat es immer wieder aufgeschoben, endlich nach Asaba zu gehen und die Trauung zu vollziehen. Aber ich glaubte ihm, als er mir sagte, er sei so beschäftigt und stehe unter Druck, jetzt, da im Land so viel passiere. Nachdem sie die Igbo-Offiziere umgebracht hatten, ist er dann geflohen, und ich kam zusammen mit ihm nach Enugu. Das Kind habe ich in Enugu bekommen. Ich war mit ihm in

Telegram:@shabarsbibliothek

Enugu, als kurz vor Beginn des Krieges seine Frau zurückkam, und er hat mich verlassen. Dann ist mein Baby gestorben. Enugu fiel. Und jetzt bin ich hier.«

»Das tut mir so leid.«

»Ich bin einfach blöd. Ich habe ihm all seine Lügen geglaubt.«

»Sag das nicht.«

»Du hast Glück. Du hast deinen Mann und deine Tochter. Ich weiß nicht, wie du das alles schaffst, den Unterricht und das alles. Ich wünschte, ich wäre wie du.«

Die Bewunderung tat Olanna gut, überraschte sie aber auch. »An mir ist nichts Besonderes«, sagte sie.

Langsam geriet Pastor Ambrose in Ekstase. »Teufel, ich erschieße dich! Satan, ich bombardiere dich!«

»Wie seid ihr denn aus Nsukka herausgekommen?«, fragte Alice. »Habt ihr viel verloren?«

»Alles. Wir mussten in größter Eile weg.«

»Genauso war es bei mir in Enugu. Ich weiß nicht, warum die uns nie die Wahrheit sagen, damit man sich darauf einstellen kann. Die Leute vom Informationsministerium sind mit ihrem Lautsprecherwagen in der ganzen Stadt herumgefahren und haben den Leuten gesagt, alles sei in bester Ordnung und es seien unsere eigenen Jungs, die Schießübungen machten. Wenn die uns die Wahrheit gesagt hätten, wären viele von uns besser vorbereitet gewesen und hätten nicht so viel verloren.«

»Aber du konntest immerhin dein Klavier mitbringen.« Olanna mochte die Art nicht, wie Alice »die« sagte, als wäre sie nicht auf ihrer Seite.

»Es ist das Einzige, was ich aus Enugu mitgebracht habe. Er hat mir an dem Tag, als Enugu fiel, Geld und einen Lieferwagen geschickt. Sein schlechtes Gewissen lief auf Hochtouren. Später hat mir der Fahrer erzählt,

Telegram:@shabarsbibliothek

er und seine Frau hätten schon Wochen vorher ihre Sachen in ihren Heimatort gebracht.«

»Weißt du, wo er jetzt ist?«

»Ich will es nicht wissen. Wenn ich diesen Mann jemals wiedersehe, *ezi okwu m*, dann bringe ich ihn eigenhändig um.« Alice hob ihre winzigen Hände. Sie sprach zum ersten Mal Igbo, und in ihrem Asaba-Dialekt klangen die f wie w. »Wenn ich bloß daran denke, was ich mit diesem Mann durchgemacht habe. Ich habe meinen Job in Lagos aufgegeben, habe meiner Familie lauter Lügen aufgetischt und mit Freunden gebrochen, die mir gesagt haben, er meine es nicht ernst mit mir.« Sie beugte sich hinab, um etwas aus dem Sand aufzuheben. »Dabei war er nicht mal gut.«

»Was?«

»Er legte sich auf mich drauf, machte ein paarmal *oh-oh-oh* wie eine Ziege, und das war's dann.« Sie hob den Finger. »Mit etwas, das soooo klein war. Und hinterher hat er dann glückselig gelächelt, ohne sich jemals zu fragen, ob ich überhaupt gemerkt habe, wo es angefangen und wo es wieder aufgehört hat. Männer! Sie sind einfach hoffnungslos!«

»Nein, nicht alle Männer. Mein Mann weiß schon, was er zu tun hat, und er hat was, das ist sooo.« Olanna hob eine geballte Faust. Sie lachten, und sie spürte ein schlichtes, zartes Einverständnis zwischen ihnen, das Einverständnis zweier Frauen.

Olanna wartete darauf, dass Odenigbo nach Haus kam, damit sie ihm von ihrer neuen Freundschaft mit Alice berichten konnte, von dem, was sie Alice erzählt hatte. Sie wollte, dass er nach Hause kam und sie so leidenschaftlich in seine Arme zog, wie er es schon lange nicht mehr getan hatte. Doch als er dann endlich aus der Tansania Bar heimkam, hatte er ein

Telegram:@shabarsbibliothek

Gewehr dabei. Die doppelläufige Waffe, lang und mattschwarz, lag auf dem Bett. »*Gini bu ife a?* Was ist das denn?«, fragte Olanna.

»Jemand in der Direktion hat es mir gegeben. Es ist ziemlich alt. Aber es ist gut, ein Gewehr zu haben, für den Fall der Fälle.«

»Ich will kein Gewehr hier im Haus.«

»Wir befinden uns im Krieg. Es gibt überall Gewehre.« Er schlüpfte aus seiner Hose und band sich ein Wickeltuch um die Taille, bevor er sein Hemd auszog.

»Heute habe ich mit Alice gesprochen.«

»Alice?«

»Die Nachbarin, die Klavier spielt.«

»Ach ja.« Er starrte auf den Trennvorhang.

»Du siehst müde aus«, sagte sie. Was sie eigentlich sagen wollte, war: »Du siehst traurig aus.« Wäre er nur stärker beschäftigt gewesen und hätte in den Momenten, da die Trauer ihn überkam, etwas zu tun gehabt, dann könnte der Kummer einfach versickern.

»Mir geht’s gut«, sagte er.

»Ich denke, du solltest mal Ezeka besuchen. Frag ihn, ob er uns helfen kann, woandershin zu ziehen. Selbst wenn es nicht seine Direktion ist, hat er doch bestimmt Einfluss auf die anderen Direktoren.«

Odenigbo hängte seine Hose an einen Nagel an der Wand.

»Hast du mich gehört?«, fragte Olanna.

»Ezeka werde ich nicht fragen.«

Diesen Gesichtsausdruck kannte sie: Er war enttäuscht von ihr. Sie hatte vergessen, dass sie hohe Ideale hatten. Sie waren Menschen mit Prinzipien; sie baten nicht um Vergünstigungen von Freunden, die an hoher Stelle saßen.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Du kannst Biafra besser dienen, wenn du irgendwo anders arbeitest, wo du dein Hirn und dein Talent einsetzen kannst.«

»Mit meiner Arbeit in der Personaldirektion diene ich Biafra gut genug.«

Olanna betrachtete das Durcheinander, das jetzt ihr Zuhause war – das Bett, die zwei Yamsknollen, die Matratze, die an der schmutzigen, verschmierten Wand lehnte, die Kartons und Tüten, die in einer Ecke gestapelt waren, den Kerosinofen, den sie nur in die Küche mitnahm, wenn er gebraucht wurde –, und war mit einem Mal von Widerwillen erfüllt und von dem Drang, nur noch zu laufen und zu laufen, bis sie weit weg von allem sein würde.

In dieser Nacht schliefen sie Rücken an Rücken. Als sie aufwachte, war er weg. Sie berührte seine Seite des Bettes, fuhr mit der Hand darüber, genoss die letzte Wärme, die noch in dem zerknitterten Laken hing. Sie würde selbst zu Ezeka gehen. Sie würde ihn bitten, etwas für Odenigbo zu tun. Sie ging nach draußen ins Bad, grüßte unterwegs die Nachbarn: »Guten Morgen« oder: »Seid ihr gut aus den Federn gekommen heute Morgen?« Baby war bei den jüngeren Kindern, die sich unter den Bananenbäumen versammelt hatten und Papa Ojis Geschichte zuhörten, wie er in Calabar mit einer Pistole ein feindliches Flugzeug vom Himmel geholt hatte. Die anderen Kinder fegten den Hof und sangen dabei ein Lied.

Biafra, kunie, buso Nigeria agha,
Anyi emelie ndi awusa,
Ndi na-amaro chukwu,
Tigbue fa, zogbue fa,
Nwelu nwude Gowon.

Als sie mit dem Singen fertig waren, erklangen die Morgengebete von Pastor Ambrose, und die waren noch lauter. »Gott segne Seine Exzellenz!

Telegram:@shabarsbibliothek

Gott schenke Tansania und Gabun Kraft! Gott zerstöre Nigeria und Großbritannien und Ägypten und Algerien und Russland! Im allmächtigen Namen Jesu!«

Einige Leute riefen »Amen!« aus ihren Zimmern. Pastor Ambrose hielt seine Bibel in die Luft, als würde gleich irgendein Wunder aus dem Himmel darauf herabfallen, und rief dabei Worte, die keinen Sinn machten: *she baba she baba she baba.*

»Hören Sie mit dem Gebrabbel auf und gehen Sie zur Armee, Pastor Ambrose! Hilft es etwa unserer Sache, wenn Sie in Zungen reden?«, rief Mama Oji. Sie saß zusammen mit ihrem Sohn vor ihrem Zimmer; er war über eine Schüssel gebeugt, die mit einem Tuch bedeckt war. Olanna schaute sich das Gebräu aus Urin, Ölen, Kräutern und Gott weiß was noch an, das in Mama Ojis Augen neuerdings gegen Asthma helfen sollte.

»Hat er eine schlimme Nacht gehabt?«, fragte sie Mama Oji.

Mama Oji zuckte die Achseln. »Es war schlimm, aber nicht zu schlimm.« Sie wandte sich an ihren Sohn. »Willst du, dass ich dir eine Ohrfeige gebe, damit du das inhalierst? Warum lässt du die gute Medizin entweichen? Was für eine Verschwendung!«

Er neigte wieder den Kopf über die Schüssel.

»Jehova, zerstöre Gowon und Adekunle!«, schrie Pastor Ambrose.

»Halt die Klappe und geh zur Armee!«, sagte Mama Oji.

Jemand rief aus einem der Zimmer: »Mama Oji, lass Pastor Ambrose in Ruhe! Erst einmal soll dein Ehemann zurück in die Armee, vor der er davongelaufen ist!«

»Wenigstens war er mal dort!« Mama Ojis Antwort kam prompt. »Während dein feiger Ehemann schlotternd vor Angst im Wald von Ohafia hockt, damit die Soldaten ihn nicht sehen!«

Telegram:@shabarsbibliothek

Baby kam hinter dem Haus hergelaufen, den Hund auf den Fersen. »Mummy Ola! Bingo kann Geister sehen. Wenn er nachts bellt, dann bedeutet das, dass er Geister sieht.«

»Es gibt keine Geister, Baby«, sagte Olanna.

»Klar gibt es die.«

Olanna fand es beunruhigend, was Baby hier alles so aufschnappte. »Hat dir Adanna das gesagt?«

»Nein, Chukwudi hat das erzählt.«

»Wo ist Adanna?«

»Sie schläft. Sie ist krank«, sagte Baby und fing an, die Fliegen zu verscheuchen, die über Bingos Kopf kreisten.

Mama Oji murmelte: »Ich habe Mama Adanna schon mehrfach gesagt, dass ihr Kind nicht Malaria hat. Aber sie gibt ihr trotzdem immer noch *neem*-Medizin, obwohl ihr das gar nicht hilft. Und wenn es auch sonst niemand sagt, ich sage es: Adanna hat das Harold-Wilson-Syndrom, *ho-ha*.«

»Das Harold-Wilson-Syndrom?«

»Kwashiorkor. Das Kind hat Kwashiorkor.«

Olanna brach in schallendes Gelächter aus. Sie hatte nicht gewusst, dass man Kwashiorkor nach dem britischen Premierminister umbenannt hatte, aber ihre Belustigung war wie weggeblasen, als sie in Adannas Zimmer kam. Das Mädchen lag mit halbgeschlossenen Augen auf einer Matte. Olanna berührte ihr Gesicht mit dem Handrücken, um festzustellen, ob sie Fieber hatte, obwohl sie bereits wusste, dass das nicht der Fall war. Das hätte ihr schon viel früher auffallen sollen; Adannas Bauch war geschwollen, und ihre Haut hatte eine kränkliche Farbe, viel heller als noch vor ein paar Tagen.

»Die Malaria ist sehr hartnäckig«, sagte Mama Adanna.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Sie hat Kwashiorkor«, sagte Olanna leise.

»Kwashiorkor«, wiederholte Mama Adanna und schaute Olanna mit angsterfüllten Augen an.

»Du musst Krebsfleisch oder Milch für sie auftreiben.«

»Milch, *kwa*? Woher denn?«, fragte Mama Adanna. »Aber hier in der Nähe wächst Anti-Kwash. Das hat mir Mama Obike letztens gesagt. Ich gehe los und hole welches.«

»Was?«

»Blätter gegen Kwashiorkor«, sagte Mama Adanna, die schon auf dem Weg nach draußen war.

Es überraschte Olanna, wie schnell die Frau ihr Wickeltuch schürzte und in das Gebüsch auf der anderen Straßenseite stapfte. Einige Momente später kam sie mit einem Bündel schmaler, grüner Blätter zurück. »Jetzt koche ich Hafergrütze«, sagte sie.

»Adanna braucht Milch«, sagte Olanna. »Mit den Blättern da kann man kein Kwashiorkor heilen.«

»Lass Mama Adanna nur machen. Die Anti-Kwash-Blätter helfen, solange man sie nicht zu lange kocht«, sagte Mama Oji. »Außerdem gibt es nichts im Hilfszentrum. Und hast du nicht gehört, dass alle Kinder, die in Nnewi gespendete Milch getrunken haben, hinterher gestorben sind? Die Vandalen hatten sie vergiftet.«

Olanna rief Baby zu sich, nahm sie mit hinein und zog sie aus.

»Ugwu hat mich heute schon gebadet«, sagte Baby und schaute sie verwirrt an.

»Ja, ja, mein Baby«, sagte Olanna und untersuchte sie sorgfältig. Ihre Haut war immer noch dunkel wie Mahagoni, ihr Haar war immer noch schwarz, und obwohl sie dünner geworden war, hatte sie keinen geschwollenen Bauch. Olanna wünschte so sehr, das Hilfszentrum möge

Telegram:@shabarsbibliothek

offen und Okoromadu immer noch da sein, aber nachdem der Weltkirchenrat seinen Posten an einen der vielen gemeindelosen Pastoren vergeben hatte, war er nach Orlu gezogen.

Mama Adanna stand in der Küche und kochte die Blätter ab. Olanna nahm eine Büchse Sardinen und etwas Milchpulver aus dem Karton, den ihnen Ezeka geschickt hatte, und gab es ihr: »Sag niemandem, dass ich dir das geschenkt habe. Du musst es Adanna geben, immer ein bisschen.«

Mama Adanna packte Olanna. »Danke, danke, danke. Ich werde es niemandem sagen.«

Aber sie erzählte es doch herum, denn als Olanna sich später auf den Weg zu Professor Ezekas Büro machte, rief Mama Oji: »Mein Sohn hat Asthma, und ein bisschen Milch könnte ihm nicht schaden!«

Olanna ignorierte sie.

Sie ging zur Hauptstraße und stellte sich unter einen Baum. Jedes Mal, wenn ein Auto vorbeifuhr, versuchte sie, es anzuhalten. Schließlich blieb ein Soldat in einem verrosteten Kombi stehen. Noch bevor sie neben ihm Platz nahm, sah sie den lüsternen Ausdruck in seinen Augen, deshalb betonte sie ihren englischen Akzent und stellte sicher, dass er nicht alles verstand, was sie sagte. Während der ganzen Fahrt sprach sie über die gemeinsame Sache und erwähnte, ihr Chauffeur sei mit dem Wagen in der Werkstatt. Bis er sie schließlich vor dem Direktionsgebäude absetzte, sagte er nur wenig. Er wusste weder, wer sie war, noch wen sie kannte.

Professor Ezekas Sekretärin hatte ein falkenähnliches Gesicht. Sie blickte langsam zu Olanna auf, musterte sie von der sorgfältig gebürsteten Perücke bis zu den Schuhen und sagte: »Er ist nicht da!«

»Dann rufen Sie ihn gleich an und sagen Sie ihm, dass ich warte. Mein Name ist Olanna Ozobia.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Die Sekretärin wirkte überrascht. »Wie bitte?«

»Muss ich es noch einmal sagen?«, fragte Olanna. »Ich bin mir sicher, der Professor möchte hören, was ich zu sagen habe. Wo soll ich mich hinsetzen, während Sie ihn anrufen?«

Die Sekretärin starrte sie an, und Olanna starrte ebenso ruhig zurück. Schließlich wies die Frau stumm auf einen Stuhl und nahm den Telefonhörer in die Hand. Eine halbe Stunde später kam Professor Ezekas Chauffeur, um sie zum Professor nach Hause zu bringen. Das Haus lag versteckt an einer Schotterpiste.

»Ich dachte, ein VIP wie du würde im Regierungsbezirk wohnen, Prof«, sagte Olanna nach der Begrüßung.

»Aber nein. Das wäre ein allzu einladendes Ziel für Bombardierungen.« Ezeka hatte sich nicht verändert. Seine pingelige, überhebliche Art schlug sich deutlich in seiner Stimme nieder, als er sie bat zu warten, bis er im Arbeitszimmer fertig war.

In Nsukka war Olanna Mrs Ezeka nicht oft begegnet; sie war schüchtern und kaum gebildet, eine Frau, die man wahrscheinlich, Odenigbos Vermutung nach, auf dem Dorf für ihn ausgesucht hatte. Olanna konnte ihre Überraschung deshalb kaum verbergen, als Mrs Ezeka in das geräumige Wohnzimmer geeilt kam und sie zweimal umarmte.

»Es ist so nett, alte Freunde wiederzusehen. Heutzutage ist unser gesellschaftliches Leben dermaßen offiziell, ein Empfang der Regierung folgt dem nächsten.« Mrs Ezekas goldener Anhänger hing an einer langen Kette um ihren Hals. »Pamela! Komm und begrüße die Tante.«

Das kleine Mädchen, das mit einer Puppe im Arm ins Zimmer kam, war vielleicht acht Jahre alt. Pamela hatte das dickliche Gesicht ihrer Mutter, und die rosa Satinschleifen in ihrem Haar wackelten.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Guten Tag«, sagte sie. Sie war gerade dabei, ihre Puppe zu entkleiden, und schob das Röckchen von dem Plastikkörper herunter.

»Wie geht es dir?«, erkundigte sich Olanna.

»Gut, schönen Dank.«

Olanna ließ sich auf ein rotes Plüschsofa sinken. Auf dem Tisch in der Mitte stand ein Puppenhaus mit winzigen Puppentellern und Tassen.

»Was möchten Sie trinken?«, fragte Mrs Ezeka strahlend. »Ich erinnere mich noch, wie sehr Odenigbo seinen Brandy liebte. Wir haben einen recht guten hier.«

Olanna schaute Mrs Ezeka an. Es war gar nicht möglich, dass sie sich an Odenigbos Lieblingsgetränk erinnerte, weil sie nie abends mit ihrem Ehemann bei ihnen gewesen war.

»Ich hätte gern ein Glas kaltes Wasser«, sagte Olanna.

»Nur kaltes Wasser?«, staunte Mrs Ezeka. »Egal, wir können ja nach dem Mittagessen etwas anderes trinken. Boy!«

Der Houseboy erschien im nächsten Moment, als hätte er hinter der Tür gestanden. »Bring uns kaltes Wasser und Cola«, sagte Mrs Ezeka.

Pamela begann zu quengeln, während sie immer noch an den Puppenkleidern zog.

»Komm her, ich mach das für dich«, sagte Mrs Ezeka. Sie wandte sich an Olanna. »Sie ist so ruhelos geworden. Wissen Sie, wir hätten eigentlich letzte Woche ins Ausland fahren sollen. Die beiden Älteren sind schon weg. Seine Exzellenz hat uns bereits vor Ewigkeiten die Erlaubnis dazu gegeben. Wir sollten mit einem Hilfsgüterflugzeug ausgeflogen werden, aber es ist keines gelandet. Es hieß, es gebe zu viele nigerianische Bomber. Können Sie sich das vorstellen? Gestern haben wir mehr als zwei Stunden in Uli gewartet, in diesem Bretterverhau, den sie Terminal nennen. Umsonst. Hoffentlich können wir jetzt am Sonntag weg. Wir fliegen nach Gabun und

Telegram:@shabarsbibliothek

dann weiter nach England – natürlich mit unseren nigerianischen Pässen. Die Briten haben Biafra ja die Anerkennung verweigert!« Mrs Ezekas Lachen erfüllte Olanna mit einem Ärger, der so schmerzhaft und fein war wie das Pieksen einer neuen Nadel.

Der Houseboy brachte das Wasser auf einem Silbertablett.

»Bist du sicher, dass das Wasser anständig kalt ist?«, wollte Mrs Ezeka wissen. »War es in dem neuen Gefriergerät oder in dem alten?«

»Dem neuen, Mah, so wie Sie es mir gesagt haben.«

»Möchten Sie etwas Kuchen, Olanna?«, fragte Mrs Ezeka, als der Houseboy draußen war. »Wir haben ihn heute frisch gebacken.«

»Nein, danke.«

Professor Ezeka kam herein, in der Hand ein paar Akten. »Ist das alles, was du trinkst? Nur Wasser?«

»Euer Haus ist unwirklich«, sagte Olanna.

»Was für eine Wortwahl, unwirklich«, sagte Professor Ezeka.

»Odenigbo ist sehr unglücklich in der Direktion. Meinst du, du kannst ihm helfen, dass er woandershin versetzt wird?« Die Worte kamen ganz langsam aus ihrem Mund, und ihr wurde bewusst, wie sehr ihr die Frage zuwider war, wie gern sie das alles hinter sich bringen und diesem Haus mit seinem roten Teppich, den passenden roten Sofas, dem Fernseher und dem fruchtigen Duft von Mrs Ezekas Parfüm den Rücken kehren wollte.

»Alles ist momentan eng, wirklich sehr eng«, sagte Professor Ezeka. »Von überallher kommen Anfragen.« Er setzte sich, legte die Akten auf seinen Schoß und schlug die Beine übereinander. »Aber ich werde sehen, was ich tun kann.«

»Danke«, sagte Olanna. »Und danke auch noch mal für die Lebensmittel.«

»Essen Sie doch etwas Kuchen«, sagte Mrs Ezeka.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Nein, ich möchte keinen Kuchen.«

»Vielleicht nach dem Mittagessen.«

Olanna stand auf. »Ich kann nicht zum Mittagessen bleiben. Ich muss gehen. Ich unterrichte in unserem Hof ein paar Kinder und habe ihnen gesagt, sie sollen in einer Stunde da sein.«

»Ach, wie nett«, sagte Mrs Ezeka und brachte sie zur Tür. »Wenn ich nicht schon so bald nach Übersee fahren würde, hätten wir zusammen etwas tun können, für unser Ziel, den Krieg zu gewinnen.«

Olanna zwang sich zu einem Lächeln.

»Der Fahrer bringt dich zurück«, sagte Professor Ezeka.

»Danke«, antwortete Olanna.

Bevor sie ins Auto stieg, bat Mrs Ezeka sie noch, hinter das Haus zu kommen und sich den neuen Bunker anzusehen, den ihr Mann hatte bauen lassen. Es war ein plumpes, flaches Gebäude aus Beton.

»Man muss sich mal vorstellen, was diese Vandalen aus uns gemacht haben. Pamela und ich schlafen manchmal da drüben, wenn die uns bombardieren«, sagte Mrs Ezeka. »Aber wir werden es überleben.«

»Ja«, sagte Olanna und starrte auf den glatten Boden und die zwei Betten; es war ein komplett eingerichteter, unterirdischer Raum.

Als sie auf den Hof zurückkehrte, weinte Baby. Dünner Rotz lief ihr aus der Nase.

»Sie haben Bingo gegessen«, sagte Baby.

»Was?«

»Adannas Mami hat Bingo gegessen.«

»Ugwu, was ist geschehen?«, fragte Olanna und nahm Baby in die Arme.

Ugwu hob die Schultern. »Jedenfalls sagen das die Leute auf dem Hof. Mama Adanna hat vor einiger Zeit den Hund mit ins Freie genommen und

Telegram:@shabarsbibliothek

gibt keine Antwort, wenn man sie fragt, wo er ist. Und gerade hat sie Suppe mit Fleisch gekocht.«

Olanna tröstete Baby, wischte ihr die Augen und die Nase ab und dachte einen Moment lang an den Hund. Sein ganzer Kopf war voller wunder Stellen gewesen.

Kainene kam mitten an einem heißen Nachmittag. Olanna war gerade in der Küche und weichte etwas getrockneten Maniok ein, als Mama Oji rief: »Da ist eine Frau in einem Auto, die nach dir fragt!«

»Kainene!« Olanna streckte unmerklich die Arme aus, unsicher, und Kainene trat auf sie zu; ihre Umarmung war kurz, und ihre Körper berührten sich kaum, bevor Kainene wieder einen Schritt zurücktrat.

»Ich bin zu deinem alten Haus gefahren, und da hat mir jemand gesagt, ich soll hierherkommen.«

»Unser Vermieter hat uns rausgeschmissen, wir waren nicht mehr geschäftsfähig.« Olanna lachte über ihren armseligen Witz, aber Kainene lachte nicht. Sie schaute in das Zimmer. Olanna wünschte sehr, Kainene wäre gekommen, als sie noch im Haus gewohnt hatten, und dass sie sich nicht so schrecklich verlegen fühlen müsste.

»Komm rein und setz dich.«

Olanna zog die Bank von der Veranda herein, und Kainene betrachtete sie aufmerksam, bevor sie sich draufsetzte und ihre Hände auf die Ledertasche legte, die denselben erdbraunen Farbton hatte wie ihre sorgfältig frisierte Perücke. Olanna hob den Trennvorhang hoch, setzte sich aufs Bett und strich ihr Wickeltuch glatt. Sie schauten sich nicht an. Vieles, was ungesagt geblieben war, hing in der Luft und machte die Stille bedrückend.

»Und, wie ist es dir ergangen?«, fragte Olanna schließlich.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Alles lief ganz normal, bis Port Harcourt gefallen ist. Ich war Lieferantin für die Armee und hatte eine Lizenz zum Import von Stockfisch. Jetzt bin ich in Orlu. Dort leite ich ein Flüchtlingscamp.«

»Oh.«

»Willst du mir vorwerfen, dass ich vom Krieg profitiere? Jemand musste schließlich den Stockfisch importieren, weißt du.« Kainene hob die Augenbrauen; sie waren nachgezogen, zwei schmale, geschwungene Linien. »Viele Lieferanten wurden bezahlt und haben nie geliefert. Dazu gehöre ich nicht.«

»Nein, nein, an so etwas hatte ich gar nicht gedacht.«

»Doch, das hast du.«

Olanna schaute weg. So viele Dinge wirbelten in ihrem Kopf umher. »Ich hab mir solche Sorgen gemacht, als Port Harcourt gefallen ist. Ich habe dir Nachrichten geschickt.«

»Den Brief, den du an Madu gesandt hast, habe ich bekommen.« Kainene spielte mit den Trägern ihrer Handtasche. »Du hast geschrieben, du würdest unterrichten. Machst du das immer noch? Immer noch ein nobler Beitrag zu unserer Wir-gewinnen-den-Krieg-Aktion?«

»Die Schule ist mittlerweile ein Flüchtlingslager. Manchmal unterrichte ich die Kinder hier im Hof.«

»Und wie geht es deinem revolutionären Ehemann?«

»Er ist immer noch in der Personaldirektion.«

»Du hast gar kein Hochzeitsfoto.«

»Während unserer Hochzeit gab es einen Luftangriff. Der Fotograf hat seine Kamera auf den Boden geworfen.«

Kainene nickte, als wäre es nicht nötig, angesichts einer solchen Neuigkeit Mitgefühl zu zeigen. Sie machte ihre Tasche auf. »Ich bin

Telegram:@shabarsbibliothek

gekommen, um dir das hier zu geben. Mum hat es uns durch einen britischen Journalisten zukommen lassen.«

Olanna hielt den Umschlag in der Hand, unsicher, ob sie ihn in Kainenes Anwesenheit öffnen sollte.

»Außerdem habe ich zwei neue Kleidchen für Baby mitgebracht«, sagte Kainene und wies auf die Tüte, die sie auf dem Boden abgestellt hatte. »Eine Frau, die aus São Tomé zurückgekommen ist, verkauft ein paar gute Kinderklamotten.«

»Du hast Kleidung für Baby gekauft?«

»Wie überaus schockierend. Und überhaupt ist es Zeit, dass ihr das Mädchen Chiamaka nennt. Dieses Baby hin, Baby her ist nervig.«

Olanna lachte.

Dass ihr da ihre Schwester gegenübersaß, dass ihre Schwester zu Besuch gekommen war und Kleider für ihr Kind gekauft hatte … »Möchtest du etwas Wasser? Was anderes haben wir nicht.«

»Nein, ist schon okay so.« Kainene stand auf und ging zu der Wand, an der die Matratze lehnte, und kam dann wieder zurück, um sich zu setzen. »Meinen Hausdiener Ikejide hast du nicht gekannt, oder?«

»Ist das nicht derjenige, den Maxwell aus seinem Heimatort mitgebracht hat?«

»Ja.« Kainene stand wieder auf. »Er wurde in Port Harcourt getötet. Sie haben uns beschossen und bombardiert, und ein Stück Schrapnell hat ihm den Kopf komplett abgetrennt, aber der Körper ist weitergelaufen. Sein Körper ist weitergelaufen und hatte keinen Kopf mehr.«

»O Gott.«

»Ich habe ihn gesehen.«

Olanna stand auf, setzte sich neben Kainene auf die Bank und legte ihr einen Arm um die Schultern. Kainene roch wie zu Hause. Minutenlang

Telegram:@shabarsbibliothek

sagten sie nichts.

»Ich habe mir überlegt, ob ich das Geld für dich umtauschen soll«, sagte Kainene. »Aber du kannst es doch auch auf der Bank machen und es dann einzahlen, oder?«

»Hast du die Bombenkrater rund um die Bank gesehen? Mein Geld liegt unter dem Bett.«

»Sorg dafür, dass die Kakerlaken nicht drankommen. Für die wird das Leben auch immer schwerer heutzutage.« Kainene lehnte sich an Olanna, und dann, als wäre ihr gerade etwas eingefallen, stand sie auf und strich ihr Kleid glatt. Olanna verspürte die träge Traurigkeit eines Menschen, der einen anderen schon vermisst, obwohl er noch da ist.

»Große Güte. Ich wusste gar nicht, wie viel Zeit vergangen ist«, sagte Kainene.

»Besuchst du mich mal wieder?«

Es trat eine Pause ein, bevor Kainene sagte: »Ich verbringe den größten Teil des Tages im Flüchtlingscamp. Vielleicht kommst du mal vorbei und schaust es dir an.« Sie kramte ein Stück Papier aus ihrer Handtasche und schrieb auf, wie sie ihr Haus finden konnte.

»Ja, ich komme. Nächsten Mittwoch komme ich.«

»Wirst du fahren?«

»Nein. Wegen der Soldaten. Und wir haben nie viel Benzin.«

»Grüß den Revoluzzer von mir.« Kainene stieg ins Auto und ließ den Motor an.

»Du hast andere Nummernschilder«, sagte Olanna und betrachtete die Buchstaben VIG, die vor der Nummer eingedruckt waren.

»Ich hab es mich was kosten lassen, mir meinen Patriotismus aufs Auto zu schreiben. VIGILANCE, seid wachsam!« Kainene hob die Augenbrauen und eine Hand, bevor sie wegfuhr. Olanna schaute dem

Telegram:@shabarsbibliothek

Peugeot hinterher, wie er auf der Straße verschwand, und stand noch eine ganze Weile da. Sie fühlte sich, als hätte sie einen funkelnden Splitter aus Licht verschluckt.

Am Mittwoch war Olanna etwas zu früh dran. Harrison machte ihr die Tür auf und schaute sie an. Er war so überrascht, dass er sogar seine gewohnte Verbeugung vergessen zu haben schien. »Madam, guten Morgen! Es ist so lange her!«

»Wie geht es dir, Harrison?«

»Bestens, Madam«, sagte er, und jetzt kam die Verbeugung doch noch.

Olanna setzte sich auf eines der beiden Sofas in dem hellen, kahlen Wohnzimmer, dessen Fenster weit offen standen. Irgendwo im Haus war ein Radio auf volle Lautstärke gestellt, und als sie Schritte näher kommen hörte, zwang sie sich, ihren Mund zu entspannen, denn sie war sich nicht sicher, was sie zu Richard sagen sollte. Doch es war Kainene, in einem zerknitterten schwarzen Kleid, ihre Perücke in der Hand.

»*Ejima m*«, sagte sie und umarmte Olanna. Es war eine enge Umarmung, und ihre Körper drückten sich fest und warm aneinander. »Ich hatte gehofft, du würdest rechtzeitig kommen, damit wir vor dem Flüchtlingslager zusammen ins Forschungszentrum gehen können. Möchtest du ein bisschen Reis? Mir war gar nicht bewusst, wie lange ich keinen mehr gegessen habe, bis ich letzte Woche einen Sack aus den Hilfslieferungen bekam.«

»Nein, jetzt nicht.« Am liebsten hätte Olanna sie noch länger in den Armen gehalten, um wieder diesen vertrauten Geruch nach zu Hause einatmen zu können.

»Ich habe Radio Nigeria gehört. Lagos sagt, dass chinesische Soldaten für uns kämpfen, und aus Kaduna heißt es, jede Igbo-Frau verdiene es,

Telegram:@shabarsbibliothek

vergewaltigt zu werden«, sagte Kainene. »Die haben wirklich eine beeindruckende Phantasie.«

»Ich höre diese Sender gar nicht.«

»Oh, ich höre sogar mehr Lagos und Radio Kaduna als Radio Biafra. Man muss seinen Gegner im Auge behalten.«

Harrison kam herein und verbeugte sich. »Madam? Bringe ich jetzt die Drinks?«

»Wenn man ihn so hört, könnte man meinen, wir hätten einen großen Keller in diesem halbfertigen Haus mitten in der Pampa«, brummte Kainene und fuhr sich mit den Fingern durch die Perücke.

»Madam?«

»Nein, Harrison, bring keine Drinks. Wir gehen jetzt. Aber denk dran, Mittagessen für zwei.«

»Ja, Madam.«

Olanna fragte sich, wo Richard war.

»Harrison ist der eingebildetste Bauer, den ich je erlebt habe«, sagte Kainene, als sie das Auto anließ. »Ich weiß, du magst das Wort ›Bauer‹ nicht.«

»Nein.«

»Aber er ist einer, weißt du.«

»Wir sind alle Bauern.«

»Sind wir das? So etwas könnte auch von Richard stammen.«

Olannas Kehle fühlte sich plötzlich ganz ausgedörrt an.

Kainene schaute sie an. »Richard ist ganz früh heute Morgen aufgebrochen. Er fährt nächste Woche nach Gabun, um sich das Kwashiorkor-Zentrum anzusehen, und wollte sich heute um die Details kümmern. Aber eigentlich glaube ich, er ist deshalb so früh aufgebrochen, weil es ihm unangenehm war, dich zu treffen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Oh.« Olanna schürzte die Lippen.

Kainene chauffierte den Wagen mit sorglosem Selbstvertrauen, vorbei an tiefen Schlaglöchern, an Palmen, die keine Wedel mehr hatten, und an einem dünnen Soldaten, der eine noch dünnere Ziege hinter sich herzog.

»Träumst du manchmal von diesem Kinderkopf in der Kalebasse?«, fragte sie.

Olanna schaute aus dem Fenster und dachte an die schrägen, sich kreuzenden Linien auf dem Kürbis, an die weiße Leere in den Augen des Kindes. »Ich kann mich an meine Träume nicht erinnern.«

»Wenn es um schwierige Zeiten ging, hat Großvater immer gesagt: ›Es hat mich nicht umgebracht, sondern weiser gemacht.‹ *O gburo m egbu, o mee ka m malu ife.*«

»Ich erinnere mich, ja.«

»Es gibt Dinge, die sind so unverzeihlich, dass sie andere Dinge leichter verzeihlich machen«, sagte Kainene.

Es trat eine Pause ein. Im Inneren von Olanna erwachte etwas längst Versteinertes zum Leben.

»Weißt du, was ich meine?«, fragte Kainene.

»Ja.«

Am Forschungszentrum parkte Kainene unter einem Baum, und Olanna wartete im Auto. Ein paar Minuten später kam sie im Eilschritt zurück. »Der Mann, den ich sprechen wollte, ist nicht da«, erklärte sie und ließ den Wagen an. Olanna sagte nichts mehr, bis sie am Flüchtlingslager ankamen. Vor dem Krieg war es eine Grundschule gewesen. Die Gebäude sahen wie verwaschen aus, der größte Teil des Verputzes war abgeplatzt. Einige Flüchtlinge, die draußen standen, starrten Olanna an und sagten *nno* zu Kainene. Ein junger, hagerer Priester in einer verschlissenen Soutane kam zu ihnen an den Wagen.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Pater Marcel, das ist meine Zwillingsschwester Olanna«, sagte Kainene.

Der Priester sah überrascht aus. »Willkommen«, sagte er und fügte dann überflüssigerweise hinzu: »Sie sind nicht eineiig.«

Sie standen unter einem Feuerbaum, und er berichtete Kainene, der Sack mit Trockenfisch sei geliefert worden, das Rote Kreuz habe tatsächlich seine Hilfsflüge eingestellt, und Inatimi sei am frühen Morgen mit jemandem von den Freedom Fighters gekommen und habe gesagt, er würde es später noch einmal probieren. Olanna beobachtete Kainene, während sie antwortete. Viel hörte sie nicht von dem, was sie sagte, weil sie die ganze Zeit nur dachte, wie ungebrochen Kainenes Selbstvertrauen war.

»Komm, ich führe dich rum«, sagte Kainene zu Olanna, nachdem Pater Marcel weg war. »Ich fange immer beim Bunker an.« Kainene zeigte ihr den Bunker, eine grob ausgehobene Grube, die mit Baumstämmen abgedeckt war, bevor sie sich auf den Weg zu dem Gebäude am anderen Ende des Geländes machten. »Und nun zum Ort ohne Wiederkehr.«

Olanna folgte ihr. Schon bei der ersten Tür schlug ihr der Geruch entgegen. Er drang direkt von der Nase tief in sie hinein, drehte ihr den Magen um und brachte die gekochten Yamswurzeln, die sie zum Frühstück gegessen hatte, in Aufruhr.

Kainene beobachtete sie. »Du musst nicht reingehen.«

»Ich will es aber«, erwiderte Olanna, weil sie das Gefühl hatte, sie musste. Sie wusste nicht, was das für ein Geruch war, aber er wurde immer stärker, und jetzt konnte sie ihn fast sehen, wie eine faulige braune Wolke. Ihr wurde schwindelig. Sie gingen in das erste Klassenzimmer. Etwa zwölf Menschen lagen auf Bambuspritschen, auf Matten, auf dem Boden. Keiner von ihnen machte sich die Mühe, die fetten Schmeißfliegen zu verscheuchen. Die einzige Bewegung, die Olanna wahrnahm, war die eines

Telegram:@shabarsbibliothek

Kindes, das an der Tür saß und unentwegt seine Arme verschränkte und wieder löste. Die Knochen des kleinen Jungen traten deutlich hervor, und wenn er die Arme verschränkte, lagen sie ganz flach auf der Brust, was unmöglich gewesen wäre, wenn er auch nur etwas Fleisch auf den Rippen gehabt hätte. Kainene schaute sich rasch in dem Zimmer um und wandte sich dann zur Tür. Draußen holte Olanna stoßweise Luft, wie eine Ertrinkende. Im zweiten Klassenzimmer hätte sie sich am liebsten die Nase zugehalten, um zu verhindern, dass die verschmutzte Luft in ihr Inneres gelangte. Eine Mutter saß auf dem Boden, ihre beiden Kinder lagen neben ihr. Olanna hätte nicht sagen können, wie alt sie waren. Sie waren nackt; die prallen Kugeln ihrer Bäuche hätten sowieso unter kein T-Shirt gepasst. Ihre Pobacken und Brustkörbe waren mit faltiger Haut bedeckt. Auf dem Kopf hatten sie Büschel rötlichen Haars. Olanna sah direkt in die ruhigen starrenden Augen der Mutter und schaute schnell zur Seite. Sie schlug eine Fliege von ihrem Gesicht weg und dachte, wie gesund doch die Fliegen aussahen, wie lebendig und energiegeladen.

»Diese Frau ist tot. Wir müssen sie wegbringen«, sagte Kainene.

»Nein!«, stieß Olanna hervor, denn diese Frau mit dem ruhigen, starren Blick konnte nicht tot sein. Doch Kainene meinte eine andere, die mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden lag, ein dünnes Baby klammerte sich an ihren Rücken. Kainene ging hinüber und hob das Kind hoch. Sie trat vor die Tür und rief: »Pater! Pater! Noch jemand zu beerdigen!«, und setzte sich dann draußen auf die Treppe, das Baby auf ihrem Schoß. Eigentlich hätte es schreien sollen. Kainene versuchte, ihm eine weiche, hefefarbene Pille in den Mund zu schieben.

»Was ist das?«, fragte Olanna.

»Eine Proteintablette. Ich gebe dir ein paar für Chiamaka mit. Sie schmecken furchtbar. Endlich habe ich das Rote Kreuz letzte Woche dazu

Telegram:@shabarsbibliothek

gekriegt, dass es mir ein paar davon gibt. Wir haben natürlich nicht genug, deshalb heben wir sie für die Kinder auf. Bei den meisten Leuten hier drin macht es sowieso keinen Unterschied mehr, ob ich sie ihnen gebe oder nicht. Aber vielleicht bei diesem Baby hier. Vielleicht.«

»Wie viele sterben pro Tag?«, wollte Olanna wissen.

Kainene schaute auf das Baby hinab. »Seine Mutter kam aus irgendeinem Ort, der sehr früh erobert wurde. Sie waren in fünf verschiedenen Flüchtlingscamps, bevor sie hierherkamen.«

»Wie viele sterben pro Tag?«, fragte Olanna wieder. Doch Kainene antwortete nicht. Endlich stieß das Baby ein dünnes Wimmern hervor, und Kainene drückte ihm die mehlige Tablette in den kleinen, offenen Mund. Olanna sah zu, wie Pater Marcel und ein anderer Mann die Frau an den Händen und Fußknöcheln packten und sie wegtrugen, hinaus aus dem Klassenzimmer und zur Rückseite des Gebäudes.

»Manchmal hasse ich sie«, sagte Kainene.

»Die Vandalen.«

»Nein, die da.« Kainene zeigte in das Klassenzimmer zurück. »Ich hasse sie dafür, dass sie sterben.«

Kainene nahm das Baby mit hinein und gab es einer anderen Frau, einer Verwandten der Toten. Ihr knochiger Körper zitterte; weil ihre Augen trocken waren, brauchte Olanna einen Moment, bis sie merkte, dass die Frau weinte, das Baby an ihre flachen, ausgetrockneten Brüste gepresst.

Später, als sie zum Auto zurückgingen, nahm Kainene ihre Hand.

Telegram:@shabarsbibliothek

29

Ugwu wusste, wie unglaubwürdig Pastor Ambroses Geschichte war, derzufolge Leute von einer ausländischen Stiftung am Ende der St. John's Road einen Tisch aufgestellt hatten und an jeden, der vorbeikam, hartgekochte Eier und Flaschen mit gekühltem Wasser verschenkten. Außerdem wusste Ugwu, dass er das Gelände nicht verlassen sollte; Olannas Warnungen hallten in seinem Kopf wider. Doch er langweilte sich. Es war schwülheiß, und er hasste den aschigen Geschmack des Wassers, das in einem Tontopf hinter dem Haus aufbewahrt wurde. Er sehnte sich nach Wasser, nach allem, was elektrisch gekühlt war. Und die Geschichte konnte ebenso gut wahr sein; alles war möglich. Baby spielte mit Adanna, und er konnte die Abkürzung nehmen und schneller wieder zurück sein, als sie überhaupt merken würde, dass er weg war.

Er war gerade hinter der Kirche St. John um die Ecke gebogen, als er ein Stück die Straße hinunter eine Gruppe von Männern in Reih und Glied stehen sah, die Hände an den Kopf gelegt. Die beiden Soldaten bei ihnen waren sehr groß, und einer von ihnen hatte sein Gewehr auf sie gerichtet. Ugwu blieb stehen. Der Soldat mit dem Gewehr rief etwas und lief auf ihn zu. Ugwus Herz machte einen Satz; er schaute auf das Gebüsch am Straßenrand, aber es war nicht dicht genug, um sich darin zu verstecken. Auch hinter ihm war die Straße menschenleer und verlief endlos geradeaus; da war nichts, was ihn vor der Kugel des Soldaten hätte schützen können. Er drehte sich um und stürzte auf das Kirchengelände. Ein älterer Priester in Weiß stand auf der obersten Stufe der Treppe am Haupteingang. Ugwu

Telegram:@shabarsbibliothek

sprang erleichtert auf ihn zu, weil der Soldat nicht in die Kirche laufen würde, um ihn zu holen. Ugwu zog an der Tür, aber sie war verschlossen.

»*Biko*, Pater, lassen Sie mich hinein«, bat er.

Der Priester schüttelte den Kopf. »Auch die da draußen, die eingezogen werden, sind Kinder Gottes.«

»Bitte, bitte.« Ugwu rüttelte an der Türklinke.

»Gottes Segen wird mit dir sein«, sagte der Priester.

»Machen Sie diese Tür auf!«, rief Ugwu.

Der Priester schüttelte den Kopf und schickte sich an wegzugehen.

Der Soldat stürmte auf das Gelände. »Stehen bleiben, oder ich schieße!«

Ugwu stand da und starrte ihn an. In seinem Kopf war es ganz leer.

»Weißt du, wie man mich nennt?«, rief der Soldat. »Töte-Zackzack!« Er war zu groß für die zerlumpte Hose, die ihm längst nicht bis zu den schwarzen Stiefeln reichte. Er spuckte auf den Boden und zog Ugwu am Arm. »Scheißzivilist! Du kommst jetzt mit!«

Ugwu stolperte hinter ihm her. Hinter ihm sagte der Priester: »Gott segne Biafra.«

Ugwu schaute nicht in die Gesichter der anderen Männer, als er sich in die Reihe stellte und die Hände zum Kopf hob. Er träumte; sicher träumte er das alles nur. Irgendwo ganz in der Nähe bellte ein Hund. Töte-Zackzack schrie einen der Männer an, entsicherte sein Gewehr und schoss in die Luft. Ein Stück entfernt hatten sich ein paar Frauen versammelt, und eine von ihnen sprach mit Töte-Zackzacks Kameraden. Zuerst sprach sie ganz leise und bittend, dann erhob sie die Stimme und gestikulierte wild. »Siehst du nicht, dass er nicht gescheit reden kann? Er ist ein Trottel. Wie soll der ein Gewehr bedienen?«

Töte-Zackzack band die Männer in Zweiergruppen zusammen, die Hände auf dem Rücken, das Seil straff zwischen ihnen gespannt. Der Mann,

Telegram:@shabarsbibliothek

mit dem Ugwu zusammengebunden war, zerrte an dem Seil, um zu sehen, wie stark es war, und Ugwu geriet fast aus dem Gleichgewicht.

»Ugwu!«

Die Stimme kam von irgendwo hinter der Frauengruppe. Er drehte sich um. Mrs Muokelu schaute ihn mit erschrockenen Augen an. Er nickte ihr zu, respektvoll, wie er hoffte, denn zu sprechen konnte er nicht wagen. Sie entfernte sich halb laufend, halb gehend die Straße entlang, und er sah ihr hinterher, enttäuscht und doch nicht sicher, was er eigentlich von ihr erwartet hatte.

»Fertig machen zum Abmarsch!«, rief Töte-Zackzack. Als er aufblickte, sah er am Ende der Straße einen Jungen davonlaufen und setzte ihm nach. Sein Kamerad richtete das Gewehr auf die Männer. »Jeder, der wegläuft, wird erschossen.«

Töte-Zackzack kehrte mit dem Jungen zurück, der vor ihm herging.

»Halt’s Maul!«, sagte er, als er ihm die Hände auf den Rücken band. »Und los geht’s! Unser Lkw steht in der nächsten Straße!«

Sie waren gerade losgegangen, in einem unbeholfenen Marschschritt, angetrieben von Töte-Zackzacks Schreien: *»Lep! Ai!«*, als Ugwu Olanna sah. Sie lief voller Panik auf die Gruppe zu, auf dem Kopf ihre Perücke, die sie mittlerweile nur noch selten trug. Offensichtlich hatte sie sie in aller Eile aufgestülpt, weil sie ganz schief saß. Sie lächelte, winkte Töte-Zackzack zu, und er rief: »Halt!«, bevor er zu ihr hinüberging. Mit dem Rücken zu den Männern sprach er mit ihr, und nur wenige Minuten später drehte er sich um und schnitt das Seil durch, mit dem Ugwus Hände zusammengebunden waren.

»Er dient bereits unserer Nation. Wir sind nur an untätigen Zivilisten interessiert«, rief er dem anderen Soldaten zu, der nickte.

Telegram:@shabarsbibliothek

Ugwu war so erleichtert, dass ihm ganz schwindelig wurde. Er rieb sich die Handgelenke. Olanna sagte kein Wort, als sie nach Hause gingen, und er spürte ihren Zorn nur an der Wucht, mit der sie die Tür aufschloss und öffnete.

»Es tut mir leid, Mah«, sagte er.

»Du bist so blöd, dass du dein Glück heute gar nicht verdient hast«, sagte sie. »Ich hab diesen Soldaten mit all dem Geld bestochen, das ich besitze. Jetzt kannst du dafür sorgen, dass mein Kind etwas zu essen bekommt, hast du verstanden?«

»Tut mir leid, Mah«, sagte er wieder.

In den folgenden Tagen sprach sie nur wenig mit ihm. Selbst Babys *pap* machte sie selber, als vertraute sie ihm nicht mehr. Auf sein Grüßen reagierte sie nur mit einem frostigen Nicken. Er dagegen stand noch früher auf, um Wasser zu holen, und schrubbte den Boden noch intensiver. Er wartete darauf, ihre Freundschaft zurückzugewinnen.

Was ihm diese Freundschaft schließlich zurückbrachte, waren die gerösteten Eidechsen. Es geschah an dem Morgen, als Olanna und Baby sich fertig machten, um nach Orlu zu Kainene zu fahren. Ein Straßenhändler kam auf den Hof, in den Händen ein Emailletablett, das mit vergilbten Zeitungen abgedeckt war, und hielt eine knusprig-bräunliche Eidechse an einem Stecken hoch. *»Mme. mme suya! Mme. mme suya!«*, rief er.

»Ich will welche, Mummy Ola, bitte«, sagte Baby.

Olanna beachtete sie nicht und fuhr fort, sich das Haar zu bürsten. Pastor Ambrose kam aus seinem Zimmer und fing mit dem Händler zu feilschen an.

»Ich möchte welche, Mummy Ola«, sagte Baby.

»Diese Dinger sind nicht gut für dich«, sagte Olanna.

Telegram:@shabarsbibliothek

Pastor Ambrose kehrte mit einem Zeitungspapierpäckchen auf sein Zimmer zurück.

»Der Pastor hat welche gekauft«, sagte Baby.

»Aber wir kaufen keine.«

Baby fing an zu weinen. Olanna drehte sich um und schaute Ugwu voller Verzweiflung an, und plötzlich mussten sie beide über die Situation lachen: Baby weinte, weil sie eine Eidechse essen wollte.

»Was essen denn Eidechsen, Baby?«, fragte Ugwu.

Baby murmelte: »Ameisen.«

»Wenn du eine isst, dann krabbeln die ganzen Ameisen, die die Eidechse gegessen hat, in deinem Bauch herum und zwicken dich«, sagte Ugwu ruhig.

Baby blinzelte. Sie schaute ihn eine Weile an, als könnte sie sich nicht entscheiden, ob sie ihm glauben sollte, und wischte sich dann die Tränen ab.

An dem Tag, als Olanna und Baby aufgebrochen waren, um eine Woche bei Kainene in Orlu zu verbringen, kam der Master früher als sonst nach Hause und ging nicht in die Tansania Bar; Ugwu hoffte, dass ihre Abwesenheit ihn aus dem tiefen Loch befreit hatte, in das er nach dem Tod seiner Mutter gesunken war. Er setzte sich auf die Veranda und hörte Radio. Zu seiner Überraschung sah Ugwu, dass Alice auf dem Weg zum Bad bei ihm stehen blieb. Eigentlich hatte er damit gerechnet, dass der Master sie mit seinen kurz angebundenen Ja-und-Nein-Antworten abspeisen und sie dann wieder zu ihrem Klavier zurückkehren würde. Aber sie unterhielten sich eine ganze Weile miteinander, wobei Ugwu das meiste davon nicht verstand; ab und zu hörte er sie kichern. Am nächsten Tag saß sie auf der Bank neben dem Master. Dann blieb sie, bis im Hof alles schlief. Schließlich kam Ugwu

Telegram:@shabarsbibliothek

eines Tages vom Hinterhof und fand die Veranda leer vor. Die Tür zum Zimmer war fest verschlossen. Sein Magen krampfte sich zusammen; die Erinnerung an jene Tage mit Amala saß ihm wie ein Kloß im Hals, der nur schwer zu schlucken war. Alice war anders. Da war eine gewollt kindliche Aura an ihr, die Ugwu misstrauisch machte. Er konnte verstehen, warum sie keine Medizin von einem *dibia* brauchte, um den Master in Versuchung zu führen; dazu reichten schon ihre blasse Haut und ihre hilflose Art. Ugwu ging zu den Bananenbäumen hinüber und wieder zurück. Dann trat er vor die Tür und klopfte laut. Er war entschlossen, sie daran zu hindern, es zu verhindern. Von drinnen kamen Geräusche. Er klopfte wieder. Und wieder.

»Ja?« Die Stimme des Masters klang gedämpft.

»Ich bin's, Sah. Ich wollte fragen, ob ich den Kerosinofen nehmen kann, Sah.« Nachdem er den Ofen geholt hatte, würde er so tun, als hätte er die Tasse mit *garri* vergessen, das letzte Stückchen Yamswurzel, den Schöpflöffel. Er war darauf eingestellt, einen Krampf zu simulieren, einen epileptischen Anfall, alles, was den Master daran hindern könnte, weiter mit dieser Frau zu tun, was er gerade tat. Es dauerte mehrere Minuten, bis der Master die Tür öffnete. Er hatte die Brille abgenommen, und seine Augen sahen geschwollen aus.

»Sah?«, fragte Ugwu und schaute an ihm vorbei. Das Zimmer war leer. »Ist alles in Ordnung, Sah?«

»Natürlich ist gar nichts in Ordnung, du Ignorant«, sagte der Master und schaute auf das Paar Slipper, die auf dem Boden standen. Er sah gedankenverloren aus. Ugwu wartete. Der Master seufzte. »Professor Ekwenugo war mit der Wissenschaftsgruppe unterwegs, um Landminen auszulegen. Dabei sind sie durch ein paar Schlaglöcher durchgefahren, und die Minen sind losgegangen.«

»Die Minen sind losgegangen?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ekwenugo ist in die Luft geflogen. Er ist tot.«

Die Worte »in die Luft geflogen« hallten in Ugwus Ohren wider.

Der Master zog sich ins Zimmer zurück. »Dann nimm den Ofen jetzt.«

Ugwu ging hinein und holte den Herd, den er nicht brauchte, und dachte an Professor Ekwenugos langen, spitzen Nagel. *In die Luft geflogen.* Professor Ekwenugo war immer der Beweis dafür gewesen, dass Biafra siegen würde, mit all seinen Geschichten von Raketen und Panzerwagen und Benzin, das aus Nichts gewonnen wurde. Ob Professor Ekwenugos sterbliche Überreste wohl völlig verkohlt waren, wie Holzstückchen, oder ob es möglich war, noch einzelne Glieder zu erkennen? Gab es viele trockene Teilchen, so als würde man im Harmattan ein trockenes Blatt zwischen den Fingern zerreiben? *In die Luft geflogen.*

Ein paar Minuten später machte sich der Master auf den Weg in die Tansania Bar. Ugwu zog seine gute Hose an und lief eilig zu Eberechis Haus. Das schien ihm ganz natürlich zu sein, das einzig Richtige, was er tun konnte. Er weigerte sich, darüber nachzudenken, wie wütend Olanna sein würde, wenn Mama Oji ihr erzählte, dass er ausgegangen war, oder wie Eberechi reagieren würde, ob sie ihn ignorieren würde, willkommen heißen oder beschimpfen. Er musste sie einfach sehen.

Sie saß ganz allein auf der Veranda und trug den engen Rock, unter dem sich ihr Po so gut abzeichnete, aber ihr Haar war anders. Statt der abstehenden, mit Faden umwickelten Zöpfchen hatte sie es sich zu einem kurzen, runden Pagenkopf schneiden lassen.

»Ugwu!«, rief sie überrascht und stand auf.

»Du hast deine Haare abgeschnitten.«

»Gibt es denn noch irgendwo Faden, ganz zu schweigen von dem Geld, ihn zu kaufen?«

»Es steht dir gut«, sagte er.

Telegram:@shabarsbibliothek

Sie zuckte die Schultern.

»Ich hätte schon längst mal kommen sollen«, sagte er. Er hätte nie den Kontakt zu ihr abbrechen dürfen, dachte er, bloß wegen eines Armeeoffiziers, den er nicht kannte. »Vergib mir. *Gbaghbalu.*«

Sie schauten sich an, und Eberechi streckte die Hand aus und kniff ihn in den Hals. Er schlug ihr spielerisch auf die Hand und hielt sie dann fest. Selbst als sie sich nebeneinander auf die Treppe setzten, ließ er ihre Hand nicht los, und sie erzählte ihm, dass die Familie, die das Haus des Masters gemietet hatte, böse sei, dass die Jungs aus der Straße sich unter dem Dach versteckten, wenn die Rekrutierungsoffiziere anrückten, und dass es beim letzten Luftangriff ein großes Loch in ihre Wand gerissen habe, durch das die Ratten kämen.

Schließlich teilte ihr Ugwu mit, dass Professor Ekwenugo tot war. »Du erinnerst dich vielleicht noch, wie ich dir von ihm erzählt habe? Das war der aus der Forschungsgruppe, der die tollen Sachen erfunden hat.«

»Ich erinnere mich«, sagte sie. »Der mit dem langen Nagel.«

»Der ist ab«, sagte Ugwu und fing an zu weinen; es kamen nur wenige Tränen, und die brannten. Sie legte ihm eine Hand auf die Schulter, und er saß ganz still da, damit sie ihre Hand nicht wieder wegnahm, damit sie blieb, wo sie war. Da war etwas anders an ihr, oder es war seine Wahrnehmung der Dinge, die sich geändert hatte. Mittlerweile glaubte er daran, dass es Dinge gab, die kostbar waren.

»Du sagst, er hat seinen langen Nagel abgeschnitten?«

»Er hat ihn abgeschnitten«, erwiderte Ugwu. Plötzlich war es gut, dass der Professor den Nagel abgeschnitten hatte; der Gedanke, dass auch dieser Nagel in die Luft geflogen war, wäre Ugwu unerträglich gewesen.

»Ich muss jetzt gehen«, sagte er. »Bevor mein Master nach Hause kommt.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich komme dich morgen besuchen«, sagte sie. »Ich kenne eine Abkürzung zu deinem Haus.«

Der Master war nicht zurück, als Ugwu nach Hause kam. Mama Oji schrie ihren Mann an: »Schande über dich! Schande über dich!«, Pastor Ambrose betete zu Gott, er möge die Briten mit dem Dynamit des Heiligen Geistes verjagen, ein Kind schrie. Langsam, eins nach dem anderen, verebbten die Geräusche. Es wurde dunkel. Öllampen wurden angezündet. Ugwu saß draußen vor dem Zimmer und wartete, bis endlich der Master hereinkam, ein kleines Lächeln auf dem Gesicht. Seine Augen leuchteten rot.

»Mein Guter«, sagte er.

»Willkommen, Sah. *Nno.*« Ugwu stand auf. Der Master hatte einen unsicheren Gang und schwankte leicht hin und her. Ugwu lief zu ihm und legte den Arm um ihn, stützte ihn. Sie waren gerade ins Zimmer getreten, als sich der Master heftig krümmte und übergab. Das schaumige Erbrochene spritzte über den Boden. Ein säuerlicher Geruch erfüllte den Raum. Der Master setzte sich aufs Bett. Ugwu holte einen Lappen und etwas Wasser und lauschte, während er aufwischte, auf das unruhige Atmen seines Masters.

»Erzähl das bloß nicht deiner Madam«, sagte der Master.

»Ja, Sah.«

Eberechi kam oft zu Besuch, und ihr Lächeln, die Berührung ihrer Hand oder ihr Zwicken an seinem Hals waren Dinge, auf die er sich freute. An dem Nachmittag, als er sie zum ersten Mal küsste, schlief Baby. Sie saßen drinnen auf der Bank und spielten Whot. Sie hatte gerade »Aufdecken!« gerufen und ihre letzte Karte abgelegt, als er sich zu ihr beugte und den verkrusteten Staub hinter ihrem Ohr kostete. Dann küsste er ihren Hals, ihr

Telegram:@shabarsbibliothek

Kinn, ihre Lippen; unter dem sanften Druck seiner Zunge öffnete sie ihren Mund, und die Wärme, die sich daraus ergoss, überwältigte ihn. Seine Hand wanderte nach oben und schloss sich um ihre kleine Brust. Sie schob sie weg. Er ließ die Hand zu ihrem Bauch sinken, küsste wieder ihren Mund, und ließ dann blitzschnell die Hand unter ihren Rock gleiten.

»Lass mich nur schauen«, sagte er, bevor sie ihn davon abhalten konnte. »Nur schauen.«

Sie stand auf und hielt ihn nicht davon ab, als er ihren Rock hochhob, mit einem kleinen Ruck ihr Baumwollhöschen herunterzog und die großen, runden Kugeln ihres Gesäßes betrachtete. Dann zog er das Höschen wieder hoch und ließ den Rock hinabfallen. Er liebte sie. Er wollte ihr so gern sagen, dass er sie liebte.

»Ich gehe jetzt«, sagte sie und rückte ihre Bluse zurecht.

»Was ist mit deinem Freund, dem Armeeoffizier?«

»Er ist in einem anderen Sektor.«

»Was hast du mit ihm gemacht?«

Sie fuhr ihm mit dem Handrücken über den Mund, als wollte sie etwas wegwischen.

»Hast du was mit ihm gemacht?«, fragte Ugwu.

Sie ging, immer noch schweigend, in Richtung Tür.

»Du magst ihn.« Ugwu fühlte sich sehr verzweifelt.

»Dich mag ich mehr.«

Es machte nichts, dass sie sich immer noch mit dem Offizier traf. Wichtiger war das »Mehr« und wen sie lieber hatte. Er zog sie an sich, aber sie machte sich frei.

»Du wirst mich umbringen«, sagte sie und lachte. »Lass mich gehen.«

»Ich bring dich ein Stück heim.«

»Nicht nötig. Dann ist Baby allein.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich bin zurück, wenn sie aufwacht.«

Er wollte ihre Hand halten, doch stattdessen ging er so dicht neben ihr, dass sich ihre Körper beim Gehen immer wieder berührten. Schon bald kehrte er um. Nur noch einen kurzen Weg von zu Hause entfernt, sah er zwei Soldaten, die bei einem Lastwagen standen und Gewehre in der Hand hielten.

»Du da! Bleib stehen!«, rief einer von ihnen.

Ugwu fing an zu laufen, bis er den Schuss hörte. Er war so ohrenbetäubend, so nah, dass er sich zu Boden fallen ließ und darauf wartete, dass sich der Schmerz in seinen Körper bohrte, denn er war sich sicher, dass er getroffen worden war. Doch es kam kein Schmerz. Als der Soldat auf ihn zulief, war das Erste, was Ugwu sah, das Paar Leinenschuhe an seinen Füßen, bevor er zu dem drahtigen Körper und dem finsteren Gesicht hochschaute. Um seinen Hals baumelte ein Rosenkranz. Der Geruch nach verbranntem Schießpulver kam aus seinem Gewehr.

»Komm jetzt, steh auf, du verdammter Zivilist! Und rüber da, zu den anderen!«

Ugwu stand auf, der Soldat schlug ihn auf den Hinterkopf, und ein splitterndes Licht breitete sich hinter seinen Augen aus. Einen Moment lang musste er die Füße in den lockeren Sand stemmen, um sich aufrecht zu halten, dann ging er zu den beiden anderen Männern hinüber, die mit erhobenen Armen dastanden. Einer war älter, mindestens fünfundsechzig, während der andere ein Jugendlicher von vielleicht fünfzehn Jahren war. Ugwu murmelte dem älteren Mann ein »Guten Tag« zu und stellte sich neben ihn, mit erhobenen Armen.

»Los, in den Lkw«, sagte der zweite Soldat. Sein dichter Bart bedeckte einen Großteil seiner Wangen.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Wenn es schon so weit ist, dass ihr jemanden in meinem Alter noch einziehen müsst, dann ist Biafra am Ende«, sagte der ältere Mann ruhig.

Der zweite Soldat schaute ihn an.

Der erste Soldat schrie: »Halt dein dreckiges Maul, *agadi!*«, und schlug den Mann ins Gesicht.

»Hör auf damit!«, sagte sein Kamerad. Er wandte sich an den älteren Mann. »Papa, geh.«

»Wie?« Der Ältere schaute ihn unsicher an.

»Geh, *gawa.*«

Der ältere Mann ging, zuerst langsam und unsicher, und rieb sich mit der Hand über die Stelle, wo er geohrfeigt worden war; dann verfiel er in ein stolperndes Laufen. Ugwu sah, wie er die Straße entlanglief und schließlich verschwand, und er wünschte sich, er könnte mit ein paar Sätzen bei ihm sein, ihn an die Hand nehmen und sich von ihm in die Freiheit ziehen lassen.

»Los jetzt, auf den Lastwagen!«, sagte der erste Soldat. Es schien, als hätte die Freilassung des älteren Mannes ihn wütend gemacht, doch er gab nicht dem zweiten Soldaten die Schuld daran, sondern den anderen neuen Rekruten. Er schubste sie. Der Jugendliche fiel hin, rappelte sich rasch auf und stieg auf die Ladefläche des Lastwagens. Sitze gab es keine; nur ein paar alte Basttaschen, Stöcke aus Rohleder und leere Flaschen lagen auf dem rostigen Boden herum. Ugwu war überrascht, als er einen Jungen sah, der ein Lied summte und aus einer alten Bierflasche trank. Ugwu nahm den scharfen Geruch nach selbstgebranntem Gin wahr, als er sich neben dem Jungen niederließ, und dachte, dass es vielleicht eher ein zu kurz geratener Mann war als ein Junge.

»Ich heiße High-Tech«, sagte er, und der Schnapsgeruch wurde stärker.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Mein Name ist Ugwu.« Ugwu betrachtete das übergroße T-Shirt, die zerrissenen Shorts, die Stiefel und das Barett, die der Junge trug. Es war wirklich ein Junge. Nicht älter als dreizehn. Doch der trockene Zynismus in seinen Augen ließ ihn viel älter wirken als den anderen Jugendlichen, der zusammengesunken gegenüber von ihnen saß.

»*Gi kwanu?* Wie heißt du denn?«, fragte High-Tech den anderen Jungen.

Der Junge schluchzte. Irgendwie kam er Ugwu bekannt vor; vielleicht war das einer der Jungen aus der Nachbarschaft, die vor Morgengrauen immer zum Bohrloch kamen, um Wasser zu holen. Ugwu tat er leid, aber er war auch wütend auf ihn, denn das Weinen des Jugendlichen ließ die Hoffnungslosigkeit ihrer Situation noch deutlicher und endgültiger zutage treten. Sie waren wirklich zur Armee eingezogen worden. Man würde sie ohne weitere Ausbildung an die Front schicken.

»Bist du denn kein Mann?«, fragte High-Tech den Jugendlichen. »*I bu nwanyi?* Warum benimmst du dich wie ein Weib?«

Der Jugendliche presste seine Hand vor die Augen und weinte weiter. High-Techs Spott wurde zu höhnischem Gelächter. »Der hier will nicht für unsere Sache kämpfen!«

Ugwu sagte nichts. High-Techs Gelächter und der Schnapsgeruch verursachten ihm Übelkeit.

»Ich bin bei der militärischen Aufhellung«, verkündete High-Tech. Er sprach zum ersten Mal Englisch. Ugwu war versucht, ihm zu sagen, dass er wahrscheinlich »Aufklärung« meinte; jedenfalls hätte dem Jungen der Unterricht in Olannas Klasse gutgetan.

»Unser Bataillon besteht aus Pionieren, und wir verwenden nur die mächtige *ogbunigwe*.« High-Tech rülpste und schaute in die Runde, als erwartete er Begeisterung von seinen Zuhörern. Ugwu hörte mit ausdrucksloser Miene zu. Vermutlich war es wichtig, High-Techs Respekt

Telegram:@shabarsbibliothek

zu erringen, und das würde ihm nur gelingen, wenn er nichts von der Angst, die sich langsam seiner bemächtigte, nach außen dringen ließ.

»Ich bin derjenige, der herausfindet, wo der Feind steht. Ich gehe ganz nah hin und klettere auf Bäume, um die exakten Stellungen herauszufinden, und dann benutzt der Kommandeur meine Informationen für seine Entscheidung, wo wir unseren Angriff starten.« High-Tech ließ Ugwu nicht aus den Augen, und Ugwu bemühte sich um einen gleichgültigen Gesichtsausdruck. »Bei meinem letzten Bataillon hab ich so getan, als wäre ich eine Waise, und hab mich ins feindliche Lager geschlichen. Man nennt mich High-Tech, weil mein erster Kommandeur einmal gesagt hat, dass ich besser bin als irgendwelche Hightech-Spionagegeräte.« Er schien begierig darauf, Ugwu zu beeindrucken. Ugwu streckte die Beine aus.

»Mit Aufhellung meinst du wahrscheinlich *Aufklärung*«, sagte er.

High-Tech schaute ihn einen Moment lang an, lachte und hielt ihm seine Flasche hin, aber Ugwu schüttelte den Kopf. High-Tech zuckte die Achseln, trank weiter, summte: »Biafra, gewinne den Krieg«, und klopfte mit dem Fuß auf dem Boden der Ladefläche den Takt dazu. Der Jugendliche weinte immer noch. Der erste Soldat saß am Steuer, rauchte irgendwelche getrockneten Blätter, die in Papier gerollt waren, und der Rauch war so beißend und die Fahrt so lang, dass Ugwu es nicht mehr länger aushielt, so dringend musste er pinkeln.

»Bitte, ich möchte anhalten, um zu pinkeln!«, rief er.

Der Soldat stoppte den Lastwagen und nahm das Gewehr in Anschlag. »Runter mit dir und pinkeln. Wenn du versuchst wegzulaufen, schieße ich.«

Es war derselbe Soldat, der bei ihrer Ankunft im Trainingslager, einer Ansammlung von Gebäuden einer ehemaligen Grundschule, die mit Palmwedeln verkleidet waren, Ugwu mit einer Glasscherbe den Kopf schor. Die Haut auf seinem kahlen Schädel war ganz weich und mit Schrammen

Telegram:@shabarsbibliothek

übersät von der groben Schur. Auf den Matten und Matratzen in den Klassenzimmern wimmelte es nur so von bissigen Wanzen. Die mageren Soldaten – die weder Stiefel noch Uniformen und noch nicht einmal die Sonnenhälfte auf ihren Ärmeln hatten – traten und schlugen und verhöhnten Ugwu während des Drills. Vom Exerzieren wurden ihm die Arme steif. Nach dem Hindernisrennen tobte ein pochender Schmerz in seinen Fußknöcheln. Beim Seilklettern holte er sich blutige Hände. Die Röllchen aus *garri*, für die er Schlange stand, und die dünne Suppe, die einmal am Tag aus einem großen Metallpott ausgeschenkt wurde, konnten seinen Hunger nicht stillen. Es war eine Welt voll beiläufiger Grausamkeit, in der er nichts zu sagen hatte, und langsam wuchs in seinem Inneren ein harter, dicker Knoten aus Angst.

Eine Schar Vögel nistete auf dem Dach des Klassenzimmers. Am Morgen wurde ihr Zwitschern von der scharfen Trillerpfeife des Kommandeurs übertönt, eine Stimme schrie: »Antreten! Antreten!«, man hörte das Laufen und Stolpern von Männern und Jungen. Am Nachmittag, wenn die Sonne ihren Tribut an Energie und gutem Willen forderte, fingen die Soldaten an, sich zu zanken, sie spielten Whot und erzählten sich von den Vandalen, die sie bei vergangenen Angriffen in die Luft gejagt hatten. Wenn einer von ihnen sagte: »Bald geht’s auf zum nächsten Angriff«, mischte sich bei dem Gedanken, dass er ein Soldat war und für Biafra kämpfte, auch Erregung in Ugwus Angst. Wäre er doch nur bei einem richtigen Bataillon gelandet, mit einem richtigen Gewehr in der Hand. Er erinnerte sich, wie Professor Ekwenugo die *ogbunigwe* als »hochexplosive Landmine« beschrieben hatte. Wie glamourös hatte das geklungen, was man über diese Landmine aus eigener Produktion gesagt hatte, über diesen Ojukwu-Eimer, wie sie volkstümlich auch genannt wurde, ein Wunderwerk, das die Vandalen in

Telegram:@shabarsbibliothek

derartiges Staunen versetzt hatte, dass es hieß, sie hätten ihren Truppen Viehherden vorausgeschickt, um herauszufinden, warum die *ogbunigwe* so viele Menschen töten konnte. Doch als er zu seiner ersten Ausbildungsstunde kam, starrte er fassungslos auf das, was da wirklich zu sehen war: ein schlichter Eisenbehälter voller Metallschrott.

Er wünschte, er hätte Eberechi von seiner Enttäuschung erzählen können. Gern hätte er ihr auch von seinem Kommandeur erzählt, dem Einzigen unter ihnen, der eine komplette Uniform trug, gebügelt und gestärkt, wie oft er in ein Radio brüllte, das senden und empfangen konnte, und wie er den Jugendlichen, der bei einer Trainingseinheit wegzulaufen versucht hatte, mit bloßen Händen geschlagen hatte, bis dem Jungen das Blut aus der Nase gelaufen war, und dann geschrien hatte: »Sperrt ihn ins Wachzimmer!« Am meisten dachte Ugwu an Eberechi, wenn die Frauen aus dem Dorf mit den Maniokröllchen und der dünnen Suppe kamen, und ab und zu brachten sie auch Gewinn-den-Krieg-Reis, der einfach mit Palmöl und sonst nichts gegart war. Manchmal kamen jüngere Frauen, gingen in das Quartier des Kommandeurs und kamen mit einem verlegenen Lächeln auf den Lippen wieder heraus. Die Wachen am Eingang hoben immer die Schranke, um die Frauen einzulassen, obwohl das gar nicht nötig gewesen wäre, weil die Frauen einfach darum herumgehen konnten. Einmal sah Ugwu, wie eine Gestalt mit schwingenden, runden Pobacken das Gelände verließ, und hätte am liebsten »Eberechi!« gerufen, obwohl er wusste, dass es nicht sie war. Während er nach Papierstückchen suchte, auf die er notieren konnte, was er jeden Tag machte, für den Fall, dass er Eberechi jemals wiedersehen würde, stieß er auf das Buch: *Die Geschichte des Frederick Douglass, eines amerikanischen Sklaven. Von ihm selbst erzählt*, das jemand unter eine der Schiefertafeln geklemmt hatte. Auf der ersten Seite stand in dunkelblauen Druckbuchstaben: EIGENTUM DES

Telegram:@shabarsbibliothek

COLLEGE. Er setzte sich auf den Boden und fing an zu lesen. Nach zwei Tagen hatte er das Buch fertig und fing gleich wieder von vorne an, ließ sich die Worte langsam auf der Zunge zergehen und versuchte sogar, manche Sätze auswendig zu lernen, zum Beispiel:

Selbst wenn es mich das Leben gekostet hätte, war ich entschlossen zu lesen. Haltet den schwarzen Mann von Büchern fern, haltet uns dumm, dann werden wir immer Sklaven sein.

High-Tech setzte sich gerne neben ihn, wenn er las. Manchmal summte er in nervtötender Eintönigkeit Lieder aus Biafra, ein anderes Mal plauderte er über dies und das. Ugwu beachtete ihn nicht. Eines Tages jedoch brachten die Frauen kein Essen, und die Männer hörten bis abends nicht auf zu murren. Als es dunkel wurde, stupste High-Tech Ugwu an und hielt ihm eine Büchse mit Sardinen hin. Ugwu griff danach. High-Tech lachte. »Wir müssen sie teilen«, sagte er, und Ugwu fragte sich, wie er an die Dose herangekommen war, wie ein so junger Mensch so selbstbeherrscht und gewieft sein konnte. Sie zogen sich hinter das Gebäude zurück und teilten sich den öligen Fisch.

»Die Vandalen essen gut, Mann!«, sagte High-Tech. »In dem letzten Lager, in das ich mich eingeschlichen habe, als ich mit dem Bataillon in Nteje war, haben die Frauen Suppe mit dicken, fetten Fleischstücken drin gekocht. Davon haben sie sogar unseren Männern etwas abgegeben, als wegen Ostern die Kämpfe eine Woche unterbrochen wurden.«

»Die haben aufgehört zu kämpfen, um Ostern zu feiern?«, staunte Ugwu.

High-Tech freute sich offensichtlich, endlich seine Aufmerksamkeit erregt zu haben. »Ja. Sie haben sogar zusammen Karten gespielt und Whisky getrunken. Manchmal wird einfach beschlossen, die

Telegram:@shabarsbibliothek

Kampfhandlungen einzustellen, damit sich alle ausruhen können.« High-Tech schaute Ugwu an und lachte. »Dein Haarschnitt ist so hässlich.«

Ugwu fasste sich an den Kopf, wo die schartige Glasscherbe einige Büschel hatte stehen lassen. »Ja.«

»Das ist deshalb, weil sie dich trocken geschoren haben«, sagte High-Tech. »Mit einer Rasierklinge und Seife kann ich dir das besser machen.«

High-Tech zog ein Stück grüne Seife aus der Tasche, schäumte Ugwus Kopf ein und rasierte ihn mit einer Klinge, bis er sich ganz glatt und weich anfühlte. Später, als High-Tech ihm zuflüsterte: »Angriff in zwei Tagen«, dachte Ugwu an die Leute, die sich den Kopf als Geste der Trauer abrasierten. Rasieren als ein Gedenken an den Tod. Er lag mit dem Gesicht nach oben auf seiner dünnen Matratze und lauschte dem hässlichen Schnarchen der Männer rund um ihn herum. Er hatte sich bei den anderen bewährt, weil er gut im Training war, weil er geschickt den Hindernissen auswich und an dem rauen Seil hochkletterte, aber einen Freund hatte er nicht gefunden. Er sprach sehr wenig. Die Geschichten der anderen wollte er nicht hören. Es war besser, die Last, die jeder mit sich herumschleppte, unberührt und ungestört zu lassen, denn sie gehörte jedem allein. Er dachte an den bevorstehenden Einsatz, daran, dass er mit seiner *ogbunigwe* Vandalen in die Luft jagen würde, und er dachte an Professor Ekwenugos zerfetzten Körper. Er stellte sich vor, wie er in einer mondbeschienenen, stillen Nacht leise aufstehen, hinausspringen und einfach loslaufen würde, bis nach Hause in den Hof in Umuahia, und wie er dort den Master und Olanna begrüßen und Baby umarmen würde. Doch er würde es nicht einmal versuchen, denn ein Teil von ihm wollte nirgendwo anders sein als hier.

Die Erde im Schützengraben fühlte sich an wie nasses Brot. Ugwu lag reglos da. Eine Spinne krabbelte seinen Arm hoch, aber er schlug nicht

Telegram:@shabarsbibliothek

nach ihr. Die Dunkelheit war vollkommen schwarz, und Ugwu stellte sich die haarigen Beine der Spinne vor und ihre Überraschung, nicht auf einen kalten Untergrund zu treffen, sondern auf warmes, menschliches Fleisch. Ab und zu kam der Mond hinter den Wolken hervor, und die dicken Bäume vor ihnen zeichneten sich unscharf ab. Irgendwo dort waren die Vandalen. Ugwu hoffte auf ein wenig mehr Licht; zuvor, als er seine *ogbunigwe* zehn Meter vor sich in die Erde gesenkt hatte, war der Mond großzügiger gewesen. Jetzt war die Dunkelheit schwer und brütend. Das Kabel fühlte sich kalt an in seiner Hand. Neben ihm murmelte ein Soldat leise Gebete, so leise, dass Ugwu das Gefühl hatte, er flüstere sie ihm ins Ohr. »Mutter Gottes, bete für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes.« Er schüttelte die Spinne ab und stand auf, als die Vandalen mit dem Beschuss anfingen. Das Rattern der Maschinengewehre war verstreut, einmal laut, dann wieder ganz schwach. Die Infanterie erwiderte das Feuer der Vandalen aus verschiedenen Richtungen, und diese Vandalen, diese dreckigen Viehtreiber, würden verwirrt sein und keine Ahnung davon haben, dass *ogbunigwe* auf sie warteten.

Ugwu dachte daran, wie Eberechi ihn sanft in die Haut seines Halses gekniffen hatte, an die feuchte Wärme ihrer Zunge in seinem Mund. Die Vandalen begannen mit Granatenbeschuss. Zuerst kam immer das Pfeifen eines Mörsers in der Luft und dann das Rumsen, wenn die Granate auf den Boden traf und glühend heißes Schrapnell herumflog. Ein Grasstreifen fing Feuer, leuchtete auf, und Ugwu entdeckte bei der Baumgruppe vor ihm ein Frettchen, das sich zusammengerollt hatte wie eine riesige Schildkröte. Dann sah er sie: gebückte Umrisse, die sich langsam vorwärtsbewegten, eine Truppe von Männern. Jetzt befanden sie sich in Schussweite, aber es kam zu früh für ihn, er hatte damit gerechnet, dass mehr geschehen würde, bevor sie sich ihm auslieferten, bevor er seine *ogbunigwe* zündete und diese

Telegram:@shabarsbibliothek

in einem Sprühregen gewalttätigen Metalls aus dem Mörser sauste. Er holte tief Luft. Ganz langsam und entschlossen fügte er Kabel und Stecker mit den Händen zusammen, und die sofortige, heftige Explosion überraschte ihn, obwohl er damit gerechnet hatte. Einen winzigen Moment lang krallte sich panische Angst in seine Eingeweide. Vielleicht hatte er doch nicht richtig gerechnet. Vielleicht hatte er danebengeschossen. Doch dann hörte er ganz nahe bei sich jemanden rufen: »Getroffen!« Das Wort dröhnte in seinem Kopf, während er lange Minuten wartete, bis er sich aus dem Graben hieven und hinüber zu den weit verstreuten Leichen der Vandalen gehen konnte.

»Zieht sie aus! Nehmt die Hosen und Hemden!«, rief jemand.

»Nur Stiefel und Gewehre!«, rief eine andere Stimme. »Keine Zeit. *Ngwa-ngwa!* Ihre Verstärkung ist unterwegs!«

Ugwu beugte sich über einen hageren Körper. Er zog ihm die Stiefel von den Füßen. In der Tasche stießen seine Finger auf eine Kolanuss und warmes, dickes Blut. Der nächste Körper, gleich daneben, bewegte sich, als Ugwu ihn berührte, und er wich zurück. Der Mann holte tief und keuchend ein letztes Mal Luft und lag dann still. Ugwu erschauderte. Neben ihm hielt ein Soldat ein paar Gewehre hoch und rief etwas.

»Lasst uns abhauen!«, rief Ugwu und wischte sich die blutigen Hände an der Hose ab.

Die anderen klopften ihm auf den Rücken und nannten ihn »Meisterschütze«, als sie zum Hauptquartier zurückmarschierten, um ihre Kabel abzugeben. »Hast du das aus dem Buch gelernt, das du liest?«, neckten sie ihn. Der Erfolg ließ ihn wie auf Wolken gehen. Das hielt auch die nächsten Tage noch an, in denen sie Whot spielten, Gin tranken und auf den nächsten Einsatz warteten. Er lag auf dem Boden, während High-Tech aus knisternd trockenen Blättern und altem Papier ein paar *wee-wee* rollte,

Telegram:@shabarsbibliothek

die sie dann zusammen rauchten. Er mochte Mars-Zigaretten lieber; von den *wee-wee* schien sich immer sein Körper aufzulösen, als wäre da plötzlich ein dünner Spalt zwischen Beinen und Hüfte. Sie machten sich gar nicht die Mühe zu verbergen, dass sie rauchten, denn der Kommandeur war glücklich, und die Nachrichten waren vielversprechend, jetzt, da Biafra Owerri von den Vandalen zurückerobert hatte. Die Regeln wurden nur noch lax gehandhabt; sie konnten sogar der Bar an der Schnellstraße einen Besuch abstatten.

»Es ist ein langer Weg«, sagte jemand, und High-Tech lachte und rief: »Natürlich requirieren wir ein Auto und fahren.«

Wenn High-Tech lachte, wurde Ugwu daran erinnert, dass er noch ein Kind war. Nur dreizehn. Inmitten der anderen neun Männer sah er auffallend klein aus, dachte Ugwu, während sie ihres Weges gingen. Das Geräusch ihrer Gummischlappen hallte auf der leeren Straße wider. Zwei von ihnen gingen barfuß. Eine Weile mussten sie warten, dann fuhr ein staubiger VW Käfer auf sie zu, sie schwärmten aus und blockierten die Straße. Der Wagen blieb stehen, und ein paar von ihnen trommelten auf die Motorhaube.

»Aussteigen! Scheiß-Zivilisten!«

Der Mann, der am Steuer saß, schaute sie streng an, als wäre er entschlossen, sich von ihnen nicht einschüchtern zu lassen. Auf dem Beifahrersitz fing seine Frau an zu weinen und zu flehen. »Bitte, wir sind auf der Suche nach unserem Sohn.«

Ein Soldat schlug mit voller Kraft auf die Haube. »Wir brauchen es für einen militärischen Einsatz!«

»Bitte, bitte, wir sind auf der Suche nach unserem Sohn. Man hat uns gesagt, er wurde im Flüchtlingslager gesehen.« Die Frau starrte High-Tech eine Weile mit gerunzelter Stirn an. Vielleicht hielt sie ihn für ihren Sohn.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Wir sterben für euch, und ihr fahrt hier im Auto spazieren?«, fragte ein Soldat und zerrte sie aus dem Wagen. Auch ihr Mann stieg jetzt aus, blieb aber beim Auto stehen. Seine Faust schloss sich fest um den Autoschlüssel.

»Das ist nicht in Ordnung, Offiziere. Sie haben kein Recht, dieses Auto zu beschlagnahmen Ich habe meinen Pass dabei. Ich arbeite für unsere Regierung.«

Einer der Soldaten ohrfeigte ihn. Der Mann taumelte, und der Soldat schlug ihn wieder und wieder und wieder, bis er zu Boden ging und ihm der Schlüssel aus der Hand fiel.

»Es ist genug!«, sagte Ugwu.

Ein anderer Soldat berührte den Mann am Hals und am Handgelenk, um zu prüfen, ob er noch atmete. Während sich die Soldaten ins Auto quetschten und in Richtung Bar fuhren, beugte sich die Frau über ihren Ehemann.

Das Mädchen an der Bar begrüßte sie und sagte, es gebe kein Bier.

»Bist du sicher, dass du kein Bier hast? Oder versteckst du es bloß, weil du denkst, wir bezahlen dich nicht?«, sagte einer der Soldaten zu ihr.

»Nein, es gibt kein Bier.« Sie war dünn, hatte scharfe Gesichtszüge und lächelte nicht.

»Wir haben den Feind vernichtet!«, sagte er. »Gib uns Bier!«

»Sie sagte, sie hat kein Bier«, sagte Ugwu barsch. Die laute Art des anderen nervte ihn; das war einer der Männer, die ihre *ogbunigwe* zurückgelassen und die Flucht ergriffen hatten, lange bevor die Vandalen in der Nähe gewesen waren. »Lass sie *kai-kai* bringen.«

Während das Mädchen ihnen eine Flasche Schnaps und kleine Metallbecher hinstellte, redeten die Soldaten über die nigerianischen Offiziere, darüber, wie sie Danjuma, Adekunle und Gowon nach dem Sieg

Telegram:@shabarsbibliothek

Biafras mit dem Kopf nach unten aufhängen würden. High-Tech fing an, ein paar *wee-wee* zu rollen. Ugwu kam irgendetwas auf dem noch ungerollten Stückchen Papier bekannt vor, das Wort »Geschichte«, aber das konnte nicht sein. Er schaute noch einmal hin. »Was ist das für ein Papier?«, fragte er.

»Das ist nur die erste Seite von deinem Buch.« High-Tech lächelte und hielt Ugwu den Joint hin.

Ugwu nahm ihn nicht. »Du hast mein Buch zerrissen?«

»Es ist nur die erste Seite. Ich hatte kein Papier mehr.«

Wut durchströmte Ugwu. Seine Ohrfeige war schnell und heftig, aber High-Tech bekam nicht die volle Wucht ab, weil er im letzten Moment geschickt auswich und Ugwu ihn nur an der Wange streifte. Ugwu hob noch einmal die Hand, doch die anderen Soldaten hielten ihn fest, zogen ihn weg, meinten, es sei doch nur ein Buch, und er solle noch etwas Gin trinken.

»Tut mir leid«, murmelte High-Tech.

Ugwu tat der Kopf weh. Alles um ihn herum bewegte sich so schnell. Er lebte nicht sein Leben; sein Leben lebte ihn. Er trank Glas um Glas und sah den anderen zu, wie ihre Münder sich öffneten und schlossen, aber es kamen nur widerliche Witzchen, erfundene Prahlereien und aufgebauschte Erinnerungen heraus. Bald wurde die Bar selbst, wurden die Bänke, die um einen Tisch herumstanden, zu einem säuerlich riechenden Nebel für ihn. Das Barmädchen brachte eine Flasche nach der anderen; Ugwu vermutete, dass der Schnaps in ihrem Hinterhof ein Stück die Straße entlang gebraut wurde. Schließlich stand er auf, ging pinkeln und lehnte sich anschließend an einen Baum, um frische Luft zu schnappen. Es war fast so wie in ihrem Hinterhof in Nsukka, wenn er dasaß und den Zitronenbaum, sein Kräutergärtchen und Jomos wohlgetrimmte Pflanzen betrachtete. Er blieb noch eine Weile draußen, bis er aus der Bar laute Schreie hörte. Vielleicht

Telegram:@shabarsbibliothek

hatte jemand irgendeine Wette gewonnen. Er war sie leid. Er war den Krieg leid. Als er schließlich wieder hineinging, blieb er in der Tür stehen. Das Barmädchen lag mit dem Rücken auf dem Boden, ihr Wickeltuch war um die Taille zusammengerollt. Einer der Soldaten drückte ihre Schultern hinunter, und ihre Beine waren weit, weit gespreizt. Sie schluchzte. »Bitte, bitte, *biko.*« Ihre Bluse hatte sie noch an. Zwischen ihren Beinen lag High-Tech. Seine Stöße waren ruckartig, die Haut an seinen kleinen Hinterbacken war dunkler als an seinen Beinen. Die Soldaten grölten.

»High-Tech, jetzt reicht's! Entladen und Rückzug!«

High-Tech grunzte, bevor er auf ihr zusammensank. Ein Soldat zog ihn von dem Mädchen weg und machte sich an seiner Hose zu schaffen, als einer rief: »Nein! Jetzt ist der Meisterschütze dran!«

Ugwu wich von der Tür zurück.

»*Ujo abiala o!* Unser Meisterschütze hat Schiss!«

Ugwu zuckte die Achseln und machte einen Schritt vorwärts. »Wer hat hier Schiss?«, sagte er verächtlich. »Ich esse bloß lieber vor den anderen, das ist alles.«

»Das Essen ist noch frisch!«

»Meisterschütze, bist du kein Mann? *I bukwa nwoke?*«

Auf dem Boden war das Mädchen still geworden. Ugwu zog seine Hose herunter, überrascht über die Schnelligkeit, mit der er eine Erektion bekommen hatte. Als er in sie eindrang, war sie trocken und verkrampft. Er schaute ihr nicht ins Gesicht, und er sah auch den Mann nicht an, der sie hinunterdrückte. Eigentlich sah er gar nichts, sondern bewegte sich nur schneller und schneller, und dann spürte er, wie er zum Höhepunkt kam und die Flüssigkeit in seinem Körper nach außen drängte, eine Erlösung, für die er sich selbst hasste. Einige der Soldaten klatschten, als er seinen

Telegram:@shabarsbibliothek

Reißverschluss hochzog. Dann endlich schaute er das Mädchen an. Sie starrte zurück, auf dem Gesicht einen Ausdruck eiskalten Hasses.

Es kamen noch mehr Einsätze. Manchmal wurde Ugwu von seiner Angst überwältigt, gelähmt. Die Angst trennte sein Denken von seinem Körper, teilte ihn in zwei Hälften, wenn er im Schützengraben lag, sich in den Schlamm drückte und sich in dem Gefühl aalte, dem Schlamm nahe zu sein, sich regelrecht in ihn einzuwühlen. Das *ka-ka-ka* der Schüsse, die Schreie der Männer, der Geruch des Todes, das Knallen der Detonationen über ihm und um ihn herum waren weit weg. Erst wenn er dann wieder zurück im Lager war, wurde seine Erinnerung ganz klar; er erinnerte sich an den Mann, der mit beiden Händen in seinen aufgerissenen Bauch gegriffen hatte, als wollte er seine Eingeweide davon abhalten, herauszuquellen, und an den, der noch etwas über seinen Sohn gemurmelt hatte, bevor er steif wurde. Und nach jedem Einsatz war alles wie neu. Ugwu schaute staunend auf sein Maniok. Er las Seiten seines Buches wieder und wieder. Er berührte seine Haut und dachte daran, wie sie verwesen würde.

Eines Nachmittags fuhr der Jeep des Kommandeurs ins Lager. Er hatte einen kränklichen Ziegenbock dabei, der mit zusammengebundenen Beinen auf der Seite lag und bei einem faulen Zivilisten beschlagnahmt worden war. Der Ziegenbock blökte schwach, und die Soldaten scharten sich um ihn herum, aufgeregt bei dem Gedanken an Fleisch. Zwei von ihnen schlachteten das Tier und machten ein Feuer, und als die großzügig geschnittenen Brocken gar waren, verlangte der Kommandeur, dass alles in sein Quartier gebracht wurde. Er brachte lange Minuten damit zu, den Inhalt der Schüssel genauestens zu prüfen, um sicherzugehen, dass die Ziege vollständig war: die Beine, der Kopf, die Hoden. Später kamen zwei Frauen aus dem Dorf und wurden in das Quartier des Kommandeurs

Telegram:@shabarsbibliothek

gebracht; die Soldaten warfen mit Steinen nach ihnen, als sie sehr viel später wieder gingen. Ugwu träumte, der Kommandeur habe die Hälfte des Ziegenbocks an die Soldaten verteilt, und sie hätten alles aufgegessen und sogar die Knochen verschluckt.

Als er aufwachte, war ein Radio laut gestellt, und High-Tech schluchzte. Umuahia war gefallen. Biafras Hauptstadt war verloren. Ein Soldat warf die Hände in die Luft und rief: »Dieser Ziegenbock, dieser Bock war ein schlechtes Omen! Alles ist verloren! Wir müssen kapitulieren!« Die anderen Soldaten waren kleinlaut. Selbst die Aussage des Kommandeurs, der von einem geheimen geplanten Gegenangriff zur Rückeroberung von Umuahia zu wissen glaubte, konnte ihre Stimmung nicht heben. Die Ankündigung, Seine Exzellenz würde sie besuchen, dagegen schon. Die Soldaten kehrten das Gelände, wuschen ihre Kleidung und setzten sich in Reih und Glied auf die Bänke, um ihn willkommen zu heißen. Als der Konvoi von Jeeps und Pontiacs auf das Gelände bog, standen alle auf und salutierten.

Ugwus Salut war kraftlos, denn er machte sich Sorgen um Olanna und den Master und Baby in Umuahia; Seine Exzellenz interessierte ihn nicht, und sein Kommandeur war ihm egal. Auch die anderen Offiziere mit ihrem überheblichen Getue und der Art und Weise, die Soldaten wie Schlachtvieh zu behandeln, waren ihm gleichgültig. Nur einen Captain bewunderte er, einen einzelgängerischen und disziplinierten Mann namens Ohaeto. Und so kam es, dass Ugwu an dem Tag, als er zufällig neben Captain Ohaeto im Graben lag, beschloss, ihn zu beeindrucken. Der Graben war nicht feucht; es gab mehr Ameisen als Spinnen. Ugwu spürte am Rattern des Gewehrfeuers und am Krachen der Mörser, dass die Vandalen heute näher waren. Doch es war nicht genug Licht da, um scharf zu sehen. Er hätte Captain Ohaeto so gerne beeindruckt, wenn nur das Licht nicht so

Telegram:@shabarsbibliothek

schummrig gewesen wäre. Gerade wollte er Kabel und Stecker miteinander verbinden, als pfeifend etwas an seinem Ohr vorbeiflog, und kurz darauf brannte sich ein stechender Schmerz tief in seinen Rücken ein. Neben ihm war Captain Ohaeto nur noch eine blutende, zerstückelte Masse. Dann spürte Ugwu, wie er aus dem Graben gehoben wurde, hilflos, glücklos. Und als er landete, war es mehr die Wucht seines eigenen Gewichts als der brennende Schmerz, was ihn betäubte und still werden ließ.

Telegram:@shabarsbibliothek

30

Richard rutschte so weit wie möglich weg von den beiden amerikanischen Journalisten im Auto und drückte sich an die Tür des Peugeot. Er hätte sich wirklich besser nach vorne setzen und den Sanitätsoffizier bitten sollen, nach hinten zu gehen. Doch er hatte nicht damit gerechnet, dass die beiden so schlecht riechen würden, Charles, der Dickliche, der einen zerbeulten Hut trug, und Charles, der Rothaarige, mit dem Kinn voll rötlicher Stoppeln.

»Ein Journalist aus dem Mittleren Westen und einer aus New York kommen nach Biafra, und beide heißen sie Charles. Ganz schöner Zufall, oder?«, sagte der Dickliche lachend, nachdem sie sich vorgestellt hatten. »Und unsere beiden Mütter nennen uns Chuck!«

Richard war sich nicht sicher, wie lange sie in Lissabon darauf gewartet hatten, an Bord ihres Flugzeugs gehen zu können, aber in São Tomé allein hatte sich die Warterei auf einen Hilfsflug nach Biafra über siebzehn Stunden hingezogen. Sie brauchten dringend ein Bad. Als der Dickliche, der neben Richard saß, von seinem ersten Besuch in Biafra gleich nach Kriegsbeginn erzählte, dachte Richard, eine Mundspülung könnte ihm auch nicht schaden.

»Ich bin mit einem richtigen Flugzeug gekommen, und wir sind am Flughafen von Port Harcourt gelandet«, sagte er. »Diesmal dagegen war es ein Flugzeug ohne Licht, und man musste auf dem Boden sitzen, zusammen mit zwanzig Tonnen Milchpulver. Wir sind so verflucht niedrig geflogen, dass ich beim Rausschauen die orangeroten Detonationen der

Telegram:@shabarsbibliothek

nigerianischen Flugabwehr gesehen habe. Ich hatte vor Angst die Hosen gestrichen voll.« Er lachte. Sein pummeliges Gesicht war breit und angenehm.

Der Rothaarige lachte nicht. »Wir wissen ja gar nicht genau, ob es die nigerianische Abwehr war. Das hätte auch die von Biafra gewesen sein können.«

»Ach, komm!« Der Dickliche schaute Richard an, aber der setzte eine undurchdringliche Miene auf. »Natürlich war das nigerianischer Beschuss.«

»Jedenfalls packen die Leute von Biafra Waffen und Nahrungsmittel gleichzeitig in ihre Flugzeuge«, sagte der Rote. Er wandte sich an Richard. »Das stimmt doch, oder?«

Richard mochte ihn nicht. Er mochte weder die wässrig-grünen Augen noch das sommersprossige Gesicht. Als er die beiden am Flughafen kennengelernt, ihnen ihre Pässe gegeben und ihnen gesagt hatte, er würde ihr Führer sein und die Regierung von Biafra heiße sie willkommen, war ihm der Ausdruck höhnischer Belustigung im Gesicht des Rothaarigen sofort sauer aufgestoßen. Als wollte er sagen: Ach, *Sie* sprechen im Namen von Biafra?

»Unsere Hilfsflüge transportieren nur Nahrungsmittel«, sagte Richard.

»Natürlich«, sagte der Rothaarige. »Nur Nahrungsmittel, klar.«

Der Dickliche lehnte sich über Richard hinweg, um aus dem Fenster zu schauen. »Ich kann es gar nicht glauben, dass die Leute Auto fahren und herumlaufen. Man könnte meinen, es herrsche gar kein Krieg.«

»Bis es einen Luftangriff gibt«, sagte Richard. Er war in den Sitz gesunken und hielt die Luft an.

»Ist es möglich, die Stelle zu sehen, wo die Armee von Biafra diesen italienischen Ölarbeiter erschossen hat?«, fragte der Rothaarige. »Wir haben

Telegram:@shabarsbibliothek

was darüber in der *Tribune* gebracht, aber ich würde gern einen längeren Artikel schreiben.«

»Nein, das ist nicht möglich«, sagte Richard barsch.

Der Rothaarige schaute ihn an. »Na gut. Aber können Sie mir was Neues darüber erzählen?«

Richard atmete aus. Es war, als würde man Pfeffer in eine Wunde reiben: Tausende von Menschen waren in Biafra ums Leben gekommen, und dieser Mann hier wollte wissen, ob es etwas Neues über einen einzigen toten Weißen gab. Darüber würde Richard schreiben – über die Regeln des westlichen Journalismus: Einhundert Schwarze entsprechen einem toten Weißen. »Es gibt nichts Neues zu berichten«, sagte er. »Das Gebiet ist mittlerweile besetzt.«

Am Kontrollpunkt sprach Richard auf Igbo mit der Frau vom Zivilschutz. Sie prüfte ihre Pässe, lächelte vielsagend, und Richard lächelte zurück; mit ihrer mageren Figur und der flachen Brust erinnerte sie ihn an Kainene.

»Sah so aus, als wäre sie wirklich interessiert«, sagte der Dickliche. »Habe gehört, dass hier eine Menge kostenloser Sex zu haben ist. Aber haben die Mädels hier nicht irgendeine sexuell übertragbare Krankheit? Diese Bonny Disease? Ihr Typen müsst hier ganz schön aufpassen, damit ihr euch kein kleines Souvenir mit nach Hause nehmt.«

Richard ärgerte sich über seine anmaßende Art. »Das Flüchtlingslager, das wir besuchen, wird von meiner Frau geleitet.«

»Wirklich? Ist sie schon lange hier?«

»Sie ist aus Biafra.«

Der Rothaarige hatte die ganze Zeit aus dem Fenster geschaut. Jetzt wandte er sich Richard zu. »Ich hatte mal einen englischen Freund am College, der ist auch total auf farbige Girls abgefahren.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Der Dickliche sah so aus, als wäre es ihm peinlich. Schnell sagte er: »Sie sprechen Igbo ziemlich gut, oder?«

»Ja«, antwortete Richard. Fast hätte er ihnen die Fotos von Kainene und dem umflochtenen Topf gezeigt, aber er entschied sich dagegen.

»Ich würde sie gerne kennenlernen«, sagte der Dickliche.

»Heute ist sie nicht da. Sie versucht, mehr Nahrungsmittel für das Lager zu bekommen.«

Er stieg als Erster aus dem Wagen und sah die beiden Dolmetscher, die auf sie warteten. Es nervte ihn, dass sie da waren. Zwar stimmte es, dass ihm manchmal Redewendungen, sprachliche Feinheiten und Dialektausdrücke des Igbo fehlten, aber die Direktion schickte ihm die Dolmetscher dennoch immer vorschnell. Die meisten der Flüchtlinge, die draußen saßen, schauten sie mit matter Neugier an. Ein ausgemergelter Mann ging auf und ab. Er trug einen Dolch um die Taille gebunden und redete mit sich selbst. Faulige Gerüche hingen schwer in der Luft. Eine Gruppe Kinder grillte eine Ratte über einem Feuer.

»O mein Gott.« Der Dickliche nahm seinen Hut ab und starrte die Kinder an.

»Die Nigger sind noch nie besonders wählerisch gewesen mit dem, was sie essen«, murmelte der Rothaarige.

»Was haben Sie gesagt?«, fragte Richard.

Aber der Rothaarige tat so, als hätte er ihn nicht gehört, und eilte mit einem der Dolmetscher voraus zu einer Gruppe Männer, die Dame spielten.

Der Dickliche sagte: »Wissen Sie, in São Tomé liegt das Essen haufenweise rum und wimmelt von Kakerlaken, weil es keine Möglichkeit gibt, es einzufliegen.«

»Ja.« Richard blieb stehen. »Wäre es in Ordnung, wenn ich Ihnen ein paar Briefe mitgebe? Sie sind an die Eltern meiner Frau in London.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Klar, ich gebe sie in die Post, sobald ich hier raus bin.« Der Dickliche holte einen großen Schokoriegel aus seinem Rucksack, wickelte ihn aus und nahm zwei Bissen. »Hören Sie, ich wünschte, ich könnte mehr tun.«

Er ging zu den Kindern, gab ihnen ein paar Süßigkeiten, machte Fotos von ihnen, und sie scharten sich schreiend um ihn und bettelten um mehr. Einmal sagte er: »Das ist aber ein hübsches Lächeln!« Als er von ihnen abließ, kehrten die Kinder zu ihren gegrillten Ratten zurück.

Der Rothaarige kam herbeigeeilt, die Kamera baumelte bei jedem seiner Schritte hin und her. »Ich möchte richtige Bewohner von Biafra sehen«, sagte er.

»Richtige Bewohner von Biafra?«, fragte Richard.

»Ich meine, schauen Sie sich die doch mal an. Die haben doch schon seit zwei Jahren keine anständige Mahlzeit mehr gegessen. Ich verstehe einfach nicht, wie die immer noch über ›die Sache‹ und Biafra und Ojukwu reden können.«

»Entscheiden Sie eigentlich immer schon vor einem Interview, welchen Antworten Sie Glauben schenken und welchen nicht?«, fragte Richard nachsichtig.

»Ich möchte in ein anderes Flüchtlingslager.«

»Natürlich, ich bringe Sie in ein anderes.«

Das zweite Flüchtlingscamp, das weiter im Inneren der Stadt lag, war kleiner, roch besser und war in einem ehemaligen Rathaus untergebracht. Eine Frau mit einem Arm saß auf der Treppe und erzählte einer Gruppe von Leuten eine Geschichte. Richard bekam gerade noch das Ende mit – »Aber da kam der Geist des Mannes heraus und sprach auf Hausa zu den Vandalen, und sie ließen sein Haus in Ruhe« – und beneidete sie um ihren Geisterglauben.

Telegram:@shabarsbibliothek

Der Rothaarige ließ sich auf der Treppe neben der Frau nieder und fing an, mit Hilfe des Dolmetschers mit ihr zu reden.

Haben Sie Hunger? Natürlich, wir haben alle Hunger.

Verstehen Sie, warum Krieg herrscht? Ja, die Hausa-Vandalen wollten uns alle umbringen, aber Gott hat nicht geschlafen.

Möchten Sie, dass der Krieg beendet wird? Ja, Biafra wird sehr bald siegen.

Und was, wenn Biafra nicht siegt?

Die Frau spuckte auf den Boden und schaute zuerst den Dolmetscher und dann den Rothaarigen an. Es war ein langer, mitleidiger Blick. Schließlich stand sie auf und ging hinein.

»Unglaublich«, sagte der Rothaarige. »Diese Propagandamaschinerie in Biafra ist wirklich irre.«

Richard kannte diesen Typ. Er war wie die Leute von Präsident Nixon, die zur Recherche aus Washington kamen, oder wie die Kommissionsmitglieder von Premierminister Wilson, die mit ihren garantiert wirksamen Proteintabletten und ihren garantiert unbeirrbaren Ansichten über die Sachlage hierherkamen: dass Nigeria keine Zivilisten bombardiere, dass die Hungersnot weit übertrieben werde und dass alles so weit in Ordnung sei, wie es das in einem Krieg eben sein könne.

»Es gibt keine Propagandamaschinerie«, sagte Richard. »Je mehr Zivilisten sie bombardieren, desto größer wird der Widerstand.«

»Stammt das von Radio Biafra?«, fragte der Rothaarige. »Klingt wie aus dem Radio.«

Richard gab keine Antwort.

»Die essen alles«, sagte der Dickliche und schüttelte den Kopf. »Jedes mickrige grüne Blättchen ist zum Gemüse geworden.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Wenn Ojukwu dem Hunger ein Ende machen wollte, könnte er einfach der Errichtung eines Luftkorridors für Hilfsflüge zustimmen. Diese Kinder müssen keine Nagetiere essen«, sagte der Rothaarige.

Der Dickliche machte jetzt Fotos. »Aber so einfach ist es auch wieder nicht«, sagte er. »Er muss auch an die Sicherheit denken. Schließlich führt er verdammt nochmal einen Krieg.«

»Ojukwu wird kapitulieren müssen. Das ist Nigerias letzter Vorstoß, und Biafra kann sich von all den Gebietsverlusten nicht mehr erholen«, sagte der Rothaarige.

Der Dickliche holte noch einen Schokoriegel aus seiner Tasche.

»Was macht denn Biafra jetzt in Sachen Öl, jetzt, da sie den Hafen verloren haben?«, fragte der Rothaarige.

»Wir können auf einigen Ölfeldern in Egbema immer noch fördern«, sagte Richard, machte sich aber nicht die Mühe zu erklären, wo Egbema lag. »Wir bringen das Rohöl nachts in unsere Raffinerien, in unbeleuchteten Tankern, um den Bombern auszuweichen.«

»Sie sagen ständig ›wir‹«, sagte der Rothaarige.

»Ja, ich sage ständig ›wir‹.« Richard schaute ihn an. »Sind Sie schon einmal in Afrika gewesen?«

»Nein, erstes Mal. Wieso?«

»Nur so.«

»Wollen Sie damit sagen, ich habe keine Erfahrung mit dem Dschungel? Immerhin war ich drei Jahre in Asien stationiert«, sagte der Rothaarige und lächelte.

Der Dickliche kramte in seinem Rucksack herum und förderte eine Flasche Brandy zutage. Er gab sie Richard. »Die habe ich in São Tomé gekauft. Hab keine Zeit gehabt, einen Schluck zu nehmen. Tolles Zeug.«

Richard nahm die Flasche entgegen.

Telegram:@shabarsbibliothek

Bevor er sie nach Uli fuhr, von wo aus sie ausgeflogen werden sollten, gingen sie in ein Guesthouse und nahmen ein Abendessen aus Reis und Hühnereintopf zu sich. Richard fand den Gedanken schrecklich, dass die Regierung von Biafra für die Mahlzeit des Rothaarigen bezahlte. Am Flughafengebäude war nur wenig Autoverkehr; die Landebahn im Hintergrund war pechschwarz. Der Flugplatzmanager in seiner knappsitzenden Khakiuniform kam heraus, schüttelte ihnen die Hand und sagte: »Das Flugzeug wird jeden Moment erwartet.«

»Es ist lächerlich, dass sie in diesem Dreckloch hier immer noch streng nach Protokoll verfahren«, sagte der Rothaarige. »Als ich ankam, haben sie meinen Pass abgestempelt und mich gefragt, ob ich etwas zu verzollen hätte.«

Eine laute Explosion brachte die Luft zum Beben. Der Flugplatzmanager schrie: »Hier entlang!«, und sie liefen hinter ihm her in das halbfertige Gebäude. Sie legten sich flach auf den Boden. Die Jalousien klapperten und ratterten. Der Boden bebte. Dann hörten die Detonationen auf, und es folgte vereinzeltes Gewehrfeuer. Schließlich stand der Flugplatzmanager auf und klopfte seine Kleidung ab. »Keine Probleme mehr. Gehen wir.«

»Sind Sie wahnsinnig?«, schrie der Rothaarige.

»Sie fangen erst mit dem Schießen an, wenn ihnen die Bomben ausgehen«, sagte der Flugplatzmanager leichthin. Er war schon wieder auf dem Weg nach draußen.

Auf der Landebahn waren Leute mit einem Lastwagen bereits damit beschäftigt, die Bombenkrater auszubessern und sie mit Kies aufzufüllen. Kurz blinkten die Lichter der Landebahn auf, dann war die Dunkelheit wieder vollständig und absolut; Richard spürte, wie ihm in der schwarzblauen Finsternis ganz schummrig wurde. An und wieder aus. Ein

Telegram:@shabarsbibliothek

Flugzeug war im Anflug; mit einem holprigen Rums setzte es auf der Landebahn auf.

»Ist es gelandet?«, fragte der Dickliche.

»Ja«, sagte Richard.

Die Lichter blinkten, an und aus. Drei Flieger waren gelandet, und Richard war erstaunt darüber, wie schnell mehrere Lastautos mit ausgeschalteten Scheinwerfern auf sie zufuhren. Männer zerrten Säcke aus dem Flugzeuginneren. Die Lichter gingen an und aus. Piloten schrien: »Macht schnell, ihr Faulpelze! Holt alles raus! Wir wollen hier nicht bombardiert werden! Jetzt bewegt euch mal, Jungs! Dalli, dalli, verdammt nochmal!« Man hörte einen amerikanischen Akzent, Afrikaans, Irisch.

»Die Kerle könnten aber schon ein bisschen höflicher sein«, sagte der Dickliche. »Die kriegen doch Tausende von Dollar dafür, dass sie die Hilfsgüter einfliegen.«

»Ihr Leben ist in Gefahr«, sagte der Rothaarige.

»Das der Männer, die die Flugzeuge löschen, auch.«

Jemand zündete eine Sturmlampe an, und Richard fragte sich, ob der nigerianische Bomber, der irgendwo über ihnen lauerte, das Licht sehen konnte. Überhaupt fragte er sich, wie viele nigerianische Bomber da oben lauerten.

»Einige unserer Leute sind im Dunkeln in die rotierenden Propeller gelaufen«, sagte Richard ruhig. Er war sich nicht sicher, wieso er das gesagt hatte; vielleicht wollte er den Rothaarigen mit seiner selbstgefälligen Überheblichkeit schockieren.

»Und was ist mit ihnen passiert?«, fragte der Dickliche.

»Was glauben Sie denn, was mit ihnen passiert ist?«

Ein Auto fuhr langsam auf sie zu; seine Scheinwerfer waren aus. Es hielt direkt neben ihnen, Türen gingen auf und zu, und kurz darauf traten fünf

Telegram:@shabarsbibliothek

ausgemergelte Kinder und eine Nonne in blauweißem Habit zu ihnen. Richard begrüßte die Ordensfrau. »Guten Abend. *Kee ka I me?*«

Sie lächelte. »Oh, Sie sind der *onye ocha*, der Igbo spricht. Sie schreiben diese wunderbaren Dinge über unsere Sache. Gut so!«

»Fliegen Sie nach Gabun?«

»Ja.« Sie bat die Kinder, sich auf die Holzbohlen zu setzen. Richard ging auf sie zu, um sie näher zu betrachten. In dem schummrigen Licht sah die Schleimschicht auf ihren Augen dick und milchig aus. Die Nonne hatte das kleinste der Kinder im Arm, ein verschrumpeltes kleines Ding mit stöckchenartigen Beinen und einem Bauch wie eine Schwangere. Richard konnte nicht erkennen, ob das Kind ein Junge oder ein Mädchen war, und das machte ihn so wütend, dass er, als der Rothaarige fragte: »Woher wissen wir, wann wir in den Flieger einsteigen können?«, keine Antwort gab.

Eines der Kinder machte Anstalten aufzustehen, kippte nach vorne um und blieb einfach liegen, reglos und mit dem Gesicht nach unten. Die Nonne setzte das kleinste der Kinder auf den Boden und hob das gefallene auf. »Setzt euch hierher. Wenn ihr irgendwohin lauft, gibt es Schläge«, sagte sie zu den anderen und lief davon.

Der Dickliche fragte: »Ist das Kind eingeschlafen oder was?«

Richard gab auch ihm keine Antwort.

Schließlich murmelte der Dickliche: »Scheiß auf die amerikanische Politik.«

»An unserer Politik ist nichts auszusetzen«, sagte der Rothaarige.

»Wer Macht hat, trägt auch Verantwortung. Ihre Regierung weiß doch, dass die Leute sterben!«, sagte Richard mit erhobener Stimme.

»Natürlich weiß meine Regierung, dass Leute sterben«, sagte der Rothaarige. »Leute sterben im Sudan und in Palästina und in Vietnam.

Telegram:@shabarsbibliothek

Überall sterben Leute.« Er setzte sich auf den Boden. »Letzten Monat haben sie die Leiche meines kleinen Bruders aus Vietnam heimgeflogen, verdammt nochmal.«

Weder Richard noch der Dickliche sagten etwas. Während des langen Schweigens, das folgte, traten selbst die Rufe der Piloten und die Löschgeräusche von draußen in den Hintergrund. Später, als man sie eilig auf die Landebahn gefahren hatte, sie in ihre Flugzeuge gesprungen waren und diese abhoben, geleitet von den sporadisch aufblinkenden Lichtern, kam Richard wieder der Titel seines geplanten Buches in den Sinn: *Die Welt schwieg, als wir starben.* Er würde es nach dem Krieg schreiben, eine Geschichte über Biafras schwierigen Sieg, eine Anklage an die Welt. Als er wieder in Orlu war, erzählte er Kainene von den Journalisten, dass er auf den Rothaarigen wütend gewesen war und doch auch Mitleid für ihn empfunden hatte, wie unglaublich allein er sich in ihrer Anwesenheit gefühlt hatte und wie ihm plötzlich wieder der Titel des Buches eingefallen war.

Sie hob fragend die Augenbrauen. »Wir? Die Welt schwieg, als *wir* starben?«

»Ich werde mich bemühen, darauf hinzuweisen, dass die nigerianischen Bomben sorgfältig darauf bedacht waren, jeden mit britischem Pass zu verschonen«, sagte er.

Kainene lachte. Sie lachte oft in diesen Tagen. Sie lachte, als sie ihm von dem mutterlosen Baby erzählte, das sich so verzweifelt ans Leben klammerte, von dem jungen Mädchen, in das sich Inatimi gerade verliebte, und von der Frau, die abends immer sang. Sie lachte auch an dem Morgen, als Olanna und er sich endlich wiedersahen. Olanna ergriff als Erste das Wort: »Hallo, Richard«, sagte sie, und er sagte: »Hallo, Olanna«, und

Telegram:@shabarsbibliothek

Kainene lachte und meinte: »Richard konnte sich einfach keine Reisen mehr ausdenken.«

Aufmerksam suchte er in Kainenes Gesicht nach Anzeichen für einen Rückzug, für eine Rückkehr der Wut, nach irgendetwas. Doch da war nichts; das Lachen machte die Kanten ihres Kinns ganz weich. Und auch die Anspannung, die schwere Last der Erinnerung und des Bedauerns, mit denen er im Falle einer Begegnung mit Olanna gerechnet hatte, stellten sich einfach nicht ein.

7. Das Buch: Die Welt schwieg, als wir starben

Für den Epilog schreibt er ein Gedicht, das einem von Okeomas Gedichten nachempfunden ist. Er nennt es

HABT IHR GESCHWIEGEN, ALS WIR STARBEN?

Habt Ihr achtundsechzig die Fotos gesehen
Von den Kindern, deren Haare zu Rost wurden:
Diese armseligen Büschel auf ihren Köpfchen,
Die dann ausfielen, wie vermoderte Blätter auf Staub?

Stellt Euch Kinder vor mit Armen wie Zahnstocher.
Mit Bäuchen wie Fußbälle und Haut so dünn wie Papier.
Es war Kwashiorkor – ein schwieriges Wort.
Und doch war es nicht hässlich genug, eine Sünde.

Telegram:@shabarsbibliothek

Ihr braucht es Euch nicht vorzustellen.
Es gibt Hochglanzfotos in *Life*.
Habt Ihr sie gesehen? Hat es Euch kurz leidgetan,
Und nahmt Ihr dann Eure Frau in den Arm?

Ihre Haut hatte den Ton von schwachem Tee
Wie Spinnweben darunter die Venen und mürben Knochen;
Nackte Kinder, die lachten; als würde der Mann
Nicht Fotos machen und dann wieder gehen, ohne sie.

Telegram:@shabarsbibliothek

31

Olanna sah die vier zerlumpten Soldaten, die einen Leichnam auf ihren Schultern trugen. Heftige Panik ergriff sie, fast schwanden ihr die Sinne. Sie blieb stehen, sicher, dass es Ugwus Leiche war, bis die Soldaten schnell und schweigend an ihr vorbeigelaufen waren und ihr bewusst wurde, dass der Tote für Ugwu zu groß gewesen war. Seine Füße waren aufgesprungen und mit einer dicken Schicht Schlamm verkrustet; er hatte ohne Schuhe gekämpft. Olanna sah den Soldaten hinterher und versuchte, ihre Übelkeit zu bekämpfen, das Gefühl der Vorahnung abzuschütteln, das schon seit Tagen ihren Kopf umnebelte.

Später erzählte sie Kainene, wie groß ihre Angst um Ugwu war und wie stark manchmal das Gefühl in ihr, gleich würde sie um eine Ecke gehen und von einer Tragödie zu Boden geworfen werden. Kainene legte ihr einen Arm um die Schulter und sagte, sie solle sich keine Sorgen machen. Madu hatte an alle Bataillonskommandeure eine Nachricht geschickt, sie sollten nach Ugwu Ausschau halten; sie würden herausfinden, wo er war. Doch wenn Baby fragte: »Kommt Ugwu heute zurück, Mummy Ola?«, bildete sich Olanna ein, auch Baby müsse eine Vorahnung haben. Als sie nach Umuahia zurückkehrte und Mama Oji ihr ein Päckchen überreichte, das jemand gebracht hatte, fragte sie sich auf der Stelle, ob es wohl eine Nachricht von Ugwu enthalten könne. Ihre Hände zitterten, als sie auf den in braunes Packpapier gewickelten Karton hinabschaute; die Faltkanten waren ganz exakt nachgezogen. Dann erkannte sie die Handschrift von Mohammed, der das Päckchen in langen, eleganten Schwüngen an die

Telegram:@shabarsbibliothek

Universität von Biafra adressiert hatte; von dort war es ihr nachgeschickt worden. Im Inneren befanden sich Taschentücher, blütenweiße Unterwäsche, mehrere Stücke Lux-Seife und Schokolade, das reinste Wunder, dass sie heil bei ihr angekommen waren, auch wenn er das Päckchen über das Rote Kreuz geschickt hatte. Sein Brief war drei Monate alt, duftete aber immer noch schwach nach seinem süßen Moschusrasierwasser. Einzelne Sätze blieben ihr im Gedächtnis haften:

Ich habe dir so viele Briefe geschickt und war immer unsicher, welcher davon bei dir angekommen ist. Meine Schwester Hadiza hat im Juni geheiratet. Ich denke ständig an dich. Meine Leistungen im Polo haben sich deutlich verbessert. Es geht mir gut, und ich weiß, dir und Odenigbo wird es auch gutgehen. Bitte melde dich doch einmal.

Sie drehte eine Schokolade in den Händen hin und her, starrte auf die Aufschrift MADE IN SWITZERLAND, zupfte an der Alufolie herum. Dann schleuderte sie die Tafel quer durch das Zimmer. Mohammeds Brief machte sie wütend; er beleidigte die Realität, in der sie lebte. Doch er konnte gar nicht wissen, dass sie kein Salz hatten, dass Odenigbo jeden Tag *kai-kai* trank, dass Ugwu eingezogen worden war und sie ihre Perücke verkauft hatte. Das alles konnte er gar nicht wissen. Und doch ärgerte sie sich darüber, dass die Struktur seines alten Lebens völlig intakt geblieben war, so unwiderruflich intakt, dass er ihr sogar vom Polospielen schreiben konnte.

Mama Oji klopfte; Olanna holte tief Luft, um sich zu beruhigen, bevor sie die Tür aufmachte und ihr ein Stück Seife gab.

»Danke.« Mama Oji hielt die Seife in beiden Händen, hob sie an ihre Nase und schnüffelte daran. »Aber das Päckchen war groß. Sind keine

Telegram:@shabarsbibliothek

Lebensmitteldosen drin? Oder hebst du alles für deine sabotierende Freundin Alice auf?«

»*Ngwa*, gib mir die Seife zurück«, sagte Olanna. »Mama Adanna wird sie bestimmt zu schätzen wissen.«

Mama Oji hob schnell den Saum ihrer Bluse an und steckte das Seifenstück in ihren fadenscheinigen BH. »Du weißt, dass ich dir dankbar bin.«

Von der Straße kamen laute Stimmen, und sie gingen beide nach draußen. Eine Gruppe von Angehörigen der Miliz mit Macheten in der Hand schob zwei Frauen vor sich her. Sie weinten, als sie die Straße entlangstolperten; ihre Wickeltücher waren zerrissen, ihre Augen gerötet. »Was haben wir denn gemacht? Wir sind keine Saboteure! Wir sind Flüchtlinge aus Ndoni! Wir haben nichts gemacht!«

Pastor Ambrose lief auf die Straße hinaus und begann zu beten. »Gott, Vater im Himmel, vernichte die Saboteure, die dem Feind den Weg weisen! Feuer des Heiligen Geistes!«

Einige der Nachbarn liefen hinaus, um den Frauen hinterherzuspucken, mit Steinen zu werfen und ihnen nachzugrölen: »Sabo-Weiber! Gott strafe euch! Sabo-Weiber!«

»Sie sollten ihnen Autoreifen um den Hals hängen und sie anzünden«, sagte Mama Oji. »Jeden einzelnen Saboteur sollten sie verbrennen.«

Olanna faltete Mohammeds Brief zusammen, dachte an die schlaffen, halbentblößten Bäuche der Frauen und sagte nichts.

»Du solltest bei dieser Alice auf der Hut sein«, sagte Mama Oji.

»Lass Alice in Ruhe. Sie ist keine Saboteurin.«

»Sie ist so eine, die anderen Frauen den Mann stiehlt.«

»Was?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Jedes Mal, wenn du nach Orlu fährst, kommt sie aus ihrem Zimmer und setzt sich zu deinem Mann.«

Olanna starrte Mama Oji an, denn das war das Letzte, mit dem sie gerechnet hätte, und Odenigbo hatte nie erwähnt, dass Alice sich zu ihm gesellte, wenn Olanna nicht da war. Sie hatte nicht einmal gesehen, dass die beiden jemals miteinander gesprochen hatten.

Mama Oji ließ sie nicht aus den Augen. »Ich sag ja bloß, dass du bei ihr auf der Hut sein sollst. Selbst wenn sie keine Saboteurin ist, ist sie jedenfalls keine gute Frau.«

Darauf wusste Olanna nichts zu sagen. Sie wusste, dass Odenigbo niemals eine andere Frau anfassen würde, zu dieser Überzeugung war sie insgeheim gelangt; außerdem war ihr klar, dass Mama Oji eine tiefe Abneigung gegen Alice hegte. Trotzdem kamen die Worte von Mama Oji so plötzlich, dass sie ihr schwer zu schaffen machten.

»Ich pass schon auf«, sagte sie schließlich mit einem Lächeln.

Mama Oji sah so aus, als wollte sie noch etwas sagen, drehte sich dann aber um und rief ihrem Sohn zu: »Geh weg da! *Ewu awusa!* Weißt du nicht, dass du gleich wieder husten wirst?«

Später nahm Olanna ein Stück Seife und klopfte an Alices Tür, drei kurze Male, damit Alice wusste, dass sie es war. Alice sah verschlafen aus; die Ringe um ihre Augen waren noch dunkler als sonst. »Ach, da bist du wieder«, sagte sie. »Wie geht es deiner Schwester?«

»Sehr gut.«

»Hast du die armen Frauen gesehen, die belästigt und als Saboteure beschimpft wurden?«, fragte sie, und noch bevor Olanna etwas erwidern konnte, fuhr sie fort: »Gestern war es ein Mann aus Ogoja. Das ist alles Unsinn. Wir können doch nicht immer weiter auf unsere Leute einschlagen, bloß weil Nigeria auf uns einschlägt. Nimm jemanden wie mich, ich habe

Telegram:@shabarsbibliothek

seit zwei Jahren kein anständiges Essen mehr gegessen. Ich weiß gar nicht mehr, wie Zucker schmeckt. Oder kaltes Wasser. Woher soll ich die Energie aufbringen, dem Feind zu helfen?« Alice gestikulierte mit ihren winzigen Händen, und was Olanna einmal für elegante Zerbrechlichkeit gehalten hatte, wurde plötzlich zum Ausdruck eines selbstverliebten Dünkels, eines überzogenen Egoismus; Alice sprach so, als wäre sie die Einzige, die unter dem Krieg litt.

Olanna reichte ihr die Seife. »Jemand hat mir ein paar Stück davon geschickt.«

»Oho! Dann gehöre ich jetzt auch zu denjenigen, die in Biafra Lux benutzen. Vielen Dank!«

Alices Lächeln brachte ihre Augen zum Leuchten, und Olanna fragte sich, ob Odenigbo sie hübsch fand. Sie schaute auf Alices Gesicht und auf ihre schmale Taille und empfand das, was sie einmal bewundert hatte, plötzlich als Bedrohung.

»*Ngwanu*, jetzt lass mich gehen und Baby ihr Mittagessen machen«, sagte sie und wandte sich zum Gehen.

An jenem Abend besuchte sie Mrs Muokelu mit einem Stück Seife.

»Bist du das? *Anya gi!* Es ist so lange her!«, sagte Mrs Muokelu. Auf dem Ärmel ihres *boubou* hatte ein Loch das Gesicht Seiner Exzellenz in zwei Hälften geteilt.

»Du siehst gut aus«, log Olanna. Mrs Muokelu war hager geworden; ihr Körper war für üppige Rundungen gebaut, und er war jetzt, da sie so viel abgenommen hatte, in sich zusammengesunken, als könnte sie nicht mehr aufrecht stehen. Selbst die Härchen auf ihren Armen sahen schlaff aus.

»Und du, wie immer wunderschön«, sagte Mrs Muokelu und umarmte Olanna noch einmal.

Telegram:@shabarsbibliothek

Olanna gab ihr die Seife, und weil sie wusste, dass Mrs Muokelu nichts anrühren würde, was ein Nigerianer aus Nigeria geschickt hatte, sagte sie: »Meine Mutter hat das aus England gesandt.«

»Gott schütze dich«, sagte Mrs Muokelu. »Deinem Mann und Baby, geht es ihnen gut?«

»Ihnen geht es gut, ja.«

»Und Ugwu?«

»Er ist eingezogen worden.«

»Nachdem das damals passiert ist?«

»Ja.«

Mrs Muokelu hielt inne und nestelte an der Sonnenhälfte, die um ihren Hals hing. »Alles wird gut. Er kommt bestimmt zurück. Jemand muss für unsere Sache kämpfen.«

Sie sahen sich nur noch selten, seit Mrs Muokelu mit ihrem Handel begonnen hatte. Olanna setzte sich hin und lauschte ihren Geschichten – über die Vision, die sie gehabt und die ihr verraten hatte, dass der Saboteur, der für den Fall von Port Harcourt verantwortlich war, General der Armee von Biafra gewesen war; und über eine andere Vision, in der ein *dibia* aus Okija Seiner Exzellenz einen hochwirksamen Zaubertrank gab, durch den sie die gefallenen Städte zurückerobern würden.

»Stimmt es, dass Gerüchte aufgekommen sind, Umuahia sei in Gefahr, *okwa ya*?«, fragte Mrs Muokelu und schaute Olanna direkt in die Augen.

»Ja.«

»Aber Umuahia wird nicht untergehen. Die Leute brauchen nicht gleich in Panik zu verfallen und zu packen.«

Olanna zuckte die Achseln; sie fragte sich, warum Mrs Muokelu sie so aufmerksam anschaute.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Es heißt, Leute mit Autos haben angefangen, sich um Benzin zu bemühen.« Mrs Muokelu schaute sie immer noch unverwandt an. »Sie müssen vorsichtig, sehr vorsichtig sein, damit niemand sie fragt, woher sie eigentlich wissen, dass Umuahia fallen wird, wenn sie keine Saboteure sind.«

Erst in diesem Moment wurde Olanna klar, dass Mrs Muokelu sie warnen wollte, dass sie zu Wachsamkeit mahnte.

»Ja, sie müssen vorsichtig sein«, sagte sie.

Mrs Muokelu rieb sich die Hände. Etwas an ihr hatte sich verändert; sie hatte es zugelassen, dass ihr der Glaube abhandengekommen war. Biafra würde siegen, das wusste Olanna, weil Biafra siegen musste, aber dass ausgerechnet Mrs Muokelu glaubte, der Fall der Hauptstadt stehe bevor, versetzte ihrer Hoffnung einen Dämpfer. Als sie Mrs Muokelu zum Abschied umarmte, geschah es mit dem dumpfen Gefühl, sie nie wiederzusehen. Zum ersten Mal zog sie einen möglichen Fall von Umuahia ernsthaft in Betracht, während sie nach Hause ging. Das würde einen verzögerten Sieg bedeuten, und der Ring der Belagerung würde sich noch enger um Biafra schließen, aber es bedeutete auch, dass sie in Kainenes Haus in Orlu ziehen und dort bis zum Ende des Krieges wohnen würden.

An der Tankstelle in der Nähe des Krankenhauses blieb sie stehen. Es überraschte sie nicht, dass ein Schild dort hing, auf das man mit Kreide KEIN BENZIN gekritzelt hatte. Seit die Gerüchte um eine bevorstehende Eroberung Umuahias aufgekommen waren, wurde kein in Biafra hergestelltes Benzin mehr verkauft, damit keine Panik unter den Leuten aufkam. In jener Nacht sagte Olanna zu Odenigbo: »Wir müssen uns Benzin auf dem Schwarzmarkt besorgen; wenn etwas passiert, haben wir sonst nicht genug.« Er nickte vage und murmelte etwas von Special Julius. Gerade war er aus der Tansania Bar zurückgekehrt und lag auf dem Bett;

Telegram:@shabarsbibliothek

das Radio lief leise. Auf der anderen Seite des Vorhangs schlief Baby auf ihrer Matratze.

»Was hast du gesagt?«, fragte sie.

»Wir können uns momentan kein Benzin leisten. Es kostet ein Pfund die Gallone.«

»Letzte Woche bist du doch ausgezahlt worden. Wir müssen dafür sorgen, dass der Wagen fahrbereit ist.«

»Ich habe Special Julius gebeten, einen Scheck für uns einzulösen. Er ist mit dem Geld noch nicht zurück.«

Olanna wusste sofort, dass das eine Lüge war. Sie ließen Special Julius ständig Schecks einlösen; es dauerte nie mehr als ein paar Tage, bis Special Julius Odenigbo das Geld für den eingelösten Scheck brachte.

»Wie sollen wir dann Benzin kaufen?«, fragte sie.

Er sagte nichts.

Sie ging an ihm vorbei nach draußen. Der Mond war von einer Wolke verhangen, und als sie draußen in der Schwärze des Hofes saß, konnte sie immer noch den billigen schwarz gebrannten Fusel riechen, den Odenigbo mit nach Hause gebracht hatte. Er verfolgte ihn, umgab ihn wie eine Wolke, wohin er auch ging. Wenn er in Nsukka getrunken hatte – jenen goldbraunen, kostbar verfeinerten Brandy –, dann hatte das seinen Verstand geschärft, hatte Ideen und Selbstvertrauen destilliert, so dass er stundenlang im Wohnzimmer sitzen und reden konnte, und alle hatten ihm zugehört. Jetzt hatte das Trinken ihn zum Verstummen gebracht. Es hatte dazu geführt, dass er sich wie in ein Schneckenhaus zurückgezogen hatte, aus dem er die Welt mit müden, trüben Augen beobachtete. Und das machte sie wütend.

Telegram:@shabarsbibliothek

Olanna tauschte den Rest ihrer britischen Pfund und kaufte Benzin von einem Mann, der sie in ein feuchtes Klohäuschen führte, das von fetten, cremeweißen Maden nur so wimmelte. Dort goss er sorgfältig das Benzin aus seinem Metallkanister in den ihren. Sie hüllte den Behälter in einen Sack, der Maismehl enthalten hatte, brachte ihn nach Hause und war gerade dabei, ihn im Kofferraum des Opel zu verstauen, als ein offener Jeep mit der Aufschrift ARMEE VON BIAFRA auf den Hof fuhr. Kainene stieg aus, gefolgt von einem Soldaten, der einen Helm trug. In diesem Moment, mit einem plötzlichen beklemmenden Gefühl, wusste Olanna, dass es um Ugwu ging. Es ging um Ugwu. Die Sonne brannte heiß, Flüssigkeiten drehten sich in ihrem Kopf, und sie schaute sich suchend nach Baby um, konnte sie aber nicht entdecken. Kainene kam auf sie zu, hielt sie an den Schultern fest und sagte: »*Ejima m*, halte dein Herz fest, sei stark. Ugwu ist tot«, und es war nicht die Nachricht, die Olanna verstand, sondern der feste Griff von Kainenes knochigen Fingern.

»Nein«, sagte sie ruhig. Etwas Unwirkliches schwebte in der Luft, als würde sie ganz bestimmt in einer Minute aufwachen. »Nein«, sagte sie wieder und schüttelte den Kopf.

»Madu hat seinen Burschen mit der Nachricht geschickt. Ugwu war bei den Pionieren, die letzte Woche bei einem Einsatz massive Verluste erlitten haben. Nur ein paar kamen zurück, und Ugwu war nicht darunter. Seine Leiche wurde nicht gefunden, aber viele werden nicht gefunden.« Kainene hielt inne. »Es gibt auch meistens nicht mehr viel zu finden.«

Olanna schüttelte immer noch den Kopf und wartete darauf, dass sie endlich aufwachte.

»Kommt mit mir mit. Chiamaka muss hier weg. Kommt und wohnt bei uns in Orlu.« Kainene hielt sie fest, Baby sagte etwas, und ein Nebel senkte sich auf sie herab und hüllte alles ein, bis sie aufblickte und den Himmel

Telegram:@shabarsbibliothek

sah. Blau und klar. Der Himmel machte die Gegenwart zur Wirklichkeit, denn den Himmel hatte sie in ihren Träumen noch nie gesehen. Sie drehte sich um und marschierte die Straße hinab zur Tansania Bar. Sie schob den schmutzigen Vorhang am Eingang beiseite und wischte Odenigbos Tasse vom Tisch; eine blasse Flüssigkeit breitete sich auf dem Zementboden aus.

»Hast du jetzt genug getrunken, hä?«, fragte sie ihn ruhig. »*Ugwu anwugo.* Hast du mich verstanden? Ugwu ist gestorben.«

Odenigbo stand auf und schaute sie an. Seine Augenlider waren geschwollen.

»Trink nur weiter«, sagte Olanna. »Trink und trink und hör nicht auf. Ugwu ist gestorben.«

Die Frau, der die Bar gehörte, kam zu ihnen herüber, sagte: »Oh! Das tut mir leid, *ndo*«, und wollte sie umarmen, aber Olanna schüttelte sie ab. »Lass mich in Ruhe«, sagte sie. »Lass mich in Ruhe!« Erst jetzt merkte sie, dass Kainene mitgekommen war und sie schweigend umarmt hielt, als sie die Barbesitzerin mit ihrer schroffen Reaktion vertrieb.

In den folgenden Tagen, Tagen, die sich mit dunklen Zeitlücken füllten, ging Odenigbo nicht in die Tansania Bar. Er badete Baby, machte ihr *garri*, kam früher von der Arbeit nach Hause. Einmal versuchte er, Olanna in den Arm zu nehmen, aber von seiner Berührung bekam sie eine Gänsehaut, und sie wandte sich von ihm ab und ging nach draußen, um auf einer Matte auf der Veranda zu schlafen, dort, wo Ugwu manchmal geschlafen hatte. Sie weinte nicht. Das einzige Mal, dass sie weinte, war, als sie zu Eberechi nach Hause ging, um ihr zu sagen, dass Ugwu tot war, und Eberechi schrie und sie eine Lügnerin nannte; ihre Schreie hallten nachts in Olannas Kopf wider und wider. Odenigbo schickte Ugwus Familie durch drei verschiedene Frauen, die zwischen den feindlichen Linien Handel trieben, eine Nachricht. Und er organisierte eine gesungene Messe auf dem Hof. Einige

Telegram:@shabarsbibliothek

der Nachbarn halfen Alice dabei, ihr Klavier hinauszutragen, und stellten es in die Nähe der Bananenbäume. »Ich begleite euch, wenn ihr singt«, sagte Alice zu den versammelten Frauen. Doch immer, wenn jemand ein Lied anstimmte, begann Mama Oji im Takt zu klatschen, laut und nachdrücklich, und kurz darauf fielen alle Nachbarn in das Klatschen ein, und Alice konnte nicht spielen. Sie saß tatenlos vor ihrem Klavier, mit Baby auf dem Schoß.

Die ersten Lieder waren schnell und kraftvoll. Mama Ojis Stimme war deutlich zu hören, rau und elegisch.

Naba na ndokwa,
Ugwu, nabe na ndokwa.
O ga-adili gi mma,
Naba na ndokwa.

Odenigbo lief stolpernd vom Hof, noch bevor sie mit dem Lied fertig waren, einen Ausdruck tiefer Ungläubigkeit in den Augen, als könnte er den Worten nicht glauben: »Geh in Frieden, alles wird gut mit dir.« Olanna sah ihm hinterher. Sie begriff nicht ganz, warum sie einen solchen Groll auf ihn hegte. Es gab nichts, was er hätte tun können, um Ugwus Tod zu verhindern, doch sein Trinken, sein exzessives Trinken, machte ihn irgendwie mitschuldig. Sie wollte nicht mit ihm reden, nicht an seiner Seite schlafen. Sie schlief weiterhin auf der Matte draußen, und selbst die zahllosen Moskitostiche, die sie davontrug, waren irgendwie tröstlich. Sie sagte nur wenig zu ihm. Sie sprachen nur das Nötigste, was Baby essen würde und was man machen solle, wenn Umuahia wirklich den Vandalen in die Hände fiel.

»Wir bleiben nur so lange bei Kainene, bis wir etwas anderes gefunden haben«, sagte er, als hätten sie große Auswahlmöglichkeiten und als hätte er

Telegram:@shabarsbibliothek

vergessen, dass er vorher gesagt hatte, Umuhia würde nicht fallen; und sie sagte nichts darauf.

Baby erzählte sie, Ugwu sei in den Himmel gekommen.

»Aber er kommt doch bald wieder, Mummy Ola, oder?«, fragte das kleine Mädchen.

Und Olanna sagte ja. Dabei ging es ihr gar nicht darum, Baby zu beschwichtigen; vielmehr war es so, dass sie Tag um Tag die Endgültigkeit von Ugwus Tod in Frage stellte. Sie sagte sich, er sei gar nicht tot; vielleicht war er ja dem Tode nahe, aber tot war er nicht. Sie wünschte sich inbrünstig eine Nachricht herbei, in der man ihr seinen Aufenthaltsort mitteilen würde. Mittlerweile nahm sie ihr Bad draußen – das Bad war glitschig und voller Schimmel und Urin, so dass sie lieber ganz früh am Morgen aufstand und mit ihrem Eimer hinter das Haus ging, um sich zu waschen –, und eines Morgens sah sie, wie sich in der Ecke etwas bewegte, und ertappte Pastor Ambrose dabei, wie er sie beobachtete. »Pastor Ambrose!«, rief sie, und er stürzte davon. »Schämen Sie sich eigentlich gar nicht! Mir wäre es lieber, Sie würden Ihre Zeit mit Beten verbringen, damit jemand kommt und mir sagt, was mit Ugwu passiert ist, anstatt eine verheiratete Frau beim Waschen zu beobachten.«

Sie besuchte Mrs Muokelu zu Hause, in der Hoffnung, sie könnte ihr von einer Vision berichten, derzufolge Ugwu in Sicherheit war, aber ein Nachbar erzählte ihr, Mrs Muokelus ganze Familie sei nicht mehr da. Sie war verschwunden, ohne jemandem ein Wort zu sagen. Olanna hörte sich die Kriegsberichterstattung auf Radio Biafra genauer an, als könnte sich aus der überschwänglichen Stimme, die von der Zurückschlagung der Vandalen und den Erfolgen der tapferen Soldaten von Biafra berichtete, irgendetwas über den Verbleib Ugwus schließen lassen. An einem Samstagnachmittag trat ein Mann in einem fleckigen weißen Kaftan auf den Hof, und Olanna

Telegram:@shabarsbibliothek

eilte auf ihn zu, denn sie war sich sicher, dass er Nachrichten von Ugwu hatte.

»Sagen Sie es mir«, forderte sie ihn auf. »Sagen Sie mir, wo Ugwu ist.«

Der Mann sah sie verwirrt an. »*Dalu.* Ich suche nach Alice Njokamma aus Asaba.«

»Alice?« Olanna starrte den Mann an, als wollte sie ihm die Chance geben, seine Worte zurückzunehmen und stattdessen nach ihr zu fragen. »Alice?«

»Ja, Alice aus Asaba. Ich gehöre zu ihrer Sippe. Das Anwesen meiner Familie grenzt an das von ihrer.«

Olanna zeigte auf Alices Tür. Er ging hinüber, klopfte und klopfte.

»Ist sie da?«, fragte er.

Olanna nickte. Sie nahm es ihm übel, dass er keine Nachricht von Ugwu hatte.

Der Mann klopfte wieder und wieder und rief: »Ich gehöre zur Familie Isioma in Asaba.«

Alice öffnete die Tür, und er ging hinein. Wenige Augenblicke später kam Alice herausgelaufen und warf sich auf den Boden, rollte hin und her; im abendlichen Sonnenlicht glitzerte ihre sandbestäubte Haut golden.

»*O gini mere?* Was ist passiert?«, fragten die Nachbarn und bildeten einen Kreis um Alice.

»Ich komme aus Asoba und habe heute Morgen Nachricht über unsere Heimatstadt bekommen«, sagte der Mann. Er sprach mit einem stärkeren Akzent als Alice, und Olanna brauchte einen Moment, um sein Igbo zu verstehen. »Die Vandalen haben unsere Stadt schon vor Wochen eingenommen, und sie haben verkündet, alle Einheimischen sollten aus ihren Häusern treten und ›Einig Nigeria‹ sagen, dann würden sie ihnen Reis geben. Also kamen die Leute aus ihren Verstecken und sagten: ›Einig

Telegram:@shabarsbibliothek

Nigeria‹, und da haben die Vandalen sie erschossen, Männer, Frauen und Kinder, alle.« Der Mann unterbrach sich. »Von der Familie Njokamma ist keiner übrig. Keiner ist mehr da.«

Alice lag auf dem Rücken, rieb ihren Kopf heftig am Boden und stöhnte. Sandklumpen hingen in ihrem Haar. Plötzlich sprang sie auf und lief auf die Straße zu, aber Pastor Ambrose rannte hinter ihr her und zog sie zurück. Sie riss sich los und warf sich wieder zu Boden, die Lippen weit aufgerissen, die Zähne gefletscht. »Was soll ich denn noch am Leben bleiben? Sollen sie doch kommen und mich auch umbringen! Ich sagte, sie sollen kommen und mich auch umbringen!«

Ihre Trauer und Verzweiflung hatten sie stark und wild gemacht, und sie wehrte jeden ab, der sich ihr näherte. Sie rollte sich so heftig über den Boden, dass die Steinchen ihr winzige rote Schnitte im Gesicht beibrachten. Die Nachbarn schüttelten den Kopf. Odenigbo kam aus dem Zimmer, ging hinüber und hob Alice auf, hielt sie in den Armen, und endlich wurde sie ruhig und fing an zu weinen, den Kopf an seine Schulter gelegt. Olanna beobachtete die beiden. Da war etwas Vertrautes an der Art und Weise, wie sich Odenigbos Arme um Alice schlossen. Er umarmte sie mit der Selbstverständlichkeit von jemandem, der sie nicht das erste Mal in den Armen hielt.

Schließlich setzte sich Alice auf eine Bank, fassungslos und vom Kummer gezeichnet. Von Zeit zu Zeit schrie sie: *»Hei!«*, stand auf und legte den Kopf in die Hände. Odenigbo setzte sich neben sie und drängte sie, etwas Wasser zu trinken. Er und der Mann aus Asaba sprachen leise miteinander, als wären sie allein für sie verantwortlich, und hinterher kam er zu Olanna, die auf der Veranda saß.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Packst du bitte ein paar Sachen von ihr, *nkem*?«, bat er. »Der Mann sagt, bei ihm zu Hause sind noch ein paar Leute aus Asaba, und er nimmt sie mit zu ihnen, damit sie eine Weile dort bleiben kann.«

Olanna schaute mit ausdruckslosem Gesicht zu ihm auf. »Nein«, sagte sie.

»Nein?«

»Nein«, sagte sie wieder, laut jetzt. »Nein.« Und dann stand sie auf und ging auf ihr Zimmer. Sie würde für niemanden packen. Wer für Alice packte, wusste sie nicht, vielleicht war es Odenigbo, aber schließlich hörte sie viele der Nachbarn »*Ije oma*, gute Reise« rufen, als Alice und der Mann spät an diesem Abend aufbrachen. Olanna schlief draußen auf der Veranda und träumte von Alice und Odenigbo, wie sie auf dem Bett in Nsukka lagen, und von ihrem Schweiß auf dem frisch gewaschenen Bettlaken. Als sie aufwachte, war ein wilder Verdacht in ihrem Herzen und das laute Krachen von Granaten in ihren Ohren.

»Die Vandalen sind nahe!«, schrie Pastor Ambrose, und er war der Erste, der vom Hof floh, einen vollgestopften Seesack in der Hand.

Auf einmal brach im Hof große Hektik aus, ein Rufen und Packen und Gehen. Der Beschuss, der klang wie ein schrecklich lauter, ekelhafter Hustenanfall nach dem anderen, hörte nicht auf. Und das Auto sprang nicht an. Odenigbo versuchte es wieder und wieder, und die Straße war bereits mit Flüchtlingen überfüllt. Mittlerweile klangen die krachenden Detonationen der Mörser, als wären sie schon bei der St. John’s Road. Mama Oji schrie ihren Mann an. Mama Adanna flehte Olanna an, sie möge sie mit einigen ihrer Kinder einsteigen lassen, und Olanna sagte: »Nein, nimm deine Kinder und geh.«

Odenigbo zündete, der Wagen gab ein kurzes Geräusch von sich und starb wieder ab. Auf dem Grundstück war es fast leer. Eine Frau zog auf der

Telegram:@shabarsbibliothek

Straße eine störrische Ziege hinter sich her, ließ sie schließlich stehen und eilte davon. Odenigbo drehte den Schlüssel im Zündschloss, doch der Wagen soff wieder ab. Olanna spürte, wie bei jedem Mörsereinschlag der Boden unter ihnen bebte.

Odenigbo bediente wieder und wieder den Anlasser. Der Wagen sprang einfach nicht an. »Mach dich mit Baby zu Fuß auf den Weg.« Schweiß stand ihm auf der Stirn.

»Was?«

»Ich lade euch ein, sobald der Wagen angesprungen ist.«

»Wenn wir zu Fuß gehen, dann gehen wir zusammen.«

Odenigbo versuchte wieder, den Wagen zu starten. Olanna drehte sich um, überrascht, weil Baby, die auf dem Rücksitz neben ihren zusammengerollten Matratzen saß, so still war. Baby beobachtete Odenigbo aufmerksam, als wollte sie ihn und den Wagen mit ihren Augen dazu bringen, dass es endlich losging.

Odenigbo stieg aus, öffnete die Motorhaube, und auch Olanna kletterte aus dem Wagen, ließ Baby aussteigen und fragte sich, was sie im Kofferraum lassen und was sie mitnehmen sollte. Auf dem Grundstück war es menschenleer, nur ein oder zwei Leute gingen auf der Straße vorbei. Ganz in der Nähe war das Rattern von Maschinengewehren zu hören. Sie hatte Angst. Ihre Hände zitterten.

»Lass uns losgehen«, sagte Olanna. »Kein Mensch ist mehr in Umuahia.«

Odenigbo stieg ein, holte tief Luft und drehte den Zündschlüssel. Der Wagen sprang an. Odenigbo fuhr schnell, und als sie die Vorstadt von Umuahia erreicht hatten, fragte Olanna: »Hast du was mit Alice gehabt?«

Odenigbo gab keine Antwort und schaute stur geradeaus.

»Ich habe dir eine Frage gestellt, Odenigbo.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»*Mba*, ich habe nichts mit Alice gehabt.« Er warf ihr einen Blick zu und schaute dann wieder auf die Straße.

Bis sie in Orlu ankamen und Kainene und Harrison ihnen aus dem Haus entgegenliefen, sprachen sie kein Wort mehr miteinander. Harrison holte die Sachen aus dem Wagen.

Kainene umarmte Olanna, hob Baby hoch und wandte sich dann an Odenigbo. »Was für ein interessanter Bart«, sagte sie. »Versuchen wir etwa, Seine Exzellenz nachzuahmen?«

»Ich versuche nie, jemanden nachzuahmen.«

»Natürlich. Ich hatte ganz vergessen, wie originell du bist.«

Kainenes Stimme war deutlich die Spannung anzumerken, die sie alle umgab. Olanna konnte spüren, wie sie feucht und dick im Raum hing, als Richard nach Hause kam, Odenigbo steif die Hand schüttelte, und auch später, als sie die Yamsscheiben aßen, die Harrison auf Emailletellern servierte.

»Wir sind hier, bis wir was anderes finden, das wir mieten können«, sagte Odenigbo und schaute Kainene an.

Kainene erwiderte seinen Blick, hob die Augenbrauen und sagte: »Harrison! Bring noch mehr Palmöl für Chiamaka!«

Harrison kam herein und stellte ein Schälchen mit Öl vor Babys Platz. Als er wieder draußen war, sagte Kainene: »Letzte Woche hat er eine phantastische Buschratte für uns gebraten. Aber wenn man ihn so hörte, hätte man denken können, es sei Lammschulter gewesen!«

Olanna lachte. Richards Lachen war verhalten, und auch Baby lachte, als hätte sie verstanden, worum es ging. Odenigbo blickte konzentriert auf seinen Teller. Im Radio wurde eine Sendung über die Erklärung von Ahiara wiederholt. Die Stimme Seiner Exzellenz klang gemessen und entschlossen.

Telegram:@shabarsbibliothek

Biafra wird die Schwarzen nicht verraten. Ganz gleich, wie die Chancen stehen, wir werden mit all unserer Kraft kämpfen, bis Schwarze überall auf der Welt voller Stolz auf diese Republik verweisen können, die mit Würde und Trotz standhaft geblieben ist, ein Beispiel für den afrikanischen Nationalismus …

Richard entschuldigte sich, ging hinaus und kam mit einer Flasche Brandy zurück. Er winkte Odenigbo damit zu. »Den hat mir ein amerikanischer Journalist gegeben.«

Odenigbo starrte auf die Flasche.

»Es ist Brandy«, sagte Richard und hielt ihm die Flasche hin, als wüsste Odenigbo das nicht. Seit Odenigbo vor Jahren zu ihm nach Hause gefahren war, um ihn anzuschreien, hatten sie nicht mehr miteinander gesprochen. Auch seit sie sich heute die Hand gegeben hatten, war kein Wort mehr zwischen ihnen gefallen.

Odenigbo streckte nicht die Hand aus, um die Flasche zu nehmen.

»Du kannst auch Sherry aus Biafra haben«, sagte Kainene. »Ist wahrscheinlich passender für deine geübte revolutionäre Leber.«

Odenigbo schaute sie an, und plötzlich schlich sich ein winziges, schiefes Lächeln auf sein Gesicht, als wäre er ebenso amüsiert wie verärgert. Er stand auf. »Keinen Brandy für mich, danke. Ich gehe besser ins Bett. Ich habe morgen einen ziemlichen Fußmarsch vor mir, jetzt, da die Personaldirektion in den Busch verlegt wurde.«

Olanna schaute ihm nach, wie er hineinging. Richard sah sie nicht an.

»Schlafenszeit, Baby«, sagte sie.

»Nein«, meinte Baby und tat so, als müsste sie sich intensiv mit ihrem Teller beschäftigen.

»Jetzt komm, aber plötzlich«, sagte Olanna, und Baby stand auf.

Telegram:@shabarsbibliothek

In dem Zimmer band sich Odenigbo sein Wickeltuch um den Leib. »Gerade wollte ich Baby holen, um sie ins Bett zu bringen«, sagte er. Olanna achtete nicht auf ihn.

»Schlaf gut, Baby, *ka chi fo*«, sagte er.

»Gute Nacht, Papa.«

Olanna legte Baby auf die Matratze, deckte sie mit einem Wickeltuch zu, küsste sie auf die Stirn und hatte plötzlich Sehnsucht danach zu weinen, weil sie an Ugwu dachte. Er hätte sich jetzt auf einer Matte im Wohnzimmer zur Ruhe begeben.

Odenigbo trat zu ihr und blieb dicht bei ihr stehen, und sie wollte zurückweichen, weil sie sich nicht sicher war, was er im Sinn hatte. Er berührte sie am Schlüsselbein. »Schau nur, wie knochig du bist.«

Irritiert durch seine Berührung schaute sie an sich herunter und war überrascht, wie deutlich der Knochen hervorstand; sie hatte gar nicht gemerkt, wie sehr sie abgenommen hatte. Sie sagte nichts und kehrte ins Wohnzimmer zurück. Richard war nicht mehr da.

Kainene saß immer noch am Tisch. »Also haben du und Odenigbo beschlossen, euch nach was Eigenem umzusehen?«, fragte sie. »Mein bescheidenes Zuhause ist euch wohl nicht gut genug?«

»Hörst du etwa auf ihn? Wir haben noch gar nichts entschieden. Wenn er sich etwas suchen will, dann soll er ruhig machen und allein dort wohnen«, sagte Olanna.

Kainene schaute sie an. »Was ist denn los?«

Olanna schüttelte den Kopf.

Kainene stippte den Finger in das Palmöl und steckte ihn sich in den Mund. »*Ejima m*, was ist los?«, fragte sie noch einmal.

»Nichts, wirklich. Nichts, das ich festmachen könnte«, sagte Olanna und schaute auf die Brandyflasche auf dem Tisch. »Ich möchte, dass dieser

Telegram:@shabarsbibliothek

Krieg endlich zu Ende ist, damit er zurückkommen kann. Er ist ein anderer geworden.«

»Das sind wir alle in diesem Krieg, und es liegt an uns selbst zu entscheiden, ob wir jemand anderes werden wollen oder nicht«, sagte Kainene.

»Er trinkt bloß die ganze Zeit billigen *kai-kai.* Die paar Male, wenn sie ihn auszahlen, geht das Geld weg wie nichts. Ich glaube, er hat mit Alice geschlafen, mit dieser Frau aus Asaba bei uns im Haus. Ich ertrage ihn nicht. Ich kann es nicht ertragen, dass er mir nahe kommt.«

»Gut«, sagte Kainene.

»Gut?«

»Ja, gut. Da war etwas sehr Träges an der Art, wie du ihn lange Zeit völlig blind geliebt hast, ohne ihn jemals zu kritisieren. Du hast nicht einmal akzeptiert, dass der Mann hässlich ist«, sagte Kainene. Ein winziges Lächeln stand auf ihrem Gesicht, dann lachte sie, und Olanna konnte gar nicht anders, als auch zu lachen, denn das hatte sie eigentlich nicht hören wollen, doch es ging ihr besser, weil sie es gehört hatte.

Am nächsten Morgen zeigte Kainene Olanna ein birnenförmiges Döschen mit Gesichtscreme. »Schau dir das mal an. Jemand ist ins Ausland gefahren und hat es mir mitgebracht. Meine Gesichtscremes waren schon vor Monaten alle, und ich habe die ganze Zeit dieses grauenhafte, in Biafra hergestellte Öl verwendet.«

Olanna betrachtete den rosafarbenen Tiegel. Sie nahmen abwechselnd etwas von der Creme auf ihren Finger und betupften sich das Gesicht, ganz langsam und genüsslich, und danach gingen sie gemeinsam ins Flüchtlingslager. Sie gingen jeden Morgen dorthin. Die jetzt sehr starken Winde des Harmattan brachten Staub mit sich, der in alle Ecken kroch, und

Telegram:@shabarsbibliothek

Baby schloss sich den dünnen Kindern an, die herumliefen, ihre nackten Bäuche braun gepudert. Viele der Kinder sammelten Schrapnellstücke, spielten mit ihnen, tauschten. Als Baby mit zwei Stückchen schartigen Metalls zurückkam, schrie Olanna sie an, zog ihr das Ohr lang und nahm sie ihr weg. Sie fand den Gedanken schrecklich, dass Baby mit den erkalteten Überresten von etwas spielte, das Menschen getötet hatte. Kainene jedoch bat sie, Baby ihre Beute zurückzugeben. Kainene schenkte Baby eine Dose, in der sie die Metallstückchen aufbewahren konnte. Kainene forderte Baby dazu auf, mit den älteren Kindern zusammen Eidechsenfallen aufzustellen, damit sie lernte, wie man Palmwedel verflocht und Kokons voller *iddo*-Ameisen als Köder hineinlegte. Kainene überließ Baby für eine Weile den Dolch des ausgemergelten Mannes, der auf dem Geländer herummarschierte und murmelte: »*Ngwa*, lasst die Vandalen kommen, lasst sie nur kommen.« Kainene ließ es zu, dass Baby ein Eidechsenei verspeiste.

»Chiamaka soll das Leben so sehen, wie es ist, *ejima m*«, sagte Kainene, als sie ihre Gesichter eincremten. »Du beschützt sie allzu sehr vor dem Leben.«

»Ich möchte einfach nur, dass mein Kind in Sicherheit ist«, sagte Olanna. Sie nahm einen Tupfer Creme und fing an, sie vorsichtig auf ihrem Gesicht zu verteilen.

»Sie haben uns viel zu sehr behütet«, sagte Kainene.

»Daddy und Mom?«, fragte Olanna, obwohl sie wusste, wer gemeint war.

»Ja.« Kainene verteilte die Creme mit den Handflächen auf ihrem Gesicht. »Es ist gut, dass Mom weggegangen ist. Kannst du dir vorstellen, wie sie ohne so etwas hier leben soll? Oder wie sie Palmkernöl benutzt?«

Olanna lachte. Allerdings wünschte sie, Kainene würde nicht so viel von der Creme nehmen, damit sie so lange halten würde wie möglich.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Warum warst du nur immer so begierig darauf, Mom und Dad zu gefallen?«, fragte Kainene.

Olanna hielt die Hände an ihr Gesicht und schwieg eine Weile. »Ich weiß nicht. Ich glaube, mir taten sie leid.«

»Dir haben immer schon Leute leidgetan, die es nicht nötig hatten, dass sie dir leidtun.«

Olanna sagte nichts, weil sie nicht wusste, was sie sagen sollte. Es war ein Thema, über das sie gern mit Odenigbo gesprochen hätte – Kainene hatte zum ersten Mal zum Ausdruck gebracht, dass sie auf ihre Eltern und ihre Schwester einen Groll gehegt hatte –, aber sie und Odenigbo sprachen kaum mehr miteinander. Er hatte eine Bar ganz in der Nähe gefunden; erst letzte Woche war der Inhaber zu ihnen nach Hause gekommen, weil Odenigbo seine Ausstände nicht bezahlt hatte. Olanna sagte nichts zu ihm, nachdem der Barbesitzer gegangen war. Sie war sich nicht mehr sicher, wann er in die Personaldirektion ging und wann nur in die Bar. Sie weigerte sich einfach, sich Sorgen um ihn zu machen.

Sorgen machte sie sich über andere Dinge: darüber, dass sie nur noch selten ihre Periode hatte und dass ihr Blut auch nicht mehr rot, sondern nur noch rostigbraun war; dass Baby die Haare ausgingen und dass der Hunger den Kindern das Gedächtnis zerstörte. Sie war entschlossen, dafür zu sorgen, dass sie geistig wach blieben; immerhin waren diese Kinder Biafras Zukunft. Deshalb unterrichtete sie jeden Tag unter dem Feuerbaum, weit weg von den schrecklichen Gerüchen hinter dem Gebäude. Manchmal ließ sie die Kinder Gedichtzeilen auswendig lernen, die sie am nächsten Tag schon wieder vergessen hatten. Sie machten Jagd auf Eidechsen. Mittlerweile aßen sie nur noch einmal am Tag *garri* mit Wasser statt zweimal, weil Kainenes Lieferanten nicht mehr nach Mbosi hinüberkonnten, um *garri* zu kaufen; alle Straßen waren besetzt. Kainene

Telegram:@shabarsbibliothek

rief eine Bewegung ins Leben, die sich »Wir bauen unser eigenes Essen an« nannte, und als sie sich zu den Männern und Frauen gesellte, die Furchen in ein Stück Acker zogen, fragte sich Olanna, wo sie gelernt hatte, wie man eine Hacke hielt. Doch die Erde war ausgetrocknet. Der Harmattan brachte Lippen und Füße zum Aufplatzen. An einem Tag starben drei Kinder. Pater Marcel hielt eine Messe ohne die heilige Kommunion ab. Der Bauch eines jungen Mädchens namens Urenwa fing zu wachsen an, und Kainene war sich nicht sicher, ob es sich um Kwashiorkor handelte oder um eine Schwangerschaft, bis die Mutter das Mädchen ohrfeigte und fragte: »Wer? Wer hat dir das angetan? Wo hast du den Mann getroffen, der dir das angetan hat?« Der Doktor kam nicht mehr zur Visite, weil es kein Benzin mehr gab und zu viele sterbende Soldaten, die seiner Behandlung bedurften. Der Brunnen trocknete aus. Kainene ging mehrmals zur Direktion in Ahiara, um einen Wassertank zu bekommen, aber jedes Mal wurde sie vom zuständigen Direktor mit einem vagen Versprechen abgespeist. Die schweren, üblen Gerüche nach ungewaschenen Körpern und verfaulendem Fleisch aus den flachen Gräbern hinter den Gebäuden wurden stärker. Fliegen surrten um die Schwären auf den Körpern der Kinder herum. Überall krabbelten Wanzen und *kwalikwata*; manchmal banden Frauen ihre Wickeltücher auf, und es zeigte sich eine hässliche Linie von rötlichen Bissen rund um ihren Leib. Die Orangen waren reif, und Kainene sagte ihnen, sie sollten die Früchte von den Bäumen essen, obwohl sie Durchfall davon bekamen, und dann die Schalen auf ihrer Haut ausdrücken, denn der Zitrusduft kaschierte den Geruch ihrer Ausdünstungen.

Abends gingen Olanna und Kainene zu Fuß nach Hause. Sie sprachen über die Leute im Camp, über ihre Schulzeit in Heathgrove, über ihre Eltern, über Odenigbo.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Hast du ihn noch mal nach dieser Frau aus Asaba gefragt?«, sagte Kainene.

»Noch nicht.«

»Bevor du ihn fragst, geh einfach zu ihm hin und schlag ihn ins Gesicht. Wenn er es wagt, zurückzuschlagen, dann zeig ich's ihm mit Harrisons Küchenmesser. Aber die Ohrfeige wird die Wahrheit an den Tag bringen.«

Olanna lachte und bemerkte, dass sie entspannt daherschlenderten und selbst ihre Schritte im Einklang waren. Ihre Slipper waren mit Schmutz verkrustet.

»Großvater hat immer gesagt, zuerst wird es schlimmer, und dann wird es wieder besser. *O dikata njo, o dikwa mma*«, sagte Kainene.

»Ich erinnere mich.«

»Bald wird die Welt sich drehen, und Nigeria wird endlich damit aufhören«, sagte Kainene leise. »Wir werden siegen.«

»Ja.« Olanna glaubte mehr daran, weil Kainene es gesagt hatte.

Es gab Abende, an denen Kainene wie abwesend wirkte, völlig in sich versunken. Einmal sagte sie: »Ich habe Ikejide nie wahrgenommen«, und Olanna legte ihrer Schwester einen Arm um die Schulter und sagte nichts. Meistens jedoch war Kainene bester Laune, und sie saßen draußen und redeten und hörten Radio oder lauschten dem Flügelschlag der Fledermäuse, die um die Cashewbäume flatterten. Manchmal setzte sich Richard zu ihnen. Das tat Odenigbo nie.

Dann, eines Tages, regnete es, ein harter, stürmischer Schauer, ganz ungewöhnlich für die Trockenzeit, und vielleicht war das der Grund, warum Odenigbo an diesem Abend nicht in die Bar ging. Es war der Abend, an dem er endlich Richards Angebot annahm und mit ihm Brandy trank. Er hielt das Glas ganz dicht unter seine Nase und atmete tief ein, bevor er einen Schluck nahm. Er und Richard wechselten immer noch sehr wenige

Telegram:@shabarsbibliothek

Worte. Es war auch der Abend, an dem Doktor Nwala zu ihnen kam und ihnen sagte, dass Okeoma gefallen war. Blitze zuckten über den Himmel, Donner grollte, und Kainene sagte lachend: »Das klingt wie Granatenbeschuss.«

»Ich habe mir schon Sorgen gemacht, weil sie uns eine Weile nicht angegriffen haben«, sagte Olanna. »Ich frage mich wirklich, was die vorhaben.«

»Vielleicht eine Atombombe«, sagte Kainene.

Als sie den Wagen vorfahren hörten, stand Kainene auf. »Wer kommt denn bei so einem Wetter abends zu Besuch?«

Sie machte die Tür auf, und Doktor Nwala trat ein. Regentropfen liefen ihm übers Gesicht. Olanna erinnerte sich daran, wie er die Hand ausgestreckt hatte, um ihr nach dem Luftangriff am Tag ihrer Hochzeit aufzuhelfen; wie er gesagt hatte, ihr Kleid werde schmutzig – als wäre es nicht längst schmutzig geworden, als sie auf dem Boden gelegen hatte. Er war dünner und schlaksiger, als sie ihn in Erinnerung hatte, und sah aus, als würde er in zwei Hälften zerbrechen, wenn er sich zu abrupt hinsetzte. Er setzte sich nicht. Und er verschwendete keine Zeit mit langen Begrüßungen. Er hielt sein weites Hemd von seinem Körper weg und schüttelte es, um das Wasser abperlen zu lassen, und dann sagte er: »Okeoma ist von uns gegangen, *o jebego.* Sie waren bei einem Einsatz zur Rückeroberung von Umuahia, als es passiert ist. Letzten Monat habe ich ihn gesehen, und da hat er mir erzählt, er sei dabei, ein paar Gedichte zu schreiben, zu denen ihn Olanna inspiriert habe, und wenn ihm etwas passiere, solle ich dafür sorgen, dass die Gedichte bei ihr landen. Aber ich kann sie nicht finden. Die Leute, die mir die Nachricht überbracht haben, sagten, sie hätten ihn nie etwas schreiben sehen. Also habe ich gesagt, ich würde hierherkommen und Ihnen sagen, dass er verstorben ist, aber die Gedichte konnte ich nicht finden.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Olanna nickte, ohne wirklich zu verstehen, weil Doktor Nwala so viele Worte so schnell sagte. Dann hielt sie inne. Er wollte sagen, dass Okeoma tot war. Es regnete mitten im Harmattan, und Okeoma war tot.

»Okeoma?« Odenigbo brachte nur ein krächzendes Flüstern zustande. »*Onye?* Sprechen Sie über Okeoma?«

Olanna streckte die Hand aus und nahm Odenigbos Arm, und die Schreie brachen aus ihr hervor, kreischende, gellende Schreie, denn etwas in ihrem Kopf war bis zum Zerreißen gespannt. Sie fühlte sich attackiert, gnadenlos geprügelt von all diesen Verlusten. Sie ließ seinen Arm nicht los, bis Doktor Nwala wieder in den Regen hinausgetaumelt war und sie leise auf ihre Matratze krochen. Als er in sie eindrang, dachte sie, wie anders er sich doch anfühlte, leichter und schmaler lag er auf ihr. Er war ganz still, so still, dass sie seine Hüften packte und niederdrückte. Doch er bewegte sich nicht. Dann stieß er zu, und ihr Verlangen wurde größer und größer, als würde es an einem Stein gewetzt, und jeder noch so winzige Funken verwandelte sich in Lust. Sie hörte sich selbst schreien, und ihr Schluchzen wurde lauter und lauter, bis Baby sich rührte und er ihr die Hand auf den Mund legte. Auch er weinte; sie spürte, wie die Tränen auf ihren Körper tropften, bevor sie sie auf seinem Gesicht sah.

Später stützte er sich auf seinen Ellbogen und sah sie an. »Du bist so stark, *nkem.*«

Das waren Worte, die sie noch nie von ihm gehört hatte. Er sah alt aus; da war eine Feuchtigkeit in seinen Augen und ein Ausdruck zerknitterter Resignation auf seinem Gesicht, die ihn älter wirken ließen. Sie wollte ihn fragen, warum er das gesagt hatte, was er damit meinte, aber sie tat es nicht, und sie war sich nicht sicher, wer von ihnen als Erster einschlief. Am nächsten Morgen wachte sie zu früh auf, roch ihren eigenen schlechten Atem und war erfüllt von einem traurigen und ruhelosen Frieden.

Telegram:@shabarsbibliothek

32

Zuerst wollte Ugwu nur sterben. Es war nicht wegen des heißen Prickelns in seinem Kopf oder wegen des klebrigen Blutes an seinem Rücken oder wegen des Schmerzes in seinem Gesäß oder der Atemnot, sondern weil er so durstig war. Seine Kehle war ausgetrocknet. Die Infanteristen, die ihn wegtrugen, sagten, das gebe ihnen einen Grund wegzulaufen. Munition hätten sie keine mehr, und sie hätten um Verstärkung gebeten, aber es käme keine, und die Vandalen seien im Anmarsch. Doch Ugwus Durst verstopfte ihm die Ohren und dämpfte ihre Worte. Er lag auf ihren Schultern, mit Stoffstreifen aus ihren Hemden bandagiert, und der Schmerz schoss ihm bei jedem ihrer Schritte kreuz und quer durch den Körper. Er schnappte nach Luft und saugte gierig, aber irgendwie bekam er nicht genug. Sein Durst machte ihn benommen.

»Wasser, bitte«, krächzte er. Aber sie gaben ihm keins; hätte er noch die Kraft dazu gehabt, hätte er sie mit allen erdenklichen Flüchen belegt. Und wenn er ein Gewehr hätte, würde er sie alle erschießen und dann sich selbst.

Jetzt, in dem Krankenhaus, wo sie ihn zurückgelassen hatten, wollte er nicht mehr sterben, aber er fürchtete es dennoch; da lagen so viele menschliche Körper um ihn herum, auf Matten, auf Matratzen, auf dem nackten Boden. Da war so viel Blut überall. Er hörte die gellenden Schreie der Männer, wenn der Doktor sie untersuchte, und wusste, dass er nicht der schlimmste Fall war, obwohl er spürte, wie das Blut aus ihm heraussickerte, wie es zuerst ganz warm und dann klamm und kalt an seiner Seite klebte. Das Blut nahm ihm den Willen; er war zu erschöpft, um etwas dagegen zu

Telegram:@shabarsbibliothek

tun, und wenn die Schwestern an ihm vorbeiliefen und seinen Verband nicht wechselten, dann rief er nicht nach ihnen. Er sagte auch nichts, wenn sie kamen, ihn grob auf die Seite drehten und ihm ohne lange Umschweife eine Spritze gaben. Wenn er im Delirium war, sah er Eberechi in ihrem engen Rock vor sich, wie sie ihm mit Gesten etwas bedeutete, das er nicht verstand. Wenn er jedoch wach war, nahm der Tod all sein Denken ein. Er versuchte, sich einen Himmel vorzustellen, mit einem Gott, der auf einem Thron saß, aber es gelang ihm nicht. Doch auch die andere Vorstellung, nach der der Tod nichts als eine endlose Stille war, kam ihm unwahrscheinlich vor. Etwas in ihm träumte, und er war sich nicht sicher, ob dieses Etwas es jemals schaffen würde, sich in eine solch unendliche Stille zurückzuziehen. Mit dem Tod würde das Wissen kommen, ein vollständiges Wissen, doch was ihm Angst bereitete, war etwas anderes: dass er nicht vorher erfahren konnte, was er dann schließlich wissen würde.

Am Abend, im schummrigen Dämmerlicht, kamen die Leute von der Caritas, ein Priester und zwei Helfer, die Kerosinlaternen dabeihatten, Milch und Zucker an die Soldaten verteilten und sie fragten, wie sie hießen und woher sie kamen.

»Nsukka«, sagte Ugwu, als man ihn fragte. Die Stimme des Priesters kam ihm irgendwie bekannt vor, aber hier kam ihm alles irgendwie bekannt vor. Das Blut des Mannes neben ihm roch genauso wie seins, und die Schwester, die eine Schale mit dünnem *akamu* vor ihn hinstellte, lächelte wie Eberechi.

»Nsukka? Wie heißt du?«, fragte der Priester.

Es bereitete Ugwu Mühe, sich auf das rundliche Gesicht zu konzentrieren, auf die Brille, den vergilbten Priesterkragen. Es war Pater Damian. »Ich bin Ugwu. Früher bin ich mit meiner Madam zu St. Vincent de Paul gekommen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ach!« Pater Damian drückte seine Hand, und Ugwu zuckte zusammen. »Du hast für unsere Sache gekämpft? Wo bist du verwundet worden? Was haben sie für dich getan?«

Ugwu schüttelte den Kopf. Ein Teil seiner Pobacken war in einen wilden, roten Schmerz gehüllt, der ihn auffraß. Pater Damian gab ihm ein paar Löffel Milchpulver in den Mund und legte dann eine Tüte mit Zucker und Milch neben ihn.

»Ich weiß, dass Odenigbo in der Personaldirektion arbeitet. Ich werde ihn benachrichtigen«, sagte Pater Damian. Bevor er ging, wickelte er einen hölzernen Rosenkranz um Ugwus Handgelenk.

Dieser Rosenkranz war immer noch da und lag wie ein kalter Druck auf seiner Haut, als einige Tage später Mister Richard kam.

»Ugwu, Ugwu.« Das blonde Haar und die Augen mit der seltsamen Farbe schwebten über ihm, und Ugwu war sich nicht sicher, wer das war.

»Kannst du mich hören, Ugwu? Ich bin gekommen, um dich mitzunehmen.« Es war dieselbe Stimme, die Ugwu vor vielen Jahren Fragen über das Fest in seinem Dorf gestellt hatte. Da wusste Ugwu, wer das war. Mister Richard versuchte, ihm aufzuhelfen, und der Schmerz schoss ihm von seinem Hinterteil und der Seite bis in den Kopf und in die Augen. Er schrie auf, dann biss er sich auf die Lippen, bis Blut kam.

»Langsam, ganz langsam«, sagte Mister Richard.

Während der holprigen Fahrt auf dem Rücksitz des Peugeot 404, bei der die Sonne auf die Windschutzscheibe brannte, fragte sich Ugwu, ob er vielleicht doch gestorben war und nun geschah, was geschah, wenn man starb: eine nicht enden wollende Fahrt in einem Wagen. Dann schließlich hielten sie vor einem Krankenhaus, in dem es nicht nach Blut roch, sondern nach Desinfektionsmittel. Erst als Ugwu wieder in einem richtigen Bett lag, dachte er, dass er ja vielleicht doch nicht sterben würde.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Die sind hier letzte Woche ein bisschen bombardiert worden, und wir müssen auch gleich wieder weg, wenn der Doktor dich angeschaut hat. Er ist eigentlich gar kein richtiger Doktor – er war erst im vierten Studienjahr, als der Krieg begann –, aber er macht seine Sache sehr gut«, sagte Mister Richard. »Olanna und Odenigbo und Baby wohnen bei uns in Orlu, seit Umuahia gefallen ist, und natürlich ist auch Harrison da. Kainene kann Hilfe im Flüchtlingslager brauchen, also beeil dich ein bisschen mit dem Gesundwerden.«

Ugwu spürte, dass Mister Richard um seinetwillen zu viel redete, vielleicht weil er ihn wach halten wollte, bis der Doktor kam. Doch er war dankbar für Mister Richards Lachen, weil es so normal war und weil es ihn mit voller Wucht in jene Zeit zurückversetzte, als er Ugwus Antworten in ein ledergebundenes Büchlein geschrieben hatte.

»Wir waren alle ein bisschen erschrocken, als wir gehört haben, dass du am Leben bist und in Emekuku im Krankenhaus liegst – natürlich ein positiver Schock. Dem Himmel sei Dank, dass es keine symbolische Bestattung gegeben hat, obwohl wir kurz vor dem Fall von Umuahia tatsächlich noch eine Art Trauerfeier abgehalten haben.«

Hinter Ugwus Augenlidern pochte es. »Man hat also gesagt, ich sei tot, Sah?«

»O ja, das hat man. Offenbar hat man in deinem Bataillon gedacht, du seist während des Einsatzes gefallen.«

Ugwu fielen die Augen zu, und sie wollten auch nicht offen bleiben, sosehr er sich bemühte. Schließlich gelang es ihm doch, und er sah, dass Mister Richard auf ihn herabblickte. »Wer ist Eberechi?«

»Sah?«

»Du hast ständig den Namen Eberechi gesagt.«

»Das ist jemand, den ich ab und zu getroffen habe, Sah.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»In Umuahia?«

»Ja, Sah.«

Mister Richards Blick wurde ganz weich. »Und du weißt nicht, wo sie jetzt ist?«

»Nein, Sah.«

»Trägst du diese Kleider, seit du verwundet wurdest?«

»Ja, Sah. Die Männer von der Infanterie haben mir die Hose und das Hemd gegeben.«

»Du musst dich waschen.«

Ugwu lächelte. »Ja, Sah.«

»Hast du Angst gehabt?«, fragte Mister Richard nach einer Weile.

Ugwu rutschte ein wenig zur Seite; der Schmerz war überall, und es gab keine angenehme Position. »Angst, Sah?«

»Ja.«

»Manchmal, Sah.« Er hielt inne. »In unserem Camp habe ich ein Buch gefunden. Was der Mann geschrieben hat, hat mich so traurig und wütend gemacht.«

»Was für ein Buch war das?«

»Die Autobiographie eines schwarzen Amerikaners namens Frederick Douglass.«

Mister Richard schrieb sich etwas auf. »Das werde ich in meinem Buch verwenden.«

»Sie schreiben ein Buch.«

»Ja.«

»Worum geht es darin, Sah?«

»Um den Krieg, was vorher passiert ist und dass vieles nicht hätte passieren dürfen. Es wird heißen: *Die Welt schwieg, als wir starben.*«

Telegram:@shabarsbibliothek

Später murmelte Ugwu den Titel vor sich hin: *Die Welt schwieg, als wir starben.* Der Titel verfolgte ihn und erfüllte ihn mit Scham. Er musste wieder an das Mädchen in der Bar denken, an ihr verzerrtes Gesicht und den Hass in ihren Augen, als sie auf dem schmutzigen Boden lag.

Der Master und Olanna schlossen die Arme um Ugwu, aber nur ganz vorsichtig, ohne Druck auszuüben, um ihm nicht weh zu tun. Einen Moment lang fühlte er sich sehr unwohl; sie hatten ihn noch nie umarmt.

»Ugwu«, sagte der Master und schüttelte den Kopf. »Ugwu.«

Baby klammerte sich an seine Hand und wollte sie nicht mehr loslassen, und auf einmal saß Ugwus ganzes Leben wie ein Kloß in seinem Hals, er schluchzte, und die Tränen brannten ihm in den Augen. Er war wütend auf sich selbst, weil er weinte, und später, als er erzählte, was alles mit ihm passiert war, sprach er mit distanzierter Stimme. Was seine Rekrutierung für die Armee anging, schwindelte er; er sagte, Pastor Ambrose habe ihn gebeten, ihm dabei zu helfen, seine kranke Schwester zum Kräuterdoktor zu tragen, und auf dem Rückweg sei er dann von den Soldaten aufgegriffen worden. Mit beiläufiger Kälte benutzte er Worte wie »feindliches Feuer« oder »Heereshauptquartier«, als könnte das sein Weinen wiedergutmachen.

»Und die haben uns erzählt, du seist tot«, sagte Olanna und betrachtete ihn. »Vielleicht lebt ja auch Okeoma noch.«

Ugwu starrte sie an.

»Es heißt, er sei bei einem Einsatz gefallen«, sagte Olanna. »Und ich habe gehört, dass Adanna tatsächlich Kwashiorkor zum Opfer gefallen ist. Baby weiß das natürlich nicht.«

Ugwu wandte den Blick ab. Er war wütend, weil sie ihm all die Dinge sagte, die er nicht hören wollte.

»Zu viele Leute sterben«, sagte er.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Das geschieht eben im Krieg, dass Leute sterben«, sagte Olanna. »Aber wir werden diese Geschichte gewinnen. Ist dein Kissen in einer richtigen Position?«

»Ja, Mah.«

Weil er auf einer Seite seines Hinterns nicht sitzen konnte, lag er während der ersten paar Wochen in Orlu auf der Seite. Olanna war immer bei ihm, brachte ihn dazu, etwas zu essen, und schenkte ihm den Willen zu leben. Oft wanderten seine Gedanken. Er brauchte nicht das Echo des Schmerzes an seiner Seite und in seinem Gesäß und auf seinem Rücken, um sich daran zu erinnern, wie seine *ogbunigwe* explodiert war, oder um sich High-Techs Lachen oder den tödlichen Hass in den Augen des Mädchens in Erinnerung rufen. An ihre Gesichtszüge konnte er sich nicht erinnern, aber dieser Blick aus ihren Augen ließ ihn nicht los, ebenso wie die Trockenheit und Enge zwischen ihren Beinen und die Erinnerung daran, wie er getan hatte, was er nicht hatte tun wollen. In jenem grauen Bereich zwischen Träumen und Tagträumen, wenn er die Kontrolle über das meiste hatte, was in seinem Kopf vorging, sah er die Bar vor sich, er roch den Alkohol und hörte die Soldaten sagen: »Meisterschütze«, aber dann war es nicht das Barmädchen, das da vor ihm auf dem Boden lag, sondern Eberechi. Wenn er dann aufwachte, hasste er diese Vorstellung, und er hasste sich selbst. Er würde sich die Zeit nehmen, für das, was er getan hatte, zu büßen. Dann würde er nach Eberechi suchen. Vielleicht war sie ja mit ihrer Familie zu ihrem Dorf in Mbaise zurückgekehrt, oder sie waren vielleicht sogar irgendwo hier in Orlu. Sie würde auf ihn warten; bestimmt wusste sie, dass er sie holen würde. Dass Eberechi auf ihn warten und dass dieses Warten der Beweis für seine Erlösung sein würde, schenkte ihm Trost, während er genas. Es überraschte ihn, dass sein Körper in seinen ursprünglichen

Telegram:@shabarsbibliothek

Zustand zurückkehren konnte und sein Verstand immer noch wach und klar war.

Bei Tage half er im Flüchtlingslager aus, und am Abend schrieb er. Er setzte sich unter den Feuerbaum und schrieb in kleinen, sorgfältigen Buchstaben auf den Rand von alten Zeitungen, auf Papier, das Kainene mit Berechnungen für irgendwelche Lieferungen bekritzelt hatte, auf die Rückseite eines alten Kalenders. Er schrieb ein Gedicht über Leute, die einen wunden Hintern davon bekamen, dass sie ihr Geschäft in importierte Eimer verrichteten, aber es klang nicht so poetisch wie das von Okeoma, und er zerriss es wieder; dann schrieb er über eine junge Frau mit einem perfekten Hintern, die einen jungen Mann in den Hals kniff, und auch das zerriss er wieder. Schließlich begann er, über Tante Arizes namenlosen Tod in Kano zu schreiben, darüber, wie Olanna ihre Beine nicht mehr gebrauchen konnte, über Okeomas schmucke Armeeuniform und Professor Ekwenugos bandagierte Hände. Er schrieb über die Kinder im Flüchtlingslager, wie eifrig sie Jagd auf Eidechsen machten; dass vier Jungen eine besonders schnelle Eidechse auf den Mangobaum gejagt hatten und einer ihr hinterhergeklettert war und wie dann die Eidechse vom Baum herunter und direkt in die ausgestreckte Hand eines der drei Jungen unter dem Baum gesprungen war.

»Die Eidechsen sind klüger geworden. Sie laufen viel schneller heutzutage und verstecken sich unter Zementblöcken«, sagte der Junge, der auf den Baum geklettert war, zu Ugwu. Sie brieten die Eidechsen, teilten sie sich und verscheuchten die anderen Kinder. Hinterher bot einer der Jungen ihm ein winziges Stückchen seiner zähen Portion an. Ugwu dankte und schüttelte den Kopf, und ihm wurde bewusst, dass es ihm nie gelingen würde, dieses Kind wirklich zu Papier zu bringen, dass er auch nie die Angst würde schildern können, die die Augen der Mütter im

Telegram:@shabarsbibliothek

Flüchtlingslager verdunkelte, wenn die Bomber aus dem Himmel schossen. Und nie würde es ihm gelingen zu schildern, wie armselig es war, hungernde Menschen mit Bomben zu bewerfen. Aber er versuchte es, und je mehr er schrieb, desto weniger träumte er.

Eines Morgens ließ Olanna gerade ein paar Kinder das große Einmaleins aufsagen, als Kainene zum Feuerbaum gelaufen kam.

»Kannst du dir vorstellen, wer dafür verantwortlich ist, dass die kleine Urenwa schwanger geworden ist?«, fragte Kainene, und Ugwu hätte sie fast nicht wiedererkannt. Die Augen quollen ihr förmlich aus dem kantigen Gesicht, und sie waren voller Wut und Tränen. »Du wirst es nicht glauben, aber es ist Pater Marcel!«

Olanna stand auf. »*Gini?* Was sagst du da?«

»Ich muss blind gewesen sein; sie ist nicht die Einzige«, sagte Kainene. »Er fickt die meisten von ihnen, bevor er ihnen die Krebse gibt, für die ich mir den Arsch aufreiße.«

Später sah Ugwu, wie Kainene Pater Marcel mit beiden Händen vor die Brust stieß, wie sie ihm ins Gesicht schrie und ihn so heftig schubste, dass Ugwu Angst hatte, der Mann würde hinfallen. »*Amosu!* Sie Teufel!« Dann wandte sie sich an Pater Jude. »Wie können Sie zulassen, dass der Kerl hungernde Mädchen die Beine breit machen lässt? Wie können Sie das vor Ihrem Gott verantworten? Sie beide hauen jetzt ab hier, auf der Stelle. Ich bringe den Fall bis zu Ojukwu, wenn es sein muss!«

Ihr liefen die Tränen übers Gesicht. An ihrem Zorn war etwas Großartiges. Ugwu fühlte sich befleckt und unwürdig, als er nach dem Abmarsch der Priester weiter seinen neuen Pflichten nachging – *garri* verteilen, Streitigkeiten schlichten, die Arbeiten auf den kümmerlichen und verbrannten Äckern überwachen. Er fragte sich, was Kainene sagen, was sie mit ihm machen, wie sie über ihn denken würde, wenn sie jemals von dem

Telegram:@shabarsbibliothek

Mädchen in der Bar erfuhr. Sie würde ihn verachten. Olanna auch. Und Eberechi ebenso.

Am Abend hörte er den Gesprächen zu und machte sich in Gedanken Notizen, damit er sie später zu Papier bringen konnte. Es waren hauptsächlich Kainene und Olanna, die redeten, als wären sie dabei, sich ihre eigene Welt zu schaffen, zu der sich der Master und Mister Richard niemals richtig würden zugehörig fühlen können. Manchmal kam auch Harrison und setzte sich zu Ugwu, aber er sagte wenig, als begegnete er ihm mit ebenso großer Verblüffung wie Respekt. Ugwu war nicht mehr einfach nur Ugwu, er war jetzt einer »unserer Jungs«; er hatte für ihre Sache gekämpft. Der Mond schien immer leuchtend hell, und ab und zu trug der Nachtwind die Schreie von Eulen und das Geräusch von an- und abschwellenden Stimmen aus dem Flüchtlingscamp zu ihnen herüber. Baby schlief auf einer Matte und war zum Schutz gegen die Moskitos mit einem von Olannas Wickeltüchern zugedeckt. Wann immer sie das ferne Dröhnen von Fliegern mit Hilfsgütern hörten, ein ganz anderer Klang als das rasche Herandonnern der tiefffliegenden Bomber, sagte Kainene: »Ich hoffe, einer schafft es.« Und Olanna erwiderte mit einem leichten Lachen: »Unsere nächste Suppe werden wir mit Stockfisch kochen müssen.«

Wenn sie Radio Biafra lauschten, stand Ugwu auf und ging hinaus. Die schäbige Theatralik der Kriegsberichterstattung, diese Stimme, die den Leuten Brocken falscher Hoffnung in den Rachen stopfte, interessierten ihn nicht. Eines Nachmittags kam Harrison zum Feuerbaum hinaus. Er hatte das Radio dabei, das in voller Lautstärke auf Radio Biafra eingestellt war.

»Bitte mach dieses Ding aus«, sagte Ugwu. Er sah ein paar Jungen zu, die auf einem Stück Rasen in der Nähe spielten. »Ich will die Vögel hören.«

»Hier zwitschern keine Vögel«, sagte Harrison.

»Mach es aus.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Seine Exzellenz wird gleich eine Rede halten.«

»Mach es aus, oder bring es woandershin.«

»Du willst nicht Seine Exzellenz hören?«

»*Mba*, nein.«

Harrison schaute ihn aufmerksam an. »Das wird eine großartige Rede.«

»So was wie Großartigkeit gibt es für mich nicht«, sagte Ugwu.

Harrison sah verletzt aus, als er wegging, und Ugwu machte sich nicht die Mühe, ihn zurückzurufen; er schaute lieber wieder den Kindern zu. Sie schlichen durch das vertrocknete Gras, in den Händen Stecken, die Gewehre sein sollten, ahmten mit den Mündern das Rattern von Schüssen nach und wirbelten ganze Staubwolken auf, wenn sie sich gegenseitig jagten. Selbst der Staub machte einen lustlosen Eindruck. Sie spielten Krieg. Vier Jungen. Gestern waren es noch fünf gewesen. An den Namen des fünften konnte sich Ugwu nicht erinnern – war es Chidiebele oder Chidiebube gewesen? –, aber woran er sich sehr genau erinnerte, war, dass der Bauch des Kindes in letzter Zeit ausgesehen hatte, als hätte er einen dicken Ball verschluckt, dass ihm das Haar in Büscheln ausgegangen und seine Haut immer heller geworden war, von einem satten Mahagonibraun zu einem kränklichen Gelb. Die anderen Kinder hatten ihn oft aufgezogen. *Afo mmili ukwa*, hatten sie ihn genannt, Brotfruchtbauch. Einmal wollte Ugwu sie bitten, damit aufzuhören, damit er ihnen erklären konnte, was Kwashiorkor war – vielleicht konnte er ihnen ja vorlesen, wie er auf seinen gesammelten Zetteln die Krankheit beschrieben hatte. Doch er beschloss, es nicht zu tun. Es bestand keine Notwendigkeit, sie auf etwas vorzubereiten, das sie mit Sicherheit sowieso alle bekommen würden. Ugwu konnte sich nicht erinnern, dass der Junge jemals einen Offizier aus Biafra, jemanden wie Seine Exzellenz oder Achuzie gespielt hatte; immer spielte er einen Nigerianer, entweder Gowon oder Adekunle, was bedeutete, dass er immer

Telegram:@shabarsbibliothek

besiegt wurde und sich am Schluss zu Boden werfen und so tun musste, als würde er sterben. Manchmal fragte sich Ugwu, ob dem Kind das gefiel, weil es ihm die Gelegenheit bot, sich auf den Rasen zu legen und kurz auszuruhen.

Der Junge und seine Familie waren aus Oguta gekommen. Es war eine der Familien, die nicht daran geglaubt hatten, dass ihre Stadt fallen würde, weshalb die Mutter auch zunächst ganz trotzig dreingeschaut hatte, als sie ins Lager gekommen waren, als wollte sie jeden dazu herausfordern, ihr zu sagen, dass sie nicht träumte und dass sie nicht jeden Moment aufwachen würde. An ihrem ersten Abend im Lager war kurz vor der Dämmerung überall das Knattern von Schüssen der Luftabwehr zu hören. Die Mutter lief hinaus und hielt den Jungen, ihr einziges Kind, in einer verwirrten Umarmung fest. Die anderen Frauen schüttelten sie grob, als das Dröhnen der Flugzeuge über ihnen lauter wurde. »Komm in den Bunker! Bist du verrückt? Komm in den Bunker!«

Die Frau weigerte sich und stand nur zitternd da, ihren Sohn im Arm. Ugwu wusste immer noch nicht, warum er getan hatte, was er dann tat. Vielleicht, weil Olanna Baby bereits gepackt hatte, vor ihm herlief und er die Hände frei hatte. Doch er streckte einfach die Arme aus, löste das Kind aus der Umarmung der Frau und rannte los. Damals war das Kind noch schwer, hatte immer noch ein gewisses Gewicht; seine Mutter hatte gar keine andere Wahl, als ihm zu folgen. Dann gingen die Bomber in den Tiefflug, und einen Moment, bevor Ugwu das Kind in den Bunker hinabschubsen konnte, flog eine Kugel ganz dicht an ihnen vorbei; er roch eher den bitteren Geruch nach heißem Metall, als dass er sie sah.

Es war auch in dem Bunker, als sie auf der feuchten, von Grillen und Ameisen wimmelnden Erde spielten, dass das Kind Ugwu sagte, wie es hieß. Chidiebele oder Chidiebube, er war sich nicht sicher. Doch

Telegram:@shabarsbibliothek

irgendetwas mit Chidi war es. Vielleicht Chidiebele, was geläufiger war. Jetzt klang der Name fast wie ein Witz: »Gott ist gnädig«.

Die vier Jungen hatten mit dem Spielen aufgehört und waren hineingegangen, als Ugwu das dünne, krächzende Wimmern aus dem Klassenzimmer am anderen Ende des Gebäudes hörte. Er wusste, die Tante des Kindes würde bald herauskommen und es den Leuten hier mitteilen; die Mutter würde sich in den Dreck werfen und so lange schreien, bis sie keine Stimme mehr hatte, und dann würde sie ein Rasiermesser nehmen und sich den Kopf rasieren, bis er blank und blutig war.

Er zog sein Unterhemd an und ging hinüber, um seine Hilfe beim Ausheben des kleinen Grabes anzubieten.

Telegram:@shabarsbibliothek

33

Richard saß neben Kainene und rieb ihr die Schulter, während sie über etwas lachte, das Olanna gesagt hatte. Er liebte es, wie ihr Hals noch länger aussah, wenn sie den Kopf in den Nacken warf und lachte. Er liebte es, die Abende mit ihr und Olanna und Odenigbo zu verbringen; es erinnerte ihn an Odenigbos schummrig beleuchtetes Wohnzimmer in Nsukka, an den Biergeschmack auf seiner vom Pfeffer aufgerauten Zunge. Kainene griff nach dem Emailleteller mit den gerösteten Grillen, Harrisons neuester Spezialität; er schien genau zu wissen, wo er in der trockenen Erde nach ihnen graben musste und wie man sie nach dem Rösten in mundgerechte Stücke brach, damit man mehr davon hatte. Kainene schob sich ein Stück in den Mund. Richard nahm zwei Stücke und kaute langsam darauf herum. Es wurde dunkel, und die Cashewbäume waren nur noch stille, graue Umrisse. Ein dünner Staubnebel hing über ihnen.

»Was, glaubst du, erklärt den Erfolg der Bestrebungen des weißen Mannes in Afrika, Richard?«, fragte Odenigbo.

»Den Erfolg?« Odenigbo brachte ihn immer wieder aus der Fassung, wenn er lange herumgrübelte und dann ganz unerwartet etwas fragte oder sagte.

»Ja, den Erfolg. Ich denke auf Englisch«, sagte Odenigbo.

»Vielleicht solltest du erst einmal das Scheitern des schwarzen Mannes erklären, die Bestrebungen des weißen Mannes zu bremsen«, sagte Kainene.

»Wer hat den Rassismus in die Welt gesetzt?«, fragte Odenigbo.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich verstehe nicht, worauf du jetzt hinauswillst«, sagte Kainene.

»Der weiße Mann hat den Rassismus in die Welt gesetzt. Er hat ihn als Grundlage für seine Eroberungen benutzt. Es ist immer einfacher, ein menschlicheres Volk zu besiegen.«

»Das heißt, wenn wir die Nigerianer besiegen, sind wir ein weniger menschliches Volk?«, fragte Kainene.

Odenigbo sagte nichts. In der Nähe der Cashewbäume raschelte es, und Harrison sprang auf und lief hinüber, um zu sehen, ob er eine Buschratte fangen konnte.

»Inatimi hat mir ein paar nigerianische Münzen gegeben«, brach Kainene schließlich das Schweigen. »Wisst ihr, diese Freiheitskämpfer haben eine ganze Menge nigerianisches Geld. Ich will zur Ninth Mile fahren und schauen, was ich kaufen kann, und wenn das klappt, werde ich ein paar von den Sachen verkaufen, die unsere Leute im Lager gemacht haben.«

»Das ist Handel mit dem Feind«, sagte Odenigbo.

»Es ist Handel mit ungebildeten nigerianischen Frauen, die das haben, was wir brauchen.«

»Es ist gefährlich, Kainene«, sagte Odenigbo; der weiche Unterton in seiner Stimme überraschte Richard.

»Dieser Sektor ist frei«, sagte Olanna. »Unsere Leute können dort frei Handel treiben.«

»Gehst du etwa auch hin?« Überraschung schwang in Odenigbos Stimme mit und ließ sie lauter werden. Er starrte Olanna an.

»Nein. Zumindest nicht morgen. Vielleicht wenn Kainene das nächste Mal fährt.«

»Morgen?« Jetzt war es an Richard, überrascht zu sein. Kainene hatte es einmal erwähnt, dass sie zwischen den feindlichen Linien Handel treiben

Telegram:@shabarsbibliothek

wollte, aber er hatte nicht gewusst, dass sie bereits einen Zeitpunkt im Kopf hatte.

»Ja, Kainene fährt morgen«, sagte Olanna.

»Richtig«, bestätigte Kainene. »Aber macht euch keine Sorgen um Olanna, die wird nie mitkommen. Sie hatte immer schon schreckliche Angst vor ehrlicher freier Handelstätigkeit.« Kainene lachte, und Olanna fiel in ihr Lachen ein und schlug ihr auf den Arm; in diesem Moment sah Richard, wie sich der Schwung ihrer Lippen ähnelte und die Form ihrer etwas größeren Vorderzähne.

»Ist Ninth Mile nicht immer wieder besetzt und dann zurückerobert worden?«, fragte Odenigbo. »Ich finde, du solltest nicht fahren.«

»Es ist alles schon entschieden. Ich fahre morgen in aller Frühe mit Inatimi los, und bis abends sind wir wieder zurück«, sagte Kainene mit jener Endgültigkeit in der Stimme, die Richard nur allzu gut kannte. Allerdings hatte er auch nichts gegen die Fahrt; er kannte viele Leute, die taten, was sie vorhatte.

In jener Nacht träumte er, dass sie mit einem Korb voller Speisen zurückkam – Hühnchen in Kräutersoße, würzigem Jollof-Reis, einer Suppe mit reichlich Fisch darin –, und war sehr gereizt, als er von lauten Stimmen direkt unter ihrem Fenster aus dem Schlaf gerissen wurde. Er wollte sich nur ungern von seinem Traum verabschieden. Auch Kainene war aufgewacht, und sie liefen zusammen nach draußen, Kainene mit einem Wickeltuch, das sie sich um den Oberkörper gebunden hatte, er in Shorts. Der Morgen graute. Das Licht war noch schwach. Eine kleine Gruppe Menschen aus dem Flüchtlingslager schlug und trat auf einen jungen Mann ein, der am Boden kauerte, die Hände um den Kopf gelegt, um sich vor den Schlägen zu schützen. Seine Hose war völlig durchlöchert und der Kragen

Telegram:@shabarsbibliothek

seines Hemdes fast abgerissen, aber an seinem zerfetzten Ärmel hing immer noch eine halbe gelbe Sonne.

»Was ist los?«, fragte Kainene. »Was ist hier los?«

Bevor jemand das Wort ergriff, wusste Richard, was es war. Der Soldat hatte auf der Farm gestohlen. Das passierte jetzt überall, dass die Farmen bei Nacht überfallen und alles geplündert wurde, was gerade eben wuchs – Maiskolben, die so jung waren, dass sich noch keine Körner gebildet hatten, und Yamswurzeln, die so klein waren, dass man sie kaum von Taro unterscheiden konnte.

»Hört auf!«, rief Kainene. »Habt ihr mich gehört? Er ist kein Dieb. Er ist ein Soldat, der Hunger hat.«

Bei der ruhigen Autorität in ihrer Stimme hielt die Menge inne. Langsam schlurften sie davon, in Richtung Klassenzimmer. Der Soldat stand auf und klopfte den Staub von seiner Kleidung.

»Kommst du von der Front?«, fragte Kainene.

Er nickte. Dem Aussehen nach war er etwa achtzehn. Auf der Stirn hatte er zwei böse Beulen, Blut lief ihm aus den Nasenlöchern.

»Bist du abgehauen? *I na-agba oso?* Bist du desertiert?«, fragte Kainene.

Er gab keine Antwort.

»Komm. Komm und nimm dir etwas *garri*, bevor du gehst«, sagte Kainene.

Aus seinem geschwollenen linken Auge quollen ein paar Tränen, und er legte eine Hand darauf, als er ihr folgte. Außer einem gemurmelten »*Dalu* – danke«, bevor er ging, die kleine Tüte mit *garri* an die Brust gedrückt, sprach er kein Wort. Kainene war schweigsam, als sie sich anzog, um hinunterzugehen und sich mit Inatimi am Lager zu treffen.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Du fährst auch früh weg, oder, Richard?«, fragte sie. »Möglich, dass diese großen Tiere heute nur dreißig Minuten in ihrem Büro sind.«

»Ich fahre in einer Stunde los.« Er wollte nach Ahiara, um sich um Lebensmittel aus der Zentralverwaltung der Hilfsgüter zu bemühen.

»Sag ihnen, dass ich im Sterben liege und dass wir dringend Milch und Corned Beef brauchen, um mich am Leben zu halten.« Ein neuer, bitterer Unterton lag in ihrer Stimme.

»Das mache ich«, sagte er. »Und dir gute Fahrt. *Ije oma.* Komm mit jeder Menge *garri* und Salz zurück.«

Sie küssten sich flüchtig auf die Lippen, bevor sie ging. Er wusste, dass der Anblick dieses erbarmungswürdigen Soldaten sie aufgewühlt hatte, und er wusste auch um ihre Überzeugung, dass der junge Soldat nicht der Grund für ausbleibende Ernten war. Die Pflanzen gediehen deshalb nicht, weil das Land nur wenig fruchtbar und der Harmattan streng war, weil es keinen Dung gab und eigentlich gar nichts zum Anpflanzen, und wenn es ihr denn gelang, ein paar Yamssamen zum Ansäen zu ergattern, aßen die Leute die Hälfte davon auf, statt sie in die Erde zu stecken. Er wünschte sich so sehr, zum Himmel greifen und Biafra den langersehnten Sieg bringen zu können. Ihretwegen.

Als er am Abend aus Ahiara zurückkehrte, war sie noch nicht da. Das Wohnzimmer war von dem Geruch nach gebleichtem Palmöl erfüllt, der aus der Küche kam, und Baby lag auf einer Matte und blätterte in dem Buch *Eze geht zur Schule.*

»Nimm mich auf die Schultern, Onkel Richard«, sagte Baby und lief auf ihn zu. Richard tat so, als wollte er sie aufheben, und brach dann scheinbar erschöpft auf einem Stuhl zusammen.

»Du bist jetzt ein großes Mädchen, Baby. Du bist zu schwer, um auf den Schultern zu reiten.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Nein, bin ich nicht!«

Olanna stand an der Küchentür und schaute ihnen zu. »Weißt du, Baby ist klüger geworden, aber gewachsen ist sie eigentlich nicht, seit der Krieg angefangen hat.«

Richard lächelte. »Besser klüger als größer«, sagte er, und sie lächelte auch. Ihm fiel auf, wie wenig sie miteinander sprachen und wie sorgfältig sie es vermieden, allein zu sein.

»Kein Glück in Ahiara?«, wollte Olanna wissen.

»Nein. Ich hab’s überall versucht. Die Zentrallager sind leer. Vor einem der Gebäude habe ich einen ausgewachsenen Mann sitzen und am Daumen lutschen sehen.«

»Was ist denn mit den Leuten, die du in den Direktionen kennst?«

»Die sagen, sie hätten nichts, und die Devise sei jetzt, autark sein und selbst anbauen.«

»Und womit sollen wir etwas anbauen? Wie sollen wir denn Millionen von Menschen ernähren mit dem winzigen Gebiet, über das wir noch verfügen?«

Richard schaute sie an. Selbst die leiseste Andeutung von Kritik an Biafra verursachte ihm Unbehagen. Seit Umuahia gefallen war, hatten sich auch in seinen Gehirnwindungen Sorgen angesiedelt, aber er sprach sie nicht aus.

»Ist Kainene im Lager?«, fragte er.

Olanna wischte sich über die Stirn. »Ich glaube ja. Sie und Inatimi müssten jetzt zurück sein.«

Richard ging nach draußen, um mit Baby zu spielen. Er hob sie auf seine Schultern, damit sie ein Blatt vom Cashewbaum pflücken konnte, und als er sie wieder absetzte, dachte er, wie leicht und klein sie doch für eine Sechsjährige war. Er zog ein paar Linien in den staubigen Boden, sagte ihr,

Telegram:@shabarsbibliothek

sie solle ein paar Steine sammeln, und versuchte, ihr beizubringen, wie man *nchokolo* spielte. Er schaute ihr zu, wie sie ein paar schartige Metallstücke aus einer Büchse holte und ausbreitete: ihre Schrapnellkollektion. Auch eine Stunde später war Kainene noch nicht zurück. Richard ging mit Baby die Straße hinunter zum Lager. Kainene saß nicht auf den Stufen vor dem »Ort ohne Wiederkehr«, wie sie es manchmal tat. Sie war auch nicht auf der Krankenstation. Sie war in keinem der Klassenzimmer. Richard entdeckte Ugwu unter dem Feuerbaum. Er schrieb etwas auf ein Blatt Papier.

»Tante Kainene ist noch nicht zurück«, sagte Ugwu, bevor Richard fragen konnte.

»Bist du sicher, dass sie nicht doch zurück ist und irgendwo anders hingegangen ist?«

»Ich bin mir sicher, Sah. Aber ich erwarte sie bald zurück.«

Die formelle Präzision, mit der Ugwu das Wort »erwarte« benutzte, amüsierte Richard; er bewunderte Ugwus Ehrgeiz und dass er seit kurzem jedes Stückchen Papier beschrieb, das er auftreiben konnte. Einmal hatte er versucht herauszufinden, wo Ugwu die Zettel aufbewahrte, damit er einen Blick darauf werfen konnte, aber er hatte nichts gefunden. Wahrscheinlich steckten sie alle in seinen Shorts.

»Was schreibst du denn gerade?«, fragte er.

»Eine kleine Sache, Sah«, sagte Ugwu.

»Ich bleibe bei Ugwu«, verkündete Baby.

»Okay, Baby.« Richard wusste, dass sie gleich in die Klassenzimmer laufen und nach den anderen Kindern suchen würde, damit sie Jagd auf Grillen oder Eidechsen machen konnten. Oder sie würde sich auf die Suche nach dem selbsternannten Milizionär mit dem Dolch um die Taille machen und ihn fragen, ob sie die Waffe einmal halten durfte.

Telegram:@shabarsbibliothek

Er ging zum Haus zurück. Odenigbo war gerade von der Arbeit nach Hause gekommen. Sein Hemd war vorne so fadenscheinig und zerschlissen, dass Richard in der gleißenden Abendsonne seine lockigen Brusthaare durchschimmern sehen konnte.

»Ist Kainene zurück?«, fragte Odenigbo.

»Noch nicht.«

Odenigbo bedachte ihn mit einem langen, vorwurfsvollen Blick, bevor er hineinging, um sich umzuziehen. Als er wieder herauskam, trug er ein Wickeltuch, das er sich um den Körper geschlungen und mit zwei Zipfeln um den Hals gebunden hatte, und setzte sich mit Richard ins Wohnzimmer. Im Radio verkündete Seine Exzellenz, er würde ins Ausland fahren, um sich dort um Frieden zu bemühen.

Im Einklang mit meiner mehrfach geäußerten Absicht, mich persönlich um Frieden und Sicherheit für unser Volk zu bemühen, werde ich jetzt Biafra verlassen, um im Ausland die Möglichkeiten zu sondieren …

Als Ugwu und Baby nach Hause kamen, ging gerade die Sonne unter.

»Gerade ist diese kleine Nneka gestorben, und ihre Mutter hat sich geweigert, ihre Leiche abtransportieren und begraben zu lassen«, sagte Ugwu, als er sie begrüßt hatte.

»Ist Kainene dort?«, wollte Richard wissen.

»Nein«, sagte Ugwu.

Odenigbo stand auf, Richard auch, und sie gingen gemeinsam zum Flüchtlingscamp. Keiner sagte etwas. In einem der Klassenzimmer wimmerte eine Frau. Sie stellten Fragen und bekamen überall die gleiche Antwort: dass Kainene morgens in der Frühe mit Inatimi aufgebrochen sei. Sie habe ihnen gesagt, sie gehe auf *afia attack*, um Handel hinter den

Telegram:@shabarsbibliothek

feindlichen Linien zu treiben, und dass sie am späten Nachmittag zurück sein werde.

Ein Tag verging, dann noch einer. Alles blieb, wie es war: die Trockenheit der Luft, die staubigen Windböen, die Flüchtlinge, die ausgetrocknetes Land bestellten, aber Kainene war immer noch nicht zurück. Richard fühlte sich, als würde er immer schneller durch einen Tunnel geschleudert, und Stunde für Stunde fiel Gewicht von ihm ab. Odenigbo sagte, wahrscheinlich sitze Kainene auf der anderen Seite fest und warte nur darauf, dass sich die Vandalen weiterbewegten, damit sie wieder zurückkonnte. Olanna meinte, solche Verzögerungen kämen bei den Frauen, die zwischen den Linien Handel trieben, ständig vor. Doch da war auch eine heimliche Angst in ihren Augen. Selbst Odenigbo sah furchtsam aus, als er sagte, er gehe nicht mit ihnen auf die Suche nach Kainene, weil er wisse, dass sie heimkomme; fast schien es, als fürchtete er sich vor dem, was sie entdecken könnten. Olanna saß neben Richard im Auto, als er nach Ninth Mile fuhr. Sie schwiegen, doch wenn er anhielt, um Leute am Straßenrand zu fragen, ob sie jemanden gesehen hätten, der aussah wie Kainene, sagte sie immer: *»O tolu ogo, di ezigbo oji«*, als würde es dem Gedächtnis der Leute auf die Sprünge helfen, wenn sie wiederholte, was Richard bereits gesagt hatte, nämlich dass Kainene groß und sehr dunkel sei. Richard zeigte ein Foto von Kainene herum. Manchmal, wenn er es eilig hatte, zog er versehentlich das Bild mit dem umflochtenen Topf hervor. Aber keiner hatte sie gesehen. Keiner hatte ein Auto wie das von Inatimi gesehen. Sie fragten sogar die Soldaten, die verkündeten, weiter könnten sie nicht fahren, weil die Straßen besetzt seien. Die Soldaten schüttelten den Kopf und sagten, sie hätten sie nicht gesehen. Auf der Rückfahrt fing Richard an zu weinen.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Warum weinst du?«, fuhr Olanna ihn an. »Kainene steckt einfach nur ein paar Tage auf der anderen Seite fest.«

Richards Tränen machten ihn blind. Er fuhr von der Straße ab, und der Unterboden des Wagens knirschte, als er in das dichte Unterholz des Busches fuhr.

»Halt! Halt!«, rief Olanna.

Er blieb stehen, sie nahm ihm den Schlüssel ab, ging um den Wagen herum und öffnete die Fahrertür. Während sie das Auto nach Hause lenkte, summte sie vor sich hin.

Telegram:@shabarsbibliothek

34

Olanna fuhr mit dem Holzkamm so vorsichtig wie möglich durch Babys Haare, und trotzdem blieb ein großes Büschel in den Zinken hängen. Ugwu saß auf einer Bank und schrieb. Eine Woche war vergangen, und Kainene war immer noch nicht zurück. Heute hatten sich die Harmattanwinde etwas gelegt; sie brachten die Cashewbäume nicht ins Wanken, bliesen aber Sand überallhin. Der Schmutz in der Luft war fast ebenso greifbar wie die Gerüchte, Seine Exzellenz sei nicht ins Ausland gereist, um sich um Frieden zu bemühen, sondern habe sich abgesetzt. Olanna wusste, dass das nicht sein konnte. So fest, wie sie daran glaubte, dass Kainene bald wieder nach Hause käme, war sie auch der Überzeugung, dass die Reise Seiner Exzellenz erfolgreich wäre. Er würde mit einem Dokument nach Hause kommen, in dem der Krieg für beendet erklärt und Biafra zu einem freien Land deklariert wurde. Er würde mit Gerechtigkeit im Gepäck zurückkehren und mit Salz.

Sie kämmte Babys Haare, und wieder fielen ein paar aus. Olanna hielt die winzigen Flusen in der Hand, sie hatten nichts von Babys pechschwarzem Naturton, sondern waren von einem sonnengebleichten Gelbbraun. Es machte ihr Angst. Vor einigen Wochen hatte Kainene im Spaß zu ihr gesagt, es sei ein Zeichen besonderer Klugheit, dass Baby im zarten Alter von sechs Jahren die Haare ausgingen, doch hinterher war sie selber losgezogen, um mehr Proteintabletten zu ergattern.

Ugwu schaute von seinem Blatt auf. »Vielleicht sollten Sie aufhören, ihr das Haar zu flechten, Mah.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ja. Vielleicht liegt es daran.«

»Meine Haare fallen nicht aus!«, rief Baby und fasste sich an den Kopf.

Olanna legte den Kamm hin. »Ich muss immer an das Haar auf diesem Kinderkopf denken, den ich damals im Zug gesehen habe; es war sehr dick. Es muss der Mutter ganz schöne Mühe bereitet haben, es in Zöpfchen zu flechten.«

»Wie war es denn genau geflochten?«, wollte Ugwu wissen.

Zunächst war Olanna überrascht von der Frage, aber dann wurde ihr bewusst, dass sie sich tatsächlich noch ganz genau daran erinnern konnte, wie es geflochten war, und sie begann, die Frisur zu beschreiben, bei der einige der Zöpfchen in die Stirn gefallen waren. Dann schilderte sie den Kopf selbst, die offenen Augen, die graue Haut. Ugwu notierte, was sie sagte, und dieses Schreiben, sein aufrichtiges Interesse machten ihre Geschichte wichtig, und es schien, als diente sie einem höheren Zweck, den sie selbst nicht genau kannte, und so erzählte sie ihm alles, woran sie sich noch erinnern konnte, von dem Zug voller Leute, die weinten und schrien und ihr Wasser nicht halten konnten.

Sie erzählte immer noch, als Odenigbo und Richard zurückkehrten. Sie gingen zu Fuß; am frühen Morgen waren sie mit dem Peugeot aufgebrochen, um im Krankenhaus in Ahiara nach Kainene zu suchen.

Olanna sprang auf. »Und? Habt ihr sie?«

»Nein«, sagte Richard und ging hinein.

»Wo ist das Auto? Haben die Soldaten es beschlagnahmt?«

»Uns ist mitten auf der Straße das Benzin ausgegangen. Ich werde Benzin besorgen, zurückgehen und es holen«, sagte Odenigbo. Er umarmte sie. »Wir haben Madu gesehen. Er sagt, er sei sich sicher, dass sie immer noch auf der anderen Seite ist. Wahrscheinlich haben die Vandalen die

Telegram:@shabarsbibliothek

Stelle, an der sie hinüber ist, gesperrt, und sie wartet darauf, dass sich ein neuer Weg nach draußen auftut. Das passiert ständig.«

»Ja, natürlich.« Olanna nahm den Kamm und begann, ihr eigenes verfilztes Haar zu entwirren. Odenigbo erklärte, sie solle dankbar sein, dass sie Kainene nicht im Krankenhaus angetroffen hätten. Das bedeute, dass es ihr gutgehe, eben nur auf der nigerianischen Seite. Tage später, als sie darauf bestand, im Leichenschauhaus nachzusehen, sagte er dasselbe – bestimmt sei Kainene auf der anderen Seite, gesund und munter.

»Ich fahre jedenfalls«, sagte sie. Madu hatte ihnen etwas *garri* und Zucker und ein bisschen Benzin geschickt. Sie würde selbst am Steuer sitzen.

»Das ist doch sinnlos«, sagte Odenigbo.

»Sinnlos? Findest du es sinnlos, dass ich nach der Leiche meiner Schwester suche?«

»Deine Schwester lebt. Es gibt keine Leiche.«

»Ja, mein Gott.«

Sie wandte sich zum Gehen.

»Selbst wenn sie sie erschossen haben, Olanna, würden sie sie nie in ein Leichenschauhaus innerhalb Biafras bringen«, sagte Odenigbo, und sie wusste, dass er recht hatte, aber sie hasste ihn dafür, dass er das gesagt hatte, und dafür, dass er sie Olanna nannte und nicht *nkem*, und so begab sie sich trotzdem zu dem übelriechenden Gebäude, in dem sich das Leichenschauhaus befand. Stapel von Leichen von einem der letzten Luftangriffe lagen davor und blähten sich langsam in der Sonne auf. Eine Menschenmenge stand vor dem Haus und begehrte Einlass.

»Bitte, mein Vater wird seit der Bombardierung vermisst.«

»Bitte, ich kann meine kleine Tochter nicht finden.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Als der Aufseher Madus Notiz an Olanna las, lächelte er sie an und ließ sie hinein, und sie bestand darauf, jeder einzelnen weiblichen Leiche ins Gesicht zu sehen, selbst denjenigen, von denen der Aufseher sagte, sie seien zu alt, und hinterher blieb sie auf der Straße stehen, um sich zu übergeben. *Wenn die Sonne nicht aufgehen will, so werden wir sie dazu bringen.* Dieser Titel eines Gedichts von Okeoma kam ihr in den Sinn. An den Rest des Textes konnte sie sich nicht erinnern, aber irgendwie war es darum gegangen, dass man einen Tontopf auf den anderen stellte, bis man eine Leiter hatte, die in den Himmel führte. Zu Hause sprach Odenigbo gerade mit Baby. Richard saß da und starrte vor sich hin. Sie fragten sie nicht, ob sie Kainenes Leiche gefunden hatte. Ugwu sagte, auf ihrem Kleid sei ein großer Fleck, wie Palmöl, aber er flüsterte, als wüsste er, dass das die Reste ihres eigenen Erbrochenen waren. Harrison verkündete, es gebe nichts zu essen, und sie starrte ihn fassungslos an, denn es war immer Kainene gewesen, die mit diesen Dingen befasst war, die wusste, was man tun konnte.

»Du solltest dich ein bisschen hinlegen, *nkem*«, sagte Odenigbo.

»Erinnerst du dich noch an den Wortlaut des Gedichtes von Okeoma darüber, dass man die Sonne dazu bringt aufzugehen?«

»Tontöpfe, gebrannt im Feuer unserer Begeisterung, sie werden uns die Füße kühlen, wenn wir aufsteigen«, sagte er.

»Ja, genau.«

»Das war meine Lieblingszeile. Den Rest weiß ich nicht mehr.«

Eine Frau aus dem Flüchtlingscamp kam auf den Hof gestürzt, schreiend, und schwenkte einen grünen Zweig. Es war solch ein leuchtendes, saftiges Grün. Olanna fragte sich, wo sie den Zweig herhatte; die Pflanzen und Bäume ringsum waren verbrannt oder von den staubigen Winden völlig kahlgefegt. Die Erde war fahl.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Es ist vorbei!«, rief die Frau. »Es ist vorbei!«

Odenigbo knipste rasch das Radio an, als hätte er schon mit der Frau und ihren Neuigkeiten gerechnet. Die männliche Stimme kam ihnen nicht bekannt vor.

In der Geschichte hat es immer wieder verletzte Völker gegeben, die in Selbstverteidigung zu den Waffen griffen, wenn friedliche Verhandlungen scheiterten. Wir sind keine Ausnahme. Wir haben zu den Waffen gegriffen, weil die Massaker in unserem Volk ein Gefühl der Unsicherheit ausgelöst hatten. Für dieses unser Anliegen haben wir gekämpft.

Olanna setzte sich; sie mochte die Aufrichtigkeit dieser Stimme aus dem Radio, ihre deutlichen Vokale und ihre ruhige Selbstsicherheit. Baby fragte Odenigbo, warum die Frau aus dem Camp so schreie. Richard stand auf und trat näher an den Radioapparat. Odenigbo stellte lauter. Die Frau aus dem Flüchtlingslager sagte: »Es hieß, die Vandalen kommen mit Stöcken, um die Zivilisten fertigzumachen. Wir gehen in den Busch!« Mit diesen Worten drehte sie sich um und lief zurück.

Ich nutze diese Gelegenheit, um den Offizieren und Soldaten unserer Streitkräfte zu gratulieren für ihre Tapferkeit und Kühnheit, mit denen sie sich die Bewunderung der ganzen Welt verdient haben. Ich danke der Zivilbevölkerung für ihr Stehvermögen und ihre Courage angesichts der überwältigenden Hindernisse und des Hungers. Ich bin überzeugt davon, dass das Leid unseres Volkes auf der Stelle ein Ende finden muss. Ich habe deshalb eine ordnungsgemäße Auflösung unserer Truppen angeordnet. General Gowon bitte ich eindringlich im Namen der Menschlichkeit, seinen Truppen Einhalt zu gebieten, während ein Waffenstillstand ausgehandelt wird.

Telegram:@shabarsbibliothek

Nach der Übertragung fühlte sich Olanna benommen, weil sie es nicht glauben konnte. Sie setzte sich.

»Und was jetzt, Mah?«, fragte Ugwu mit ausdruckslosem Gesicht.

Sie schaute weg zu den staubbedeckten Cashewbäumen und hinauf zum Himmel, der sich wie eine wolkenlose Wand über der Erde erhob.

»Jetzt kann ich endlich hinüberfahren und nach meiner Schwester suchen«, sagte sie leise.

Eine Woche verging. Ein Lastwagen vom Roten Kreuz kam in das Flüchtlingslager, und zwei Frauen verteilten Tassen mit Milch. Viele Familien verließen das Camp, um nach Verwandten zu suchen oder sich im Busch vor nigerianischen Soldaten zu verstecken, die angeblich mit Peitschen nach ihnen Ausschau hielten. Doch als Olanna das erste Mal nigerianische Soldaten auf der Hauptstraße sah, hatten sie keine Peitschen in der Hand. Sie gingen auf und ab, sprachen laut Yoruba miteinander, lachten und winkten den Mädchen im Dorf zu: »Komm und heirate mich. Ich kann dir Reis und Bohnen geben.«

Olanna trat zu der Gruppe, die die Soldaten beobachtete. Ihre perfekt sitzenden Uniformen, ihre gewienerten schwarzen Stiefel, ihre selbstbewussten Augen erfüllten sie mit dem Gefühl der Leere, das ein Mensch empfindet, der beraubt wurde. Sie hatten die Straße gesperrt und schickten Autos zurück. Noch keine Bewegung. Keine Bewegung. Odenigbo wollte nach Aba fahren, um zu schauen, wo seine Mutter begraben lag, und ging jeden Tag zur Hauptstraße, um herauszufinden, ob die nigerianischen Soldaten mittlerweile Autos durchließen.

»Wir sollten unsere Sachen packen«, sagte er zu Olanna. »In ein oder zwei Tagen werden die Straßen aufgemacht. Wir können früh losfahren, in Aba haltmachen und dann in Nsukka sein, bevor es dunkel wird.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Olanna wollte nicht packen – es gab sowieso nur sehr wenig, das gepackt werden musste –, und sie wollte auch nirgendwohin fahren. »Und was, wenn Kainene zurückkommt?«, fragte sie.

»*Nkem*, Kainene wird uns leicht finden.«

Sie sah ihm hinterher, als er davonfuhr. Er hatte es sich zu leichtgemacht mit der Behauptung, dass Kainene sie finden würde. Woher wusste er das? Woher wusste er, dass sie zum Beispiel nicht verletzt und außerstande war, längere Strecken zurückzulegen? Sie würde sich nach Hause schleppen, in dem sicheren Glauben, dass sie dort waren, um sich um sie zu kümmern, und ein leeres Haus vorfinden.

Ein Mann betrat das Grundstück. Olanna schaute ihn eine Weile an, bevor sie ihren Cousin Odinchezo erkannte, und dann rief sie und rannte zu ihm und fiel ihm um den Hals, schob ihn dann ein Stück von sich weg, um ihn genauer anzusehen. Das letzte Mal hatte sie ihn bei ihrer Hochzeit gesehen, ihn und seinen Bruder, in ihren Milizuniformen.

»Was ist mit Ekene?«, fragte sie voller Angst. »Ekene *kwanu*?«

»Er ist in Umunnachi. Ich bin sofort gekommen, als ich hörte, wo du bist. Ich bin auf dem Weg nach Okija. Es heißt, einige von der Familie unserer Mutter seien dort.«

Olanna führte ihn ins Haus und brachte ihm einen Becher mit Wasser. »Wie ist es dir ergangen, mein Bruder?«

»Wir sind nicht gestorben«, sagte er.

Olanna setzte sich neben ihn und nahm seine Hand; seine Handfläche war mit dicken, weißen Schwielen übersät. »Wie bist du auf der Straße mit den nigerianischen Soldaten zurechtgekommen?«

»Die haben mir keine Schwierigkeiten gemacht. Ich habe Hausa mit ihnen gesprochen. Einer von ihnen hat ein Foto von Ojukwu herausgezogen und mir gesagt, ich solle draufpinkeln, und ich habe es gemacht.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Odinchezo lächelte. Es war ein müdes, sanftes Lächeln, und er sah dabei so sehr wie Tante Ifeka aus, dass Olanna die Tränen kamen.

»Nein, nein, Olanna«, sagte er und nahm sie in den Arm. »Kainene kommt bestimmt zurück. Eine Frau aus Umudioka ist auf *afia attack* gegangen, und die Vandalen haben den Sektor besetzt, so dass der Rückweg ganze vier Monate abgeschnitten war. Gestern ist sie zu ihrer Familie zurückgekehrt.«

Olanna schüttelte den Kopf, aber sie sagte ihm nicht, dass es gar nicht Kainene war oder nicht nur Kainene, um die sie weinte. Sie wischte sich über die Augen. Er hielt sie noch einen Moment im Arm, bevor er aufstand, und drückte ihr dann eine Fünfpfundnote in die Hand. »Ich muss los«, sagte er. »Es ist ein weiter Weg.«

Olanna starrte das Geld an. Die frische, knisternde rote Magie des Geldscheines brachte sie aus der Fassung. »Odinchezo! Das ist zu viel!«

»Einige von uns in Biafra-Zwei hatten nigerianisches Geld, und wir haben mit ihnen Handel getrieben, obwohl sie bei der Miliz waren«, sagte Odinchezo und zuckte die Achseln. »Und du hast ja wahrscheinlich kein nigerianisches Geld, oder?«

Sie schüttelte den Kopf; die neue nigerianische Währung hatte sie noch nie gesehen.

»Ich hoffe, es stimmt nicht, was alle sagen, dass nämlich die nigerianische Regierung alle Konten aus Biafra einzieht.«

Olanna zuckte die Achseln. Sie wusste es nicht. Ganz egal, worum es ging, alle Nachrichten waren verwirrend und widersprüchlich. Zuerst hatten sie gehört, das gesamte Personal der Universität von Biafra habe sich für militärische Aufräumarbeiten in Enugu zu melden. Dann sollten sie nach Lagos kommen. Und schließlich hieß es, nur diejenigen, die mit dem Militär zu tun gehabt hätten, seien betroffen.

Telegram:@shabarsbibliothek

Später, als sie mit Baby und Ugwu auf den Markt ging, schaute sie fassungslos auf den Reis und die Bohnen, die in Schalen aufgetürmt waren, auf den köstlich stinkenden Fisch, das blutige Fleisch, das die Fliegen anzog. Das alles schien einfach vom Himmel gefallen zu sein, schien sich einem fast perversen Wunder zu verdanken. Sie beobachtete die Frauen aus Biafra, die feilschten und in nigerianischen Pfund herausgaben, als hätten sie ihr Leben lang keine andere Währung in den Händen gehabt. Sie kaufte ein wenig Reis und Trockenfisch. Sie wollte sich nicht von allzu viel Geld trennen, weil sie nicht wusste, was die Zukunft bringen würde.

Odenigbo kam nach Hause und sagte, die Straßen seien jetzt offen. »Morgen fahren wir.«

Olanna ging ins Schlafzimmer und fing an zu weinen. Baby kletterte neben sie auf die Matratze und umarmte sie.

»Mummy Ola, weine nicht, *ebezi na*«, sagte Baby, und als sie Babys warme, kleine Arme um sich spürte, wurde ihr Schluchzen noch lauter. Baby blieb, wo sie war, und hielt sie fest, bis sie aufhörte zu weinen und sich die Augen wischte.

Richard fuhr an diesem Abend los.

»Ich suche nach Kainene in den Städten außerhalb von Ninth Mile«, sagte er.

»Warte bis morgen früh«, sagte Olanna.

Richard schüttelte den Kopf.

»Hast du Benzin?«, fragte Odenigbo.

»Genug, um nach Ninth Mile zu kommen, wenn ich den Wagen an abschüssigen Stellen rollen lasse.«

Olanna gab ihm etwas von dem nigerianischen Geld, bevor er sich mit Harrison auf den Weg machte. Als sie am nächsten Morgen ihre Sachen im

Telegram:@shabarsbibliothek

Auto verstaut hatten, schrieb sie eine kurze Notiz und ließ sie im Wohnzimmer liegen.

Ejima m, *wir fahren nach Aba und Nsukka. In einer Woche sind wir zurück und schauen nach dem Haus. O.*

Sie wollte noch hinzufügen: »Ich habe dich vermisst«, oder: »Ich hoffe, deine Reise ist gut verlaufen«, beschloss aber, es nicht zu tun. Kainene würde lachen und so etwas sagen wie: »Ich bin doch nicht auf Urlaub gewesen, um Gottes willen, ich habe nur auf feindlichem Gebiet festgesessen.«

Sie stieg ins Auto und schaute auf die Cashewbäume.

»Kommt Tante Kainene nach Nsukka?«, fragte Baby.

Olanna drehte sich um und blickte aufmerksam in Babys Gesicht, auf der Suche nach Anzeichen dafür, dass Baby hellseherische Fähigkeiten hatte und wusste, dass Kainene zurückkehren würde. Zuerst hatte sie tatsächlich dieses Gefühl, aber dann war sie sich nicht mehr so sicher.

»Ja, mein Baby«, sagte sie. »Tante Kainene wird nach Nsukka kommen.«

»Ist sie immer noch auf *afia attack*?«

»Ja.«

Odenigbo ließ den Wagen an. Er nahm seine Brille ab und wickelte sie in ein Stück Stoff. Nigerianische Soldaten, so hieß es, hätten für Leute, die wie Intellektuelle aussahen, nicht viel übrig.

»Siehst du denn genug, um Auto zu fahren?«, fragte Olanna.

»Ja.« Er schaute an Ugwu und Baby vorbei in den Rückspiegel, bevor er mit dem Wagen rückwärts vom Hof stieß. Sie kamen an mehreren Kontrollposten vorbei, die mit nigerianischen Soldaten besetzt waren, und Odenigbo brummte jedes Mal etwas vor sich hin, wenn sie vorbeigewinkt

Telegram:@shabarsbibliothek

wurden. In Abagana fuhren sie an der zerstörten nigerianischen Flotte vorbei, einer langen, langen Reihe von verbrannten und verkohlten Wasserfahrzeugen. Olanna schaute. *Das waren wir.* Sie griff nach Odenigbos Hand.

»Sie haben gesiegt, aber das da haben wir gemacht«, sagte sie und merkte, wie seltsam es sich anfühlte zu sagen: *Sie haben gesiegt*, und eine Niederlage auszusprechen, an die sie nicht glaubte. Denn sie hatte nicht das Gefühl, dass sie eine Niederlage erlitten hatten; vielmehr hatte sie das Gefühl, beschissen worden zu sein. Odenigbo drückte ihr die Hand. Sie spürte seine Nervosität an dem angespannten Zug um sein Kinn herum, als sie sich Aba näherten.

»Ich frage mich, ob mein Haus noch steht«, sagte er.

Überall wucherten Büsche; kleine Hütten wurden von bräunlichem Gras komplett verschluckt. Am Tor zu ihrem Grundstück wuchs ein Strauch, und er parkte daneben. Seine Brust hob und senkte sich, er atmete laut. Das Haus stand noch. Sie wateten durch hohes, ausgetrocknetes Gras bis zu dem Gebäude, und Olanna schaute sich immer wieder um, fast in der Furcht, irgendwo Mamas Skelett herumliegen zu sehen. Doch Odenigbos Cousin hatte sie wirklich begraben; in der Nähe des Guavenbaums war eine leichte Erhebung aus Erde mit einem Kreuz darauf, das grob aus zwei Ästen zusammengezimmert war. Dort kniete Odenigbo nieder, zupfte ein Büschel Gras aus dem Boden und hielt es in der Hand.

Auf Straßen, die wie pockennarbig aussahen durch die vielen Bombenkrater und Einschläge von Kugeln, fuhren sie nach Nsukka weiter. Oft musste Odenigbo ausweichen. Viele Gebäude waren verkohlt, Dächer durch Explosionen weggeflogen, nur halbe Wände standen noch. Hier und da lagen die schwarzen Überreste von verbrannten Autos. Eine unheimliche

Telegram:@shabarsbibliothek

Stille hing über der Landschaft. Am Horizont waren die geschwungenen Profile von fliegenden Geiern zu sehen. Sie kamen an einen Kontrollpunkt. Einige Männer waren dabei, das hohe Gras am Straßenrand zu mähen, ihre Buschmesser schwangen auf und nieder. Andere trugen dicke Holzplanken zu einem Haus hoch, dessen Wände aussahen wie Schweizerkäse, von Kugeln durchsiebt. Manche Löcher waren groß, andere klein.

Odenigbo hielt neben dem nigerianischen Offizier an. Dessen Gürtelschnalle blitzte, als er sich ins Auto beugte, ein dunkles Gesicht mit sehr weißen Zähnen.

»Warum habt ihr immer noch Nummernschilder von Biafra? Seid ihr Anhänger der besiegten Rebellen?« Seine Stimme klang laut, gestellt; es war, als spielte er eine Rolle und sei sich sehr wohl bewusst, dass es die Rolle des Drangsalierers war. Hinter ihm schrie einer seiner Männer die Arbeiter an. Eine männliche Leiche lag im Busch.

»Wir tauschen sie aus, sobald wir in Nsukka sind«, erwiderte Odenigbo.

»Nsukka?« Der Offizier richtete sich auf und lachte. »Ach, die Universität von Nsukka. Ihr seid doch diejenigen, die den Aufstand mit Ojukwu geplant haben, ihr Bücherwürmer.«

Odenigbo sagte nichts, sondern schaute nur geradeaus. Der Offizier riss in einer plötzlichen Bewegung die Tür auf. »*Oya!* Steigt aus und tragt ein bisschen Holz für uns. Dann schauen wir mal, wie ihr einem vereinten Nigeria helfen könnt.«

Odenigbo schaute ihn an. »Wozu soll das gut sein?«

»Das fragst du mich? Ich sagte, ihr sollt aussteigen!«

Ein Soldat nahm hinter dem Offizier Haltung an und spannte sein Gewehr.

»Das ist doch ein Witz«, murmelte Odenigbo. *»O na-egwu egwu.«*

»Aussteigen!«, brüllte der Offizier.

Telegram:@shabarsbibliothek

Olanna machte die Tür auf. »Steigt aus, Odenigbo und Ugwu. Baby, du bleibst im Auto sitzen.«

Als Odenigbo ausstieg, schlug der Offizier ihn ins Gesicht, so heftig und unerwartet, dass Odenigbo gegen das Auto taumelte. Baby weinte.

»Seid ihr uns eigentlich nicht dankbar, dass wir euch nicht alle abgemurkst haben? Und jetzt tragt ihr diese Holzplanken, immer zwei auf einmal!«

»Bitte, lassen Sie meine Frau bei meiner Tochter bleiben«, bat Odenigbo.

Die zweite Ohrfeige klatschte nicht so laut wie die erste. Olanna schaute Odenigbo nicht an; sie konzentrierte sich voll und ganz auf einen der beiden Männer, die einen Stapel Zementblöcke trugen. Sein nackter Rücken war mit Schweiß bedeckt. Dann ging sie auf den Stapel Holzplanken zu und hob zwei davon auf. Zuerst geriet sie unter dem Gewicht ins Taumeln – sie hatte nicht damit gerechnet, dass sie so schwer sein würden –, aber schließlich schaffte sie es, sich aufzurichten, und ging auf das Haus zu. Als sie wieder herunterkam, schwitzte sie. Sie bemerkte den harten Blick eines Soldaten, der ihr folgte und sich durch ihre Kleider zu brennen schien. Bei ihrem zweiten Weg nach oben hatte er sich genähert und stand bei dem Holzstapel.

Olanna schaute ihn an und rief dann: »Officer!«

Der Offizier hatte gerade einen Wagen herangewinkt. Er drehte sich um. »Was ist los?«

»Sagen Sie bitte diesem Burschen hier, es wird ihm nicht wohl bekommen, wenn er auch nur daran denkt, mich anzufassen«, sagte Olanna.

Ugwu stand hinter ihr, und sie hörte, wie er die Luft anhielt angesichts ihrer Unerschrockenheit. Doch der Offizier lachte; er sah ebenso überrascht wie beeindruckt aus. »Niemand wird Sie anfassen«, sagte er. »Meine Jungs

Telegram:@shabarsbibliothek

sind gut ausgebildet. Wir sind nicht wie diese dreckigen Rebellen, die ihr eine Armee genannt habt.«

Er hielt einen anderen Wagen an, einen Peugeot 403. »Auf der Stelle aussteigen!«

Ein kleiner Mann stieg aus und stellte sich neben sein Auto. Der Offizier griff nach seiner Brille, nahm sie ihm ab und schleuderte sie in den Busch. »Ach, jetzt kannst du nichts mehr sehen? Aber um Propaganda für Ojukwu zu schreiben, hast du genug gesehen, was? Habt ihr das nicht alle getan, ihr Staatsbeamten?«

Der Mann blinzelte und rieb sich die Augen.

»Leg dich hin!«, sagte der Offizier. Der Mann legte sich auf den Teerboden. Der Offizier holte einen langen Stock und begann, den Mann auf Rücken und Gesäß zu schlagen, *ta-wai, ta-wai, ta-wai.* Der Mann schrie etwas, das Olanna nicht verstand.

»Sag: ›Danke, Sah!‹«, verlangte der Offizier.

Der Mann rief: »Danke, Sir!«

»Sag’s noch mal!«

»Danke, Sir!«

Der Offizier blieb stehen und winkte Odenigbo heran. »*Oya*, ihr Bücherwürmer, ihr könnt jetzt gehen. Und sorg dafür, dass du diese Nummernschilder auswechselst!«

Sie stiegen hastig und schweigend in den Wagen ein. Olannas Handflächen schmerzten. Als sie wegfuhren, prügelte der Offizier immer noch auf den Mann ein.

Telegram:@shabarsbibliothek

35

Ugwu hockte neben dem wild hochgeschossenen Busch mit den weißen Blüten und starrte auf den Stapel verbrannter Bücher. Sie waren aufgeschichtet worden, bevor man sie angezündet hatte, weshalb er mit beiden Händen zu graben begann, um zu schauen, ob in der Mitte des Berges etwas den Flammen entgangen war. Er zog zwei heil gebliebene Bücher heraus und wischte die Einbände an seinem Hemd ab. Auf den halbverbrannten Exemplaren konnte man immer noch Wörter und Zahlen ausmachen.

»Warum mussten sie die bloß verbrennen?«, fragte Olanna milde. »Was das für eine Mühe gemacht hat.«

Der Master hockte sich neben ihn und wühlte in dem verkohlten Papier. Dabei murmelte er: »Meine Forschungsunterlagen sind alle hier, *nekene nke*, da sind meine Reihenuntersuchungen zur Signalentdeckung …« Nach einer Weile setzte er sich auf den blanken Boden, die Beine vor sich ausgestreckt, und Ugwu wünschte, er hätte es nicht getan; da war etwas Würdeloses an dieser Geste, die gar nicht zu seinem Master passte. Olanna hielt Baby an der Hand und schaute sich die Mispeln, die Ixora und die Lilien im Garten an, die alle formlos und verwildert aussahen. Auch die Odim Street selbst wirkte formlos und verwildert; auf beiden Seiten war sie dick mit Buschwerk bestanden. Selbst aus den Reifen des gepanzerten nigerianischen Wagens, der am Ende der Straße liegengeblieben war, wuchsen Grashalme.

Telegram:@shabarsbibliothek

Ugwu ging als Erster ins Haus. Olanna und Baby folgten. Milchige Spinnweben hingen im Wohnzimmer: Ugwu blickte auf und sah eine große schwarze Spinne, die langsam in ihrem Netz herumkrabbelte, als wäre es ihr egal, dass sie gekommen waren, und als wäre das hier eindeutig ihr Zuhause. Die Sofas, die Vorhänge, der Teppich und die Regale waren verschwunden. Auch die Jalousien hatte man abgehängt, die Fenster waren klaffende Löcher, und die trockenen Winde des Harmattan hatten so viel Staub hereingeweht, dass die Wände ein gleichmäßiges Braun angenommen hatten. Staubflusen schwebten wie Geister in dem leeren Zimmer. In der Küche war nur der hölzerne Mörser übrig geblieben. Im Flur hob Ugwu eine staubbedeckte Flasche hoch; als er die Nase daran hielt, roch sie immer noch nach Kokosnuss. Olannas Parfüm.

Als sie zum Badezimmer kamen, fing Baby an zu weinen. Die Kothaufen in der Badewanne waren eingetrocknet, groteske steinähnliche Klumpen. Jemand hatte Seiten aus der Zeitschrift *Drum* gerissen und sie als Toilettenpapier benutzt, verkrustete Flecken verunzierten das Gedruckte. Überall lag schmutziges Papier auf dem Boden. Olanna tröstete Baby, und Ugwu dachte daran zurück, wie sie in dieser Wanne mit ihrer gelben Plastikente gespielt hatte. Er drehte am Wasserhahn, der quietschte, aber nichts von sich gab. Im Hinterhof stand ihm das Gras bis zu den Schultern, so hoch, dass man nicht durchkam und er sich einen Stock suchen musste, um sich einen Weg zu bahnen. Der Bienenstock auf dem Cashewbaum war verschwunden. Die Tür zum Dienstbotenquartier hing halb offen in kaputten Angeln, und als er sie aufstieß, dachte er an das Hemd, das er damals an einem Nagel in der Wand zurückgelassen hatte. Natürlich wusste er, dass es nicht mehr da sein würde, aber er schaute trotzdem nach. Anulika hatte dieses Hemd besonders gut gefallen. Der Gedanke, dass er Anulika in ein paar Stunden wiedersehen, dass er endlich nach Hause

Telegram:@shabarsbibliothek

fahren würde, erfüllte ihn mit einer Mischung aus Freude und Angst. Er würde es nicht zulassen, sich zu fragen, wer wohl noch da war und wer nicht. Er hob die Sachen auf, die auf dem schmutzigen Boden lagen, ein verrostetes Gewehr und eine aufgequollene, halbzerfressene Ausgabe der *Socialist Review.* Schließlich warf er alles wieder hin, und das hohle Geräusch ließ etwas über den Boden huschen, vielleicht eine Maus.

Er wollte saubermachen. Er wollte alles wie wild schrubben. Aber er befürchtete, dass das nichts ändern würde. Vielleicht war das Haus ja bis in seine Grundmauern verseucht, dieser Geruch nach etwas lange Totem und Vertrocknetem würde vielleicht immer in den Zimmern hängen, und immer würden die Ratten über den Dachboden huschen. Der Master hatte einen Besen gefunden, eigenhändig sein Arbeitszimmer ausgekehrt und ein Häuflein Eidechsenkot und Staub vor der Tür liegen lassen. Als Ugwu ins Arbeitszimmer schaute, sah er ihn auf dem einzig verbliebenen Stuhl sitzen, bei dem ein Bein abgebrochen war und den er deshalb an der Wand abstützte, über halbverbrannte Dokumente und Akten gebeugt.

Ugwu stocherte mit einem Stock in dem Kot im Badezimmer herum, verfluchte murmelnd die Vandalen und all ihre Nachkommen und hatte die Wanne bereits sauber, als Olanna ihm sagte, das Putzen könne warten, bis er vom Besuch bei seiner Familie zurück war.

Ugwu blieb stocksteif stehen, als Chioke, die zweite Frau seines Vaters, mit Sand nach ihm warf. »Bist du es wirklich, Ugwu?«, fragte sie. »Bist du es wirklich?«

Sie bückte sich, nahm ganze Hände voll Sand und warf sie mit flinken Bewegungen nach ihm, und der Sand rieselte an seiner Schulter, seinen Armen, seinem Bauch hinab. Dann endlich hörte sie damit auf und umarmte ihn. Er war nicht verschwunden; er war also kein Geist. Andere Menschen

Telegram:@shabarsbibliothek

kamen herbeigelaufen, um ihn zu umarmen und sich an ihm zu reiben, immer noch ungläubig, als hätte nicht schon der Sand den Beweis dafür geliefert, dass er kein Geist war. Einige der Frauen weinten. Ugwu schaute prüfend in die Gesichter ringsum; sie wirkten alle dünner, und die Erschöpfung hatte sich tief in ihre Gesichter eingegraben, selbst in die der Kinder. Doch es war Anulika, die sich am meisten verändert hatte. Ihr Gesicht war mit Mitessern und Pusteln übersät, und sie schaute ihn nicht an, als sie unter Tränen sagte: »Du bist nicht gestorben, du bist nicht gestorben.« Es erschütterte ihn zu entdecken, dass die Schwester, die er so schön in Erinnerung hatte, überhaupt nicht schön war. Sie war eine hässliche Fremde, die auf einem Auge schielte.

»Man hat mir gesagt, mein Sohn sei tot«, sagte sein Vater und packte ihn an den Schultern.

»Wo ist Mama?«, fragte er.

Bevor sein Vater auch nur ein Wort sagte, wusste Ugwu Bescheid. Er hatte es von dem Moment an gewusst, als Chioke aus dem Haus gelaufen kam. Es hätte eigentlich seine Mutter sein sollen; sie hätte gespürt, dass er auf dem Weg zu ihr war, und hätte ihn schon in dem Wäldchen mit den *ube*-Bäumen abgepasst.

»Deine Mutter ist nicht mehr bei uns«, sagte sein Vater.

Heiße Tränen überschwemmten Ugwus Augen. »Gott wird ihnen niemals vergeben!«

»Sei vorsichtig, was du sagst!« Sein Vater schaute sich ängstlich um, obwohl er mit Ugwu allein war. »Es waren nicht die Vandalen. Sie starb an ihrem Husten. Ich werde dir zeigen, wo sie liegt.«

Das Grab war nicht gekennzeichnet. Eine schillernd grüne junge Taropflanze wuchs an der Stelle.

»Wann?«, fragte Ugwu. »Wann ist sie gestorben?«

Telegram:@shabarsbibliothek

Es war ein unwirkliches Gefühl, diese Frage zu stellen und zu wissen, dass seine eigene Mutter gemeint war. Und es machte auch keinen Unterschied, wann sie gestorben war. Während sein Vater Worte sprach, die keinen Sinn ergaben, sank Ugwu auf die Knie, legte die Stirn auf den Boden und umfasste mit beiden Händen seinen Kopf, als wollte er sich vor etwas schützen, das von oben herabfallen könnte, und als wäre das die einzige Haltung, in der er den Tod seiner Mutter verarbeiten konnte. Sein Vater ließ ihn allein und ging zur Hütte zurück. Später setzte sich Ugwu mit Anulika unter den Brotfruchtbaum.

»Wie ist Mama gestorben?«

»An ihrem Husten.«

Auch auf die anderen Fragen, die er ihr stellte, antwortete sie nicht so, wie er es erwartet hatte, denn in ihren Antworten war keine Kraft, kein Ausdruck und auch kein Scharfsinn; ja, die Palmweinzeremonie hatten sie abgehalten, kurz bevor die Vandalen das Dorf besetzt hatten. Onyeka ging es gut; er war auf die Farm gefahren. Kinder hatten sie noch keine. Sie schaute oft weg, als bereitete es ihr Unbehagen, mit ihm zusammenzusitzen, und Ugwu fragte sich, ob er sich ihr freundschaftliches Verhältnis zueinander nur eingebildet hatte. Sie sah erleichtert aus, als Chioke nach ihr rief, und stand schnell auf und ging.

Ugwu sah den Kindern zu, die um den Brotfruchtbaum herumrannten, sich neckten und riefen, als Nnesinachi auftauchte, ein Baby auf der Hüfte und ein Funkeln in den Augen. Sie sah unverändert aus, im Gegensatz zu den anderen, nicht dünner, als er sie in Erinnerung hatte. Nur ihre Brüste waren ein wenig größer und zeichneten sich unter dem Stoff ihrer Bluse ab. Sie drückte sich an ihn, als sie ihn umarmte. Das Baby quiekte.

»Ich wusste, dass du nicht tot bist«, sagte sie. »Ich wusste, dass dein *chi* noch hellwach ist.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Ugwu strich dem Baby über die Wange. »Du hast während des Krieges geheiratet?«

»Ich hab nicht geheiratet.« Sie setzte sich das Baby auf die andere Hüfte. »Ich habe mit einem Hausa-Soldaten zusammengelebt.«

»Mit einem Vandalen?« Es war ihm fast unbegreiflich.

Nnesinachi nickte. »Sie haben bei uns in der Stadt gewohnt, und er war gut zu mir, ein sehr lieber Mann. Wenn ich hier gewesen wäre, dann wäre das, was mit Anulika passiert ist, gar nicht geschehen. Aber ich war gerade mit ihm nach Enugu unterwegs, um ein paar Sachen einzukaufen.«

»Was ist denn mit Anulika passiert?«

»Das weißt du nicht?«

»Was denn?«

»Sie haben ihr Gewalt angetan. Fünf auf einmal.« Nnesinachi setzte sich hin und nahm das Baby auf ihren Schoß.

Ugwu schaute hoch in den fernen Himmel. »Wo ist es passiert?«

»Es ist über ein Jahr her.«

»Ich habe gefragt, wo.«

»Ach so.« Nnesinachis Stimme bebte. »Am Fluss.«

»Draußen?«

»Ja.«

Ugwu bückte sich und hob einen Stein auf.

»Es heißt, als der Erste auf sie draufgestiegen ist, hat sie ihn in den Arm gebissen, bis Blut kam. Sie haben sie fast zu Tode geprügelt. Seit der Zeit geht eines ihrer Augen nicht mehr richtig auf.«

Später machte Ugwu einen Spaziergang durchs Dorf, und als er zum Fluss kam, erinnerte er sich wieder an die Frauen, die morgens im Gänsemarsch hinuntergingen, um Wasser zu holen, und er setzte sich auf einen Felsbrocken und schluchzte.

Telegram:@shabarsbibliothek

Zurück in Nsukka, erzählte Ugwu Olanna nichts von der Vergewaltigung seiner Schwester. Olanna war oft nicht da. Sie erhielt eine Nachricht nach der anderen über irgendwelche Frauen, die aussahen wie Kainene, und so fuhr sie nach Enugu, Onitsha und Benin. Stets kam sie leise summend zurück. »Ich werde meine Schwester finden«, sagte sie dann, wenn Ugwu sie fragte, wie es gewesen war.

»Ja, Mah, das werden Sie«, sagte Ugwu, denn um ihretwillen musste er einfach daran glauben.

Er machte das Haus sauber. Er ging auf den Markt. Er lief zum Freedom Square, um sich den Berg verkohlter Bücher anzuschauen, die die Vandalen aus der Bibliothek getragen und angezündet hatten. Er spielte mit Baby. Er setzte sich draußen auf die Treppe, die in den Hinterhof führte, und schrieb auf Papierschnipsel. In dem Hof nebenan gackerten Hühner. Er schaute auf die Hecke und fragte sich, was wohl aus Chinyere geworden war, was sie wohl über ihn gedacht und ob sie überlebt hatte. Doktor Okeke und seine Familie waren nicht zurückgekehrt; mittlerweile lebte ein krummbeiniger Mann dort, ein Chemieprofessor, der auf Feuerholz kochte und einen Hühnerstall besaß. Eines Tages, im dahinschwindenden Licht der Abenddämmerung, schaute Ugwu auf und sah drei Soldaten auf das Gelände stürmen und Momente später wieder hinausgehen, den Professor mit sich schleifend.

Ugwu hatte gehört, die nigerianischen Soldaten hätten versprochen, fünf Prozent der Akademiker in Nsukka zu töten, und niemand hatte von Professor Ezeka gehört, seit er in Enugu festgenommen worden war, und plötzlich, als er zusehen musste, wie der Professor nebenan weggeschleppt wurde, war die Angst wieder ganz real. Als dann einige Tage später laut an die Eingangstür gedonnert wurde, dachte er deshalb, jetzt seien sie da, um seinen Master abzuholen. Er würde ihnen sagen, der Master sei nicht zu

Telegram:@shabarsbibliothek

Hause; er würde ihnen sogar sagen, er sei gestorben. Zuerst stürzte er ins Arbeitszimmer, flüsterte: »Verstecken Sie sich unter dem Tisch, Sah, schnell!«, und lief dann zur Tür. Ein verblüffter Ausdruck trat auf sein Gesicht. Anstelle des bedrohlichen Grüns der Armeeuniformen sah er einen braunen Kaftan und flache Slipper und ein irgendwie vertrautes Gesicht. Erst einen Moment später erkannte er, dass es Miss Adebayo war.

»Guten Abend«, sagte Ugwu. Er fühlte so etwas wie Enttäuschung.

Sie spähte an ihm vorbei ins Haus, und auf ihrem Gesicht stand eine große, heftige Angst, die ihren Blick nackt machte, ein Totenschädel mit klaffenden leeren Augenhöhlen.

»Odenigbo?«, flüsterte sie. »Odenigbo?«

Ugwu begriff sofort, dass sie nichts anderes sagen konnte; möglicherweise hatte sie ihn nicht einmal erkannt und brachte es einfach nicht über sich, die ganze Frage zu stellen: *Ist Odenigbo am Leben?*

»Meinem Master geht es gut«, sagte Ugwu. »Er ist drinnen.«

Sie starrte ihn an. »Ach, Ugwu. Wie groß du geworden bist!« Sie trat ein. »Wo ist er denn? Wie geht es ihm?«

»Ich werde ihn rufen, Mah.«

Der Master stand an der Tür seines Arbeitszimmers. »Was geht denn hier vor, mein Guter?«, fragte er.

»Es ist Miss Adebayo, Sah.«

»Und wegen Miss Adebayo soll ich mich unter dem Tisch verstecken?«

»Ich dachte, es seien die Soldaten, Sah.«

Miss Adebayo umarmte den Master und hielt ihn zu lange fest. »Man sagte mir, entweder du oder Okeoma hätte es nicht zurückgeschafft …«

»Okeoma hat es nicht zurückgeschafft«, wiederholte der Master ihre Formulierung, als wäre er irgendwie nicht einverstanden damit.

Telegram:@shabarsbibliothek

Miss Adebayo setzte sich und fing an zu schluchzen. »Weißt du, wir haben nicht richtig begriffen, was in Biafra los war. Das Leben ging weiter, und in Lagos trugen die Frauen die neueste Spitze. Erst als ich zu einer Konferenz nach London gereist bin und einen Bericht über die Hungersnot gelesen habe …« Sie unterbrach sich. »Als alles vorüber war, habe ich mich den Freiwilligen von Mayflower angeschlossen und bin mit Lebensmitteln über den Niger …«

Ugwu hatte eine Abneigung gegen sie, dagegen, dass sie so typisch nigerianisch war. Trotzdem war ein Teil von ihm bereit, ihr zu vergeben, wenn das jene Abende von vor langer Zeit zurückbringen würde, ihre Streitgespräche mit dem Master in einem Wohnzimmer, das nach Brandy und Bier roch. Heutzutage kam keiner mehr zu Besuch, außer Mister Richard. An seiner Anwesenheit war eine neue Vertrautheit. Es war eher, als gehörte er zur Familie, wenn man sah, wie oft er im Wohnzimmer saß und las, während Olanna mit eigenen Dingen beschäftigt war und der Master sich im Arbeitszimmer aufhielt.

Mister Richard war wieder einmal zu Besuch, als es eines Abends erneut laut an der Tür klopfte, und Ugwu wurde ärgerlich. Er legte in der Küche seine Papiere nieder. Konnte Miss Adebayo denn nicht begreifen, dass es am besten war, nach Lagos zurückzufahren und sie in Ruhe zu lassen? An der Tür trat er rasch einen Schritt zurück, als er durch das Glas die beiden Soldaten sah. Sie hatten die Türklinke gepackt und rüttelten an der abgeschlossenen Tür. Ugwu machte auf. Einer von ihnen trug ein grünes Barett, und der andere hatte einen weißen Leberfleck am Kinn, der aussah wie ein Samenkorn.

»Alle hier in diesem Haus – kommt heraus und legt euch flach auf den Boden!«

Telegram:@shabarsbibliothek

Der Master, Olanna, Ugwu, Baby und Mister Richard streckten sich auf dem Wohnzimmerboden aus, während die Soldaten das Haus durchsuchten. Baby machte die Augen zu und lag ganz still auf ihrem Bäuchlein.

Der mit dem grünen Barett hatte wilde, rot unterlaufene Augen, und er schrie und zerfetzte ein paar Papiere, die auf dem Tisch lagen. Er war es auch, der ganz behutsam die Stiefelsohle auf Mister Richards Rücken stellte und sagte: »Weißer Mann! *Oyinbo!* Hier wird keine heiße Scheiße produziert, hast du mich gehört!« Und er war es auch, der die Gewehrmündung an den Kopf des Masters legte und sagte: »Bist du sicher, dass ihr hier kein Geld aus Biafra versteckt habt?«

Der andere, der mit dem Leberfleck, sagte: »Wir suchen nach allem Material, das die Einheit Nigerias bedroht!«, ging dann in die Küche und kam mit zwei gehäuften Tellern von Ugwus Jollof-Reis zurück. Nachdem sie gegessen, etwas Wasser getrunken und laut gerülpst hatten, stiegen sie wieder in ihren Kombi und fuhren davon. Die Eingangstür hatten sie offen gelassen. Olanna erhob sich als Erste. Sie ging in die Küche und kippte den Rest von dem Jollof-Reis in den Mülleimer. Der Master schloss die Tür ab. Ugwu half Baby auf. »Zeit zum Baden«, sagte er, obwohl es dazu eigentlich etwas zu früh war.

»Das kann ich selber«, sagte Baby, und so stand er nur dabei und sah ihr zum ersten Mal zu, wie sie allein badete. Sie bespritzte ihn lachend mit Wasser, und ihm wurde bewusst, dass sie ihn nicht für immer brauchen würde.

Als er in die Küche zurückkam, stand Mister Richard da und las in den Blättern, die er auf der Arbeitsfläche hatte liegen lassen.

»Das ist phantastisch, Ugwu.« Mister Richard sah so aus, als überraschte ihn das. »Olanna hat dir von der Frau erzählt, die den Kopf ihres Kindes im Zug mithatte?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ja, Sah. Es wird Teil eines großen Buches. Ich brauche vermutlich noch ein paar Jahre, bis ich es fertig habe, und dann möchte ich es *Die Geschichte eines Landes und seines Lebens* nennen.«

»Sehr ambitioniert«, sagte Mister Richard.

»Ich wünschte, ich hätte noch dieses Buch von Frederick Douglass.«

»Bestimmt war es unter denen, die verbrannt wurden«, sagte Mister Richard und schüttelte den Kopf. »Na ja, ich werde mal danach Ausschau halten, wenn ich nächste Woche wieder in Lagos bin. Ich besuche Kainenes Eltern. Aber zuerst fahre ich nach Port Harcourt und Umuahia.«

»Nach Umuahia, Sah?«

»Ja.«

Mister Richard sagte nichts mehr; er sprach nie über seine Suche nach Kainene.

»Wenn Sie Zeit haben, Sah, bitte erkundigen Sie sich doch nach jemandem.«

»Eberechi?«

Ein Lächeln huschte kurz über Ugwus Gesicht, bevor es rasch wieder ernst wurde. »Ja, Sah.«

»Natürlich mach ich das.«

Ugwu gab ihm den Namen der Familie und die Adresse, und Mister Richard schrieb sich alles auf. Danach wurden sie beide still, und Ugwu suchte unbeholfen nach etwas, das er sagen könnte. »Schreiben Sie immer noch Ihr Buch, Sah?«

»Nein.«

»*Die Welt schwieg, als wir starben.* Das ist ein guter Titel.«

»Ja, das stimmt. Er rührt von etwas her, das Colonel Madu einmal gesagt hat.« Richard hielt inne. »Der Krieg ist irgendwie nicht die Geschichte, die ich erzählen will.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Ugwu nickte. Den Eindruck hatte er auch immer gehabt.

»Kann ich Ihnen einen Brief mitgeben, für den Fall, dass Sie Eberechi sehen?«

»Natürlich.«

Ugwu nahm Mister Richard die Blätter ab, und als er sich umdrehte, um Baby ihr Abendessen zu machen, sang er leise vor sich hin.

Telegram:@shabarsbibliothek

36

Richard betrat den Garten und ging auf den Punkt zu, an dem er immer aufs Meer hinausgeschaut hatte. Sein Lieblingsorangenbaum war verschwunden. Viele der Bäume waren abgehackt worden, stattdessen hatte man Rasenflächen angelegt. Er starrte auf die Stelle, wo Kainene sein Manuskript verbrannt hatte, und erinnerte sich, wie vollkommen gleichgültig es ihm vor ein paar Tagen in Nsukka gewesen war, als er Harrison wie einen Verrückten im Garten hatte graben sehen. »Tut mir leid, Sah. Tut mir leid, Sah. Ich beerdige Manskritt hier. Ich weiß, dass hier Stelle ist.«

Kainenes Haus war in einem stumpfen Grün gestrichen, und die Bougainvillea, die es überwuchert hatte, war gestutzt. Richard ging nach vorne zur Eingangstür, klingelte und stellte sich vor, wie Kainene herauskam und sagte, es gehe ihr gut, sie habe einfach nur eine Weile allein sein wollen. Die Frau, die öffnete, hatte schmale Stammeszeichen auf dem Gesicht, je zwei Linien auf jeder Wange. Sie machte die Tür einen Spaltbreit auf. »Ja?«

»Guten Tag«, sagte Richard. »Mein Name ist Richard Churchill. Ich bin der Verlobte von Kainene Ozobia.«

»Ja?«

»Ich habe hier gewohnt. Das ist Kainenes Haus.«

Das Gesicht der Frau wurde angespannt. »Das hier war herrenloser Besitz. Jetzt ist es mein Haus.« Sie machte Anstalten, die Tür zu schließen.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Bitte warten Sie«, sagte Richard. »Ich hätte gerne unsere Fotos wieder, bitte. Kann ich ein paar von Kainenes Fotos haben? Das Album auf dem Regal im Arbeitszimmer?«

Die Frau stieß einen Pfiff aus. »Ich habe einen bissigen Hund, und wenn Sie nicht gehen, dann lasse ich ihn auf Sie los.«

»Bitte, nur die Fotos.«

Die Frau pfiff noch einmal. Drinnen hörte Richard einen Hund knurren. Er drehte sich langsam um und ging. Während er mit heruntergekurbelten Fenstern vor sich hin fuhr, den Geruch der See in der Nase, dachte er an die vielen Male zurück, wenn Kainene mit ihm diese einsame Straße entlanggefahren war. In der Stadt wurde er langsamer, als er an einer großen Frau vorbeifuhr, aber ihre Haut war zu hell, als dass es Kainene hätte sein können. Er hatte es lange vor sich hergeschoben, nach Port Harcourt zu kommen, denn er wollte sie zuerst finden, damit sie zusammen zu dem Haus zurückfahren und sich anschauen konnten, was sie verloren hatten. Sie würde versuchen, es zurückzubekommen, da war er sich sicher, sie würde Petitionen schreiben, vor Gericht gehen und jedem sagen, die Bundesregierung habe ihr das Haus gestohlen, auf diese furchtlose Art, die ihr zu eigen war. Die Art, mit der sie auch die Leute aus dem Camp dazu gebracht hatte, nicht mehr auf den jungen Soldaten einzuschlagen. Das war seine letzte richtige Erinnerung an sie, und sie veränderte sich ständig in seinem Geiste – manchmal war das vom Schlaf zerknitterte Wickeltuch, das sie sich um die Taille geschlungen hatte, mit Goldflitter bestäubt, manchmal mit roten Sprenkeln.

Zu dem Haus wäre er nicht gefahren, hätte ihre Mutter ihn nicht darum gebeten.

»Fahr in das Haus, Richard, bitte fahr hin und schau nach.« Ihre Stimme klang kleinlaut am Telefon. Während seiner ersten Gespräche mit ihr, kurz

Telegram:@shabarsbibliothek

nachdem sie aus London zurückgekehrt waren, hatte sie ganz anders geklungen, so voller Gewissheit.

»Kainene muss verwundet worden sein und sich irgendwo aufhalten. Wir müssen es publik machen. Und wir müssen schnell sein, damit wir sie in ein besseres Krankenhaus verlegen lassen können. Und wenn sie wieder gesund ist, werde ich sie fragen, was wir mit diesem Idioten von Yoruba machen sollen, den wir für unseren Freund gehalten haben. Stell dir vor, der Mann zwingt uns dazu, unser eigenes Haus zurückzukaufen. Fälscht einfach die Eigentumspapiere und sagt, wir sollten froh sein, dass er nicht allzu viel dafür verlangt; und dann hat er sich auch noch das ganze Mobiliar unter den Nagel gerissen. Kainenes Vater hat zu viel Angst, um etwas zu sagen. Er ist dankbar dafür, dass sie ihm ein Haus lassen, das ihm sowieso gehört. Kainene würde das nie akzeptieren.«

Jetzt war sie anders. Je mehr Zeit ins Land ging, desto mehr schien ihr der Glaube abhandenzukommen. Fahr einfach hin und schau am Haus vorbei. Fahr einfach. Mit näheren Angaben hielt sie sich nicht mehr auf. Madu wohnte bei ihnen in Lagos, nachdem seine lange Gefangenschaft in Alagbon Close beendet war, nachdem man ihn aus der nigerianischen Armee entlassen hatte und nachdem man ihm ganze fünfzig Pfund gegeben hatte als Ersatz für all das Geld, das er vor und während des Krieges besessen hatte. Es war Madu, der die Nachricht erhalten hatte, eine dünne, große, gebildete Frau irre in Onitsha herum. Richard fuhr mit Olanna nach Onitsha, wo sie sich mit ihrer Mutter trafen, aber die Frau war nicht Kainene. Richard war sich dessen so sicher gewesen – die Frau litt unter Gedächtnisschwund, hatte vergessen, wer sie war, es passte alles genau zusammen –, und als er der Fremden in die Augen schaute, empfand er zum ersten Mal einen tiefen Hass auf jemanden, den er nicht kannte.

Telegram:@shabarsbibliothek

Daran dachte er jetzt, als er nach Umuahia fuhr, zum Zentrum für vermisste Personen. Das Gebäude war leer. Gleich nebenan klaffte ein Bombenkrater, der noch nicht wieder aufgefüllt worden war. Er fuhr eine Weile umher, bis er die Adresse gefunden hatte, die Ugwu ihm gegeben hatte. Die ältere Frau, die ihn dort begrüßte, sah völlig gleichgültig aus, als käme es oft vor, dass ein Igbo sprechender Weißer vor der Tür stand und sich nach ihrer Verwandten erkundigte. Das überraschte Richard; er war daran gewöhnt, dass seine Kenntnisse des Igbo und seine weiße Hautfarbe Aufmerksamkeit und Verwunderung erregten. Sie brachte ihm einen Stuhl. Dann erzählte sie ihm, sie sei die Schwester von Eberechis Vater, und kaum hatte sie ihm geschildert, was mit Eberechi geschehen war, fasste Richard den Entschluss, Ugwu nichts davon zu sagen. Er würde es ihm nie sagen. Eberechis Tante trug einen weißen Schal um den Kopf und ein schmuddeliges Wickeltuch um den Leib, und sie sprach so leise, dass Richard sie manchmal bitten musste, das Gesagte zu wiederholen. Sie schaute ihn einen Moment an, bevor sie ihm noch einmal mitteilte, Eberechi sei bei einem Bombardement ums Leben gekommen, an dem Tag, als Umuahia fiel, und nur wenige Tage später sei Eberechis Bruder, der in der Armee war, heil und gesund nach Hause gekommen. Richard wusste nicht genau, warum, aber er setzte sich und erzählte der Frau von Kainene.

»Meine Frau war auf *afia attack*, ein paar Tage vor Kriegsende, und wurde seither nie mehr gesehen.«

Die Frau zuckte die Achseln. »Eines Tages werden Sie es erfahren«, sagte sie.

An diese Worte musste Richard denken, als er am nächsten Tag auf dem Weg nach Lagos war, und sie bestärkten ihn noch in seiner Überzeugung, Ugwu nichts davon zu sagen, dass Eberechi tot war. Eines Tages würde

Telegram:@shabarsbibliothek

Ugwu es erfahren. Doch für den Moment wollte er ihm seinen Traum nicht zerstören.

Es regnete, als er in Lagos ankam. Im Radio wurde noch einmal Gowons Rede übertragen: *Kein Sieger und keine Besiegten.* Zeitungsverkäufer liefen mit ihren in Plastikfolie eingeschweißten Blättern mitten im Verkehr herum. Zeitungen las er keine mehr, weil ihm in jeder, die er aufschlug, die Anzeige entgegenzublicken schien, die Kainenes Eltern aufgegeben hatten, mit jenem Foto von Kainene am Pool und der Überschrift VERMISST. Es war bedrückend, so bedrückend wie damals, als Tante Elizabeth mit einer zittrigen Stimme am Telefon zu ihm gesagt hatte, er solle »stark« sein, als wäre da etwas, das sie wusste und er nicht. Er musste nicht stark sein, es gab keinen Grund dafür. Und Kainene war auch nicht vermisst; sie nahm sich einfach eine Auszeit, bevor sie nach Hause kam.

Ihre Mutter umarmte ihn. »Hast du etwas gegessen, Richard?«, fragte sie auf die vertraut liebevolle Art, wie eine Mutter zu einem Sohn sprechen würde, der sich selbst etwas vernachlässigt hatte. Sie umarmte ihn fest und lehnte sich an ihn, als sie in das karg eingerichtete Wohnzimmer hinübergingen, und er hatte das starke und unangenehme Gefühl, sie denke, wenn sie sich an ihn klammere, dann klammere sie sich sozusagen auch an Kainene.

Kainenes Vater saß mit Madu und zwei anderen Männern aus Umunnachi zusammen. Richard gab ihnen die Hand und setzte sich zu ihnen. Sie tranken Bier und sprachen über das Indigenisierungsgesetz und darüber, dass die Staatsbeamten ihre Arbeit verloren. Ihre Stimmen waren gedämpft, als könnte man sich selbst in den eigenen vier Wänden nicht sicher fühlen. Richard stand auf und ging die Treppe hoch in Kainenes altes Zimmer, aber nichts von ihren Dingen befand sich mehr darin. Die Wände

Telegram:@shabarsbibliothek

waren mit leeren Nägeln gespickt; vielleicht hatte der Yoruba, der sich das Haus angeeignet hatte, viele Fotos aufgehängt.

In dem Eintopf, der zum Mittagessen serviert wurde, waren zu viele Krebse; Kainene hätte er nicht geschmeckt, und sie hätte sich zu ihm hinübergebeugt und es ihm ins Ohr geflüstert. Nach dem Essen setzten sich Richard und Madu hinaus auf die Terrasse. Der Regen hatte aufgehört, und die Blätter auf den Pflanzen unter ihnen sahen grüner aus.

»Im Ausland heißt es, eine Million Menschen seien zu Tode gekommen«, sagte Madu. »Das kann nicht sein.«

Richard wartete. Er war sich nicht sicher, ob ihm der Sinn nach einem dieser Gespräche stand, wie sie jetzt viel in Biafra zu hören waren, Gespräche, in denen man sich gegenseitig Körnchen von Schuld zuschob oder sich eines Heldenmutes brüstete, den man nie gezeigt hatte. Er wollte sich daran erinnern, wie er und Kainene oft hier gestanden und auf den silbrig glitzernden Swimmingpool hinabgeblickt hatten.

»Es kann gar nicht bloß eine Million gewesen sein.« Madu nahm einen Schluck Bier. »Gehen Sie nach England zurück?«

Die Frage nervte Richard. »Nein.«

»Sie bleiben in Nsukka?«

»Ja. Ich werde am neugegründeten Institut für Afrikanische Studien arbeiten.«

»Schreiben Sie an etwas?«

»Nein.«

Madu stellte sein Glas ab; Wassertröpfchen hatten sich darauf angesammelt wie winzige, durchsichtige Kieselsteinchen. »Ich begreife nicht, warum wir rein gar nichts über Kainene herausgefunden haben«, sagte Madu.

Telegram:@shabarsbibliothek

Richard mochte den Klang dieses »Wir« nicht, und er wusste nicht, wen Madu darin einschloss. Er stand auf, ging zum Geländer und schaute auf den leeren Pool hinunter; der Boden war aus poliertem weißem Stein, der durch die dünne Schicht Regenwasser schimmerte. Er drehte sich zu Madu um. »Sie lieben sie, stimmt's?«, fragte er.

»Natürlich liebe ich sie.«

»Haben Sie sie je angefasst?«

Madus Lachen war kurz und hart.

»Haben Sie sie je angefasst?«, fragte Richard wieder, und plötzlich war Madu in seinen Augen verantwortlich für Kainenes Verschwinden. »Haben Sie sie je angefasst?«

Madu stand auf. Richard packte ihn am Arm. Komm zurück, wollte er sagen, komm sofort hierher und sag mir, ob du sie angefasst hast mit deinen dreckigen Pfoten. Madu schüttelte Richards Hand ab. Richard schlug ihn mitten ins Gesicht und spürte, wie es in seiner Hand pochte.

»Du Idiot«, sagte Madu überrascht und geriet kurz aus dem Gleichgewicht.

Richard sah, wie Madu den Arm hob, sah die verschwommene, schnelle Bewegung einer Faust, die auf ihn zukam. Sie landete auf seiner Nase, der Schmerz breitete sich explosionsartig aus, und sein Körper fühlte sich ganz leicht an, als er zu Boden ging. Als er an seine Nase fasste, war Blut an seinen Fingern.

»Du Idiot«, sagte Madu noch einmal.

Richard konnte nicht aufstehen. Er zog sein Taschentuch heraus; seine Hände zitterten, und etwas Blut landete auf seinem Hemd. Madu schaute ihn einen Moment lang an, beugte sich dann über ihn, nahm sein Gesicht in beide Hände und untersuchte die Nase. Richard roch die Krebse in Madus Atem.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Gebrochen habe ich sie nicht«, sagte Madu und richtete sich auf.

Richard betupfte seine Nase. Um ihn herum wurde es dunkel, und als sich die Finsternis langsam wieder hob, wusste er, dass er Kainene nie wiedersehen würde, und sein Leben würde stets sein wie ein mit Kerzen beleuchteter Raum: Immer würde er die Dinge nur im Schatten sehen, wie etwas, auf das man nur einen kurzen Blick werfen darf.

Telegram:@shabarsbibliothek

37

Den Momenten greifbarer Hoffnung, in denen Olanna sicher war, dass Kainene zurückkommen würde, folgten Zeiten, in denen ihr Schmerz offen lag; dann kam wieder ein Anflug von Vertrauen, der sie leise vor sich hin summen ließ, bis zur nächsten Talfahrt, wenn sie nur noch zusammengekauert auf dem Boden lag und weinte und weinte. Miss Adebayo kam zu Besuch und sagte etwas über Trauer, etwas Leichtfüßiges, das gut klang: Trauer sei das Fest der Liebe, und diejenigen, die trauerten, könnten sich glücklich schätzen, denn sie hätten immerhin geliebt. Doch es war keine Trauer, die Olanna empfand; was sie durchmachte, war größer als Trauer. Es war seltsamer als Trauer. Sie wusste nicht, wo ihre Schwester war. Sie wusste es nicht. Sie war wütend auf sich selbst, weil sie an jenem Tag, als Kainene zu *afia attack* aufgebrochen war, nicht frühzeitig genug aufgewacht war, weil sie nicht wusste, was Kainene damals angehabt hatte, weil sie nicht mit ihr gefahren war und weil sie darauf vertraut hatte, dass Inatimi wusste, wohin er sie bringen würde. Sie war wütend auf die ganze Welt, wenn sie Busse bestieg oder neben Odenigbo oder Richard ins Auto kletterte, um auf der Suche nach Kainene überfüllte Krankenhäuser und irgendwelche staubigen Gebäude zu besuchen, und wenn sie sie dann doch nicht fand.

Als sie zum ersten Mal ihre Eltern wiedersah, nannte ihr Vater sie *ola m*, mein Gold, und sie wünschte, er hätte es nicht getan, denn sie fühlte sich eher matt.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich habe Kainene nicht einmal mehr gesehen, bevor sie losfuhr. Als ich aufwachte, war sie weg«, sagte sie zu ihren Eltern.

»*Anyi ga-achota ya*, wir werden sie finden«, sagte ihre Mutter.

»Wir werden sie finden«, wiederholte ihr Vater.

»Ja, wir werden sie finden«, sagte auch Olanna, und es kam ihr vor, als stünden sie alle drei vor einer harten, verschrammten Wand und kratzten verzweifelt mit den Fingernägeln daran herum. Sie erzählten sich gegenseitig Geschichten von Leuten, die gefunden worden waren, von Leuten, die monatelang verschwunden und schließlich doch wieder aufgetaucht waren. Die anderen Geschichten über diejenigen, die immer noch vermisst wurden, über die Familien, die leere Särge bestatteten, erzählten sie sich nicht.

Die zwei Soldaten, die kamen und ihren Jollof-Reis aßen, erfüllten sie mit Zorn. Sie lag auf dem Wohnzimmerboden und betete, dass sie ihr restliches Geld aus Biafra nicht finden würden. Nachdem sie gegangen waren, nahm sie die gefalteten Banknoten aus dem Kuvert, das sie in ihrem Schuh versteckt hatte, ging hinaus und zündete unter dem Zitronenbaum ein Streichholz an. Odenigbo sah ihr dabei zu. Er missbilligte es, das wusste sie, denn er selbst besaß sogar noch eine Flagge, die er zusammengefaltet in einer Hosentasche aufbewahrte.

»Du verbrennst deine Erinnerung«, sagte er zu ihr.

»Das tue ich nicht.« Sie würde ihre Erinnerung nicht mit Dingen verknüpfen, die irgendwelche Fremden an sich reißen und ihr wegnehmen konnten. »Meine Erinnerung ist in mir drin.«

Die Wochen vergingen, es kam wieder fließendes Wasser aus den Hähnen, im Hinterhof flatterten wieder Schmetterlinge, und Babys Haar war pechschwarz. Aus Übersee kamen ganze Kisten mit Büchern für Odenigbo. *Für einen vom Krieg beraubten Kollegen*, hieß es da in einer

Telegram:@shabarsbibliothek

Widmung, *von Bewunderern David Blackwells aus der Bruderschaft der Mathematiker.* Odenigbo saß tagelang über den Büchern und studierte sie. »Schau nur, davon hatte ich eine Erstausgabe«, sagte er.

Edna schickte Bücher und Kleider und Schokolade. Olanna sah sich die beigelegten Fotos an und fand, dass Edna fremd aussah, eine Frau, die in Boston lebte und glattgezogenes, fettiges Haar hatte. Es schien lange her zu sein, dass Edna nebenan in ihrer Wohnung an der Elias Avenue gewohnt hatte, und noch länger schien es her zu sein, dass dieser Hof an der Odim Street die äußere Begrenzung ihres Lebens dargestellt hatte. Wenn sie einen langen Spaziergang auf dem Campus unternahm, vorbei an den Tennisplätzen und dem Freedom Square, dachte sie, wie schnell sie damals von hier weggegangen waren und wie lange es dauerte, wieder hierher zurückzukehren.

Ihr Bankkonto in Lagos war weg. Es existierte einfach nicht mehr. Es war, als würde man gewaltsam ausgezogen: Jemand hatte sie all ihrer Kleider beraubt und ließ sie nackt und zitternd in der Kälte stehen. Doch sie sah darin auch ein gutes Zeichen. Da sie ihre Ersparnisse verloren hatte, konnte sie nicht auch noch ihre Schwester verlieren; so böse konnten die Wächter des Schicksals einfach nicht sein.

»Warum ist Tante Kainene immer noch auf *afia attack*?«, fragte Baby oft, mit einem ruhigen, argwöhnischen Blick.

»Hör endlich auf, mich das zu fragen! Dieses Kind!«, sagte Olanna. Doch auch in Babys Fragen sah sie ein Zeichen, obwohl sie dessen Bedeutung noch nicht entziffern konnte. Odenigbo sagte, sie solle aufhören, überall Zeichen zu sehen. Es ärgerte sie, dass er nicht mit ihr übereinstimmte, wenn sie Zeichen für die bevorstehende Rückkehr Kainenes zu erkennen glaubte, doch dann war sie ihm auch dankbar dafür,

Telegram:@shabarsbibliothek

denn er glaubte offensichtlich nicht, es könne etwas geschehen sein, das seine fehlende Zustimmung unpassend erscheinen lasse.

Als ein paar Verwandte aus Umunnachi kamen und den Vorschlag machten, sie sollten einen *dibia* aufsuchen, bat Olanna ihren Onkel Osita, dies zu tun. Sie gab ihm eine Flasche Whisky und etwas Geld, um eine Ziege für das Orakel zu kaufen. Sie fuhr an den Niger, um einen Abzug von Kainenes Foto hineinzuwerfen. Sie fuhr zu Kainenes Haus in Orlu und umschritt es dreimal. Und sie wartete, bis die Woche kam, die der *dibia* festgelegt hatte, aber Kainene kam nicht nach Hause.

»Vielleicht habe ich etwas nicht richtig gemacht«, sagte sie zu Odenigbo. Sie saßen in seinem Arbeitszimmer. Der Boden war übersät mit verkohlten Papierschnipseln aus seinen halbverbrannten Büchern.

»Der Krieg ist zu Ende, aber der Hunger nicht, *nkem.* Dieser *dibia* hatte einfach Appetit auf Ziegenfleisch. Du kannst doch unmöglich an solche Sachen glauben.«

»Ich glaube daran. Ich glaube an alles. Ich glaube an alles, das meine Schwester wieder nach Hause bringt.« Sie stand auf und ging ans Fenster. »Wir kommen alle wieder«, sagte sie.

»Was?«

»Die Leute bei uns sagen doch, wir würden alle wiedergeboren, oder?«, sagte sie. »*Uwa m, uwa ozo.* Wenn ich in meinem nächsten Leben wiederkomme, dann wird Kainene meine Schwester sein.«

Sie hatte begonnen, leise zu weinen. Odenigbo nahm sie in seine Arme.

8. Das Buch: Die Welt schwieg, als wir starben

Seine Widmung schrieb Ugwu zuletzt: Für den Master, meinen Guten.

Telegram:@shabarsbibliothek

Nachwort der Autorin

Dieses Buch basiert auf dem Krieg zwischen Nigeria und Biafra in den Jahren 1967 bis 1970, doch da es sich um einen Roman handelt, habe ich mir einige Freiheiten erlaubt; mir ging es darum, die Wahrheiten meiner eigenen Phantasie darzustellen und nicht die Tatsachen des Krieges. Obwohl einige meiner Figuren auf realen Personen beruhen, ist die Gestaltung der Charaktere ebenso fiktiv wie die Geschehnisse, die ihnen widerfahren. Hier habe ich die Bücher aufgeführt (die meisten von ihnen verwenden übrigens die anglisierte Schreibweise *Ibo* statt *Igbo*), die mir bei meinen Recherchen nützlich waren und deren Autoren ich zu großem Dank verpflichtet bin. Unverzichtbar waren mir insbesondere Chukwuemeka Ikes *Sunset at Dawn* und Flora Nwapas *Never Again* wegen ihrer Darstellung der Atmosphäre im Biafra der Mittelklasse; Christopher Okigbos Leben und sein Werk *Labyrinths* standen Pate für die Figur des Okeoma; und Alexander Madiebos *The Nigerian Revolution and the Biafran War* bilden den Hintergrund für die Figur von Colonel Madu.

Dennoch hätte ich dieses Buch nicht schreiben können ohne meine Eltern. Mein kluger und wundervoller Vater, Professor Nwoye James Adichie, *Odelu Ora Aba*, beschloss viele seiner Geschichten mit den Worten *agha ajoka*, was in meiner wörtlichen Übersetzung bedeutet: »Krieg ist sehr hässlich.« Ich denke, er und meine treusorgende und liebevolle Mutter, Mrs Ifeoma Grace Adichie, wollten mir zeigen, dass es nicht so sehr darauf ankommt, was sie durchmachten, sondern dass sie überlebt haben. Ich bin ihnen dankbar für ihre Geschichten und für so vieles mehr.

Ich grüße meinen Onkel Mai, Michael E.N. Adichie, der bei einem Kampfeinsatz des 21. Bataillons der Armee von Biafra verwundet wurde und mir mit so viel Würde und Humor von diesen Ereignissen berichtet hat.

Telegram:@shabarsbibliothek

Mit Dankbarkeit gedenke ich auch meines Onkels CY (Cyprian Odigwe, 1949–1998) und seiner schillernden Erinnerungen aus der Zeit bei den Kommandos der Armee von Biafra; meines Cousins Pauly (Paulinus Ofili, 1955–2005), der seine Erlebnisse als Dreizehnjähriger in Biafra mit mir geteilt hat; und meines Freundes Okla (Okoloma Maduewesi, 1972–2005), der sich leider dieses Buch nicht mehr unter den Arm klemmen kann, so wie er es mit meinem letzten getan hat.

Mein Dank geht auch an meine große Familie: Toks Oremule und Arinze Maduka, Chisom und Amaka Sonny-Afoekelu, Chinedum und Kamsi Adichie, Ijeoma und Obinna Maduka, Uche und Sonny Afoekelu, Chukwunwike und Tinuke Adichie, Nneka Adichie Okeke, Okechukwu Adichie und ganz besonders Kenechukwu Adichie; allen Odigwes aus Umunnachi und den Adichies aus Aba; meinen »Schwestern« Urenna Egonu und Uju Egonu und meinem »Brüderchen« Oji Kanu. Sie alle haben daran geglaubt, dass ich besser bin, als es tatsächlich der Fall ist.

Danke an Ivara Esege; an Jason Cowley für das Lesen und Wiederlesen; an Binyavanga Wainaina für seine ausgezeichneten Einwände; an Amaechi Awurum, die mir beigebracht hat, was Glaube ist; an Ike Anya, Muhtar Bakare, Maren Chumley, Laura Bramon Good, Martin Kenyon und Ifeacho Nwokolo, meine fahnenlesenden Freunde; an Susan Buchan für die Fotos, die in Biafra aufgenommen wurden; an das Vermont Studio Center für sein Geschenk von Raum und Zeit; und an Professor Michael J.C. Echeruo, der mich mit seinen gebildeten und großzügigen Bemerkungen dazu brachte, auf die Suche nach der anderen Hälfte der Sonne zu gehen.

Dankbar bin ich schließlich auch meiner unvergleichlichen Agentin Sarah Chalfant, weil sie mir das Gefühl der Sicherheit gab; und Mitzi Angel, Anjali Singh und Robin Desser, meinen so klugen und scharfsichtigen Lektoren.

Telegram:@shabarsbibliothek

Mögen wir uns stets erinnern.

Telegram:@shabarsbibliothek

Telegram:@shabarsbibliothek

Literatur

Chinua Achebe, Girls at War and Other Stories
Elechi Amadi, Sunset in Biafra
J.L. Brandler, Out of Nigeria
Robert Collis, Nigeria in Conflict
John De St. Jorre, The Nigerian Civil War
Herbert Ekwe-Ekwe, The Biafran War: Nigeria and the Aftermath
Cyprian Ekwensi, Divided We Stand
Buchi Emecheta, Destination Biafra
Ossie Enekwe, Come Thunder
Frederick Forsyth, Biafra-Story. Bericht über eine afrikanische Tragödie
Herbert Gold, Biafra Goodbye
Chukwuemeka Ike, Sunset at Dawn
Eddie Iroh, The Siren in the Night
Dan Jacobs, The Brutality of Nations
Anthonia Kanu, Broken Lives and Other Stories
Alexander Madiebo, The Nigerian Revolution and the Biafran War
Michael Mok, Biafra Journal
Rex Niven, The War of Nigerian Unity
Hilary Njoku, A Tragedy Without Heroes
Arthur Agwuncha Nwankwo, The Making of a Nation
Flora Nwapa, Never Again
Flora Nwapa, Wives at War
Benard Odogwu, No Place to Hide: Crisis and Conflicts Inside Biafra
Christopher Okigbo, Labyrinths
Ike Okonta/Oronto Douglas, Where Vultures Feast
Joseph Okpaku, Nigeria: Dilemma of Nationhood
Kalu Okpi, Biafra Testament
Wole Soyinka, Der Mann ist tot. Aufzeichnungen aus dem Gefängnis
John J. Stremlau, The International Politics of the Nigerian Civil War
Ralph Uwechue, Reflections on the Nigerian Civil War
Alfred Obiora Uzokwe, Surviving in Biafra

Telegram:@shabarsbibliothek

Glossar

abacha: *getrocknete Maniokflocken; werden in Wasser aufgeweicht und mit Kokos- oder Palmöl gegessen*
afia attack: *Warenschmuggel durch die Frontlinien während des Biafrakrieges, meist von Frauen ausgeführt*
agbada: *Yoruba: traditionelles Männergewand mit weitgeschnittenen Ärmeln und Stickereien, das über einem Hemd getragen wird*
akamu: *vergorener Maisbrei; siehe* pap
akara: *frittierte Bällchen aus pürierten Schwarzaugenbohnen*
akidi: *Mungobohnen; Hülsen und Samen der grünen Bohne werden als Gemüse oder in Suppen gegessen*
akpu: *vergorene Maniokpaste*
Alligatorpfeffer: auch osi oji*, ein Gewürz; wird manchmal zusammen mit* oji *gereicht; siehe Kolanuss*
anara: *kleine, bitter schmeckende Aubergine, die oft roh gegessen wird*
arigbe: *Wildkraut; verabreicht, um jemandes Herz zu rühren*
atu: *Holzstäbchen zum Reinigen der Zähne*
boubou: *Pidginenglisch: weitgeschnittenes Frauengewand*
chi: *Schutzgeist, geboren mit der Person, führt unsichtbar durch das Leben bis über den Tod hinaus; Kraft des Individuums*
chin-chin: *in Öl frittiertes Gebäck*
dibia: *Wahrsager und Heiler*
ede: *siehe Taro*
garri: *geröstete Maniokraspeln mit Palmöl*
Harmattan: staubiger Wind aus der Sahara im Dezember und Januar
Hausa: eines der drei größten Völker (21%) Nigerias, vor allem in Nordnigeria; Verkehrssprache Westafrikas, afroasiatische Sprache
Highlife: populäre Tanzmusik, entstanden in den 1920er Jahren in Ghana; die Highlife-Kultur feiert das moderne Leben und seine Prestigeobjekte
Igbo: eines der drei größten Völker (18%) Nigerias, vor allem in Südostnigeria; Niger-Kongo-Sprache
Igbo-Ukwu-Kultur: um das 9. Jahrhundert in Südostnigeria; erste Kupferschmiedeproduktion Westafrikas, Bronzeskulpturen im Gelbgussverfahren; archäologische Ausgrabungen erbrachten 1959 formvollendete Bronzen; siehe umflochtener Topf
Ijaw: Volk im Nigerdelta; Niger-Kongo-Sprache
Jollof-Reis: Reiseintopf mit Tomaten, Zwiebeln, Pfeffer, Salz und Rinderbrühe
kai-kai: *Pidginenglisch: schwarzgebrannter Gin*
Kolanuss: auch oji*; enthält Koffein; spielt in rituellen Zusammenhängen eine Rolle; die Kolanuss brechen, segnen, teilen – das ist die Pflicht des Gastgebers seinen Besuchern*

Telegram:@shabarsbibliothek

gegenüber; oji *kann auch zusammen mit* ose oji *gereicht werden; siehe Alligatorpfeffer*
kpam-kpam: *zweimaliges Klatschen oder Klopfen, um Aufmerksamkeit zu erregen*
kuka: *Hausa: Affenbrotbaum; charakteristisch für die afrikanische Savanne; Verwendung seiner Teile als Nahrung und Medizin*
kwalikwata: *Hausa: Laus*
Kwashiorkor: Eiweißmangelkrankheit durch Fehl- und Unterernährung, besonders bei Kleinkindern nach dem Abstillen
mmuo: *Ahnengeist; Maske, die den Ahnengeist repräsentiert; Maskenträger sind junge Männer, die regelmäßig bei Festen zu Ehren von Gottheiten und Ahnengeistern tanzen*
moi-moi*: gedämpfte Küchlein aus pürierten Schwarzaugenbohnen*
nchokolo: *Kreisspiel für Kinder*
neem: *Niembaum, immergrüner tropischer Laubbaum; Blätterextrakt wird gegen Malaria eingesetzt*
nzu: *Kreide*
obi: *überdachte Versammlungsstätte mit Feuerstelle im Zentrum eines Gehöfts*
ofe nsala: *leichte Suppe mit Fisch; Ziegenfleischsoße*
oga: *Handklatschspiel für Kinder*
ogbanje: *Geistkind, das wiederholt von derselben Mutter geboren wird und immer wieder stirbt*
ogbunigwe: *Mehrzweckbombe, entwickelt und produziert unter der RAP; siehe RAP*
ogene: *traditionelle Doppelglocke; »Ogene-Sound« ist die Verbindung von Highlife- und traditioneller Igbo-Musik*
ogiri: *Würze aus vergorenen Sesamkörnern*
okwuma: *Schibutterbaum der Savanne; die Schibutter aus den Beerenkernen ist ein bedeutender Fettlieferant*
ori-okpa-*Fest: Maskenfest; siehe* mmuo
oyi: *Name einer regionalen Gottheit*
oyinbo: *Pidginenglisch: weißhäutige Person*
pap: *vergorener Maisbrei; siehe* akamu
RAP: »Research and Production Organization«: Biafra, koordinierte waffentechnische und infrastrukturelle Entwicklungen
Sardauna: Hausa: traditioneller Hausa-Titel; hier gemeint: Sardauna of Sokoto, das Oberhaupt der Muslime in Nordnigeria
suya: *Pidginenglisch: gegrilltes, scharf paniertes Rind-, Schafs- oder Ziegenfleisch*
swell: *Hüpfspiel für Kinder*
Taro: Nutzpflanze mit stärkehaltiger Knolle; riesige Blätter mit kräftigem Stiel dienen als Schirm
ube: *Baum mit länglicher, birnenförmiger Frucht*
udala: *Baum mit süßen, kernreichen Früchten*
ugba: *fermentierte Samen der wildwachsenden Kongo-Akazie*
ugu: *Kürbis, Gemüse mit hohem Proteingehalt*
ukwa: *Brotfruchtbaum; Früchte und Samen reifer Früchte können verzehrt werden*

Telegram:@shabarsbibliothek

umflochtener Topf: »roped pot«, bronzenes Ritualgefäß (etwa 30 cm hoch), bestehend aus Wassergefäß und Ständer, die von einem Netz (ebenfalls Bronze) eingefasst sind; im Gelbgussverfahren hergestellt; Objekt aus dem Insignienschatz, das hohen Status und Reichtum anzeigt; die kunstvolle Oberflächengestaltung ist einzigartig in der afrikanischen Kunst; siehe Igbo-Ukwu-Kultur

umuada: *Frauengruppe, vereinigt alle Frauen einer Abstammungslinie; sorgt für Harmonie, schlichtet bei Ehestreitigkeiten in der Herkunftsgemeinschaft; alle eingeheirateten Ehefrauen sind Mitglied in der Solidaritätsgruppe Ndyiom, unterstützen sich wirtschaftlich; Frauen heiraten immer in eine fremde Abstammungslinie und sind dann Mitglied in beiden Gruppen*

umunna: *Gruppe von Personen mit gemeinsamer Abstammung in väterlicher Linie, geführt vom ältesten Mitglied*

uziza: *Aschantipfeffer; mit den pfeffrig schmeckenden Blättern werden Soßen gewürzt*

Wawa: Igbo-Dialekt

wee-wee: *Pidginenglisch: Marihuana*

Yoruba: eines der drei größten Völker (21%) Nigerias, vor allem in Südwestnigeria; Niger-Kongo-Sprache

Telegram:@shabarsbibliothek

Telegram:@shabarsbibliothek

Über Chimamanda Ngozi Adichie

Chimamanda Ngozi Adichie ist eine der großen jungen Stimmen der Weltliteratur. Ihr Roman ›Blauer Hibiskus‹ war für den Booker-Preis nominiert, ›Die Hälfte der Sonne‹ erhielt den Orange Prize for Fiction 2007. Insgesamt wurde ihr Werk in 37 Sprachen übertragen und sie steht auf der renommierten Liste der »20 besten Schriftsteller unter 40« des »New Yorker«. Für ›Americanah‹, von der »New York Times« zu einem der fünf besten Romane von 2013 gewählt, erhielt sie den Heartland Prize for Fiction und den National Book Critics Circle Award. Adichie wurde 1977 in Nigeria geboren und lebt heute in Lagos und in den USA.

Weitere Informationen finden Sie bei www.fischerverlage.de.

Telegram:@shabarsbibliothek

Über dieses Buch

Der Dorfjunge Ugwu kommt als Houseboy zu Odenigbo, einem linksintellektuellen Professor, bei dem er lesen und schreiben lernt. Als Odenigbos neue Liebe Olanna ihr privilegiertes Leben in Lagos aufgibt, um mit ihm zu leben, wachsen die drei schnell zu einer kleinen Familie zusammen. Der englische Journalist Richard, der in Nigeria Inspiration für sein erstes Buchprojekt sucht, verliebt sich in Olannas ungleiche Schwester Kainene, die die Geschäfte der reichen, aber auch korrupten Familie leitet. Sie alle gehen durch ihre eigenen Krisen und Freuden, doch teilen gemeinsam die große Hoffnung auf ein unabhängiges Biafra, das 1967 im Osten Nigerias, wo die Mehrheit der Igbo-Bevölkerung lebt, ausgerufen wird.
Nur drei Jahre später versinkt das Land in einem blutigen Bürgerkrieg, der Olanna, Kainene und ihre Liebsten brutal aus ihren Leben reißt und alles Dagewesene ausradiert. Ein überwältigender Roman über Liebe, Loyalität, Rassismus und Verrat im zerstörerischen Alltag des Krieges.

»Ohne jeden Zweifel ein literarisches Meisterwerk, ein literarischer Klassiker.« Daily Mail

Telegram:@shabarsbibliothek

Impressum

Das Glossar wurde erstellt von Hannelore Vögele.

Das Gedicht auf S. 120 wurde entnommen aus »Shropshire Lad Gedichte« von E.A. Housman in ›Viktorianische Lyrik Englisch/Deutsch‹, Reclam, Stuttgart 1985. Deutsch von Gordon Collier.

Das Gedicht auf S. 130 stammt aus »Der Rattenfänger von Hameln« in ›Ausgewählte Gedichte von Robert Browning‹, M. Heinsius Nachfolger 1894. Deutsch von Edmund Ruete.

Covergestaltung und Abbildung: buxdesign, München

Erschienen bei FISCHER E-Books

Die Originalausgabe erschien 2006
unter dem Titel ›Half of a Yellow Sun‹
bei Fourth Estate, London

Für diese Ausgabe:
© 2016 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen. Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.
ISBN 978-3-10-403681-6

Telegram:@shabarsbibliothek

Telegram:@shabarsbibliothek

Telegram:@shabarsbibliothek







Telegram:@shabarsbibliothek

Telegram:@shabarsbibliothek